WIDENER LIBRARY
HX CRUF 5

P-Germ 418.2

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL

(Class of 1815)

OF BOSTON

Danner's
Leichbibliothek.

KH 160

N. 5428.

P-Germ 448.2

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL

(Class of 1815)

OF BOSTON

Dunner's
Kirchenlieder

KH 160

S. 5428.

P Germ 448.2

KH160

HARVARD COLLEGE
MAR 12 1920
Library

J. A. LOWELL FUND

Zeitung für die elegante Welt.

2. Oktober **№ 40.** 1844.

Uebersicht: Zwei Dichter, eine Erzählung (Fortsetzung). — Ostindisches Leben. — Nachrichten.

Zwei Dichter.

(Fortsetzung.)

III.

Der Wald worin jene Scene vorfiel, besäumt an seiner Südseite ein liebliches, enges Thal mit einem Dorfe, was in seiner Reinlichkeit und Regelmäßigkeit gegen viele andre Dörfer Westphalens absticht; aus zwei langen Reihen bestehend, dazwischen ein kleiner Bach und neben ein großer Fahrweg läuft, nimmt es fast den ganzen Längenraum des Thälchens ein, nur so viel Raum lassend, daß etwa 300 Schritte von dem letzten Hause entfernt, im dichtesten, schattigsten Winkel, noch eine einzelne Wohnung mit Gartenanlagen, ein Bienenhaus, ein Backofen und eine Schmiede stehen kann. Hier schließt sich des Thales eines Ende und ein gelichteter Weg führt zu einer Anhöhe hinauf, während am entgegengesetzten Ende der schlängelnde Bach und Fahrweg, mit Mühlen, Hämmern und Hütten besetzt, den Wanderer in ein viel größeres Thal und aus diesem in eine weite, schöne Ebene führt. Zu links und rechts nach den Thalwänden liegen Wiesen und Fruchtfelder, deren Grün sich gar anmuthig mit dem Grün der einfassenden Waldungen schattirt. Das Dörfchen mit seinen Umgebungen liegt wie ein weißer Blüthenkelch im Blätterschmuck verborgen. Es war ein lauer Sommerabend, als auf der kleinen Höhe, die sich über das Thal erhob, in einfachen Reisekleidern, mit Tornister und Stock August stand und eigenthümlich ergriffen in die anmuthige Tiefe schaute. Die weißen Häuser lagen da wie eine friedliche Lämmerheerde, bewacht von dem treuen Wächter, der grauen Kirche, der seinen Schäferstab, den Thurm, gar ernst von sich streckte, und magisch beleuchtet von der untergehenden Sonne; die Aehrenfelder wogten auf und nieder wie Wellen, vom lauen Winde bewegt; auf den Wiesen weideten, lagerten und sprangen breitgestirnte, buntgefleckte Kühe, dazwischen Schaafe, Pferde, Hunde, Ziegen und

Kinder, alles in schönster Eintracht; die Wälder glitzerten in saftigem Grün unter dem goldenen Gewande, was die Abendstrahlen darüber geworfen; Rauchwolken zogen aus Häusern, Hütten und Hämmern in wechselnden Formen empor und lagerten sich an den höchsten Punkten der Bergwände; dazu das Hämmern, Pochen und Klappern aus den Gewerken und Mühlen, und doch eine Ruhe, eine Stille wie Sabbathfeier: das alles trat wie ein magisches Bild vor das Auge des Beschauers und rief die mannigfachsten Gefühle in ihm hervor; alte, vergangene Tage mit ihren Freuden und Schmerzen, Hoffnungen und Täuschungen zogen wie Nebelgestalten längs seiner Seele. Regungslos stand er da auf seinen Stock gestützt, die Arme fest verschlungen, und trank mit vollen Zügen den schäumenden Becher, den die Natur an seinen Mund setzte. Er sprach kein Wort, er dachte an nichts Bestimmtes, er sah nicht zum Himmel, aber sein Auge strahlte unbewußt Gedicht und Gebet. Das ist das wunderbare Geheimniß der Natur: sie löst alles Irdische in uns auf, sie trägt auf unsichtbaren Schwingen uns nach Oben und verwebt unser ganzes Sein mit dem einzigen Grundgedanken „Gott und Welt!" August's Blick verfolgte jetzt den Lauf des Baches, fort, fort durch den engen Paß bis in das große, schöne Thal und weiter am silbernen Band, bis zur fernen blauen Ebene. „O!" rief er, „solch ein Pfad leuchtet wohl jedem Menschen einmal im Leben, sei es als Liebe, als Hoffnung oder Ehrgeiz, zeigt dem seelig Schauenden das Thal, wo seine Liebe blühen, seine Hoffnung Früchte tragen, die Ebene, worauf sein Ehrgeiz ritterlich kämpfen soll; aber der Arme findet nicht immer die Wirklichkeit wie sie hier vor mir liegt; der silberne Pfad ist eine optische Täuschung, ein Dunst, aus dem Meer seiner Träume entstiegen." Jetzt sprang sein Blick von jenen Gegenständen auf die kleine, abgesonderte Gruppe dicht unter ihm: da lag das bescheidene weiße Haus mit den rothen Fensterrahmen so friedlich zwischen Gartenbeeten; zwei hohe Lindenbäume gaben dem freien Platze vor der Hausthüre, mit Ruhebänken eingefaßt, reichen Schatten; Fliederbäume umdufteten das Bienenhaus, und der gelbe Backofen war mit Stäben umhegt, darauf blendend weiße Wäsche hing. Es wird das Pfarrhaus sein, dachte der Beschauer; aber da sah er auch die Schmiede mit dem dunkel glühenden Kohlenfeuer und vor der Schmiede stand am Ambos eine mächtige Gestalt und hämmerte; diese Gruppe gehörte zum Uebrigen, das sah er bald ein, aber er hatte noch nie eine Schmiede mit solchen Umgebungen gesehen. Lange schaute er auf das Ganze hinab, seine Züge verriethen einen aufsteigenden Entschluß; jetzt richtete er sich auf einmal stark empor, schwang wirbelnd seinen Stock in die Luft und rief: „So soll's sein!" sein Auge, bis jetzt weich und träumerisch, blitzte wieder Entschlossenheit und Kraft, er reckte die kräftigen Glieder, strich die schwarzen, krausen Haare von der mächtigen Stirne und stieg raschen Schrittes in das Thal hinab.

Der Schmied vor dem Ambos war der riesige Mann aus der Waldscene; er war gekleidet wie damals, wie damals quoll noch die eiserne Brust aus dem weißen Hemde und der rothen Weste, zeigten Arme und Fäuste die schwellenden Muskeln und stählernen Sehnen, aber die grauen Haare waren noch grauer geworden, die gedrungene Stirne hatte sich noch tiefer gefurcht, die grauen Augen glühten noch düsterer über die finsteren, kräftigen Züge. Nur wenn er mit mächtigem Schlage auf das rothe Eisen schlug, daß weit die Funken stoben und sah wie die guten Hiebe das schroffe Metall nach seinem Willen formten, stahl sich wohl ein zufriedenes Lächeln über sein Gesicht und es wurde dies sogar sanft, wenn er nach der Bank vor der Hausthür sah.

Auf dieser Bank saß Margaretha, sein einziges Kind, und sang mit reiner, metallner Stimme ein Lied von Uhland zum Spinnrad. Margaretha war ungefähr 20 Jahre alt, mit so feinen, regelmäßigen Zügen, wie man sie selten in ihrem Stande findet. Die zarte Blässe der länglich-runden Wangen war mit flüchtigem Roth vermischt, die blauen Augen glänzten in wunderbarem Schmelz in Trauer und Sehnsucht, und von der glänzend-reinen Stirne fiel nußbraunes Haar in langen, dichten Flechten. Sie war gekleidet wie ihre Dorfschwestern, mit grünem Rock und dunkelrothem Jäckchen, dessen kurze Aermel weiße, elastische Arme sehen ließen, aber sie unterschied sich doch in diesem Anzuge vor allen Jenen durch besondre Reinlichkeit und Niedlichkeit. Das Mädchen war in Feld- und Hausarbeit aufgewachsen, wenn auch für das Gröbste derselben Knecht und Magd da waren; aber alles war spurlos an ihren Reizen vorübergegangen, und wie sie so da saß am weißen, stillen Häuschen, unter den großen Linden, vom Abendschein beleuchtet, ernsten, feuchten Auges nach dem klaren Himmel schauend, die Arme, vom Spinnrad gefallen, gefalten im Schooße haltend und die letzten Strophen des Liedes leise singend, hätte man sie eher für die verkleidete Wasserfee oder Lurlei, als für die Tochter des rauhen westphälischen Schmiedes gehalten. Die Natur spielt oft in geheimnißvoll-wunderbaren Scherzen.

August, der indessen aus dem Gebüsch getreten war, hatte unbemerkt mit immer größerer Verwunderung die beiden Gruppen und dann das Ganze betrachtet und ein unerklärbarer Zauber schien ihn zu fesseln und seinen, auf der Höhe gewonnenen Entschluß zu verstärken. Jetzt trat er näher und bei diesem Geräusche sahen Vater und Tochter ihn befremdet an. Margaretha nahm eilig ihr Spinnrad und ging in's Haus; der Schmied schien sich nicht weiter um ihn zu bekümmern, denn er hieb wieder frisch darauf los und zwar so lange bis August dicht vor ihm stand und „guten Abend!" wünschte; er wollte mit einem kurzen „Dank Euch!" wieder forthämmern, aber die fremde kräftige Stimme, das ganze Wesen August's interessirte ihn doch zu viel; er stützte den Hammer auf den Block, lehnte sich darüber, sah August forschend an und fragte: „Was soll's?"

„Ich will Euer Handwerk lernen und Euch bitten, mein Meister zu werden", antwortete August fest und doch gutmüthig.

Der Schmied sah ihn von oben bis unten verwundert an: „Ihr? und was seid Ihr denn?"

„Ja, ich — und ich bin ein Mann", sagte August kurz und lächelte.

„Das glaub' ich", meinte der Alte, lächelte auch und wiegte den riesigen Körper auf dem Hammer; das war stets ein Zeichen, daß er innerlich zufrieden sei. Dann aber zog's auf einmal wie Gewitterwolken über sein Gesicht, er schwieg eine Weile, stampfte drauf mit dem Hammer auf den Block und sagte: „macht einem alten Mann keine Mafetchens vor, Ihr seid aus vornehmen Hause, habt, wer weiß was für Dinge vor, und der Teufel hole das ganze vornehme Pack!"

„Ihr gefallt mir immer mehr", entgegnete August ruhig, „ich meine es ehrlich, so wahr mir Gott helfe! ich will Schmied und nichts anders als Schmied werden."

„So geht wo anders hin, hier nicht."

„Nein, grade hier will ich es werden, in diesem schönen Thale, in dieser stillen Abgeschiedenheit, hier bei Euch und" — August sah sich um, das Mädchen auf der Bank war verschwunden und er vollendete seine Rede nicht,

das war auch sehr gut und eben so, daß der Schmied seinen Blick nach der Bank nicht bemerkte.

Dieser sah stumm vor sich hin, man sah es in ihm streiten; dann sagte er schon weniger mürrisch: „Ich nehme bloß Lehrlinge an, deren Vater auch Schmied war; ist das bei Euch der Fall?"

August stutzte, dann antwortete er trocken: „Ja! mein Vater war ein Schmied!"

„So, so! und was schmiedete er denn?" fragte der Schmied scharf und spöttisch.

„Bücher, er war ein Bücherschmied; ich habe es ihm nachgemacht und wollte nun einmal auch Eisen schmieden."

Der Schmied verstand wohl was der sonderbare Mann mit dem Bücherschmieden meinte, aber nicht was ihn zu dem barocken Entschluß bewege und er fragte mit einem Gemisch von Zufriedenheit, Neugier und Argwohn: „Nun, nun, so Bücherschreiber das sind schon ganz andre Leute, für die habe ich immer vielen Respekt gehabt, denn der liebe Gott hat sie besonders gesegnet; aber nun sagt mir in's Henkersnamen, was das mit Euch hier bedeuten soll?"

August fühlte sich immer mehr von diesem Manne angezogen; der Alte imponirte ihm und er sah hinter den rauhen, finstern Zügen einen edlen Kern, ein sonderbares Natur-Geheimniß liegen. In kurzen Worten erzählte ihm jetzt August so viel von seinem Leben, als er glaubte daß der Schmied verstände und schloß mit den Worten: „Seht, Meister, und nun ist mir das Leben da außen niederträchtig und abgeschmackt vorgekommen, die Welt und ich haben uns gleichsam verstoßen und nun will ich gern etwas thun, wobei ich alles andere vergesse und mich recht tüchtig anstrengen muß, da sehe ich denn wie mir's geht. Nun gefallt Ihr mir und Euer rauhes, wildes Handwerk auch, und es ist so still und abgelegen hier, daß man wohl wenig Menschengesichter zu sehen bekommt."

Der Schmied hatte sich bisher wieder zufrieden auf seinem Hammer gewiegt und mit großer Spannung zugehört; jetzt aber reckte er sich auf einmal wild in die Höhe, schlug auf den Amboß daß es laut in den Bergen wiederhallte und sagte grimmig: „Doch — doch — als hin und wieder!"

„Was habt Ihr denn auf einmal?" fragte August verwundert; „überhaupt, was fehlt Euch? hat auch Euch die Welt was angethan?"

„Laßt das, entgegnete der Schmied, Ihr sollt mich schon verstehen lernen, wenn wir beieinander bleiben."

„Also wir bleiben beieinander?" rief August froh und reichte dem Schmied die Hand.

„Das wollen wir sehen", entgegnete dieser ernst, ging in die Schmiede und brachte den furchtbaren Hammer, den er in der Waldscene so gefahrdrohend geschwungen hatte: „Seht, Herr — wie heißt Ihr doch noch?" —

„Nennt mich August."

„Also Herr August, oder August, dieser Hammer ist beinahe 200 Jahre alt; er ist ein Erb- und Ehrenstück, den mein Großvater, Vater und ich selbst jeder an 50 Jahre geschwungen haben. Mein Urgroßvater hat ihn drei Tage vor seinem Tode geschmiedet und dabei bestimmt: daß alle seine Nachfolger nur solche Gesellen anwerben dürften, die den Hammer dreimal hintereinander schwingen könnten. Könnt Ihr das nun, so bleibt Ihr bei mir, sonst nicht; aber ich glaube Eure vornehmen Knochen werden's bleiben lassen."

„Sie werden's nicht bleiben lassen!" rief August, ergriff den ungeheuern

Hammer wie einen Stab, schwang ihn pfeifend achtmal um das Haupt, ließ ihn dröhnend auf den Ambos fallen und warf ihn dann wie einen leichten Kreisel in die Ecke.

Der Schmied zitterte fast vor Freude, reckte seine starken Arme aus und ahmte mit kreisenden Handbewegungen die Schwingungen des Hammers nach; dann sprang er auf August zu, ergriff dessen beide Hände und rief: „Donnerwetter, Ihr bleibt!“

August erwiederte herzlich den Druck seiner Hand.

„Jetzt den Hammer wieder fort und Feierabend gemacht und dann laßt uns ausmachen, wie es zwischen uns gehalten wird“; mit diesen Worten trug der Schmied den Hammer fort und schloß die Schmiede ab.

„Was soll's da lange noch ausmachen, Ihr sagt mir was ich Euch für Kost, Logis und Lehre geben soll; was Ihr fordert geb' ich und damit gut“, meinte August.

„Oho! so geht's nicht, meint Ihr, Ihr könntet so leben wie ein Herr, wie's Euch gefiel und mich dafür bezahlen? bewahre Gott! Anfangs gebt Ihr mir für alles zusammen den Tag 4 Silbergroschen, wöchentlich bezahlt; hernach geb' ich Euch zuerst 2½ Silbergroschen, dann mehr, je nachdem Ihr arbeitet; die Arbeitsstunden sind von 7 bis 11 und von 2 bis 8, die müßt Ihr einhalten; dann eßt Ihr was wir essen, sitzt am Tisch oberhalb meinem Knecht und schickt Euch in allem grade wie mein Geselle. Das Herumflankiren und Arbeiten nach Lust und Laune ist für Euch nichts nutz und mich bringt's aus der Ordnung; wollt Ihr das alles, ist's gut, sonst könnt Ihr gehen, Euer Geld brauche ich nicht.“

„So sei's denn!“ rief August, der, wenn auch beim Anfang jener Rede über die praktische Wendung der Sache etwas stutzig werdend, doch immer größeren Gefallen an seiner barocken Idee, an den Schmied und der ganzen Umgebung fand; die schöne Spinnerin mochte dabei wohl im Hintergrunde stehen. „War das Mädchen, was vorhin auf der Bank saß Eure Tochter?“ fragte er.

Der Alte schoß einen Blitz des Argwohns auf August, aber dessen Unbefangenheit beruhigte ihn bald wieder. „Ja!“ antwortete er barsch.

„Sie scheint ein gutes, liebes Geschöpf zu sein“, fuhr August fort und bemerkte nicht den schmerzlichen Groll, der durch des Schmiedes Antlitz zuckte.

„Das sind Narrenspossen; es ist nicht wahr“, mit diesen Worten ging er raschen Schrittes in das Haus und August folgte ihm kopfschüttelnd. — Durch den langen, lehmgepflasterten Hausflur, dessen äußerstes Ende als Küche diente und durch dessen geöffnete Längenseite man stattliches Vieh aus blanken Raufen fressen sah, trat August in das Wohnzimmer. Margaretha hatte schon den großen eichenen Tisch gedeckt und schob den ledernen, verrauchten Lehnstuhl und breite, kernfeste Dreibeinstühle heran. August bewunderte dabei rasch ihre leichten, schönen, ja edlen Bewegungen. Sie bemerkte den Fremden nicht, bis der Vater sagte: „Noch einen Löffel für den neuen Gesellen“; verwundert sah sie den Gesellen und den Vater an und that dann still wie ihr geheißen. „Bring auch noch einen Käse, die Suppe wird jetzt nicht reichen“, fuhr der Vater fort, als bemerke er die Verwunderung nicht. August grüßte Margarethe freundlich, sie dankte verlegen und ging hinaus. Wir kochen nicht mehr als grade nöthig ist, darum können wir auch, wenn's Noth thut, drei Töpfe voll mehr, für die Armen, kochen; Sparsamkeit ist ein gutes Ding.“ Mit diesen Worten schnallte der Schmied sein Schurzfell

ab, hing es unter dem Weihkeſſel, darüber ein Palmſträuschen ſtak, nahm von der geblümten Wand die Fliegenklatſche und ſetzte ſich in den großen Lehnſtuhl am Tiſch. Bald brachte Margarethe den Käſe, die Magd einen großen Napf mit Gerſtenbrei und der alte Knecht ein rieſenmäßiges Brod mit dito Meſſer, „Nun ſetzt Euch, Auguſt, da links neben mir und dem Jakob und greift tüchtig zu, nöthigen thun wir nicht, aber je beſſer es Euch ſchmeckt, deſto lieber iſt es mir.“ Margarethe ſprach ein kurzes Tiſchgebet mit innigem Gefühl, dann ſtackte Jeder ſeinen Löffel in den Napf und aß wacker zu. Der Alte war guter Dinge, er erzählte von Haus- und Dorfangelegenheiten und miſchte viele kernige und wahrhaft tiefe Lehren dazwiſchen. Margarethe ſchien unbefangen, ſprach aber wenig und blickte zuweilen verſtohlen nach Auguſt, der ſie mit ſteigender Theilnahme betrachtete und ſich, er wußte nicht warum, gar ſehr freute, wenn ſie Beide ſich mit — dem Eßlöffel zuſammenfanden. Er fühlte ſich aber auch im Ganzen ſo froh und frei und es ſchmeckte ihm ſo gut wie lange nicht. Er zeigte das auch in Worten und Werken, worüber ſich ſein Meiſter gar ſehr zu freuen ſchien. Jetzt waren alle geſättigt; Margarethe ſprach ein Dankgebet, die Dienſtboten entfernten ſich grüßend mit Schüſſel und Brod und der Alte führte den Geſellen in ein kleines, ſehr einfach mit Tiſch, Stuhl und Bett, aber gar ſauber eingerichtetes Kämmerchen: „Wir gehen hier früh ſchlafen um früh aufzuſtehn, das iſt bei Euch Leuten leider umgekehrt; aber Ihr müßt Euch ſchon dran gewöhnen und es iſt beſſer ſo.“ Mit dieſen Worten entfernte ſich der Schmied und Auguſt fand auf einem reinlichen Strohlager mit Matrazen den erquickenſten Schlaf den er ſeit langer Zeit genoſſen hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Oſtindiſches Leben.

Die „Erinnerungen aus dem Oſten“, deren in der vorigen Nummer gedacht wurde, bringen ſo ſpecielle, und wie mir ſcheint intereſſante Schilderungen des Lebens in Oſtindien, daß ich den Leſern gern ein anſchauliches Bild, ein noch deutlicheres Bild geben möchte, als das bloße Urtheil über ein Buch gewähren kann.

Das rothe Meer entlang fahrend ſteigt der Reiſende bei Mocha — ſo heiße es, nicht Mokka — an's Land und wir erfahren folgendes Detail über den Kaffee. „Als wir die Taſſe zum Munde führten, ſahen wir uns einander betroffen an, denn ſelbſt in England könnte man ſchwerlich einen ſchlechtern Kaffee bekommen, als der unſrige war. Ein ſchöner reichgekleideter Türke bemerkte lächelnd unſre Verlegenheit und redete uns in geläufigem Italieniſch an. Smyrnaer von Geburt, begab er ſich alljährlich nach Mocha, um ſeine Einkäufe zu machen. Er belehrte uns, daß das gewöhnliche, unter den Eingebornen Käſeh benannte Getränk nichts anderes als Ki-chu ſei, d. h. ein aus der Hülſe der Kaffeebohne bereitetes Decoct, welches man hier theils aus Gewohnheit, theils aus Oekonomie zu trinken pflegt. Auf mein Erſuchen beorderte er nun wirklichen Kaffee, und ich kann wohl ſagen, daß ich ſeitdem erſt weiß, wie Kaffee ſchmecken ſoll. Trotz des Abrathens genoß ich ſechs Taſſen von dieſem herrlichen, aromatiſchen Getränk, was ich ja wohl nie wieder in Mocha trinken werde. Unſer freundlicher Türke lud uns ein, die unweit der Stadt gelegene Kaffeeplantage mit ihm zu beſuchen, und bald hatten uns ſchnell herbeigeſchaffte Eſel an Ort und Stelle gebracht. Was mir beſonders an

den Kaffeebäumen auffiel, war der Umstand, daß sie nicht wie in Brasilien Sträuche oder mittelgroße Bäume bildeten, sondern ungeheuer hoch und schlank gewachsen waren. Ein solcher Baum bringt oft 50—60 Pfund Bohnen hervor. In einer französischen Reisebeschreibung (Journal de la Marine 1834) hatte ich gelesen, daß in der nächsten Nähe von Mocha keine Bohne Kaffee wüchse! Dem muß ich aber durchaus widersprechen." Der Verfasser sagt, daß wir in Europa immer nur die geringere Qualität von Kaffee erhielten, und die beste Qualität nach Persien und Indien gehe. Vielleicht ändert sich das, da sich die Engländer in Aden festgesetzt.

Bekanntlich sind bei uns die Bajaderen als schöne Tänzerinnen in Mißkredit gekommen seit deren einige vor etwa zwei Jahren eine Rundreise durch Europa gemacht. Der Verfasser nimmt sie in Schutz. Er sieht einen Kirchendienst von zweihundert Braminen und etwa hundert Almeh's (Bajaderen) feiern und findet ihn sehr interessant. „Nach vielen Ceremonien und Abwaschungen", sagt er, „sprachen die Söhne Brahmas laute Gebete, nach deren Beendigung die Almehs mit Tamburin und Cymbelklang hereintraten, sich um den Altar stellten, und ihre allegorischen, heiligen, irgend eine vorzügliche That des Gottes bezeichnenden Tänze begannen. Ernst und graziös wurden die Gruppirungen und Tänze eine Stunde lang von einem Theile der anmuthig schwebenden Almeh's fortgesetzt, während andre Hymnen zu Brahma's Lobe sangen; die Bajaderen, welche ich in Europa gesehen, waren diesen edeln, heilig-ernsten Gestalten in keiner Weise zu vergleichen, deren Anblick, eine Vereinigung von Sittsamkeit und Grazie, uns mehr erhob als ergötzte, wie dies ihre Bestimmung mit sich bringt. Diese Almeh's sind nicht wie die gewöhnlichen indischen Tänzerinnen von niederer Kaste, sondern aus der höchsten der Braminen; als Dienerinnen Brahma's genießen sie das Vorrecht, sich im Tempel vor fremden Männern unverschleiert zeigen zu dürfen. Sie werden für ihren Beruf von Kindheit an erzogen, und man wählt zum Dienste nur die schönsten. Ihre Tracht, nach europäischen Begriffen vielleicht nicht ganz decent, ist sehr geschmackvoll. Ein weißer Turban bedeckt ihr Haar zur Hälfte, welches in schwarzen Locken auf den mit Perlen- und Goldhalsbändern gezierten Hals herabfällt; große Ohrringe, Spangen an den Armen und Knöcheln zieren die schlanken, ziemlich hellfarbigen Gestalten, deren Busen bis zur Hüfte von einem reichgestickten, buntseidenen, westenähnlichen Leibchen umschlossen, durch den weißen kurzen Muslinrock in seinen üppigen Formen noch gehoben wird. Gold- und silbergestickte Schuhe vollenden den Anzug dieser heiligen Dienerinnen des Erschaffers."

In Kalkutta, für welches unser Reisebeschreiber vortreffliche Empfehlungen besessen zu haben scheint, beginnt die Detail-Schilderung: „Das Haus, oder vielmehr der Palast, welcher mich aufnahm, liegt, von den Hütten der Eingebornen umgeben, im indischen Stadtviertel. Ein großes Thor führt in einen schönen Hofraum, in dessen Mitte man ein mit Wasser gefülltes Marmorbassin erblickt. Rechts beschatteten herrliche Bäume einen für die gesetzlichen Abwaschungen bestimmten sogenannten Tank. Im Centrum des Gebäudes befindet sich eine große, von Säulen getragene, reichverzierte Halle, welche bei gewissen religiösen Festen benutzt wird. In einem eleganten Nebenhause wohnen die nächsten Verwandten des Besitzers, denn in Indien herrscht die Sitte, daß die Familienmitglieder entfernteren Verwandtschaftsgrades stets in der Nähe des Oberhauptes leben. Hohe, reichverzierte Zimmer, in denen durch geschmackvolle Jalousien die in diesem Klima der Gesundheit so nöthige Kühlung erhalten wird, zeugten in ihrer Einrichtung von Luxus und Geschmack. Die mir angewiesenen Räume bestehen in einem Schlafzimmer, einem Ankleidezimmer nebst Bad, einem Wohn- und einem Arbeitszimmer; eine Anzahl, die mich im ersten Augenblicke beinahe verlegen machte! Kaum hatte ich

mich ein wenig eingerichtet, als der Haushofmeister (Khansamah) mit tiefem Salam (Gruß) in mein Zimmer trat und mir eröffnete, daß er Befehl habe, mit mir wegen der Auswahl meiner Dienerschaft zu sprechen. Ich würde sie ganz zurückgewiesen haben, wenn dies nicht ein Verstoß gegen die gute Sitte gewesen wäre; ich überließ ihm gänzlich die Wahl und äußerte nur den Wunsch, Jemand in meiner Nähe zu haben, der englisch oder französisch spräche. Zu meiner nicht geringen Verwunderung wurden mir zugetheilt: 1) ein Khitmugar, dessen einziges Geschäft darin besteht, mir des Tages über frische Früchte und Getränke zu bringen! Er ist ein Muselmann, denn die Hindu lassen sich ungern als Khitmugars anstellen, da sie oft (wie sich später ergeben wird) das geheiligte Fleisch der Kuh gebraten auf die Tafel setzen müßten. Der Name meines Khitmugars ist Abdull; er scheint rasch und gewandt zu sein. Aus Pondichery gebürtig, ist er der französischen Sprache vollkommen mächtig. 2) Ein Sirdar-Bärer, welcher meine Kleider und Wäsche in Ordnung hält; ihm sind daher, mit Ausnahme des einzigen zum Schreibzeug, alle meine Schlüssel übergeben worden, eine Verweigerung derselben würde sowohl für den Sirdar, als auch gegen den Hausherrn Beleidigung sein. Der Sirdar-Bärer muß dafür sorgen, daß meine Zimmer in Ordnung sind, und dem Diener Nr. 3. helfen! Mein Sirdar ist ein Hindu, Namens Horreeddee (sprich Horridi), und mir der liebste unter Allen den vielen, mich auf ungewohnte Weise umgebenden Dienern. 3) Ein Bärer, welcher meine Kleider und Schuhe zu reinigen hat, mein Bett macht, mir, vereint mit Nr. 2, bei der Toilette hilft und die Aufträge vollzieht, welche ich ihm ertheile. Er hat unter Allen am meisten zu thun. 4) Ein Seys, nebst Gig und Pferd. Der Seys oder Syce besorgt Pferd und Wagen, nimmt die Zügel, wenn man ein- oder absteigt, und ist ein Mittelding zwischen Kutscher und Stallbedienten. Er läuft beständig vor dem Buggy (Gig) her, um durch Schreien Platz zu machen; nur bei weiten Touren setzt er sich hinten auf. Der Buggy, ein sehr zweckmäßiges Fuhrwerk, gleicht einem leichten französischen Cabriolet, das Verdeck kann, des Luftzuges halber, hinten geöffnet werden. Mein Pferd ist zwar ein altes, aber edles Thier, von ächt persischer Race; es ist nicht groß, trägt aber seinen Kopf stolz und feurig. Trotz alles Widerstrebens mußte ich die vorerwähnten vier Diener annehmen. Außer diesen kommt noch der Doobee (Wäscher, denn hier wird die Wäsche von Männern besorgt), der Maselchis (Lampenputzer), der Mehters (Auskehrer), und der Bheesky (Wasserträger), um sich nach meinen Befehlen zu erkundigen, und da man im Gig stets selbst fahren muß, was für mich als Fremden viel Unbequemes hat, so ist mir noch ein Palky (Palankin) mit vier Trägern zugetheilt, so daß ich für meine einzige Person acht regelmäßige Diener habe! — Der Palankin, ein länglicher Kasten mit Seitenjalousien, welche zurückgeschoben werden können und zugleich den Eingang bilden, ist inwendig mit Vorhängen und einigen Repositorien versehen, auf denen man Bücher, den Hut und sonstige Kleinigkeiten ablegen kann; den Fußboden ziert eine Strohmatte und ein Kissen. Der Reisende wird liegend von vier Trägern, denen er seine Befehle durch ein Fenster zuruft, schnell und sicher getragen; wo keine Kommunikationen zu Wasser stattfinden, macht man auf diese Weise in Indien die größten Reisen, z. B. von Bombai nach Calcutta. Regelmäßig, wie in Europa die Poststationen, findet man Relais, wo neue Träger (Coolies) die Beförderung übernehmen. — Gewöhnlich nimmt man deren zwölf, sie wechseln untereinander ab, so daß man also immer vier zur Bedienung hat und acht neben den Trägern herlaufen. Für Europäer wäre das Letztere schon Anstrengung genug, für die Indianer ist es Ruhe und Erholung. In den Städten, wo der Palankin die Equipage vertritt, hat man natürlich, der kleinen Ent-

fernung wegen, nur vier Träger. Die meinigen laufen beinahe immer Trab, und sind von früh neun bis Abends zehn Uhr im Dienste. Lasse ich mich nicht austragen, so sind sie abwechselnd in meinem Arbeitszimmer, wie eben jetzt, beschäftigt, den Punkah, welchen ich später beschreiben werde, zu ziehen. Gut und schnell bedient zu werden, ist in Indien nicht allein Luxus, sondern wird durch Rücksicht auf die Gesundheit geboten, und da der Hindu, nach den Geboten seiner Religion und seinem Kastenwesen, stets nur eine bestimmte Arbeit vollbringt, ihm also die europäische Vielseitigkeit sogar verboten ist, so braucht man nach der Sitte des Landes eine Menge Leute zur Bedienung. Die Löhne sind im Ganzen sehr billig: ein Khitmugar kostet monatlich 8 Rupien, ein Sirdar Bärer 8 Rup., ein Bärer 6 Rup., ein Seys 5 Rup., vier Palky, Träger nebst Palky 25 Rup., zusammen 52 Rupien, oder 5 Pfund 4 Schill. englisch. Gewöhnlich giebt man seinen Leuten Turbane und Schärpen von Farben, die man selbst wählt, denn dies steht ganz in dem Belieben des Herrn. Für Beköstigung und Kleider sorgen die Diener selbst und können dies auch trotz der geringen Besoldung, da die Lebensbedürfnisse der Hindu sehr einfach und die Preise der Nahrungsmittel unglaublich billig sind. Der gemeine Mann in Indien, sowohl der Hindu als der Muselmann, genießt nichts als Fisch und Reis, wovon ihm jede Mahlzeit einen Pice (etwa ¼ Groschen) kostet. Wasser ist sein Getränk durch das Gebot der Religion und in Folge seiner Gewohnheit. Seine Bekleidung, aus baumwollnen, weißen Kleidern bestehend, bestreitet er im Jahr für ohngefähr 15 Schillinge (5 Thaler). Strümpfe trägt er nie, die Pantoffeln sind wohlfeil und dauerhaft, seine Wohnung ist eine Lagerstätte vor der Thüre seines Khootewants (gnädigen Herrn), so daß also der Bedienten-Luxus weder so theuer, noch so lästig wie in Europa ist, wo sich oft ein Diener auf den andern verläßt und der Herr für seine Eitelkeit viel Aerger und Ausgaben hat. — Des Morgens halb sechs Uhr, beim Anbruch des Tages in jetziger Jahreszeit, tritt Horreebee mit einem Salam, rajum, Saheb (Friede mit dir, stehe auf, Herr!) an mein Bett, und schlägt die Muskito-Gardinen zurück. An den Wänden entlang stehen die drei andern braunen Gesichter, mein Khitmugar, mein Bärer und mein Seys. Während ich meine Pantoffeln und Padjamas (seidene indische, weite Morgenbeinkleider) anziehe, ertheile ich dem Khitmugar und Seys einige Befehle für den Tag; sie entfernen sich ehrfurchtsvoll. Horreebee bringt mir Zahnbürste und Zahnpulver, Ghura, der Bärer hält das silberne Waschbecken. Hierauf gehe ich in's Badezimmer. In einem großen, runden, mit kaltem Wasser gefüllten Behältnisse sitzend, lasse ich mich von Ghura mit Seife einreiben. Horreebee trocknet mich mit baumwollnen Tüchern, reinigt die Nägel und wäscht den Körper mit Rosenwasser. Nachdem dies vollendet, reicht er mir die Wäsche, Ghura aber hält Beinkleider und Rock in Bereitschaft. Um sechs Uhr reite oder gehe ich spazieren; Letzteres gehört in diesen Stunden zum guten Ton, denn der frühe Morgen ist die einzige Tageszeit, in welcher die beau monde sich nicht fahren oder tragen läßt. Die fashionabeln Damen und Herren versammeln sich früh sechs Uhr auf dem Maidan, um der Mode zu huldigen und erweisen so, ohne die bestimmte Absicht zu haben, ihrer Gesundheit den größten Dienst. — Der Maidan, eine große, zwischen Fort William und dem Gouvernements-Palaste gelegene, mit schönen Alleen bepflanzte Wiese, vereinigt also zweimal des Tages, früh sechs Uhr und Abends fünf Uhr die vornehme Welt von Calcutta zu einem Corso. Elegante Equipagen und Reiter, sorgfältig gewählte Toiletten wetteifern mit denen von Hyde Park und Longchamp bis gegen acht Uhr Morgens, wo man sich zum Frühstück umkleidet. Thee, Kaffee, Reis, Fisch, Schinken, kalte Pastete u. s. w. werden nach englischer Sitte servirt; um ein Uhr wird der Lunch (indisch

Tiffin), gewöhnlich außer dem Hauſe, bei einem Freunde eingenommen, er beſteht aus kalten Speiſen, Wein, Ale u. ſ. w. Der Nachmittag vergeht in Geſchäften, oder mit Beſuchen, bis ich gegen fünf Uhr über den Maidan zu dem Landhauſe unſers wahrhaft glänzend eingerichteten Wirthes in einem eleganten Wagen zurückfahre; um ſieben Uhr erſcheinen wir im Speiſeſaal, und trennen uns erſt zehn Uhr Abends, nachdem wir auf dem flachen Dache der Villa unſre Hukah's geraucht, wenn es der häufig wiederkehrende Choleranebel nicht verbietet. Gegen elf Uhr zieht ſich Jedermann auf ſein Zimmer zurück. In dem meinigen erwarten mich Horreebee und Ghura, der Bärer. Während mir Letzterer bei dem Entkleiden hilft, macht erſterer vermittelſt des Punkah's die Atmoſphäre kühl, jagt die Muskitos, welche ſich noch etwa in den Muskitonetzen meines Bettes befinden, heraus, und ſchließt die letzteren, ſobald ich mich niedergelegt. Sei es, daß ich noch nicht das Lager ſuche, oder im Bette ruhend über die neuen Erſcheinungen nachſinne, welche hier täglich vor meine Augen treten und meine geiſtigen Kräfte in der mannigfaltigſten Beziehung anregen, in beiden Fällen bewegt der Punkah ſich unaufhörlich, um mir Kühlung zu verſchaffen. Erſt wenn ich eingeſchlafen bin, entfernen ſich meine Diener vorſichtig und geräuſchlos. Der Punkah, dieſes im heißen Klima unerläßliche Meubel iſt eine Art von großem Fächer, welcher, an der Decke des Zimmers mit ſeidenen Schnuren befeſtigt, die ganze Länge des Zimmers einnimmt und auf ſechs bis acht Fuß Höhe vom Boden entfernt herabhängt, ſo daß alſo das Ende des Punkah zwei bis drei Fuß hoch über dem Kopfe eines aufrecht ſtehenden Mannes ſchwebt. Die ſeidenen Schnuren bringen meinen großartigen Fächer in Bewegung, deſſen Mittelſtück, von chineſiſchem ſeidenen Zeuge, ein elegánter Goldrahmen umſchließt. Die Punkahzieher, deren es in jedem gut eingerichteten Hauſe mehrere giebt, ſind natürlich bei dem hieſigen Klima beinahe ſtets beſchäftigt, mag man arbeiten oder ruhen, denn die drückende Luft iſt beſonders für den Fremden ungemein ermüdend; wie man alſo in Europas mittleren und nördlichen Ländern jeden Luftzug ſieht, ebenſo gehört deſſen Herbeiführung und Erhaltung in Indien zur Geſundheit. Erkältungen kommen wenig vor, da die Temperatur ſelten raſch wechſelt. In der Ausſtattung der Punkah's findet großer Luxus ſtatt, ſie ſind eine Zierde und Nothwendigkeit zugleich; der meinige gehört unſtreitig zu den ſchönern, doch möchte ich ihn nicht entbehren, wenn er auch noch ſo einfach wäre, denn mit ſeiner Kühlung erfriſcht ſich mein Geiſt, und in ſeinen Schwingungen liegt ein beſonderer Genuß."

„Die Art der Aufwartung bei Tiſch und die Unzahl der Diener war mir beſonders auffallend und verdient wirklich erwähnt zu werden. Der Khanſamah hat die Oberaufſicht über den Tafeldienſt, er iſt dafür verantwortlich, daß Speiſen und Getränke gut und nach den beſtehenden Regeln aufgetragen werden. Der **Buttler** hat über die Getränke, der Sirdar-Barbachy über die Speiſen ſpeciell zu wachen. Für die erſtere Charge haben die ſtrengreligiöſen Hindu's, da ſie keinen Wein trinken, den engliſchen Namen beibehalten. Außer dieſen Leuten, welche für das Ganze der Geſellſchaft beſchäftigt ſind, hat jeder an der Tafel Sitzende wenigſtens einen Khitmugar, wie ich z. B.; Viele haben deren aber zwei bis drei; denn nach der oſtindiſchen Sitte darf nur der eigene Diener ſeinem Herrn Speiſen und Getränke reichen. Bin ich, wie vor einigen Tagen, bei einem Nabja oder Deputygovernor eingeladen, ſo ſchicke ich meinen Khitmugar Abdull ein Viertel vor ſieben Uhr in die Behauſung meines Wirthes, ein Gebrauch, der uns Europäern auf der einen Seite vornehm, auf der andern nicht ganz artig gegen den Einladenden erſcheinen mag, aber den großen Vorzug hat, daß man ſtets auf das Sorgſamſte bedient wird, da unter den Khitmugar's ein Wetteifern eintritt, die Befehle ihrer

Herren zu erlauschen. Sobald man bei Tische Platz genommen, stellt sich der Khitmugar hinter seinen Herrn und bedient ihn, unbekümmert um die Nachbarn desselben, ausschließlich. Wehe dem Fremden, welcher, mit der Sitte des Landes unbekannt, bei einem Diner keinen Khitmugar mitbringt! Er kann bei wohlbesetzter Tafel hungern und muß warten, bis sich ein anderer Gast über ihn erbarmt und seinem Diener befiehlt, den Neuling zu versorgen! Nur die Damen bedürfen keines Khitmugars, da es angenommen ist, daß ihr Nachbar die Honneurs macht. Das Benehmen und die Sitten der vornehmen Hindu bei Tische sind ein Gemisch englischer und indischer Formen und Gebräuche. Bei einem Diner erscheinen die Diener in Gallalivrée, die Gäste tragen den modischen Tuchfrack und folgen den englischen Gebräuchen in Haltung und Sprache. Sobald sich aber die Damen entfernt haben, proponirt der Hausherr, es sich bequemer zu machen. Sofort wird dem Sirdar-Bärer jeden Gastes der Eintritt befohlen und Alle vertauschen den warmen Tuchfrack sans gêne gegen die leichte indische Jacke; wer die Hukah (deren Rohr durch kaltes Wasser geht) zu rauchen pflegt, läßt sich dieselbe von seinem Hukahträger bringen, welcher kein anderes Geschäft hat, als für die Pfeife und den Tabak seines Gebieters zu sorgen; der Tabak besteht aus Rosenblättern, Candis, Gewürz und zuweilen auch Opium. Will man sich also in Gesellschaft ganz nach der Etiquette bewegen, so muß man außer dem Khitmugar auch noch einen Sirdar-Bärer und den Hukahträger, Hukabedar, mitbringen, da, wie bereits erwähnt, jeder Hindubiener nur ein bestimmtes Geschäft hat."

„Der leider zu früh in England verstorbene berühmte Indianer Rammohun Roy hat einen wesentlichen Einfluß auf die religiösen Ansichten mehrerer Hindu's aus der höchsten Kaste der Braminen ausgeübt, sie haben den Götzendienst ganz verlassen, und wenn auch nicht der Taufe nach Christen, huldigen sie unsern christlichen Lehren nicht allein in ihrem Herzen, sondern auch äußerlich in vieler Hinsicht. Die Ansichten dieser aufgeklärten Männer haben bereits den wohlthätigsten Einfluß auf die socialen und religiösen Verhältnisse vieler indischen Familien geäußert; denn nicht allein, daß durch sie wissenschaftliche Bildungsanstalten errichtet worden sind, in welchem ihre Religion rein, ohne Aberglauben und Götzendienst gelehrt wird, so hat Rammohun Roy, in Verbindung mit einem der vornehmsten Braminen, durch eine Eingabe bei der englisch-indischen Regierung auf die Abschaffung der Sattis (des Verbrennens der Witwen) im ganzen brittischen Indien angetragen. Durch diese ebenso aufgeklärte als humane Maßregel, die von der Regierung genehmigt wurde, nachdem die Eingabe die verlangte Anzahl Unterschriften erhalten, ward tausenden jener unglücklichen Geschöpfe das Leben gerettet, welche früher dem Irrwahn und dem Fanatismus der Priester zum Opfer fielen."

„Die Hindufamilie, in welcher ich lebe, deren Eintracht und häusliches Glück mich täglich erfreut und, ich stehe nicht an es zu sagen, mich sehr für die hiesigen Sitten und den sittlichen Werth der Menschen dieses Landes einnimmt, gehört zu der vornehmsten Kaste; die einzelnen Mitglieder, welche ich kennen lernte, sind junge, lebensfrohe und wohlunterrichtete Männer, im Umgange zuvorkommend, von Herzen gutmüthig, dabei klug und scharfsichtig."

„Die weiblichen Bewohner des Hauses habe ich bis jetzt leider nur von Ferne erblickt und zwar wenn sie im Garten, welcher sich der Zananah anschließt, lustwandeln. Die Zananah, welche ich von meinen Zimmern übersehen kann, ist derjenige Theil des Palastes, wo die Damen abgesondert wohnen; nur die allernächsten männlichen Anverwandten dürfen dieses Heiligthum betreten. In dieser Sitte sind die Hindu eben so streng als die Türken, — nie sieht man indische Damen von Rang in Männergesellschaft! Erst kürzlich sprach ich mit einem aufgeklärten

Hindu über diese lächerliche Sitte, welche, weit entfernt, die Tugend der Frauen zu bewahren, sie in geselliger Beziehung zurücksetzt, ihnen einen isolirten, niedern Standpunkt anweist; — mein indischer Freund war zu einsichtsvoll, um mir Unrecht geben zu können, meinte aber, daß jetzt noch wichtigere Reformen vorzunehmen wären, als diese, und daß man ihre Umbildung der Zeit überlassen müsse. Bis jetzt haben die Damen sich nicht entschließen können, von der alten, strengen Sitte abzugehen, nicht sowohl aus Vorurtheil, sondern weil sie die Meinung der Welt fürchten."

Nachrichten.

Leipzig, den 27. September. Mangel an Raum gestattet mir diesmal nur einige Notizen über die neuen Stücke unsers Theaters. Nestroy's „Zerrissener" ist ausgepocht worden, und der so unnütz in Berlin verbotene „Moritz von Sachsen" hat hier nicht die geringste politische Unbequemlichkeit gefunden oder erregt. Liberale und nationale Aeußerungen, welche der Gesinnung unsrer Zeit entsprechen, wurden mit Beifall aufgenommen, und das war Alles. Wo es keine Reaktion giebt, bleibt Dergleichen in gutem Gleise. Unglaublich! gerade von Berlin aus reißt diese Verbietungspraxis wieder ein, welche zur Zeit selbst in München und Wien milder und einsichtiger geworden war, und dabei wird doch immer fröhlich gesprochen von Förderung deutschen Schauspiels. Dies kann allerdings nicht bloß von vaterländischer Geschichte und den Ideen des Tages leben, aber es kann auch nicht ohne sie leben.

Berlin, den 26. September. Es giebt doch nichts Rührenderes, als die Liebe eines Volkes! Das habe ich erst gestern wieder beim Einzuge des Königs und der Königin, denen zu Ehren die Stadt erleuchtet wurde, auf's Neue mächtig und lebhaft empfunden. Ich muß gestehn, mir sind die Thränen in die Augen getreten, als ich am Abend durch die Straßen fuhr, unter den erleuchteten Fenstern, unter den Kränzen, Fahnen und Transparenten vorüber, mitten durch die fröhlich wogende Menschenmenge, aus der die Ah's und Oh's der Bewunderung, das Hurrahrufen und die lustigen Gelächter der Freude aufschlugen, wie plätschernde Silberfischchen über die Wasserfläche, wenn die Sonne wärmend darüber liegt. Bei einer solchen Gelegenheit feiert die Liebe des Volkes ihren Allerheiligentag, ihr Weihnachtsfest. Ach es ist was Schönes, daß die Liebe so gern putzt! Die Liebe der Natur, die Liebe Gottes offenbart sich an der geputzten Erde, die Liebe des Volkes an geputzten Städten, die Liebe der Braut an geputzten Kleidern! Wer seine Kinder liebt, der putzt sie; wer sein Zimmer liebt, der putzt es; wer seine Blumen liebt, der putzt sie; wer seine Seele liebt, der putzt sie; wer seine Gedanken liebt, der putzt sie; mein bärtiges vis-à-vis liebt seine Tabakspfeife, ich seh' ihn so eben, wie er am Fenster steht und sie putzt. — Um aber auf die gestrige Festlichkeit noch einmal zurückzukommen, so kann ich nicht unerwähnt lassen, daß ich etwas dabei vermißt, das eine meiner frühern Behauptungen vollständig bewahrheitet, mir im Grunde genommen aber doch recht schmerzlich aufgefallen ist. Der Witz nämlich, der Berlinische Witz hat dabei gefehlt. Ich habe mich überall nach ihm umgesehn, aber nirgends bin ich ihn gewahr geworden. Aus keinem Fenster, aus keiner Hausthür, aus keiner Kellerrampe hat er herausgeblickt; er hat keinen Einfall, keinen Spaß, keine Zote zum Besten gegeben. Der Berlinische Witz stirbt ab, er ist melancholisch geworden, er hockt hinter dem Ofen, er schlägt Fliegen todt und knackt sich die Fingergelenke aus. Er geht zu Grunde an den Ideen der neuen Zeit. Auch Adolf Glaßbrenner giebt ihn verloren; er ließ ihn sonst zum Thor hinaus in die Welt, jetzt schickt er ihn aus der Hinterthüre fort. Man lese „Die Berliner Gewerbe-Ausstellung", Glaßbrenner's neueste Arbeit; man wird sich von meinem obigen Ausspruch überzeugen. In dieser Berliner Gewerbe-Ausstellung von Glaßbrenner begegnen mir Grafen und Barone, Generale und Justizräthe, Schriftsteller und Lieutnants; man geht, man drängt, man lispelt, man sagt sich Artigkeiten und Dummheiten, man tritt sich auf die Füße und spielt die Geistreichen. Es ist viel Wahres darin, viel Schönes und Treffendes, sogar poetische Gedanken kann man finden. Aber wo ist der Berlinische Witz, wo ist Herr Buffey Wohlgeboren, der Mann mit dem Regenschirm, mit den dicken Rocktaschen, mit den göttlichen Einfällen? Ach, ich seh' ihn, er ist da, er hat seinen Sohn Willem am Rockzipfel, er geht schüchtern und scheu, er ist ver-

drängt, er hat seine Majestät verloren. Sein Freund Proppen ist bei ihm, Proppen hat Hühneraugen. Der Berlinische Witz ist auf den Proppen gekommen! So kann man hier in vollem Recht mit der Berlinischen Redensart sagen, die da bedeuten soll, daß etwas auf die Neige geht. Wie gesagt: der Berlinische Witz geht zu Grunde, aber es ist schade, daß sein Großmeister, Adolf Glaßbrenner, so wenig Anstrengung macht ihn zu halten. Buffey ist eine Figur wie Don Quixote, wie Falstaff, wie Schelle. Es liegt eine Unsterblichkeit darin! Es ist wirklich zu bedauern, daß ihn sein eigener Schöpfer verhunzt und abfallen läßt, statt die letzten großartigen Kräfte in ihm zu sammeln, die letzten Schlachten mit ihm zu schlagen. Buffey muß fallen, das ist außer allem Zweifel, aber er müßte es mit Glorie thun, weil diese die Unsterblichkeit ausmacht. Die Glorie ist der Duft des Ruhms, der Ruhm ist die Blume der Unsterblichkeit, so definir ich mir die Sache. Es ist vielleicht spaßhaft, daß ich das hier bei Buffey thue, aber es fällt mir grade ein und im Grunde genommen ist's gar nicht so unpassend, man muß es nur im rechten Lichte besehen. Die Helden sind der Witz der Geschichte und der Witz ist der Held der Tagesbegebenheiten. Tagesbegebenheiten giebt es übrigens in diesem Augenblick fast gar keine in Berlin. Man ißt, man trinkt, man liest die Voß'sche Zeitung; man schläft sie, wäre freilich besser gesagt; neulich aber hat sie mich, während ich sie durchlief, zweimal aufgeweckt, das will ich nicht vergessen hier nachzubemerken. Das eine Mal schrieb sie über das immer noch zu hohe Briefgeld, das andre Mal über Henri de France. Im ersten Auffatze ließ sie ordentlich eine Faust sehen, die ihr aus dem Maule wuchs, sie sprach ganz derb; es hatte, wie gesagt, Hand, der Fuß war in der Kehle noch stecken geblieben. Der zweite Aufsatz war klug, aber lache geschrieben. So lange dergleichen Artikel nicht auf eine solche Weise abgefaßt sind, daß man in Paris davon Notiz nimmt, so lange sind sie auch von keinem besonderen Werth. Ueber den Herzog von Bordeaux und die französischen Legitimisten hätten sich ganz andre Dinge sagen lassen! Das ganze Wesen dieser Herren ist nichts als die Fanfaronade des ancien régime. Chateaubriand ist der Polonius dieser klaglichen Komödie, vom Hamlet aber besitzt der junge Düc nichts weiter als daß er fett ist und einen kurzen Athem hat. Wiewohl er in dem bekannten Schreiben an die Höfe Europas erklärte: er wolle keinen Titel als den eines comte de Chambord annehmen, hat er es dennoch nicht unterlassen können in das Fremdenbuch des hiesigen Museums sich als Henri de France einzuschreiben. Es ist die Geschichte vom Kater, der das Mausen nicht lassen kann. — Da ich vom Kater spreche, der das Mausen nicht lassen kann, fällt mir ein, daß man mir erzählt hat, es wären jetzt Jesuiten in Berlin, Ligorianer. Man will deren zwölfe bemerkt haben; sie sollen an zugeknöpften Röcken und einem weißen Bande, das sie in der Knopflochleife tragen, erkennbar sein. Ich seh mir jetzt jeden an, der den Rock nicht aufgeknöpft und Bänder trägt, habe aber bis jetzt nur Räthe mit rothen Adlerorden getroffen. Da Räthe und Adlerorden zur feinen Gesellschaft gehören, so ist der Uebergang von den ersteren zu der letzteren nicht eben gewagt, und ich kann berichten, daß in dieser die orientalischen Briefe der Gräfin Ida Hahn-Hahn vielfach gelesen und besprochen werden. Die Verfasserin kommt im Oktober nach Berlin zurück, wird also wahrscheinlich hier überwintern.

In Theater-Angelegenheiten habe ich hier noch nachzutragen, daß ich in Hrn. v. Lehmann einen trefflichen Komiker kennen gelernt. Er spielt einfach, ohne Uebertreibung, durchaus wahr. Man kann den Menschen, die er auf der Bühne darstellt, alle Tage auf der Straße, in Gesellschaften oder auf der Promenade begegnen, so natürlich sind sie. Sie tragen ihre Narrheit wie in einem Brillenfutteral, sie nehmen sie nur bei gewissen Gelegenheiten heraus. Das ist die eigentliche, unbewußte Komik, die die Menschen auf diese Weise darstellt; die andere, die die Narrheit fortwährend auf der Nase sitzen haben will, ist die gezerrte und unnatürliche. — Marie v. Tennecker und Hr. Gerber sind für die Königsstadt ein guter Gewinn. Die Erstere würde in ihren Bewegungen und in ihrer Art zu sprechen manchmal angenehmer erscheinen, wenn sie minder hastig wäre. Der Letztere weiß stets vortreffliche Masken anzunehmen und wird, bei seinem Fleiß und seinem Talent, der Königsstädter Bühne bald unentbehrlich werden. — Mad. Rott, eine Schwester der Tuczek, hat als Julia zum ersten Male die hiesige königliche Bühne betreten, und zwar mit vielem Beifall. Sie wurde nach dem vierten und fünften Akte gerufen, und ich muß sagen, daß sie das durchaus verdient hat. Wenn ihr hier und da auch eine gewisse Sicherheit abgeht, so ersetzt sie das vollkommen durch die Sinnigkeit und Tiefe des Gefühls, mit der sie die Rolle aufzufassen verstanden hat. Das südländische Element ihres Wesens kommt ihr dabei auf das Angenehmste zu statten. Besonders gefallen haben mir ihre einfachen, hübschen Bewegungen. Die Art, wie sie den Dolch, der ihr entfallen, in dem Moment, wo sie ihn brauchte, wieder aufhob, war so schön, daß eine Schauspielerin, die sich das als

Bühneneffekt vor dem Spiegel einstudirt hätte, nicht im Stande gewesen wäre, es besser zu machen. Hendrichs als Romeo war ebenfalls vortrefflich.

Schließlich will ich meinen Lesern von den vielen Kalendern, die hier für das Jahr 1845 herausgegeben werden, den bei M. Simion im Verlag erschienenen empfehlen. Er ist sauber und geschmackvoll, enthält viele hübsche Stahlstiche und Holzschnitte, nebst einer vollständigen Eisenbahnkarte von Mittel-Europa. Der Preis ist zwölf und einen halben Silbergroschen.

Feodor Wehl.

§ **Berlin.** Nachdem Se. Maj. der König schon bei seiner Rückkehr aus Preußen, allein, Berlin berührt, wo er unter den Linden, um die Kronprinzessin von Dänemark und den Großherzog von Mecklenburg-Strelitz zu besuchen, am Hotel à la ville de Rome und de St. Petersbourg halten ließ, und von den zufällig sich Versammelnden, namentlich jungen Personen, mit lautem Zuruf begrüßt wurde, was Se. Majestät gemüthlich lächelnd mit lautem, oft wiederholten „Guten Morgen!" erwiederten, fand nun heute, den 25. September, der förmliche Einzug Ihre Majestäten des Königs und der Königin statt. Es war zuerst die Absicht der Stadt, das verehrte Herrscherpaar in derselben Weise, mit demselben Gepränge einzuführen, wie bei Gelegenheit der Huldigung, als Ihre Majestäten aus Königsberg kamen. Es wurde dies indeß, auf den Wunsch Sr. Majestät wie man sagt, unterlassen, um, nach einer Andeutung Sr. Majestät, die Kosten, die ein solcher Empfang verursacht hätte, an die wasserbeschädigten Weichselstädte in Preußen als Beiträge zur Unterstützung zu verwenden. Möchte dies doch, da es bedeutend wäre, vollkommen realisirt werden, und möchten doch dafür gewisse Conzerte, Deklamatorien ꝛc. unterbleiben, die dem Unterstützungs-Comité mehr Umstände und Kosten machen, als die Sache werth ist und die Einnahme beträgt; es ist nur, daß die Mittelmäßigkeit eine Gelegenheit findet, ihre Eitelkeit zu befriedigen, um als Conzertgeber und Nothhelfer zu glänzen. — Das erste Merkmal der Wiederkehrs-Festlichkeiten am 25. war frühmorgens ein Gedicht in der Haude-Spener'schen Zeitung: „Festgruß zum Empfange Ihrer Majestäten des Königs und der Königin bei Allerhöchstihrer glücklichen Rückkehr in die Haupt- und Residenzstadt Berlin", von F. F. (Friedrich Förster). Als kurz nach dem Attentat so viele schlechte Gedichte in der Voß'schen und Spener'schen Zeitung auf das Gotterhaltne Herrscherpaar erschienen, wunderte man sich allgemein, daß Köpfe wie Rellstab und F. Förster feierten; allein beide waren verreist, und F. Förster hat nun bei Gelegenheit der Wiederkehr J. J. M. M. und seiner eigenen sein Scherflein beigetragen; Rellstab meditirt noch. — Um 10 Uhr (25. Septbr. nämlich) verfügte ich mich in's Hôtel de France in der Leipziger Straße, da bekannt gemacht worden war, daß J. J. M. M. von Charlottenburg durch diese Straße nach dem Schlosse fahren würden. Die Straße war mit Guirlanden an den Häusern, Teppichen an vielen Fenstern, Fahnen in preußischen und bairischen Farben, Festons ꝛc. geschmückt. Eine große Masse Menschen wogte hin und her, die Gensd'armerie zu Fuß und zu Roß war ausnehmend artig, was man überhaupt der ausübenden Polizei unter Hrn. v. Puttkammer, der selbst ein Muster von Höflichkeit und Artigkeit ist, jetzt nachrühmen muß. Man findet sogar Beispiele von entschiedenem Zartsinn bei Gensd'armen. So lenkt z. B. vor einiger Zeit der Dichter Karl Beck, die brennende Cigarre im Munde, um eine Straßenecke und — ein Mitglied der Gensd'armerie steht vor ihm. Er raucht wenig, nie auf der Straße, und nun diese Situation! Zum Glück ist unser Poet im Besitz einer leicht erregbaren, mädchenhaften Schamröthe, und er erröthet wirklich Scham, indem die Cigarre seiner Hand entfällt und in die Gosse rollt. Der Gensd'arm lächelt, erhebt lächelnd den Drohfinger und geht ohne ein Wort von 2 Thlr., noch sonst eins zu sagen, fürbaß um die Ecke, der Dichter aber grad' aus, sinnend über ein Gedicht: „Des Sängers Schamröthe und das Herz der Polizei." Um halb eilf Uhr kam der König in einem offnen Wagen, neben ihm saß die Königin. Die sechs Hengste schnaubten im scharfen Trabe die Straße hinab, die Tücher wehten, die Majestäten grüßten links und rechts, sichtlich gerührt. Am Cölnischen Rathhause wurde Halt gemacht, und J. J. M. M. nahmen ein Gedicht von den Schülern des Real-Gymnasiums, die sich dort aufgestellt, huldreichst entgegen. Drauf ging's in's Schloß wo in dem Portal des Attentates J. J. k. k. H. H. der Prinz und die Prinzessin von Preußen, die Deputirten der Bürgerschaft von Berlin, der Geistlichkeit aller Bekenntnisse, der Landstände ꝛc. J. J. M. M. begrüßten. Bald darauf erschienen J. J. M. M. auf dem Balkon des Schlosses; Jubel, Trompeten und Paukenschall erfüllten die Lüfte, doch kein Kanonendonner wurde laut. Dafür aber stimmten die Musiker und das Volk den Choral „Nun danket alle Gott" an, und während des ganzen Liedes verweilten J. J. M. M. auf dem Balkon und man will bemerkt haben, daß Beide bis zu Thränen erschüttert waren, auch später soll es dem Könige kaum möglich gewesen sein Worte zu finden. Bald darauf besuchten J. J.

M. M. die Industrieausstellung und um 4 Uhr fand im Schlosse ein solennes Diner zu 400 Gedecken statt. Abends war die Stadt illuminirt, mit Ausnahme der königl. Gebäude, aber mit Einschluß der Palais der königl. Prinzen. Im großen Styl, mit Phantasie und Geschmack war eigentlich nichts dabei, weil wohl die Zeit zu kurz war, aber viel Hübsches sah man doch. Am wenigsten zeichnete sich die englische Gesandtschaft aus, was ziemlich allgemein auffiel, da Se. Maj. Haupt-Pathe des Prinzen von Wales und außerdem so gnädig gegen Lord Westmoreland sind, daß Sie sogar dessen Compositionen zuweilen anzuhören geruhen, wozu eine königl. Geduld gehört. Wahrscheinlich war Se. Herrlichkeit persönlich nicht in Berlin anwesend, sonst wäre das Hotel der Ambassade wohl nicht nur brillanter erleuchtet, sondern auch das britische Wappen im Transparent erschienen.

Coblenz, den 24. September. Sie thun uns zu viel katholische Ehre an, wenn Sie die Herrlichkeiten des heiligen Rocks in Trier auf unsre Rechnung setzen. Der gebildete Theil der Rheinprovinzen hat damit so gut wie gar nichts zu schaffen, sondern das Geschäft ist in festen Händen, in Händen, welche zwar nicht zahlreich, aber eifrig sind. Wer die Augen aufthun will, kann ein Hauptquartier dieser katholischen Missionen hier in Coblenz arbeiten sehn. Wenn die Welt erfährt, wie reglementsmäßig der überlebte Wunderglaube betrieben wird, dann wird sie uns Rheinländer wohl nachsichtiger beurtheilen.

Wien, September 1844. Es ist leichter in kurzer Zeit hundertmal über Wien zu berichten, als nach langer Zeit nur einmal. Was sich tagtäglich hier begiebt, mag im Augenblicke seines Entstehens nahe und groß genug erscheinen, um eine gewisse, beschränkte Bedeutung zu haben, da aber die Wiener Ereignisse nicht die Symptome eines öffentlichen Geistes sind, sondern nur die Wellen, die der Wind des Zufalls auf einem todten Sumpfe kräuselt, verschwindet ihre geringe Bedeutung, sobald sie vorüber, und sie sind dann nicht mehr der Erinnerung werth. Diese Erfahrung ist die gerechte Strafe für die Saumseligkeit Ihres Correspondenten. Was mir Stoff gegeben hätte zu zehn Briefen, ist, wenn der Moment vorüber, der es brachte, nicht mehr wichtig genug, um berichtet zu werden. Dennoch will ich es versuchen das Versäumte nachzuholen. — Es war Sommer, aber das war es nicht allein, was uns heiß machte. Die Unruhen in Prag haben in Wien Manchen unruhig gemacht und wenn auch der ganzen Bewegung kein politisches Motiv zu Grunde liegen soll, ist es doch schon von politischer Bedeutung, daß bei uns, im Lande des Stillstandes eine — Bewegung möglich war. Wer jetzt den Schlüssel hätte zu den Geheimnissen von Prag! Was mag da im Dunkeln gesponnen werden und im Dunkeln mächtig sein? Hat der Panslavismus die Flammen geschürt? Hat Rußland den Druckern das Gewebe geliefert? Sind außer den Fabrikanten sonst noch Leute schuld, die drucken lassen? Darüber ruht das Schweigen des Grabes und der Gefängnisse. — Es war Sommer, die Theater leer, die Concertsäle geschlossen und das unendliche Musikmachen übertönte nicht mehr gar so laut jedes vernünftige Wort, das gesprochen werden konnte. Und so kam es, daß sich auch das Publikum, mehr als es sonst geschehn wäre, durch die Prager Ereignisse zum Sprechen anregen ließ. Ein Jahr ohne Winter könnte den Wienern zum Bewußtsein verhelfen. — Unmittelbar nach dem Attentat des Tschech, das so viel zu reden gab, traf der König von Preußen hier ein. Ein Wiener, dessen Name Gleichklang hat mit Tschech ließ damals in die Kölner Zeitung ein Gedicht an den König einrücken, zum Beweise, daß nicht er in Wien es sei, der dem König in Berlin an's Leben ging. Wenn man das Gedicht liest, könnte man den Beweis bezweifeln. — Neugierde folgte dem König hier natürlich auf allen Schritten. Carl Meisl, der allerniedrigste Speichellecker aller allerhöchsten Personen, beverselte den König sogleich, und es ist ihm darüber Wohlgefallen ausgedrückt worden. Dieß ist die einzige Rücksicht, die bei dieser Gelegenheit auf unsre Literatur genommen wurde. — Oehlenschläger war hier, an Ovationen aller Art fehlte es nicht, er wurde von Ammerling gemalt, von L. A. Frankl besungen und von Grillparzer mit dem Toast bedacht: „Dem Dichter zweier Sprachen, in unsrer Zeit, wo man kaum in einer einen findet!" Ein großes Festmahl versammelte alle Huldiger und Huldigungen; so lärmend, so sehr die Aufmerksamkeit auf sich ziehend, ging es nicht her, als der edelste Sänger im deutschen Dichterwalde aus seinem Schwaben nach dem gemüthsverwandten Oestreich kam. — Sie wissen, daß Lenau im Begriffe steht, sich zu vermählen, eine Verkennung seiner selbst, die über alle Begriffe geht. Was Ihnen weniger bekannt sein dürfte, ist sein Entschluß Wiener Hauseigenthümer zu werden. Er soll seine Werke neuerdings um 25,000 Gulden verkauft haben und für jedes neu zu erscheinende 4000 Gulden bekommen. Dafür wird er in Wien ein Haus kaufen, mit seiner Frau hier leben, vielleicht Wiener Bürger, vielleicht patriotischer Unterthan werden, es ist Alles möglich; nichts hält Einem Wort in dieser

widerſpruchsvollen Welt. Lenau, dieſes ſchauerlich einſame Herz, voll hoffnungsloſer, ſchmerzenstrunkner Liebe, dieſer Geiſt, deſſen majeſtätiſche Pracht eben in ſeiner nie zu erhellenden Düſterkeit liegt — neben einer hübſchen, jungen Frau in einer Stube voll Kinder! Es wäre Ironie, wenn man dabei lächeln könnte. Soll er glücklich werden? Er müßte nur aufhören Lenau zu ſein und die wehenden Locken ſeines Genius niederdrücken mit der Phiſtermütze. Er ſchlägt uns ohnehin ſchon bloß durch den Gedanken zu heirathen ſeine „Liebesklänge" voll rührender Treue und unverſöhnlicher Trauer, ſeinen „Hageſtolz" todt. Oder ſoll er Lenau bleiben, damit ſich in ſein erhabenes Weh, das der Schmerz der Welt iſt, noch die Nadelſtiche kleinlicher Alltagsleiden miſchen, von denen er wenigſtens in ſeiner Einſamkeit verſchont blieb? Wie ein böſer Geiſt im Theater-Colofonium-Feuer möchte ich Wehe! Wehe! rufen. — Aufſehn erregt die Ausſchmückung eines neuen Palais des Fürſten Lichtenſtein, man erzählt Wunderdinge davon. Ein Teppich aus Einem Stück für den Ceremonien-Saal koſtet 40,000 Francs und wird auf einem eigens dazu eingerichteten Wagen von Paris hergebracht. Auch Rothſchild läßt ſich ein Palais bauen und hat zu dieſem Zwecke ein Hotel angekauft „der römiſche Kaiſer", der einzige Kaiſer, den er noch nicht gekauft hatte. An ſeinem Geburtstage ließ er eine Medaille prägen und unter ſeine Schranzen vertheilen. — In dieſen Rothſchild's concentrirt ſich der Fluch unſers dreißigjährigen Friedens, nur der lange Friede konnte eine ſolche Geldmacht eine unumſchränkte Macht werden laſſen. Was könnte dieſe Macht wirken wenn einmal andre Prozente gefordert würden, als die ſich mit Zahlen berechnen laſſen! Aber Rothſchild iſt ein Jude, der ſtatt eines gewöhnlichen Pinkels die Weltkugel auf dem Rücken trägt und damit ſchachern geht. — In unſrer Literatur iſt es ſtill wie der Tod. Johann Langer, der unter allen Wiener Schriftſtellern am meiſten begabt iſt, mit Geld nämlich, hat ſich das Gut Aggersdorf in der Nähe von Wien gekauft. So weit kann es ein Schriftſteller in Wien bringen, wenn er nur nebenbei ein wenig Millionär iſt. Ein Roman „die Waiſe" von Scheyrer, und ein Gedicht „Hesperus" von Theodor Stamm (Graf Heußenſtamm), ſtehn auf gleicher Stufe elendſter Mittelmäßigkeit. Im juridiſchen Fache ſind die Artikel des geiſtvollen Dr. Berger von Aufſehn erregender Bedeutung. — Im Burgtheater herrſcht ſeit Devrient's Scheiden die Stille eines ſommerlichen Mittags, die kaum unterbrochen wird durch das Gaſtſpiel des Hrn. Baudius vom Leipziger Stadttheater, der in der launigen Rolle des Baron Scaraväus etwas beſſer effectuirte, als in der lamentirenden des Lorenz Kindlein. Es wäre endlich Zeit ſolche Stücke ganz vom Repertoire verſchwinden zu laſſen. — Die Tantième will noch die eigentlichen Früchte nicht tragen und kam bisher nur den Direktionen zu gut und nicht den Dichtern. Dieſe konnten früher nicht ſchreiben, weil ſie hungrig waren; ſollten ſie jetzt hungrig bleiben, weil ſie nicht ſchreiben können? Der Vogel ſingt nicht für das Futter allein, man muß ihm auch den Käfig ein wenig luftiger und freier machen. Die Unterdrückung von „Zopf und Schwert" aber an den zwei bedeutendſten Hofbühnen Deutſchlands, das Verbot der Wiederaufführung des Trauerſpiels von Prutz in Berlin ſind warnende Zeichen, daß auch die Wohlthat der Tantième an deutſchen Erbübeln zu ſcheitern droht. Vergebens bemüht ſich ein langer Aufſatz in unſrer officiellen Wiener Zeitung, den Verfall deutſcher Bühnenzuſtände andern Urſachen zuzuſchreiben und alles Heil und jede Hoffnung auf die Tantième allein zu gründen. — Otto Prechtler bringt nächſter Tage im Burgtheater ein Trauerſpiel zur Aufführung „die Kronenwächter", von dem man ſich eine Oper verſpricht, und im Kärnthnerthor-Theater eine von Proch componirte Oper, von deren textlichem Erfolg man ein Trauerſpiel erwartet. Als Prototyp der Mittelmäßigkeit verſucht ſich dieſer Mann in Allem und Alles bleibt ein mittelmäßiger Verſuch. — Die Monotonie in unſerm Hofoperntheater wird zeitweiſe von den franzöſiſchen Schauſpielern unterbrochen, die aber ebenfalls ein ſtereotypes Repertoire zu haben ſcheinen. — In der Joſephſtadt ſchritt ein verunglückter Verſuch mit dem „Sommernachtstraum" über die Bühne; nach Shakſpere von — Straube, wie der Theaterzettel in unſchuldiger Ironie meldete. Die Verſetzung der Scene von Athen nach — Mödling und die Vermengung der Verſe mit von Gemeinheit triefenden Couplets, — hieß, das Stück lokaliſiren! — Im Theater an der Wien verkündet die Wiederkehr des Vaudeville's mit Mad. Brüning die gewohnten Winterfreuden. — Moſcheles und Liſzt werden in Wien erwartet; wir wollen ſehn, ob ſich die Klaſſicität des Klavierſpiels neben ſeiner vergötterten Romantik behaupten wird.

Asmodeus junior.

Red.: Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hierbei: **Die Mode № 40.**

№ 40. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Moden.

Das große Modemagazin von Herrn Ohrtmann in Leipzig hat seine Sendungen aus Paris für die Wintersaison erhalten und ein Ueberblick dieser außerordentlich reichhaltigen Auswahl giebt die sicherste Auskunft über die neuen Moden in den Stoffen, Shawls, Echarpes und allen Modegegenständen. Das Shawllager von Ohrtmann, das alle Abstufungen von der einfachen Barègeecharpe bis zum großen ächt türkischen Shawl bietet, ist seit Jahren als eines der reichhaltigsten und solidesten bekannt und bewährt auch in seiner diesjährigen Meßausstellung seinen Ruf. Für den Herbstübergang ist und bleibt der große Shawl die vornehmste Mode. Obgleich im Zimmer und zu allem Putzanzug nur die Echarpe, oder dieser entsprechend der Langshawl getragen wird, so ist doch auf der Straße der viereckige Shawl unentbehrlich. In allen Shawlmustern sind jetzt die Palmen der vorherrschende Charakter und zwar meist in länglich gezogener, großer Zeichnung. Die sogenannten Tapistücher scheinen mehr und mehr verdrängt zu werden durch die Tücher mit einfarbigem Grundstoffe und schmalen Kanten, die in Arlequinfeldern Palmenmuster haben oder durch eine andere Art Tücher, welche durchaus mit Palmen, die wiederum von Geranke durchzogen werden, gemustert sind. Die mehr arabischen Sternmuster der Shawls sind im Augenblick ganz verschwunden, nur türkische Palmen und Geranke oder auch gestreifte schmalkantig persische Muster sind modern. So sind auch die Mittelstücke der Shawltücher nicht mehr von Rosetten oder Sternen gebildet, sondern von Geranke und Palmen. Sehr schön und für verschiedenfarbige Anzüge praktisch sind neue Shawltücher, deren vier Ecken von vier großen Palmen gebildet werden, und wo jede dieser Palmen in einem andersfarbigen Felde steht, sodaß je nachdem man das Tuch legt, grün, blau, braun oder roth als Grundfarbe vorherrschend erscheint. Eine Arlequinkante umrändert entsprechend diese Tücher. Auch gedruckte Tücher in persischem Geschmack zeigt man als eine Neuigkeit bei Ohrtmann vor.

Ueber die reichen großen Langshawls läßt sich wenig Bestimmendes sagen, jeder einzelne scheint besonders schön und neu. Die Kanten derselben decken meist ⅓ des ganzen Shawls und bestehen aus sehr lang gezogenen und man könnte sagen gothisch durcharbeiteten Palmenformen.

Die vielgetragene Echarpe wird auch im Ohrtmann'schen Magazin durch eine Unzahl von Echarpestößen der verschiedensten Art vertreten. Die interessantesten davon sind die ganz neumodischen, ächt maurischen Echarpes. Sie sind von der eigenthümlich orientalischen schweren Seidenwirkerei, in grellen Farben quer gestreift und mit feinen Goldstrichen, auch quer, durchzogen. Diese quergestreifte Art ist Modetypus für alle Winterneuigkeiten. Die modernen Sammtecharpes sind weniger vielfarbig als vorm Jahre. Sie sind meist mit gerissenem und

ungerissenem Sammt (velour épinglé) breit gestreift und mit Plüschstrichen durchzogen, was alles in denselben Farben ausgeführt, doch durch die verschiedene Lichtbrechung eine Schattirung hervorbringt, — ein abstechender buntfarbiger Streif umkantet diese Écharpes. Dunkelblauer Grund mit braungelber Umränderung zeigt ein schönes Modell dieser Art. Zu Ballecharpes giebt es manche hübsche, aber bekannte in Barège buntgestreift, ganz neu sind aber silbergrundige Écharpes mit buntfarbigem Muster, oder andre von weißem Blondentüll mit quergestreiftem genähtem Blondenmuster, und wieder andre von weißem Crepp mit gestreuten bunten Blumenmustern brochirt und gestickt. Für den Winter sind, neben der Plaid-Écharpe auch die Écharpe nowgorod, moscowitte und algérienne wieder zu empfehlen, alle von starker Wolle gewebt und buntfarbig gemustert.

Hinsichtlich des Gewebes sind nur sehr wenig neue wollene Winterstoffe zu nennen, hinsichtlich der Färberei und Farbenwahl kann aber die Schönheit der abschattirten Streifen und die türkische Musterzeichnung nicht genug gerühmt werden. Der wollene Köper zu Mänteln mit breitgestreiften abschattirten Gittern ist schon früher erwähnt worden. Neu und sehr schön ist ein Damast von Alpaccawolle gewebt und eine Piquère laine, mogador genannt. Der einfarbige Cachemir d'Ecosse und diese beiden, insbesondere der seidenartige Damast, z. B. in lila Grund mit schwarzem Muster, geben sehr elegante Stadtkleider, die man mit einer hohen enganliegenden Schooßtaille macht und mit Knöpfen oder Sammt ausputzen muß. Die buntgedruckten Cachemir d'Ecosse, die prachtvoll gefärbten, bunt breitgestreiften und mit Schwarz durchgitterten Mousseline-laine und die roh oder modefarbigen Poil de Chèvre mit feinen bunten Linien gemustert, passen für Hauskleider in Peignoirschnitt oder für elegante Morgenröcke.

Ganz insbesondere schön und reichhaltig ist die Auswahl französischer moderner Seidenstoffe bei Ohrtmann und kaum weiß man was aus diesen seidereichen Geweben und aus dieser Farbenpracht als schönstes herauszuheben ist, denn neumodisch ist Alles. Wie man voriges Jahr nur caméléon und glacé als Grundfarbe der Seidenstoffe sah, so sind jetzt abschattirte breite Streife das durchgehende Grundmuster. Wie man im Putz die Zusammenstellung verschiedener Stoffe liebt und dadurch selbst in gleicher Farbe einen hübschen Effect erzeugt, so sind auch alle modernen Seidenstoffe mit verschiedener Weberei gemustert, was ein sehr reiches Ansehen giebt. Sehr modisch sind auch alle Arten Damaste und alles mit Damast gemusterte. — Wunderschöne Pompadours zu Staatskleidern zeigt man bei Ohrtmann. Sie sind ganz breit, weiß und lichtfarbig gestreift, der weiße mattseidene Streif ist mit reichen Blumengeranken brochirt und der lichtfarbige z. B. rosa Atlasstreif hat zu beiden Seiten am Rande ein anscheinend durchbrochenes rosa Spitzenmuster laufen. Die Art Muster ist auch einfacher, wo nur bunte Atlasstreifen und weiße Streifen mit bunt brochirt wechseln sehr gesucht. Diese schönen Stoffe werden als Halbschleppkleid getragen, das man über einem mattseidenen weißen Unterkleide vorn öffnen kann, aber sonst außer dem Rokokoschmuck keines Ausputzes bedarf. Eben diesen Schnitt muß man den reichen Brokatkleidern geben, die wieder sehr modisch sind und deren Weberei man sehr vervollkommnet hat. Ein Muster dieser Art bei Ohrtmann ist mit feinem Silberlahn quergestreift, dabei doch unglaublich schmiegsam und mit weiß seidenen Ranken und mit bunt brochirten Blumen durchaus gemustert. Diese Zusammenstellung sieht auch auf lichtbuntem Grunde außerordentlich schön aus. Zu Putzkleidern verwendet man alle die andern Seidenstoffe, wo Repsstreifen, Atlasstreifen und Pekinstreifen abwechseln, die entweder in verschiedenen Farben zusammengestellt sind, oder auch nur in einer Farbe, vom lichten bis zum dunkelsten abschattirt, ein reiches Ganze bilden. Auch Moor- und Atlasstreifen neben einander laufend ist einzeln wieder neugebracht. Ganz modern ist ein schmalgestreifter Pekinstoff, in folgender Art gemustert, daß ein handbreiter Streifen, lila und weiß ganz schmal gestreift, abwechselt mit einem zwei Zoll breiten weißen Streifen, der mit buntem Blumenmuster brochirt ist. Sehr elegant sehen auch einfarbige matte Seidenstoffe aus, z. B. in Modefarbe und nur mit fingerbreiten weißen Atlasstreifen mit buntem Broché weitläufig gemustert. Originell ist ein neuer Stoff, wo drei Finger breite Caméléonstreifen z. B. goldgrüne, mit ebenso breiten bunt algierisch gemusterten gelb und lila farbigen Streifen zusammengestellt sind. Ebenso hat man schottische Muster in Atlasstreifen neben einfarbigen Repsstreifen angebracht. Zerschnittene Gitter sind überhaupt als Muster sehr modisch. Zu den Mittelanzügen im halbhohen Amazonenschnitt sind bei Ohrtmann in allen Farben baumbreit gestreifte Stoffe zu sehen, wo ein Streif gros grain und der andere ein abschattirter Atlasstreif ist, auch breiter gestreift und bunt gestreift ist dies Genre sehr modern.

Voll blau, voll lila und voll grün ſind die ſich ſtets wiederholenden Farben. Roſa in Kirſchroth ſchattirt mit Grau bis in eine Art Lila ſchattirt iſt oft zuſammengeſtellt, ſowie dunkelblau mit Johannisbeerroth.

J.

Der Verliebte.

Es war im Winter 1832 oder vielleicht auch im Januar 1833 — man wird mir wohl dieſe kleine Ungewißheit verzeihen — als eine junge, ſchwarzgekleidete, ſchlanke Dame mit ariſtokratiſcher Haltung in den zwei oder drei kleinen Salons auf und ab ging, die damals das Foyer der italieniſchen Oper bildeten. Jedermann bewunderte die engelgleiche Geſtalt, die einer griechiſchen Schönheit in pariſer Kleidung glich: man ziſchelte ſich in die Ohren und man hörte links und rechts die drei Worte ſprechen, die lange Gedichte aufwiegen:

„Sie iſt es.“

Sie war es wirklich, Giulia Griſi war es, die an der italieniſchen Oper die Sonntag und die Malibran erſetzte. Sie hatte als Semiramis in Roſſini's Meiſterwerk debütirt und ſtieg nicht wieder von dem Throne herunter, den ſie als Königin von Babylon eingenommen. Wie viele Huldigungen, wie viele Verſe, wie viele verliebte Seufzer miſchten ſich unter die Triumphe dieſer Königin der Schönheit und des Geſangs! Componiſten, Schriftſteller und Dichter, und was mehr als das Alles ſagen will, die Lords von Großbritannien legten zu der Griſi Füßen ihre Melodien, ihren Geiſt und ihr Gold nieder.

Unter dieſen war ihr nah und fern, in Frankreich, in Spanien, in England, überall hin ein blonder, hagerer Jüngling unaufhörlich gefolgt: ein romantiſcher Pilger, ein „ewiger Jude“ der Liebe. Zwei Jahre lang bekümmerte ſich Giulia Griſi nicht darum: ſie hatte verſchiedene lächerliche Billets bekommen, aber vom erſten an warf ſie ſie alle ins Feuer. Mehrmals hatten Guitarrenklänge unter ihrem Balkon ertönt: aber wenn auch die Almaviva's noch an den Straßenecken ſich begegnen, ſo ſind doch die Roſinen heutzutage etwas difficiler als zu Beaumarchais' Zeiten: und unſer Verliebter hatte Briefe und Serenaden vergeblich aufgewendet.

Unterdeß fällt ihm irgendwoher eine Erbſchaft zu und von dieſem Augenblicke an miethet er einen Sperrſitz in der italieniſchen Oper, um ſeine Göttin näher ſehen zu können. Ja eines Tages kommt er auf den originellen Einfall, das ganze Parterre zu miethen und es mit wohlgeſinnten Leuten zu beſetzen, die die Griſi während Einer Vorſtellung zwei und dreißig Mal gerufen hätten: aber ſein Project ſcheiterte unglücklicherweiſe, da man von Claqueurs in der italieniſchen Oper nichts wußte. Er warf ſich alſo auf die Blumen und denſelben Abend überſchüttete er die Bühne mit Roſen, Veilchen und Vergißmeinnicht.

Die Sängerin konnte jetzt nicht länger den „Verliebten“ ignoriren und ließ ihm durch einen Theaterdiener ſagen, man bäte die allzu nachſichtigen Zuſchauer, die ſich für die ſchwachen Bemühungen der Frau Griſi intereſſirten, inskünftige von dem Zuwerfen von Blumen und Kränzen abzuſehen, da dies in gewiſſen Fällen das Publikum verſtimmen könnte. — Eine ſolche Bitte aus geliebtem Munde ließ keine Antwort zu. Der junge Mann gab die Verführung mittelſt Blumenſträußen auf; aber es ſchien ihm doch gut, die Erinnerung daran zu bewahren und in ſeinem Kopfloche die Blume zu tragen, die die Griſi vor Allem liebte, ſowie ſonſt die Ritter die Farben ihrer Dame trugen. Er mußte alſo wiſſen, welche Blume die Göttliche liebte, zog Erkundigungen ein und erhielt zur Antwort: die Roſen, welche Frau Griſi am meiſten liebte, ſeien die, aus denen man Armbänder und Ringe macht.

Der fatale Calembour entging ihm nicht. Und da er nicht weiter als bis zur Loge des Portiers, — dieses abscheulichen Cerberus, der den Profanen den Zutritt zu Norma's und Semiramis' Zimmern verwehrt — hatte vordringen können, nahm er seine Zuflucht zu einem eigenthümlichen Mittel.

Versperrt mir — so dachte er bei sich — meine Lucia auch die Thüre, so kann sie mich doch nicht hindern, neben ihr die Breter zu betreten, ihr Camerad zu werden, an ihrer Seite zu singen, sie auf der Bühne zu butzen und die größten Zärtlichkeiten an sie zu verschwenden — alles mit Erlaubniß des Textbuches und unter Autorität des Souffleurs.

Und stehenden Schrittes begiebt er sich zu Herrn Delsarte, um bei ihm einen Ton aushalten und eine Scala girren zu lernen. Das Gold ist für ihn fortan eine Chimäre, er strebt nur nach den Triumphen und den Prärogationen eines ersten Tenor; er würde sein ganzes Vermögen bis auf seine lackirte Fußbekleidung hingeben für ein C aus voller Brust. Zwar kann er noch kein Wort italienisch: aber die Liebe ist eine große Lehrmeisterin. Und siehe da, er spricht schon von seinen Debuts, als wenn sie in acht Tagen stattfinden sollten, und fünf Hauswirthe haben ihm schon nacheinander gekündigt, weil er die Nächte mit dem Studiren seiner Rolle und damit zubringt, daß er in allen Tönen nach der chromatischen Tonleiter

Il piu tristo dei mortali

aus der „Nachtwandlerin" singt. Herr Delsarte versichert übrigens, daß dieser junge und interessante Schüler zu den besten Hoffnungen berechtige: es ist wahr, er hofft viel, so viel, daß er nämlich sogar so weit gegangen ist, eine Ueberraschung zu versuchen, wie er sie aus einigen Scribeschen Vaudevilles gelernt hatte.

Als pariser Bote verkleidet hat der zukünftige Tenorist sich heimlich über die verbotene Schwelle der Wohnung seiner Göttin geschlichen. Die Thür stand halb offen; Niemand im Vorzimmer, im Speisesaal, im Salon — welches Glück! Es galt nur noch einen brokatellnen Thürvorhang aufheben, als eine Stimme rief:

„Wer ist da?"

„Ich, Madame! ich, Ihr Bewunderer von dem Balkon zur Linken, Sie wissen, ein kleiner, blonder junger Mann, der um ihretwillen stets einen ungeheuern Blumenstrauß an der Brust trägt und der um die Gnade bittet, Ihren Pantoffel zu küssen.

„Ich bin nicht da" antwortete die Sängerin. „Io non ci sono... Andate al Diavolo!"

Und ein Satan von Bedienten erschien auch sofort, der den Eindringling fortgeführt haben würde, wenn der contrebandirende pariser Bote nicht auf der Stelle das Weite gesucht hätte.

Zu Hause angekommen, ergriff er die Feder und vertraute dem Papier die tiefen Schmerzen seiner Seele an, er schrieb an eine Person, auf deren Verschwiegenheit und Klugheit er rechnen zu können glaubte:

„An Herrn Eustache Dubois,
membre de l'Institut.

Paris, 25. August.

Zur ersten Krisis ist es gekommen, verehrter Herr! Sie hat mich zurückgestoßen; wenn ich Sie nicht ermordet habe, so geschah dies nur, weil in unsern socialen Zuständen der Assisenhof darauf steht. Sie hat mich zurückgestoßen und zwar hat sie sich nicht geschämt, zur Rolle ihrer Kammerfrau herabzusteigen und mit eignem Munde mir zu sagen: sie sei nicht da!... Nun wohl! ich werde nicht länger der Werther dieser grausamen Lotte sein! ich will mich zu dem Materialismus eines Diderot und Grimm bekehren.

Seit acht Jahren warte ich und sehe nichts besser werden. Wahrhaftig, ich habe genug Blumen und Kränze verschwendet; ich habe ihr genug Sträuße, das Stück zu 5 Franks, zu Füßen geworfen. Ihretwegen habe ich bei Delsarte Skala singen und eine Menge römischer Adagios und neapolitanischer Cabaletten auswendig gelernt; ich habe mich unzählige Mal erkältet, als ich vor ihrem Fenster auf und abging; ich weiß die Zahl der Steinplatten aus dem Kopfe, aus denen das Trottoir an ihrem Hause besteht. Jetzt bin ich erschöpft, bin fast ruinirt: ich muß Rache nehmen, und zwar auf folgende Weise:

Julie — sie führt leider! denselben Namen, wie die Geliebte von St. Preux —

Julie hat keinen eignen Wagen; sie miethet einen solchen von Poulain. Und nun, mein werther und verehrter Herr! habe ich die Witwe Poulain bestochen und wir sind über Folgendes übereingekommen: — ich lasse einen Wagen von derselben Art und Farbe bauen, wie der von Julien — ich würde Giulia sagen, wenn ich sicher wäre, daß Sie mit der Sprache Petrarka's und Dante's genügend vertraut wären — dann lasse ich meinen Wagen zur Witwe Poulain fahren, die ihn ihr vermiethet, ohne mir dafür etwas zu bezahlen, und die auf einmal Wagen und Kutscher erspart, denn ich nehme die Stelle des Letzteren ein. — So auf meinem Bocke sitzend, Peitsche in der einen, Zügel in der andern Hand, fahre ich sie ins Theater, aus dem Theater und . . . . . .

. . . . . .

So weit war der Verliebte mit seinen Racheplänen und seinem Briefe gekommen, als zwei ernste und blasse Personen in sein Zimmer eintraten, ihm an den Puls fühlten, ihm den Kopf betasteten, und ihn halb mit Güte, halb mit Gewalt zu einem Fiacre führten, der unten hielt, um ihn, gesund von Körper, aber krank am Geiste, in die Heilanstalt des Dr. Blanche auf Montmartre zu bringen.

Feuilleton.

* Wir haben in voriger Nummer d. Bl. von dem englischen Sport des Angelns gesprochen; nicht minder ungewöhnlich ist die Art, wie das Ballspiel dort betrieben wird. Kohl versichert, er habe den Engländern bei ihrem außerordentlichen Enthusiasmus für die Ballspiele am wenigsten folgen können: denn die Engländer nehmen diese Sache viel ernster und machen aus ihrem „cricket" und „racket" und „tennis" und „fives" fast ebenso viel Wesens, als aus allen den anderen Sports. Es giebt — fährt er fort — große „cricket-matches", die das ganze Land ebenso aufregen, wie ein Wettrennen von Doncaster, und dieses eben begreift der unbefangene Zuschauer nicht, denn es kommt dabei am Ende auf weiter gar nichts an, als darauf, daß ein leberner Ball ein paar in den Rasen gesteckte hölzerne Stäbchen umwerfe. Die Bälle knallen nicht wie die Kugeln und Büchsen beim Vogelschießen, brausen und bäumen sich nicht wie die Pferde beim Rennen, kurz, es ist so wenig äußerer Prunk dabei, und dazu sind auch gewöhnlich die Spieler so stumm und lautlos bei allen ihren Bewegungen, die Spiele selbst sind so außerordentlich zusammengesetzt und fast gelehrt, daß wenn man nicht ein tiefer Kenner dieses Sports ist, man von dem Hin- und Herlaufen der Spieler, von den groben Fehlern oder von den ausgezeichnet schönen Coups gar nichts versteht. Eine französische Dame, die einem englischen Ballspiel beiwohnte, fragte daher, nachdem sie eine Zeit lang demselben zugeschaut hatte, wann denn das Spiel angehen sollte, als sie zu ihrer Verwunderung erfuhr, daß es schon beendigt sei. Dazu behaupten noch die Engländer, daß das Spiel gerade dann am vollkommensten gespielt werde, wenn man am wenigsten davon, daß überhaupt ein Spiel vor sich gehe, bemerke.

Die verschiedenen Arten der Ballspiele sind außerordentlich mannichfaltig; es giebt „foot-ball" (Faustball), — „hand-ball" (Handball), — „racket-ball" (Schlagnetzball), — „bandy-ball" (Schlagbretball), — „cricket" (Fangball), — „tennis" (Raquetenball), — „bowling" (Kugelspiel) und noch einige andere. Ihre Verschiedenheit besteht darin, daß der Ball entweder blos in die Luft, oder gegen eine Mauer geworfen wird, daß man ihn entweder blos mit der Hand oder mit einem hölzernen Instrumente schlägt, daß ihm entweder ein aufgesteckte Ziel gegeben ist oder nicht, daß das Spiel entweder im Freien auf einer Wiese oder in einem eingeschlossenen Gehöfte, oder in einem eigens dazu vorgerichteten Gebäude stattfindet. Es sind diese Spiele mehr oder weniger einfach oder zusammengesetzt und werden entweder von den englischen Frauen zur Osterzeit um „tansy-cakes" (Wurmkraut-Kuchen), oder von den Männern um hohe Geldsummen, oder von den Kindern des bloßen Scherzes wegen gespielt.

— Eines der berühmteren Ballspiele, Racket, wird nun näher so beschrieben:

Bei dem Racket wird der Ball mit einem Holze geschlagen und fliegt gegen eine Mauer. Es sind dazu eigene „racket-courts" (Schlagnetzhöfe) vorgerichtet, diese Höfe sind von einer, einige dreißig bis vierzig Fuß hohen Mauer, die mittels ausgespannter Seitennetze, welche den fliegenden Ball aufhalten, noch erhöht und erweitert wird, umgeben. Die Mauer selbst, sowie der Boden, sind durch verschiedene Linien in mehre Abtheilungen gebracht, deren Ueberschreiten dem Spieler entweder gewisse Vortheile oder gewisse Nachtheile bringt. Rund um den Hof herum sind Schoppen und amphitheatralische Sitze für die Zuschauer errichtet.

Die Engländer sind so große Liebhaber dieses Spiels, daß sie selbst ihren Gefangenen in der „Queen's Bench" erlaubt haben, sich in ihrem Gefängnisse einen solchen Racket-Court herzurichten. Die gefangenen Schuldner betreiben das Spiel dort außerordentlich eifrig, und die kleinen harten Bälle, die dazu nöthig sind und die aus angefeuchteten Lederstreifen zusammengesetzt und mittels einer Maschinerie zu gehöriger Festigkeit comprimirt werden, verfertigt man in diesem Gefängnisse selbst. Ich fand dort einen Ballfabrikanten, der mir versicherte, daß er selbst in Ost- und Westindien zahlreiche Abnehmer für seine beliebte Waare habe.

* Bei der ersten Aufführung des Wilhelm Tell in der königlichen Akademie der Musik in Paris hielt Duprez, der berühmte Sänger, kurz nach den ersten Takten inne und bat den Concertmeister Habeneck, ihn langsamer zu begleiten. Jedermann in Frankreich wußte damals und weiß jetzt, wie viel Herr Habeneck in der Kunstwelt gilt: man weiß aber auch, wie eng derselbe mit Rourrit befreundet war.

„Mein Herr!" antwortete der Chef des Orchesters Duprez, „seit fünfzehn Jahren begleite ich diese Partitur so, wie jetzt, und zwar unter den Augen des unsterblichen Componisten; dasselbe Tempo nahm auch mein guter Nourrit; ich werde, ich kann es heute nicht anders machen."

„Und ich, mein Herr!" erwiederte Duprez, „ich studire dieses Werk seit zehn Jahren, ich habe es nie besser aufgefaßt, als in diesem Tempo: wollen Sie mich nun begleiten, wie ich es wünsche?"

„Nein, mein Herr!"

„Dann empfehle ich mich Ihnen."

Duprez ging.

Erstaunen und Schrecken verbreiten sich. Keine Bitte kann den Entschluß des Herrn Habeneck ändern, keine das Bewußtsein des Herrn Duprez beugen. Was ist zu thun? Man muß an Rossini schreiben. Der Maestro überließ sich zu dieser Zeit in einer Stadt des südlichen Frankreichs einer glücklichen Muse. Man stellt ihm die Wichtigkeit eines solchen Zwiespaltes, namentlich bei den Verhältnissen vor, in denen sich damals die Oper befand. Er reist ab, kommt in Paris an, und läßt Duprez bitten, ihn zu besuchen.

„Nun, mein Herr!" sagt er zu dem Sänger nach den ersten Begrüßungen, indem er sich an das Pianoforte setzt: „nun wollen wir einmal sehen: singen Sie, wie Sie es wollen."

Duprez sang.

„Bravo! Bravo!" rief der Maestro, je mehr die mächtige Stimme sich vor ihm entfaltete. Und als es zu der großen Arie im vierten Akte kam, brach er enthusiastisch, ihm die Hände drückend, in die Worte aus:

„Gehen Sie, mein Herr, unser verehrter Habeneck wird Sie begleiten, wie Sie es wünschen; Sie sind ein großer Künstler!"

Und Duprez, bescheiden und stolz zugleich, verneigte sich vor diesem Manne, der sich herabließ, einen Reflex seines Ruhmes auf ihn fallen zu lassen. Wilhelm Tell wurde gesungen, wie es Duprez wollte.

* In Paris soll ein neues Stück unter dem Titel: „die Gifte" auf die Bühne gebracht werden; daß Orfila bei der in Scene Setzung dieses Stückes consultirt werde, wird als gewiß versichert. Auch spricht man davon, daß Madame Lafarge um Rath gefragt werden solle. Das letztere würde wenigstens nicht auffallender sein, als, daß man einen der Mörder Gustav's III. consultirte, als es sich um das in Scene Bringen der Auber'schen Oper handelte. Man wußte nicht genau, auf welche Weise die Verschworenen den König mitten unter den Gästen umringten, und um dies zu erfahren, wendete man sich an einen der ersteren, Rippin, der sehr bereit war, dies auf der Bühne zu arrangiren.

* Jules Janin wurde aufgefordert, an einem neuen literarischen Journal Theil zu nehmen. Da er aber sich zu dieser Zeit verpflichtet hatte, für kein anderes Blatt dergleichen Artikel zu schreiben, als für das Journal des Débats, so lehnte er diesen Antrag ab.

„Dann bin ich genöthigt" — sagte der Redacteur des neuen Journals — „Sie von einem der tüchtigsten Kritiker unter meinen Mitarbeitern auf's Schärfste angreifen zu lassen; denn wer nicht unser Mitarbeiter ist, ist unser Feind."

„Gut!" erwiederte Janin, „wenn dem so ist, so will ich den Angriff übernehmen; ver-

lassen Sie sich darauf, daß Sie mit mir zufrieden sein werden; ich werde mich nicht schonen."

Wirklich erschien auch nach einigen Tagen die Kritik: sie ist höchst geistreich, vielleicht eine der besten Arbeiten Janin's. Es war so viel Beißendes in den dem Verfasser gemachten Vorwürfen, daß am andern Morgen mehre seiner Freunde zu Janin kamen, um ihm ihr Bedauern auszudrücken, während sie freilich — wie dies unter literarischen Genossen nicht anders zu gehen pflegt — innerlich lächelten. Einer von ihnen sagte sogar, um ihn zu trösten:

„Was das Schlimmste für Dich ist, Alles ist so geistreich und treffend geschrieben."

Konnte Janin einen hübscheren Triumph haben?

* Kunstenthusiasmus. Der constitutionellen Staatsbürgerzeitung wird aus dem sächsischen Erzgebirge berichtet:

„Vor Kurzem spielte der Violinist Mollenhauer in Schneeberg. In der nächsten Nummer des „Erzgebirgischen Anzeigers" stand ein Bericht hierüber, der folgendermaßen beginnt:

„„Arion war der Töne Meister,
Die Zitter (sic!) lebt' in seiner Hand;
Damit entzückt er alle Geister
Und gern empfing ihn jedes Land.""

„Doch das war im uralten Heidenthume, wo die Kunst etwas Hohes und Herrliches war. Hat sie aufgehört das zu sein? Wer einen Blick in Schelling's Philosophie gethan, dem ist auf's Neue ihre Herrlichkeit aufgegangen, und schön und wahr, wie immer, sagt unser Schiller:

Im Fleiß kann Dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm Dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest Du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast Du allein.

Das war's aber eigentlich nicht, was wir sagen wollten; von Herrn Mollenhauer und seinen Leistungen wollten wir sprechen. Nun ja, der ist aber ein Künstler im wahren Sinne des Wortes. Von ihm kann man den obigen Vers also umwenden:

Die Geige lebt in seiner Hand."

— Noch enthusiastischer ist man in Würtemberg.

Der Clarinettist und Basselhornist Beerhalter wurde, wie die Signale für die musikalische Welt erzählen, in Ulm auf folgende Weise besungen:

Die Nachtigall.

Eine Legende.

Gott Vater thät jüngst auf Erden gehn,
Um überall selbst nachzusehn,
Ob Alles noch wäre in der Welt
Wie er's am Schöpfungstag bestellt;
Ob noch brummte der Zottelbär,
Der Hirsch noch scheu und flüchtig wär',
Der stolze Pfau sein Rad noch schlüg',
Der Apfelbaum noch Aepfel trüg',
Und was dergleichen Dinge mehr,
Die sich datiren von Alters her;
Das Alles nahm er, groß und klein
In ganz genauen Augenschein,
Und fand auch Alles auf ein Haar,
Wie es von je gewesen war.

Drauf kam er an eines Waldes Saum
Und trat dort unter einen Baum,
Wo eine Nachtigall saß im Grünen,
Die hat ihm ganz beträbt geschienen.
Fragt sie Gott Vater: „Warum singst Du nicht?"
Doch seufzend hierauf die Nachtigall spricht:
„Daß ich in meines Herzens Verdruß
Beschämt schon seit lange schweigen muß,
Daran bist Du nur selber Schuld;
Du hast in übergroßer Huld
Einen so mächtig reich begabt,
Daß er statt meiner die Menschheit labt.
Ich kann fortan kein Lied mehr singen,
Seit der seine Töne läßt erklingen."
Kurzum, sie war voll Zorn und Gift,
Wie man's bei Sängerinnen häufig trifft.

Gott Vater darauf sich lächelnd entfernt
Und denkt: hast Du das Singen verlernt,
So sollen die Menschen doch nicht sagen,
Sie hörten die Nachtigall nicht mehr schlagen
Ich wäre verloren, wenn ich jetzt nicht hätte
Den Beerhalter mit seiner Clarinette.

Hierzu zwei Kunstbeilagen:

No. 81. Pariser Moden. Damenmoden: Ein Stadtanzug und ein Hausanzug.

No. 82. Pariser Moden. Damenmoden: Zwei Winteranzüge; ein Aermelmantel von schwarzem Sammt, ein Mantel von braunem Atlas. Der blaue Hut von Sammt, der rosa Hut von Poult de soie.

Anzeiger. № 39.

Neu erscheint soeben in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Schauspiele

von

Don Pedro Calderon de la Barca.

Uebersetzt von

Adf. Martin.

Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Inhalt: I. Des Armen Wesen ist Anschläge. Alles ist Wahrheit und Alles Lüge. Für heimliche Beleidigung heimliche Rache. — II. Die drei größten Wunder. Liebe, Ehre, Macht. Apollo und Klymene. — III. Leonid und Marfissa. Phaeton. Haß und Liebe.

Die in diesen drei Theilen enthaltenen Stücke erscheinen hier **zum ersten Male ins Deutsche übersetzt** und können daher zugleich als ein **Supplement** zu den Uebersetzungen von Gries, Schlegel und Malsburg empfohlen werden.

Leipzig, im September 1844.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Johann Ulrich Landherr** in Heilbronn ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig zu haben:

Deutsche Anthologie

für

höhere Lehranstalten

und

für Freunde der Poesie.

21 Bogen in gr. 8.

auf dauerhaftem Maschinenpapier, elegant in farbigem Umschlag geheftet,

Preis nur 45 Kr. oder 15 Ngr. (12 gGr.)

Vorstehende, mit Sorgfalt gemachte, Sammlung deutscher Gedichte aus den verschiedenen Gattungen der Poesie hat den Zweck, durch Auswahl nach Form und Inhalt gediegener Dichtungen, mit Ausschließung aller für die Jugend nicht geeigneten Stoffe, den Sinn für Poesie und das Verständniß derselben bei der Lecture zu Hause oder im öffentlichen Unterricht zu wecken und zu nähren. Sie dient bei der nöthigen Anleitung auch dazu, die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Dichtarten, die Metra und dgl. kennen zu lernen, und obwohl Vollständigkeit der Aufführung der verschiedenen Dichter seit Klopstock und Lessing nicht ihre eigentliche Absicht ist, so ist doch keiner der klassischen Dichter unsers deutschen Vaterlandes ganz übergangen. Es sind aus den einzelnen nach den Bedürfnissen und dem Zwecke dieser Sammlung bald mehr, bald weniger Gedichte aufgenommen, und namentlich haben auch die jüngern schwäbischen Dichter die ihnen gebührende Berücksichtigung erhalten.

Der Preis ist so ungemein billig gestellt, weil der Verleger bei dem Unternehmen auf sichern Absatz zählen darf und die Auflage ausergewöhnlich groß veranstaltet wurde.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Oehlenschläger, Ad., Oerwarodd, das Heldenkind. Ein altnordisches Märchen. 8. broch. 1⅓ Thlr.

Dessen, Lieb' ohne Strümpfe. Tragi-Komödie, frei nach J. H. Wessel. 8. broch. ⅔ Thlr.

Leipzig, im September 1844.

E. Fleischer.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Preisherabsetzung.

Taschenbuch dramatischer Originalien.

Herausgegeben
von
Dr. Jos. Franck.

Sechs Jahrgänge (1837—42).

Mit Bildnissen, scenischen Darstellungen und Beiträgen von
Albini, Bauernfeld, Castelli, Franck, Gutzkow, Hagen, F. Halm, Holbein, Immermann, Lagusius, Maltitz, Pannasch, Reinhold, Vogel, Weichselbaumer und Zahlhas.

8. Elegant cartonnirt. Ladenpreis 17 Thlr.
Herabgesetzter Preis 2 Thlr. 20 Ngr.
Einzelne Jahrgänge 16 Ngr.

Ich habe den gesammten Vorrath dieses Taschenbuchs, das ich bisher commissionsweise debitirte, käuflich an mich gebracht, und bin somit im Stande, dasselbe zu dem obigen ungemein billigen Preise anbieten zu können. Das Inhaltsverzeichniß, das die beliebtesten dramatischen Schriftsteller nennt, macht weitere Empfehlungen überflüssig; nur darauf erlaube ich mir noch aufmerksam zu machen, daß dieses Taschenbuch durch seine elegante Ausstattung vorzugsweise zu **Geschenken** geeignet ist.

Leipzig, im September 1844.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Alexander Duncker**, königl. Hofbuchhändler in Berlin, ist so eben erschienen:

Ida Gräfin Hahn-Hahn

Orientalische Briefe.

3 Bde. eleg. geh. 6½ Thlr.

Nur allgemein den überaus reichen Inhalt des Werkes anzugeben sei hier vergönnt. Nachdem die Gräfin in Briefen aus Wien den Eindruck beschrieben, den Schlesien, namentlich Breslau, auf sie gemacht, und über Wien sich ausgesprochen hat, giebt sie uns eine Schilderung der Reise von dort über Pesth nach Constantinopel, verweilt länger bei den ungarischen und türkischen Zuständen, und beschreibt dann die Reise über Smyrna, Beirut und Damaskus nach dem heiligen Grabe, auf welcher sie auch den Berg Karmel berührt. Die drei von hier aus datirten Briefe enthalten der Gräfin eigenthümliche Glaubensansichten, und verdienen besondere Beachtung. Nun folgen die auf der Reise von Jerusalem nach Cairo aus Gaza und El Arisch geschriebenen Briefe, und sodann giebt sie uns in den aus Cairo datirten Schreiben ein anschauliches Bild Egyptens, seiner Sitten und Verfassung. Die Schilderung der Nilfahrt und der alten Monumente Nubiens und Egyptens, seiner Tempel, Gräber und Pyramiden macht nun den wesentlichen Inhalt der nächsten Briefe aus. Ihre Fahrt nach Alexandrien, ihre Einschiffung von hier aus nach dem Piräus finden wir in den Briefen aus diesen Orten ausführlich beschrieben, und im letzten Briefe der orientalischen Reise aus Triest giebt sie uns eine klare Anschauung der heutigen so sehr verwickelten Zustände Griechenlands.

Von derselben Verfasserin sind unlängst folgende Reiseschilderungen erschienen:

Erinnerungen aus und an Frankreich. 2 Thle. 3 Thlr.
Reisebriefe (aus Spanien). 2 Thle. 4½ Thlr.
Ein Reiseversuch im Norden. 1½ Thlr.

Mitte September wird ausgegeben:

Aus der Gesellschaft.

Gesammt-Ausgabe der Romane

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Diese von vielen Seiten gewünschte Sammlung wird in dem beliebten Format der Schiller'schen Werke erscheinen. Die Ausgabe erfolgt in 10—12 Lieferungen.

Den Inhalt bilden sämmtliche bisher erschienene Romane der Frau Gräfin und zwar:

Ulrich. 2 Thle. . . . . 3¾ Thlr.
Der Rechte. . . . . . 2 „
Gräfin Faustine. . . . 2 „
Sigismund Forster. . . 1¾ Thlr.
Cecil. 2 Thle. . . . . 4 „
Ilda Schönholm. (Früher unter dem Titel: „Aus der Gesellschaft.") 1½ Thlr.

Statt des Gesammtbetrages von 15 Thlr. wird diese Ausgabe nur **8⅔ Thlr.** im Pränumerationspreis kosten.

Einzelne Lieferungen werden durchaus nicht verkauft. Die einzelnen Romane behalten auch in dem neuen Format den früheren Preis.

Das Erscheinen der Lieferungen folgt schnell auf einander, sodaß schon im Monat Januar die Ausgabe vollständig in den Händen der Abnehmer ist.

Eine elegante Ausstattung wird dem Werke nicht fehlen.

In demselben Verlage sind in diesem Jahre erschienen:

Eichendorff, J. Freiherr von, die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg. gr. 8. geh. Mit einem Grundriß der alten Marienburg in Royal-Folio . . . . . 1 Thlr.

Geibel, Emanuel, Gedichte. Dritte stark vermehrte Auflage. 8. eleg. geh. 1⅚ Thlr.

Dasselbe in schönem engl. Einband mit Goldschnitt . . . . . 2⅓ Thlr.

Das Portrait des Dichters. Nach der Natur gemalt von Louise Kugler, auf Stein gezeichnet von B. Schertle. Folio. . . . . ⅚ Thlr.

Germanie, Gräfin, Robinsons Enkelin. Nach dem Französischen von Thekla von Gumpert. Mit 6 Bildern. gr. 8. eleg. geh. . . . . 1 Thlr.

Dasselbe sehr geschmackvoll gebunden. . . . . 1½ Thlr.

Gumpert, Thekla von, die Badereise der Tante. Ein Buch für Kinder. 8. geh. ½ Thlr.

Kinderfreund, der neue, herausgegeben von H. Kletke. Mit 10 Zeichnungen von L. Richter und vielen Vignetten. 2r Theil. 1. Lief. Lex. 8. eleg. geh. ½ Thlr.

Mülinen, der Grafen, Familien-Geschichte und Genealogie. Lex. 8. eleg. geh. 1 Thlr.

Reumont, Alfred, die poetische Literatur der Italiener im neunzehnten Jahrhundert. gr. 8. geh. . . . . ¼ Thlr.

Reumont, Alfred, Thorwaldsen. Eine Gedächtnissrede. gr. 8. geh. . ⅙ Thlr.

Skepsgardh, Otto von, drei Vorreden, Rosen und Golem-Tieck. Eine tragi-komische Geschichte mit einer Kritik von Friedrich Rückert. 2 Theile in 3 Abtheilungen. 8. geh. . . . . 2⅔ Thlr.

Theorie, die, des Dr. List vom Fabrikstaate und ihre geschichtlichen und statistischen Stützen. 8. geh. . . . . ¼ Thlr.

Wedell, R. von, Historisch-geographischer Handatlas in 36 Karten. Mit einer Vorrede von Dr. F. A. Pischon. In 6 Lieferungen. Imp. quer Folio. In Umschlag geheftet. . . . . à 1⅔ Thlr.

Dritte Lieferung . . . . . 1⅔ Thlr.

Werner, Ferdinand, die Galvanoplastik in ihrer technischen Anwendung. Mit 13 Kupfertafeln. (St. Petersburg.) Lex. 8. geh. . . . . 2 Thlr.

Mit Nächstem erscheint:

Charisi, des, Erste Makamen aus dem Tachkemoni oder Divan. Nach einem authentischen Manuscript aus dem Jahre 1281 herausgegeben, vocalisirt, interpungirt und ins Deutsche übertragen, wie auch sprachlich und sachlich erläutert und mit einer umfassenden Einleitung versehen von Dr. S. J. Kaempf. Text und gegenüberstehende Uebertragung. Lex. 8. geh.

Germanie, Gräfin, der kleine Don Quixote. Erzählung für die Jugend. Nach dem Französischen. Mit Kupfern. 8. geh.

Gumpert, Thekla von, mein erstes weißes Haar. Erzählung für Kinder. 8. geh.

Warburg, H. von (Königl. Preuß. Hofjagdjunker), das Waldhorn. Eine Sammlung von Jagdliedern und Gedichten. 8. geh.

White, Charles, Häusliches Leben und Sitten der Türken. Nach dem Englischen bearbeitet. Herausgegeben von Alfred Reumont. 2 Bände mit Karten. 8. geh.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

LYDIA.

Von Therese,

Verfasserin der „Briefe aus dem Süden", eines „Tagebuchs" ꝛc.

8. geh. fein Velinpapier. Preis 2 Thlr.

Braunschweig, August 1844.

Friedrich Vieweg und Sohn.

Literarische Anzeige.

Novellen-Zeitung.

Ausgewählte

Romane, Novellen, Erzählungen, Reisen, dramatische und poetische Werke.

Mit Nr. 12 des Feuilletons der **Novellen-Zeitung**, welche

am 18. September

ausgegeben ist, beginnt und wird regelmäßig in den folgenden Nummern fortgesetzt:

Zopf und Schwert.

Dramatisches Zeitbild in fünf Acten

von

Karl Gutzkow.

Die Verlagshandlung glaubt die Leser der Novellen-Zeitung durch Aufnahme dieses Stückes eines unserer gefeiertsten Bühnendichter um so mehr zu verpflichten, als dasselbe überall, wo es zur Aufführung gekommen, mit dem größten Beifall begrüßt worden ist.

Die bisher erschienenen Nummern der Novellen-Zeitung enthalten:

W. Meinhold.

Die Bernstein-Hexe. In ihrer ursprünglichen, neu-hochdeutschen Gestalt vom Jahre 1826.

Therese (Frau von Bacherach).

Reisefragmente: I. Bremen. II. Osnabrück und Münster. III. Düsseldorf.

Alfred de Musset.

Eine seltene Ehe. Eine Novelle.

Louis Schneider.

Legatio dramatica in partibus infidelium.

Eugene Sue.

Der ewige Jude. I. und II. Band, mit 80 Illustrationen von Carl Richard. (Die Fortsetzung erfolgt stets wenige Tage nach dem Erscheinen des Originals.)

Biographie von Eugene Sue mit dessen Portrait.

Eduard von Bülow.

Die Offenbarung. Eine Novelle.

F. Gerstäcker.

Sieben Tage auf einem amerikanischen Dampfboot.

Die **Novellen-Zeitung** erscheint seit dem 1. Juli regelmäßig jeden Mittwoch in Nummern von 8 (dreispaltigen) Folioseiten im Formate der Illustrirten Zeitung. Vierteljährlicher Pränumerationspreis für 13 Nummern 25 Ngr. — 52 Nummern bilden einen Band und geben dem Raume nach den Inhalt von 12—15 Bänden gewöhnlichen Octavformates. — Titel und Inhaltsverzeichniß zu jedem Bande werden unentgeltlich nachgeliefert.

Leipzig, J. J. WEBER.

☞ Bestellungen auf die Novellen-Zeitung werden in jeder Buchhandlung angenommen, und Probenummern auf Verlangen unentgeltlich verabfolgt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zeitung für die elegante Welt.

9. Oktober **№. 41.** 1844.

Uebersicht: Die Brautfahrt, von Moritz Hartmann. — Zwei Dichter, eine Erzählung (Fortsetzung). — Neue Gedichte von Heine. — Der zweite Band. — Mittermaier über Italien. — Freiligrath's „Glaubensbekenntniß". — Nachrichten.

Die Brautfahrt.

Zwei fremde Ritter sitzen im Kahn
Sie fahren hinab die wallende Bahn.

Das Wasser ist still, das Wasser ist tief
Ob drin manch verzaubertes Nymphlein schlief. —

Da spricht der Eine mit goldenem Bart:
Beim Himmel das ist eine lustige Fahrt!

Ich fahre hinab gen Cöln am Rhein,
Des Bischofs blauäugige Nichte zu frein.

Da ruft der andre mit schwarzem Haar:
Das ist deine letzte Fahrt fürwahr.

Sie zucken die Schwerter, das Eisen blinkt
Und in die Wellen der Blonde sinkt.

Allein sitzt der Schwarze, auf's Schwert gestützt
Unheimlich sein düsteres Auge blitzt.

Und fährt er hinab nach Cöln am Rhein,
Schwimmt langsam die Leiche hinterdrein.

Moritz Hartmann.

Zwei Dichter.

(Fortsetzung.)

IV.

Auf einer schroffen Felsenhöhe, die sich in der Provinz Aragonien über die blauen Wellen des Ebro erhebt, stehen jetzt noch Trümmer einer einst riesenmäßigen Burg, die eine Schutzwehr gegen die Mauren gebildet haben soll. Ihre feste Bauart, wohl mehr aber noch die Einsamkeit ihrer Lage, mag sie vor Zerstörung so geschützt haben, daß zur Zeit unsrer Erzählung noch ein hoher, achteckiger Thurm davon bestand. Es schien als wenn er der Mittelpunkt des Ganzen gewesen und rund um ihn her alles zusammengefallen sei, gleich dem mächtigen Ritter der in der Schlacht, inmitten 16 Leichen seiner

Söhne, hochaufgerichtet stand. Der Thurm zeigte unten zwei große, aber jetzt fest verbarrikirte Oeffnungen, die früher wahrscheinlich die Verbindungsgänge mit den Burgtheilen gewesen und nach und nach immer weiter geworden waren; oben sah man auf allen acht Seiten Schaulöcher, die dort zwei festverwahrten Wächter-Zimmern Licht gaben. Eine Wendeltreppe führte da hinauf. Rings um den Thurm rankten sich Schlingkräuter aller Art, dazwischen auch einige hier verunglückte Melonen und Weinreben.

An einem Sommerabend des Jahres unsrer Erzählung war der Raum um diesen Thurm der Schauplatz einer sonderbaren Scene: acht Männer, halb militairisch, halb ländlich gekleidet, mit Dolchen und Karabinern versehen, waren theils beschäftigt die verbarrikirten Eingänge zum Thurm mit Baumstämmen zu berennen, theils sahen sie mit gespannten Karabinern scharf nach den Schaulöchern. Daraus fiel von Zeit zu Zeit, wie von unsichtbarer Hand geworfen, ein schwerer Stein, der aber sein wahrscheinliches Ziel, die Köpfe der Stürmenden, nicht traf. „Aufgepaßt!" schrie der Anführer derselben, der sich durch eine große, geknickte Feder am Hut und eine vergelbte, schmutzige Tressen-Schärpe auszeichnete; „aufgepaßt! und wo sich der alte Hund zeigt drauf losgeschossen; wir sollen ihn zwar eigentlich leben lassen, aber unsre Köpfe sind doch mehr werth." In diesem Augenblick zeigte sich ein alter Kopf an einem der Schaulöcher, eine Kugel sauste empor, man hörte oben einen tiefen Schrei und zugleich stürzten zwei der Stürmenden ächzend nieder, die Andern stoben auseinander und schossen Blicke wie Dolche in die Höhe. „Gut getroffen, alter Satan! und auch du, wackerer Schütze; schmeißt die beiden Hunde da mit den zarten Schädeln in's Gebüsch, jetzt kommt ein größeres Theil auf den Mann", rief der Anführer; die beiden ächzenden Verwundeten wurden in das nahe Gebüsch geworfen und das Stürmen begann auf's Neue. „Frisch dran, sonst stirbt die Donna gar ehe wir kommen, frisch dran! die tausend Doublonen winken. Halloh! noch einmal! brr!" Die letzten Reste der Barrikade fuhren auseinander, ein wildes Hurrah! erschallte, die Rotte stürzte hinein und bald hörte man von oben den lauten Schmerzesschrei eines Weibes ertönen. Nach einigen Minuten tiefer Stille sah man die Wegelagerer wieder zurückkommen; in ihrer Mitte trugen sie die Leiche eines alten Mannes, durch dessen silberweiße Haare das Blut einer tiefen Stirnwunde tropfte; blitzende Orden hingen von den feinen Kleidern zur Erde, den Staub streifend. Neben der Leiche schwankte, von kräftigen Armen geführt, eine hohe stolze, jetzt nur etwas gebeugte weibliche Gestalt, deren plastische, edle Formen von einem langen, knapp anliegenden, schwarzen Sammtgewand hervorgehoben wurden. Ueber den vollen, blendendweißen Nacken fiel eine Fülle schwarzer Haare und ein langer weißer Spitzenschleier, mit einem Diamant auf dem Haupte befestigt und nachlässig über das Gesicht geworfen, ließ eine edel geformte Stirne, brennend schwarze Augen und wunderbar lebhafte, wenngleich marmorblasse Züge erkennen. Sie sah mit einem starren Blick auf die Leiche; jetzt wollte sie sich mit einem furchtbaren Schrei darüber werfen, aber ihre Führer hielten sie fest; da richtete sie sich auf einmal stolz empor, warf aus den sprühenden Augen einen Blick des furchtbarsten Hasses auf ihre Begleiter und zuckte mit der Hand nach dem Dolch, der in ihrem Gürtel stak. „Laßt das Ding nur da stecken, Donna, das hilft Euch nichts, darum haben wir es Euch auch gelassen", sprach der Führer mit übermüthigem Mitleid und gewisser Ehrerbietung, und fuhr dann nach einer Pause fort: „Beruhigt Euch auch nur, es geschieht Euch kein Leid, wir wollen bloß unsre

Doublonen verdienen und Euch unserm Herrn abliefern, da könnt Ihr sehen wie Ihr mit dem auskommt. Um den Alten da thut's mir leid, aber warum mußte er auch grade den weißen Schädel zum Loch hinausstecken, als die Kugel meines Manuel eine Reise zum heiligen Petrus machen wollte?" Die unglückliche Tochter sah stumm, ermattet vor sich nieder. „Hier links in die Büsche!" rief der Führer, da stehen ja die Maulesel, den Alten da werfen wir hier rechts ab, jetzt heißt's sich eilen." Die Donna stieß einen schmerzlichen Schrei aus, riß sich auf einmal krampfhaft los und warf sich über die Leiche des Vaters: „Nicht ohne ihn! hier sterb' ich, wenn Ihr mir ihn nicht laßt." Die Räuber nahmen keine Notiz davon, einige brachen die Hände der Dame ruhig von der Leiche los, andere trugen dieselbe in das nahe Gebüsch. In diesem Augenblicke fielen zwei Schüsse und zwei der Räuber, unter ihnen der Führer, stürzten todt nieder; zugleich hörte man aus dem Gebüsch mehrere Stimmen und ein schöner, großer Mann stürzte mit gezücktem Dolch und gespanntem Pistole auf diejenigen zu, welche die Gefangene festhielten. „Laßt los!" rief er und sogleich wälzte sich einer derselben in seinem Blute. Die Uebrigen drohten einen Augenblick den unerwarteten Retter anzugreifen, als dieser aber mit starker Stimme in das Gebüsch rief: „Herbei! herbei!" warfen sie mit flammenden Blicken ihre Karabiner auf die Schulter und verschwanden bald auf dichtverschlungenen Wegen. Hätten sie indeß gewußt daß dieses „Herbei! herbei!" und die eben vernommenen mannigfachen Stimmen aus dem Walde nur eine Kriegslist des Angreifers und dieser selbst nur ein stiller deutscher Poet, Freund Edmund war, so hätte derselbe seinen romantischen Muth wohl mit dem Leben bezahlen müssen.

Edmund, den der große Romanspinner Zufall auf des Poeten Wanderungen, die ihn stets die einsamsten, abgelegensten Plätze aufsuchen ließ, zur Rettung einer Verfolgten hierherbrachte, fand sich nun mit dieser allein, in der sonderbarsten, traurigsten Situation, umgeben von Blut und Leichen, die Gerettete ohnmächtig in seinen Armen haltend. Aber so sehr erregt uns weibliche Schönheit, er hatte bald alles Grauenhafte um sich her vergessen und nur Augen und Gefühl für die holde Bürde seines Armes; mit vollen Zügen sog er ihre Reize ein, die durch das Romantische der ganzen Situation seiner aufgeregten Phantasie auch wohl noch bedeutender erschienen. Er ließ sie einige Augenblicke in seinen Armen liegen: ihre schwarzen Locken schlängelten sich um seine Hände, ihr Herz schlug leise, leise an seiner Brust und es war ihm als wenn die marmornen Züge sanft und liebend ihn anlächelten. Jetzt trug er die Ohnmächtige zu einem Baum und legte sie sanft in's weiche Moos nieder; knieend beugte er sich über sie und tröpfelte den Saft einer Melone aus seiner Reisetasche auf ihre bleichen Lippen. Er wagte nicht ihre beengte Brust von den Fesseln des Gewandes zu befreien; sie könnte ja darüber beim Erwachen erröthen und durch einen Blick ihn strafen. Es war auch nicht nöthig: die Gerettete schlug die Augen auf, Edmund glaubte in ein tiefes, heiliges Feuer zu schauen; die Blicke dieser schwarzen Glutaugen bohrten sich in sein Herz wie wunderbare, nicht zerfleischende, nur öffnende Schwerter, sie leuchteten über die blassen Wangen wie glühende Abendstrahlen über den weißen Himmelsbogen. „Mein Vater!" war das Erste, was die Erwachende mit leiser Stimme sagte. „Seien Sie ruhig, Donna", sprach Edmund in gewandter, spanischer Sprache, und mit bewegter, sanfter Stimme: „seien Sie ruhig, Sie sind gerettet", und er trat ehrfurchtsvoll einen Schritt zurück. „Mein Vater!" rief jetzt die Donna noch einmal, aber mit lauter,

schmerzlich-grollender Stimme und als ob ein elektrisches Feuer sie belebt habe, sprang sie auf, griff nach dem Dolche und zückte ihn gegen Edmund. „Zurück! was wollt Ihr? gebt mir meinen Vater!“ aber ihre Kraft war schon gebrochen, sie wankte. Edmund ergriff sie und ließ sie sanft in's Gras gleiten. Er befürchtete eine neue, gefährlichere Ohnmacht; aber die Arme erholte sich bald gänzlich, sah sich um, blickte schaudernd die Todten, dann verwundernd, zitternd und fragend Edmund an. Dieser erklärte nun seinen Namen, sein zufälliges Herkommen und seine Hilfe. Die Spanierin betrachtete den Erzähler mit immer steigenderem Interesse, und am Schlusse seiner Rede sprang sie auf und warf sich mit den Worten: „Mein Engel! mein Retter! mein Gott!“ in seine Arme. So hielt denn Edmund jetzt die schöne Bürde zum zweiten Male in seinen Armen; aber ihre Züge waren nicht kalt, sie flammten Dank, Verehrung, wohl gar Liebe. Das Herz schlug nicht mehr leise, es klopfte mächtig an seinem Herzen, es klopfte so mächtig, daß die schwarzen Locken, die darüber fielen, fast Wellen schlugen, und die Augen waren nicht mehr geschlossen, sie sahen mit unendlicher Sehnsucht, mit flammender, keuscher Glut ihn an. „Lassen Sie uns jetzt zum Vater gehen, Signor, und ihn begraben, hernach erzähl ich Ihnen meine Geschichte“; mit diesen Worten schritt sie plötzlich zur Leiche des Ermordeten. „Da liegt er! todt! todt! das silberne Lockenhaar mit Blut gefärbt: ein Kranz weißer Rosen mit Rubinen verwebt“; sie beugte sich zur Leiche nieder und weinte so große, viele Thränen, als wollte sie mit diesem heiligen Wasser die Rubinen aus dem weißen Rosenkranze verwischen. Edmund fühlte sich tief von diesem rührenden Bilde ergriffen, sein großes, blaues Auge strahlte in Thränen und er hätte der trauernden Tochter zu Füßen sinken und anbetend ihre Knie umfassen mögen. Sie reichte ihm die Hand hinauf und sagte: „Sie sind ein edler Mensch! daß Sie mich retteten war männlich, daß Sie mit mir weinen ist göttlich.“ Edmund preßte feurig ihre Hand an seine Lippen, sie duldete es ruhig und lächelte unter Thränen, und mit den Thränen auf den blassen Wangen schien sie wie eine Lilie, darauf der Morgenthau blinkt. „Jetzt wollen wir die heilige Leiche verbergen, bis ich sie ihrer würdig bestatten kann; lassen Sie keine unreine Hand sie mißhandeln und bringen Sie mir sie nach“; mit diesen Worten ging sie ernst und groß wie eine griechische Seherin voran; Edmund folgte ihr mit der Leiche in den einsamen Thurm. Hier legte er dieselbe nieder, öffnete nach einem Wink der Donna eine geheime Platte unter dem Steingerüll, ließ die Leiche in ein schmales, kühles Felsengewölb hinab, verdeckte die Oeffnung wieder und wandelte dann langsam mit der verwaisten Tochter zum Moosplatz unter dem Baume zurück. Währenddem wurde kein Wort gesprochen, Edmund ehrte das heilige Schweigen der Unglücklichen und verstand ihre Winke, als wenn es die strömendsten Reden gewesen wären. „Jetzt lassen Sie uns sitzen, ich will Ihnen erzählen“, sagte sie und ließ sich auf den Rasen nieder, Edmund kniete vor ihr und sog jedes Wort wie einen großen Gedanken von ihren Lippen. Ihre Geschichte war anscheinend und namentlich für Deutschland sehr sonderbar, fast romantisch; eigentlich aber doch, besonders in Spanien sehr einfach und gewöhnlich. Elvira von Santianello war die einzige Tochter des letzten Nachkommen eines der ältesten, größten und zugleich ärmsten Geschlechter Spaniens. In Madrid zog sie die Aufmerksamkeit eines mächtigen Großen auf sich, den sie verabscheute. Die Armuth ihres Vaters konnte Beide nirgends vor den Verfolgungen des Allgewaltigen schützen und sie flohen zu den Trümmern ihrer

Stammburg, wo sie einige Zeit unbemerkt in den traurigen Thurmgemächern wohnten. Jetzt aber wurden sie entdeckt und Gewalt sollte zu dem Ziele führen, was List und Güte vergebens erstrebt hatten: Räuber sollten Elvira auf das Schloß ihres Verfolgers bringen, und es wäre dies auch wohl ohne Edmunds Dazwischenkunft geschehen.

„Und was wollen Sie, was kann ich jetzt für Sie thun?“ fragte Edmund mit bebender Stimme.

„Ich weiß nicht, daran habe ich noch gar nicht gedacht“, antwortete Elvira und preßte krampfhaft ihre Brust; Edmund nahm ihre Hand. „Ich habe jetzt keinen Heerd, keine Heimath mehr“, fuhr sie fort, „jener Thurm ist mein ganzer Reichthum, ich bin wie eine abgerissene Blume auf den Wellen; ach! ich werde in ein Kloster gehen müssen, geleiten Sie mich hin, das sei Ihr letzter Dienst.“

„Nie! nie!“ rief Edmund und sprang auf. „Nie! nie!“ rief er noch stärker und zog die zitternde Elvira vom Boden auf. „Sehen Sie da, diese herrliche, prangende Welt! sehen Sie wie der Himmel so wunderbar sich aufbaut, auf azurnen Bogen, sehen Sie die Zauberpracht der Fluren, sehen Sie Millionen Menschen die sich im Unglück ihres Lebens freuen: und dem allen wollten Sie entsagen? Dieses große, glühende Herz sollte zwischen todten Mauern klopfen? Dieser brennende Blick sollte nur an kalten Eisenstäben hangen? Diese Arme, weiß und zart wie Mondesstrahlen, sollten nur Rosenkränze halten, während sie im herrlichsten Glücke den theuern Mann und holde Kinder umarmen könnten?“ Edmunds Stimme wurde bei dieser Rede immer stärker und schwärmerischer, sein Auge strahlender, alle Züge verklärter. Jetzt umfaßte er Elviren feurig und fuhr fort: „Nein! nein! ich bitte, ich flehe, Elvira! Komm, komm an diese Brust, Elvira! da soll Dein Platz, Deine Heimath, Dein Himmel sein.“

Elvira sah ihn zürnend, liebend, erstaunt, bebend, glühend und finster an, stürzte sich dann in seinen Arm, preßte ihn heftig an sich und — sprang wie ein gejagtes Reh davon.

Edmund stand wie eingewurzelt und bleich da, der Athem stockte ihm; dann eilte er rasch einige Schritte ihr nach, und da er auch keine Spur von ihr entdeckte, so blieb er einige Augenblicke gedankenvoll stehen, strich dann mit der Hand über das schmerzlich bewegte Gesicht, und ging festen Schrittes in das Thal hinunter.

Sechs Tage nach diesem Ereigniß waren verschwunden, als Edmund allein einen Nachen steuerte, der den Ebro leicht und sicher hinunterglitt; Edmund wollte einige Stunden allein in der Natur verträumen. Es war ein wunderbarer Abend, ein Abend wie ihn nur Spanien hat, in seiner majestätischen Ruhe und Tiefe. In Edmunds Herzen aber wogte es sonderbar auf und ab; das romantische Ereigniß mit der holden Frauengestalt schwebte wie ein herrliches, geheimnißvolles Mährchen vor ihm her; sein Herz blutete noch von der raschen Trennung und lächelte doch auch von der Höhe klaren, ruhigen Selbstbewußtseins darauf hinab. Mächtig hielt es ihn an diesem Lande, an dieser Gegend fest und mächtig zog es ihn auch wieder hin nach seinem lieben Deutschland. O Vaterland! Vaterland! du hast eine magische Kraft. Wer noch nie da außen stand, mit der heißen Brust unter den fremden Menschen, das verlende Auge sehnend nach den blauen Nebelbergen der Heimath gerichtet, die Arme auch dem Niedrigsten seines Vaterlandes in hoher Freude

darreichend zur Umarmung: der kennt dich heiliges Wort noch nicht, der hat noch gar kein Vaterland. Edmund empfand jenen Schmerz sehr tief, und wie so gern ein Schmerz uns gleichsam auf eine Anhöhe des Lebens führt, von wo aus wir den zurückgelegten Weg noch einmal erblicken, so brachte auch jetzt jede Welle, die an Edmund vorüberrauschte, ihm eine entschwundene Stunde zurück und das alles vereint stimmte ihn so weich, daß er hätte weinen müssen, wenn er nicht gedichtet hätte. Er dichtete und sang die Strophen schon sogleich hinaus in die stille Abendluft. Bei den letzten Strophen bog sein Nachen um einen großen Vorsprung, er griff zum Ruder und sah in demselben Augenblicke einen kleinen spitzen Kahn pfeilschnell auf sich zu fahren, eine Bäuerin sprang daraus in seinen Nachen, band diesen an jenen und rief im Tone der furchtbarsten Angst: „Fahr rasch zu, rette Dich!“ Edmund erkannte Elvira, in freudigem Staunen wollte er sie umfassen, wollte fragen, aber Elvira ließ ihn nicht dazu kommen; sich ängstlich umschauend rief sie: „Rasch an's Land! Um der Madonna willen an's Land!“ Edmund fuhr jetzt mit kräftigen Schlägen dem Ufer zu; Elvira stand hochaufgerichtet und sah starr nach dem Vorsprung des Landes, darum der Nachen gebogen war. Jetzt waren sie am Ufer; Elvira sprang mit einem Satz aus dem Nachen. „Verbirg unsre Kähne, Edmund, und dann Dich selbst hier im Gebüsch“; mit diesen Worten legte sie selbst mit Hand an, die Kähne wurden auf's Land gezogen und in's Gebüsch geworfen, und im selben Augenblicke sah man um jene Ecke einen Nachen mit drei bewaffneten Männern biegen, welche mit flammenden Augen den Strom zu verfolgen schienen. Nieder! nieder! flüsterte zitternd Elvira und zog Edmund krampfhaft in's Gebüsch zu sich nieder. Der Nachen kam näher. „Beim heiligen Marcus! der deutsche Hund fährt gut, er muß schon dort unten um die Spitze sein; rasch! rasch! dann haben wir ihn bald.“ Die Männer setzten alle Kräfte in Bewegung, ihr Nachen fuhr wie ein Sturmwind hinunter, und Elvira warf sich in Edmunds Arm: „Maria habe Dank! ich habe Dich gerettet, ich bin nun Dein!“ Edmund vergaß alles andere um sich her, er fragte nicht, verwunderte sich nicht, sein ganzes Denken und Empfinden ging auf in dem einen Gefühl, daß er Elvira in seinen Armen halte. Und lange hielt er sie in seinen Armen, schweigend-anbetend, und dann erst fragte er, fragte nach der Ursache ihres früheren plötzlichen Entschwindens und jetzigen Erscheinens, ihrer Angst, Flucht und Verkleidung. „Laß mich Dir von meinem Verschwinden am Thurm nur so viel sagen, als ich mir selbst davon erklären kann: Schaam der Jungfrau, Liebe, flammende, gewaltige Liebe des Weibes, Stolz und Haß der Spanierin, vom Vater bei der Tochter gegen die Deutschen genährt, und dann ein plötzliches Gefühl der furchtbarsten Angst für Dich, das alles bestürmte mich zugleich so mächtig und chaotisch, daß ich fort, fort mußte, und ich floh. Wie ich nun jene Angst um Dich begründet fand, die Gefahr die Dir drohte aufsuchte und abzuwenden vermochte, das erzähle ich Dir ein andres Mal. Jetzt laß uns nur das Glück genießen daß wir gerettet sind, daß wir uns lieben, o! unaussprechlich lieben.“ So erzählte Elvira und sah nun dem Geliebten mit unendlicher, glühender Leidenschaft in die dunkelblauen Augen. Jetzt sprang sie rasch auf: „aber nun laß uns fliehen, wir sind in Spanien nicht sicher, die Macht unsers Verfolgers ist zu groß und hier sind schon die Mittel zur Flucht.“ Sie zog aus ihrem Nachen ein Päckchen Bauernkleider, warf dieselben Edmund mit den Worten zu: „Das zieh an, wirf Deine Klei-

der mit einem Stein in's Waſſer, und wenn Du fertig biſt ſo pfeife" und ſprang in's Gebüſch. Edmund ſah ihr wahrhaft erſtaunt nach, ſolche Raſchheit und Entſchiedenheit in allen Handlungen, ſolch unbewußtes Dominiren war ihm noch nie bei einem Mädchen vorgekommen. Er erfüllte übrigens raſch ihren Wunſch und nach wenigen Minuten ſah man ein ſchmuckes Bauernpärchen längs dem Strom hinaufgehen und dann durch enge Gebirgspäſſe nach einem abgelegenen Dörfchen. Hierher wurde auch Edmunds und Elvira's Gepäck beſorgt, und nach wenigen Tagen zogen die Liebenden auf ſanften Maulthieren, von ſicheren Führern begleitet, der Grenze Frankreichs zu. Hier wurden die Verkleidungen abgeworfen, die Führer zurückgeſchickt und in kleinen Tagereiſen ging es nach der Schweiz. In einem ſtillen Landhauſe am Genferſee richtete Edmund Elvira's Wohnung ein, gegenüber die ſeinige. Dann ſchrieb er Auguſt (von dem er ſchon vor längerer Zeit Briefe erhalten hatte) ſein Glück und bat ihn, des Freundes Angelegenheiten in Deutſchland ſo zu ordnen, daß deſſen Verbindung mit Elvira und bürgerlichem Domicilirung dort nichts mehr im Wege ſtände.

(Schluß folgt.)

Neue Gedichte von Heine.

Sie ſind ſoeben in einem ſtarken Bande erſchienen, und enthalten auch für uns, die wir einem Poeten wie Heine durch alle Winkel aller Journale folgen, viel mehr Neues als ich erwartet hatte. Es iſt ein volles Buch, deſſen Kauf auch der grämliche Privatmann nicht umgehen, ein Buch, das auch in keiner Handbibliothek fehlen darf, das „Buch der Lieder" aus ſpäterer Zeit.

Anfangs, das heißt auf den erſten Seiten meint' ich auch, grämlich drein ſehn zu dürfen, meinte murmeln zu müſſen: Was bleibt er fortwährend in der Fremde! Er hört ihn nicht mehr heraus den Mißton unreiner Reime von „Hindernissen" und „müſſen", von „Maye" und „Neue", von „Höh'" und „Klee", von „Geläute" und „Weite", Detonirungen, die ſich recht ſpöttiſch gerade auf den erſten Seiten eingefunden haben. Er hat's ferner nicht unter uns mit durchgelebt, daß die Form viel ſtrenger und voller ſich ausgebildet hat, und daß die ſchlendernden Verſe und ſparſamen Reime nicht mehr ſtraff genug anmuthen wollen — ſo meint' ich Anfangs! Aber es dauerte nicht lange. Dies Gemiſch von Schalkheit, Witz, Farbenpracht, erſchreckend tiefem Einzelnblick, Schwelgen in altem Götterodem, Seligſein im menſchlichen Erdenleben, dies Gemiſch von Reiz und Weh, von Blitz und Sonnenſchein und üppigem Regen und wirbelndem, reinigendem Winde, kurz das poetiſche Genie Heine's warf mir alles kritiſche Rüſtzeug wie Plunder über den Haufen. Der Rattenfänger von Hameln iſt wieder da und man läuft ihm nach trotz aller Polizei.

Gott ſei Dank, daß es Genies giebt! möchte man trivial genug ſagen. Die ehrbare Kritik würde herzlich langweilig werden, wenn nicht immer wieder Poeten kämen, mit denen ſie nicht fertig werden kann. Solch einer iſt Heine redivivus, er kommt, der ach ſo oft todtgeſagte! gepfiffen und geſungen gellend und verführeriſch wie er nur je geſungen hat. — Farben laſſen ſich nicht mit Worten zeigen; ich muß einige der Bilder herſetzen.

Der erſte Abſchnitt heißt „Neuer Frühling". Kann einem geprüften Manne ein Gedicht ſchöner zu Geſichte ſtehn als folgendes?

In meiner Erinn'rung erblühen
Die Bilder, die längst verwittert —
Was ist in deiner Stimme,
Das mich so tief erschüttert?

Sag' nicht, daß du mich liebst!
Ich weiß, das Schönste auf Erden,
Der Frühling und die Liebe,
Es muß zu Schanden werden.

Sag' nicht, daß du mich liebst!
Und küsse nur und schweige,
Und lächle, wenn ich dir morgen
Die welken Rosen zeige.

Und was werden die Hamburger sagen zu folgendem?

Himmel grau und wochentäglich!
Auch die Stadt ist noch dieselbe!
Und noch immer blöd und kläglich
Spiegelt sie sich in der Elbe.

Lange Nasen, noch langweilig
Werden sie wie sonst geschneuzet,
Und das duckt sich noch scheinheilig,
Oder bläht sich, stolz-gespreizet.

Schöner Süden! wie verehr' ich
Deinen Himmel! deine Götter,
Seit ich diesen Menschenkehrich
Wiedersehe, und dieses Wetter!

Die zweite Abtheilung heißt „Verschiedene" und ihr schöner Leichtsinn ist uns zum Theil aus dem „Salon" bekannt. Aber auch nur zum Theil. Neue Akkorde darunter machen das ganze Musikstück zu einem anderen. Die Gardinenpredigten dafür haben wir glücklich von früherer Zeit hinter uns, und so ist unser Gewissen beruhigt, wenn wir die neuen nicht lesen. Ein schlimmes Zeichen wäre es, wenn sie ausblieben; denn der Dichter darf wohl leichtsinnig sein, aber wehe dem Lande, dessen Alltagskritik es ist. Tolerante Geistliche werden dispensiren; so wird das Prinzip gerettet und das Vergnügen auch.

Darauf folgt die Legende „der Tannhäuser", welche schon so böses Blut gemacht, und jetzt schwerlich besseres machen wird. Zum Trost für die Schwaben folgen „Schöpfungslieder" und Gedichte von 1823, denen leicht beizukommen, und in dem Abschnitte „Katharina" die bekannte lästerliche Wendung „Gott verzeih mir's, mich genirte" ꝛc.

Der nächste Abschnitt bringt „Romanzen." Darunter für mich manche neue, zum Beispiel

Childe Harold.

Eine starke, schwarze Barke
Segelt trauervoll dahin.
Die vermummten und verstummten
Leichenhüter sitzen drin.

Todter Dichter, stille liegt er,
Mit entblößtem Angesicht;
Seine blauen Augen schauen
Immer noch zum Himmelslicht.

Aus der Tiefe klingt's, als riefe
Eine kranke Nixenbraut,
Und die Wellen, sie zerschellen
An dem Kahn, wie Klagelaut.

Hier findet sich eine Parodie der Ceresklage von Schiller, die für meinen Sinn zu viel abdruckt von Schiller. Pluto's Aergerlichkeit und Proserpinens Ennui sind ganz munter und ebenso klingt der Anfang von No. III.

Während solcherlei Beschwerde
In der Unterwelt sich häuft,
Jammert Ceres auf der Erde.
Die verrückte Göttin läuft,

Ohne Haube, ohne Kragen,
Schlotterbusig durch das Land,
Deklamirend jene Klage,
Die Euch allen wohlbekannt.

Aber dann wird in den Scherz zu viel vom Schiller'schen Gedichte eingewickelt. Es folgen „Zeitgedichte", die glücklicherweise keinen Menschen schonen, und somit die politische Poesie auf's Artigste — oder soll ich sagen auf's Unartigste? — erweitern. Es wird diesen Käfern schön ergehn! Was ist da zu lachen?

„Es blüht der Lenz, es platzen die Schoten,
Wir athmen in der freien Natur!
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
So schwindet am Ende von selbst die Censur."

Die Leute verstehen sich nicht mehr auf witzige Narren wie Kunz von der Rosen, welche Jedermann hübsche Grobheiten sagen, und läßt doch Prutz seinen Narren im Moritz von Sachsen ohne Reim und Raison todtstechen, die armen Narren! Die ihre Väter sein sollen werden so grob! Wenn Heine das Stück angesehn hätte, dachte ich damals schon beim Herausgehn, welch' ein Nadelholzwald von Gedichten! Wie erstaunlich hat er die Herwegh-Frage aufgefaßt!

Georg Herwegh.

Mein Deutschland trank sich einen Zopf,
Und du, du glaubtest den Toasten!
Du glaubtest jedem Pfeifenkopf
Und seinen schwarzroth-goldnen Quasten.

Doch als der holde Rausch entwich,
Mein theurer Freund, du warst betroffen —
Das Volk wie katzenjämmerlich,
Das eben noch so schön besoffen!

Ein schimpfender Bedientenschwarm,
Und faule Aepfel statt der Kränze —
An jeder Seite ein Gensd'arm,
Erreichtest endlich du die Grenze.

Dort bleibst du stehn. Wehmuth ergreift
Dich bei dem Anblick jener Pfähle,
Die wie das Zebrah sind gestreift,
Und Seufzer bringen aus der Seele:

„Aranjuez, in deinem Sand,
Wie schnell die schönen Tage schwanden,
Wo ich vor König Philipp stand
Und seinen uckermärk'schen Granden.

„Er hat mir Beifall zugenickt,
Als ich gespielt den Marquis Posa;
In Versen hab' ich ihn entzückt,
Doch ihm gefiel nicht meine Prosa."

Der „Kaiser von China" ist gar nicht zu citiren, und ich fürchte es wird werden, wie es immer gewesen ist: wir armen Literaten müssen uns alle Schalksposſen des Satirikers gefallen und zu größerer Bildung gedeihn lassen, die Potentaten aber werden finden, daß das nicht zu dulden sei, was sie betrifft. Wäre das nicht aber der größte Potentat, der auch über die Köpfe der dreistesten Schalke lächelnd und ohne Handbewegung hinwandelte. Ich versuchte es gewiß, wenn ich um diesen Preis Potentat werden könnte.

Freilich, Heine's neue Gedichte haben einen Schluß auf 140 Seiten, Reisebilder in Versen, der heißt „Deutschland ein Wintermährchen: Geschrieben im Januar 1844", der bringt noch alle diejenigen in Wuth und Verzweiflung, welche ihn noch mit lachendem Kopfschütteln bis in diese Gegend begleitet haben. Da dies moderne Dinge sind, welche nicht als antike Komödie aufgeführt werden können, so wird die bacchantische Narrethei und poetische Frechheit nirgends, aber nirgends Gnade finden, und um dieses „Nirgends" willen würde man darüber hinschreiten, wenn nicht einzelne Scenen und Phrasen unvergeßlich gefaßt und ausgedrückt wären, so, daß sie wie der Geist im Hamlet überall aus der Erde entgegen schrieen. — Der witzige Dichter, welchem der Witz so fürchterlich treu bleibt, kommt bei Aachen nach Deutschland zurück, und die Preußen sind sein erstes Stichblatt:

„Noch immer das hölzern pedantische Volk
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung, und im Gesicht
Der eingefrorne Dünkel."

Die neu-romantischen Uniformen und der Cölner Dom sind das nächste. Die „armen Schelme vom Domverein" gehen natürlich nicht leer aus, und nur die Westphalen werden mit der Katzenpfote gestreichelt. Am Teutoburger Walde spinnt er die Idee aus: wenn Hermann nicht gesiegt hätte, und römische Sprache und Sitte jetzt herrschten! „Der Hengstenberg wär' ein Haruspex, Und grübelte in den Gedärmen von Ochsen." — „Birch-Pfeiffer söffe Terpentin, Wie einst die römischen Damen." — „Der grobe Bettler, Vater Jahn, Der hieße jetzt Grobianus. Me hercule! Maßmann spräche Latein, Der Marcus Tullius Maßmanus!" — „Der Schelling wär' ganz ein Seneka, Und käme in solchem Conflikt um. Zu unserm Cornelius sagten wir: Kakatum non est piktum." — Dann bringen ihm die Wölfe ein Ständchen, und er hält eine Rede, und dankt für das Vertrauen, welches ihm die „Mitwölfe" geschenkt, und in welchem sie nie geglaubt, daß er zu den „Hunden" übergegangen sei. „Ich bin kein Schaaf, ich bin kein Hund, Kein Hofrath und kein Schellfisch — Ich bin ein Wolf geblieben, mein Herz Und meine Zähne sind wölfisch. Ich bin ein Wolf und werde stets Auch heulen mit den Wölfen — Ja, zählt auf mich und helft Euch selbst, Dann wird auch Gott Euch helfen! — Das war die Rede, die ich hielt, Ganz ohne Vorbereitung; Verstümmelt hat Kolb sie abgedruckt In der Allgemeinen Zeitung."

Er kommt nach Hannover. Wie kurz ist es hier abgemacht, wo es sich um unverbrämte Gegnerschaft handelt! So gewiß ist's, daß eine mit Geist, Phantasie und Gründen beschönigte Reaktion mehr herausfordert und mehr Anlaß bietet als diametrale Gegnerschaft. In Hamburger Details scheint die laterna magica zu erblinden, als der Dichter plötzlich eine furchtbare Schlußwendung findet. Er nennt sich den Sohn des Aristophanes, der ja jetzt zur Ergötzung benutzt werde, und ruft:

„Die todten Dichter, verehre sie nur,
Doch schone die da leben.
Beleid'ge lebendige Dichter nicht,
Sie haben Flammen und Waffen,
Die furchtbarer sind als Jovis Blitz,
Den ja der Poet erschaffen.
Beleid'ge die Götter, die alten und neu'n,
Des ganzen Olymps Gelichter,
Und den höchsten Jehovah obendrein —
Beleid'ge nur nicht den Dichter!

Die Götter straften zwar, doch gäbe es für Bußen Absolution. Dem zürnenden Dichter gegenüber sei aber alles Beten ohnmächtig.

„Kennst Du die Hölle des Dante nicht,
Die schrecklichen Terzetten?
Wen da der Dichter hineingesperrt,
Den kann kein Gott mehr retten." —

In Summa: das letzte Viertel des Buchs, welches ich bei Beginn dieser Anzeige nur überblättert hatte, verwandelt alle bisherige politische Poesie in wohlklingende idyllische Phrasen, und Aergeres kann nicht gesagt werden als in diesem Aristophanes-Tone, welchem nichts heilig, von Heine gesagt wird. Zum Zeichen, daß Reindeutsches, sei's noch so stark, immer gemüthlicher bleibt als der Wurf des Autors, welcher bei den Hohenpriestern, den Griechen und Romanen in die Schule gegangen.

Der zweite Band

des ewigen Juden. — Die Aussicht verschwindet, als ob ein Werk von größerer künstlerischer Bedeutung in diesem gesuchten Roman entstehen werde. Sue hat das Massenpublikum vor Augen, und seine Geschichte wird ordinair unterhaltend. Nimmt der dritte Band nicht einen unerwarteten Aufschwung, so ist es überflüssig, vor Ende des Romans eine weitere Anzeige desselben zu machen.

Der zweite Band beginnt mit einem stark gefärbten Schiffbruch, welcher einen Theil der in Paris erwarteten Personen an die Küste der Pikardie schleudert: Rose und Blanche mit Dagobert, die mit dem Dampfboote aus Hamburg, Prinz Djalma und Gabriel, die aus Indien kommen. Der Jesuit Rodin ist denn auch bereits auf Schloß Cardoville an der Küste zugegen, um inne zu werden, daß so viel Feinde auf einmal nahen, um Maßregeln gegen sie vorzubereiten und unsre Besorgniß zu wecken. — Von dieser Besorgniß leben die nächsten Genrebilder, deren Schauplatz Paris. Dagobert's Gattin, ihr Sohn Agrikol, welcher ein poetischer Handwerker ist, und die Mayeux, eine bucklige Hausgenossin, welche als Typus schlecht bezahlter Arbeiterinnen zu wohlthätigem Zwecke geschildert wird, stellen das erste Genrebild zusammen. Für Agrikol ist die Zukunft angedeutet, daß er kommunistischer Poesie halber verhaftet werden und Gelegenheit geben könne, die gewissenlos leichtsinnige Untersuchungshaft zu beleuchten. Agrikol's Fabrikherr dagegen und dessen Fabrik-Einrichtungen werden bereits vorläufig als Modell skizzirt, wie etwa zur Abhilfe des Fabrikjammers der Fabrikherr beschaffen, das Fabrikleben eingerichtet sein müsse. Zu dieser Gruppe kommen Dagobert mit den Zwillingen und Missionair Gabriel, der Pflegesohn, welcher ersichtlich von den Jesuiten gemißbraucht wird. Im Dunkel ahnen wir überall das ausgespannte Netz der Jesuiten, so daß wir bei jedem Klopfen an die Thür für unsre guten Leute erschrecken müssen.

Damit die guten Leute aber doch einigen Schutz und unsre Hoffnungen einen dünnen Stab haben, werden wir und Agrikol mit dem heiteren Fräulein Adrienne de Cardoville bekannt gemacht. Die Schilderung derselben verläßt ganz die Alltagsfarben, welche sonst im Buche herrschen und wird phantastisch. Ein weiblicher Prinz Rudolph scheint zu entstehn. Sie thut Gutes nicht aus Prinzip, sondern aus Geschmack. Sie liebt nur das Schöne, und es scheint die geistvolle Aufgabe gestellt zu sein, daß in der Liebe zum Schönen die Liebe zum Guten völlig eingeschlossen sei. Die Persönlichkeit dieser jungen Dame ist in der jetzigen Manierirtheit französischer Autoren mit Detail-Ueberladung geschildert. Die französischen Schriftsteller werden bei solcher Gelegenheit Perruquiers, Schneider, Putzmacherinnen, Kammerjungfern in einer Person, und nicht das kleinste Band der Toilette, nicht der Schnitt des Fingernagels wird uns erlassen. Abgesehn von dieser Rokoko-Schwäche ist Fräulein Adrienne mit goldrothem Haar eine reizende Erscheinung, welche wahrscheinlich die Moralisten in arge Verlegenheit bringen wird.

Die Schliche der Jesuiten melden sich übrigens dergestalt, daß Oestreichs Scharfblick, seine Unterthanen vor Enthüllung dieser Schliche bewahren zu müssen, indem es in Voraus dies Buch verboten hat, unsre größte Bewunderung erregt.

Mittermaier über Italien.

Der berühmte Jurist Mittermaier bringt soeben ein Buch über Italien, welches den Titel trägt „Italienische Zustände", und welches nicht nur ausführliche statistische Nachrichten giebt über Rechtspflege, öffentliche Anstalten, Volksunterricht, Akademieen und gemeinnützige Gesellschaften, über Handel, Schiffahrt und Industrie, sondern auch über Charaktereigenthümlichkeiten und politische Zustände der Italiener.

Wir erfahren, daß der Verfasser sieben Mal Italien besucht hat seit sechsunddreißig Jahren, und dürfen also einer genaueren Kenntniß versichert sein als sie irgend ein Reisebeschreiber haben kann. Dies und der wissenschaftliche wie politische Charakter Mittermaier's geben diesem Urtheile über Italien ein besonderes Gewicht.

Es ist ein fast durchgehends günstiges Urtheil für die bekanntlich nicht eben vortheilhaft bei uns angeschriebenen Italiener. Unter dem Adel findet er vorzügliche Schriftsteller in allen Fächern der Literatur. Zahlreiche Mitglieder des italienischen Adels seien uneigennützig thätig für Verbesserung des Zustandes des Volkes, für Wohlthätigkeitsanstalten, für Volksbildung. Die Gelehrten seien geistvoll, scharfsinnig, liebenswürdig und nicht pedantisch. Der Bürger sei fleißig, geschickt und reich an häuslichen Tugenden. Die nachtheiligen Schilderungen, welche unsre Reisenden verbreiten, rühren daher, daß sie das Volk nach Kutschern, Lohndienern und Gastwirthen beurtheilen, und daß sie auch diese Leute durch Vornehmthun, Unart und Uebermaß von Forderungen schlechter machen als sie ursprünglich seien. Der Italiener sei sehr reizbar und empfindlich in Bezug auf äußere anständige Behandlung, und wenn er mit Freundlichkeit und Anstand behandelt werde, so sei auch durchschnittlich der Niedrigste brav. Der Italiener, heißt es, ist großer Aufopferung fähig für denjenigen, den er liebt, und ist seinem Versprechen, welches er nur wohl erwogen giebt, getreu. Kurz, es sind alle Elemente vorhanden für einen höheren Aufschwung und das Glück Italiens, allerdings aber liegen in Italien mehr als in jedem anderen Lande Hindernisse der Entwickelung in vielen bestehenden Einrichtungen, und ohne Beseitigung dieser Hindernisse kann eine Entwickelung nicht gedeihen.

Darauf wird das stolze Selbstgefühl des Italieners beleuchtet, sein Sinn für Oeffentlichkeit, sein begabter Sinn für Kunst, welcher den gemeinsten Mann oft besser über Kunstgegenstände urtheilen lasse als unsre Residenzstädter, und dem Rufe leichtsinnigen Frauenlebens wird widersprochen. Das Cicisbeat sei veraltet oder harmlos, und die Natürlichkeit und Unbefangenheit des weiblichen Geschlechtes erkläre manche Erscheinung, welche man der Gefallsucht oder Eroberungslust oder noch schlimmerer Neigung zuschreibe. Freilich fehle es immer noch an genügenden Anstalten zum Mädchen-Unterrichte.

Den praktischen Geist und die technische Fertigkeit des Italieners rühmt er sehr. Praktischer Sinn herrsche auch in den wissenschaftlichen Leistungen, und die schroffe Scheidung der Theoretiker und Praktiker komme nicht vor wie in Deutschland, — die öffentlichen Gerichtssitzungen in Neapel empfiehlt er denen, die sich für öffentliches und mündliches Verfahren interessiren.

Die Entwickelung politischer Fortschritte sei allerdings bitterlich erschwert durch Censur, durch Mangel an Schulunterricht, durch die überall in wichtige Staatsstellen eingedrängten Geistlichen; aber besonders in den höheren Ständen sei der strebsamste Sinn vorhanden, und höhere Beamten seien freimüthiger als wir dies oft den unseren nachrühmen können. — Die Stände seien in Italien weniger schroff geschieden als anderswo. Handel und Theilnahme an Industrie gälte durch-

aus nicht als unanständig für den Adel, und die Lehre von den Mißheirathen, wie sie in Deutschland sich entwickelt, komme in Italien nicht vor. Die Etikette herrsche weniger als in andern Ländern, der Adel sei wohlthätig und nicht hochmüthig, der Buchhandel dagegen und das Verhältniß der Schriftsteller zu ihm sei schlecht und die Industrie durch Zölle schwer beeinträchtigt.

Der Sinn für nationale Einheit erwache mächtig — von hier an geht nun der Verfasser in ein so genaues politisches Detail ein, daß wir ihm für unsre Leser nicht folgen können und die Anzeige politischen Blättern überlassen müssen. Es war uns nur darum zu thun, auf ein gründlich und unbefangen schilderndes Buch aufmerksam zu machen. Hinzusetzen müssen wir, daß die höheren politischen Anforderungen etwas gar zu sehr verbaut sind durch wohlwollende Schilderung der Wirklichkeit.

Freiligrath's „Glaubensbekenntniß".

Der Aufstand der Dichter schreitet schnell. Dieselbe Woche, welche Heine's hundertfache Angriffe gebracht, bringt einen Band „Zeitgedichte" von Freiligrath unter dem Titel „Ein Glaubensbekenntniß".

Folgende Vorrede charakterisirt den schön gedruckten und an interessanten, darunter auch schönen Gedichten reichen Band:

„Die jüngste Wendung der Dinge in meinem engeren Vaterlande Preußen hat mich, der ich zu den Hoffenden und Vertrauenden gehörte, in vielfacher Weise schmerzlich enttäuscht, und sie ist es vornämlich, welcher die Mehrzahl der in der zweiten Abtheilung dieses Buches mitgetheilten Gedichte ihre Entstehung verdankt. Keines derselben, kann ich mit Ruhe versichern, ist gemacht; jedes ist durch die Ereignisse geworden, ein eben so nothwendiges und unabweisliches Resultat ihres Zusammenstoßes mit meinem Rechtsgefühl und meiner Ueberzeugung, als der gleichzeitig gefaßte und zur Ausführung gebrachte Entschluß, meine vielbesprochene kleine Pension in die Hände des Königs zurückzulegen. Um Neujahr 1842 wurde ich durch ihre Verleihung überrascht: seit Neujahr 1844 hab' ich aufgehört, sie zu erheben.

Indem ich mich solchergestalt, durch Wort und That, offen und entschieden zur Opposition bekenne, schicke ich gleichwohl der zweiten Abtheilung die erste, schicke ich den unzweideutigen Stimmen einer ausgebildeten und in sich gefesteten politischen Meinung die minder sicheren und bewußten einer erst werdenden und sich gestaltenden voraus. Ich kann nicht anders! Wer am Ziele steht, soll auch den Umweg nicht verläugnen, auf welchem er es erreicht hat! Dies mein Glaube, und dies der einzige Grund, der mich grade bei dieser Gelegenheit zur Wiederveröffentlichung jener älteren Gedichte bestimmt. Andere Motive, vollends solche des Hasses und des Neides, wie man sie einst bei meinem Liede gegen Herwegh vorausgesetzt hat, sind mir jetzt so fremd, wie sie es damals waren, und ich stelle sie hiermit auf's Entschiedenste in Abrede. Es ist mir hauptsächlich darum zu thun, eine nunmehr hinter mir liegende Uebergangsepoche meiner poetischen und politischen Bildung auch sichtbar für mich und Andere zum Abschluß zu bringen.

Und so leg' ich denn diese Sammlung, Aelteres und Neuestes, vertrauensvoll an das Herz des deutschen Volkes! Die Besonnenen und ruhig Prüfenden, hoff' ich, werden die zahlreichen Fäden leicht entdecken, welche aus der ersten Abtheilung des Buches in die zweite herüberführen. Sie werden es erkennen, hoff' ich, daß hier nur von einem Fortschreiten und einer Entwicklung die Rede sein kann, nicht

aber von einem Uebertritt, nicht von einem buhlerischen Fahnentausch, nicht von einem leichtfertigen Haschen nach etwas so Heiligem, wie die Liebe und die Achtung eines Volkes es sind. Sie werden es vielleicht um so eher, wenn sie gleichzeitig erwägen, daß die ganze Schule, die ich so eben als Individuum vor den Augen der Nation durchgemacht habe, doch am Ende nur die nämliche ist, welche die Nation, in ihrem Ringen nach politischem Bewußtsein und nach politischer Durchbildung, als Gesammtheit selbst durchlaufen mußte und zum Theil noch durchläuft; — und das Aergste, was sie mir vorzuwerfen haben, wird sich zuletzt vielleicht auf das Eine beschränken: daß ich nun doch von jener „höheren Warte" auf die „Zinnen der Partei" herabgestiegen bin. Und darin muß ich ihnen allerdings Recht geben! Fest und unerschütterlich trete ich auf die Seite Derer, die mit Stirn und Brust der Reaction sich entgegenstemmen! Kein Leben mehr für mich ohne Freiheit! Wie die Loose dieses Büchleins und meine eigenen auch fallen mögen: — so lange der Druck währt, unter dem ich mein Vaterland seufzen sehe, wird mein Herz bluten und sich empören, sollen mein Mund und mein Arm nicht müde werden, zur Erringung besserer Tage nach Kräften das Ihrige mitzuwirken! Dazu helfe mir, nächst Gott, das Vertrauen meines Volkes! Mein Gesicht ist der Zukunft zugewandt!"

Ich möchte diese allerdings merkwürdige Erscheinung durch keinerlei Kritisirung beeinträchtigen. Was wäre es auch, wenn man mit leichter Mühe nachwiese, daß das frühere Wort „der Dichter steht auf einer höhern Warte als auf der Zinne der Partei" das richtige gewesen, und daß der Dichter zur politischen Opposition treten und doch ein Dichter bleiben, das heißt ein am letzten Ende von höherem als dem augenblicklichen Drange der Partei getriebener Liebling der Götter bleiben könne! Der Gott in ihm ist eben eigenthümlich, oder ist kein Gott. Und so kommen einige andre Punkte in dieser Prosa zum Vorscheine, welche zeigen, daß Freiligrath's Beweisführung schwächer ist als seine Dichtung. „Kein Leben für mich ohne Freiheit!" wird Jedermann ganz in der Ordnung finden, obgleich für Niemand damit etwas Wirkliches gesagt ist — aber das Alles verschwindet vor dem tapferen Entschlusse des Dichters, vor der jedem edlen Gemüthe heiligen Nothwendigkeit: der Ueberzeugung um jeden Preis zu folgen, und die Ueberzeugung in Zeiten des Kampfes auch um jeden Preis zu bethätigen. Von einem Fahnentausch kann unter solchen Umständen gar nicht die Rede sein: meines Erachtens hat Freiligrath nie eine andre Fahne getragen als die er jetzt trägt. Der Unterschied besteht nur darin, daß er sie jetzt dreister entfaltet, und daß ihm seiner äußeren Stellung wegen die Partei schöne Gedichte wie das für Diego Leon übel nahm, weil es aus poetischem, nicht aus politischem Eindrucke entsprossen war.

Nachrichten.

Berlin, 29. September. In einer Berliner Correspondenz Ihrer geschätzten Zeitung las ich neulich folgende Worte: „Es ist nicht zu glauben, daß dem Gesellschafter wirklich verboten worden sei, Politik zu besprechen. Es läge doch ein gar zu dürftiger Sinn in diesem Verbote." Ich erlaube mir nun auf diesen Zweifel, an Stelle der Redaktion des Gesellschafter Ihnen die Sachlage darzustellen. Was Ihrem Herrn Correspondenten nicht glaublich scheint, ist dem Inhalte nach wirklich geschehen, wenn auch nicht der Form nach. Denn nicht in der Form des Verbotes ist der Redaktion des Gesellschafter die Weisung zugegangen, keine politischen Artikel mehr in die Spalten desselben aufzunehmen, sondern der Censor schrieb plötzlich bei allen politischen Artikeln, die er zur Censur im Gesellschafter

erhielt, die Befugniß dieses Blattes zur Aufnahme politischer Artikel sei in Frage gestellt, erst zu erweisen, und er könne sich daher der Censur der betreffenden Artikel nicht unterziehen. Diese Censur-Verfagung wurde bis auf Gedichte politischen Inhalts ausgedehnt. Und dennoch befindet sich der Gesellschafter seit 27 Jahren im faktischen Besitze des so plötzlich in Frage gestellten Rechts, dennoch weisen 27 Jahrgänge fast in jeder Woche politische Artikel auf — wie kommt das? Die Redaktion des Gesellschafter hat in Bezug dieser Beeinträchtigung eine Klageschrift beim Ober-Censur-Gericht eingereicht, deren Inhalt ich Ihnen hier mittheilen will, da es eine Lebensfrage gilt für die Zeitschrift, welche mein Vater redigirt und an der ich mitarbeite. — Den faktischen Besitz der Befugniß, politische Artikel aufzunehmen, belegen wir zunächst durch die drei ersten, im Jahre 1817 erschienenen Blätter des Gesellschafter, welche in der „Zeitung der Ereignisse und Ansichten" einen Aufsatz, überschrieben: „Betrachtungen", enthalten, in dem die von der damaligen Censur gebilligten Tendenzen des neu begründeten Journals dargelegt werden. Es heißt da gleich zu Anfang: „Die Politik sei zuerst beobachtet" u. s. w., eine Stelle, die bezeichnend genug ist, um darzuthun, daß von Anbeginn der Zeitschrift die Politik zu einem Haupt-Gegenstande derselben bestimmt war, und Niemand wandte damals etwas dagegen ein. Vielmehr anerkannte die Regierung selbst die Berechtigung der Redaktion zu Besprechung der Politik dadurch, daß sie den Gesellschafter dem politischen Censor, Geheimrath Jouffroy, überwies, der dies Amt behielt bis zu seinem Tode. Andere Censoren hatten in zweifelhaften Fällen politische und theologische Aufsätze an die jedesmaligen politischen oder theologischen Censoren zu verweisen. Von jenen seien genannt der Geheimrath Renfner, Legationsrath de la Croix, von diesen der jetzige Bischof Dr. Ritschl, der Ober-Consistorialrath Dr. Brescius und Consistorial-Assessor Archidiakonus Dr. Pischon. Der schon erwähnte, „Betrachtungen" überschriebene Aufsatz aus dem Jahre 1817 wurde, als der Gesellschafter 25 Jahre bestanden hatte, in den ersten beiden Nummern des Jahrganges 1842 wieder abgedruckt und erhielt von Neuem das preußische Imprimatur. Außer den vielen, während 27 Jahren im Gesellschafter erschienenen politischen Aufsätzen führte derselbe noch im vergangenen Jahre ein förmlich den Tagesbegebenheiten folgendes politisches Feuilleton. Heißt das nicht, im faktischen Besitze sein? — Aber auch der rechtliche Besitz kann bewiesen werden und ist bewiesen worden in der beim Ober-Censur-Gericht eingereichten Klage, auf die wir der Entscheidung noch entgegensehen. Die Erlaubniß, eine Zeitschrift unter dem Titel „Der Gesellschafter" herauszugeben, erhielt mein Vater 1816 durch den Staatskanzler Fürsten Hardenberg. Damals aber umfaßte eine solche Erlaubniß zugleich die Befugniß, den Inhalt der Zeitschrift beliebig aus jedem Gebiete zu wählen. Erst das Edikt vom Jahre 1819 bestimmte, daß Zeitschriften zur Besprechung von Politik, Religion, Staatsverwaltung und Geschichte gegenwärtiger Zeit einer besonderen Concession bedürften. Diese Bestimmung von 1819 konnte, da Gesetze und Verordnungen im preußischen Staate bekanntlich niemals rückwirkende Kraft besitzen, auf den seit 1817 bestehenden Gesellschafter keine Anwendung finden. Daher scheint es mir sonnenklar, daß der Gesellschafter berechtigt ist, Politik zu besprechen, daß dagegen die Censur von Rechtswegen durchaus nicht befugt ist, jene Berechtigung in Frage zu stellen. Dennoch hat sie es gethan, und wir erwarten die Anerkennung unsers Rechts oder vielmehr von meines Vaters Recht durch den Spruch des Ober-Censur-Gerichts.

Es wäre mir lieb, wenn Sie den Inhalt dieses Schreibens oder dies Schreiben selbst der Oeffentlichkeit übergeben wollten. Gewiß ist es kein ganz uninteressanter Beitrag zur Censur-Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts Stets der Ihrige

Anton Gubitz.

Für die Nachwelt. Die Allgemeine Preußische Zeitung bringt folgenden Artikel, welcher unsern Enkeln Zeugniß ablegen möge von der Größe unsrer Zeit: „Am 24. September wurde im Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin die Tragödie Antigone von Sophokles in griechischer Sprache durch Schüler der oberen Klassen mit Mendelssohns Composition aufgeführt. Zugegen waren der Minister Eichhorn, die Räthe seines Ministeriums und des Provinzial-Schulkollegiums, der General-Intendant v. Küstner, der Hofrath Thiersch aus München, die Mitglieder der griechischen Gesellschaften und viele andre Hellenisten. — Zum ersten Male wieder seit den Tagen des Alterthums eine griechische Tragödie! Vollendet schön wurde sie dargestellt; die Anmuth, Feinheit und Kraft der griechischen Sprache bezauberte alle Hörer; die uralten dichterischen Gebilde traten in frischem Farbenglanze hervor. Was wir hörten war nicht das Werk einer Schule, nicht französischer Pathos, nicht deutsche Zerrissenheit, es war nichts Modernes, nichts Schauspielermäßiges; es war Naturlaut, erhaben, einfach und rein, wie das Griechenthum selbst; es war lebendiges Wasser, daherrauschend aus den Strömen des Alterthums. Wie kam es, daß die jungen

Männer, ohne auf der Bühne geübt zu sein, sich zu so edler, wahrer Darstellung erhoben? Sie waren begeistert für die schöne, reiche Sprache, erfüllt von dem weltgeschichtlichen Sinne der Dichtung, und Jugendlichkeit, durchsichtige Unschuld umstrahlte ihre Gestalten."

So waren Anno 1844 die Gymnasiasten in Berlin! wird man einst sagen, wenn man vom goldnen Zeitalter spricht und von der erhabenen Quelle für die Geschichte dieses Zeitalters, von der Allgemeinen Preußischen Zeitung des Hofraths Rousseau.

Aus Berlin wird mitgetheilt, daß unser Correspondent Feodor Wehl zur Abdienung seiner Militairzeit eingezogen werde, und zwar auf drei Jahre, weil er nicht die gewöhnliche Gymnasialkarrière gemacht habe. Zunächst dürfen wir wohl hoffen, daß nicht Mittel und Weg zur Bildung, sondern Bildung selbst entscheide, ob man ein Jahr oder ob man drei Jahr Militairdienst zu leisten habe. Ferner wird auch gewiß ein mächtiger und stolzer Staat wie der preußische den Anschein vermeiden wollen, welcher nahe liegt und bereits öffentlich hervorgehoben wird: als ob ein Schriftsteller, der sich dem eben herrschenden Sinne unbequem erweis't und der übrigens körperlich nicht angethan ist zum Waffendienste des gemeinen Soldaten, dadurch zum Schweigen gebracht werden solle. Bekanntlich ist es, wie ich glaube, neuerer Stil, denjenigen welcher sein Jahr abdient, nur als Soldaten zu betrachten, und auch das was er schreibt und drucken läßt, nach Kriegsreglement zu beurtheilen.

Aus Leipzig. Professor Carus haben wir denn wirklich an Dorpat verloren. Seine vielen Freunde und Schüler haben ihm eine schöne Abschiedsfeierlichkeit veranstaltet, und Dr. Adler, der treffliche Uebersetzer der Ovid'schen Amores, hat folgendes anmuthige Gelegenheitsgedicht dazu gesteuert:

„Die Kunst ist lang, — kurz ist des Menschen Leben,
„Und flüchtig zeigt sich die Gelegenheit;"
Doch ewig währt für treuer Lehrer Streben
Der Schüler tiefempfund'ne Dankbarkeit! —
Die Dankbarkeit — sie folgt Dir in die Ferne —
Du gehst von uns — o! geh mit günst'gem Sterne!

Mit günst'gem Sterne geh! — Des Himmels Wagen, —
Mit goldner Deichsel und mit goldnem Rad, —
Er strahlt Dir näher in der Zukunft Tagen;
Er strahle stets Dir auf des Glückes Pfad!
Er wird den Geist zur Heimath oft Dir lenken,
Und uns'rer magst Du — ihrer denkend — denken!

Und schaust Du in manchen Winternächten
Zu seinem goldnen Speichenkranz empor,
Sei's Dir — als ob die Sterne Grüße brächten
Von Deiner Schüler dankerfülltem Chor! —
So trennt uns nicht — wie sie sich dehnt — die Ferne; —
Die Liebe grüßt sich durch des Himmels Sterne!

Und jenes Denkmal, das Du Dir errichtet,
Als Lehrer hoher Kunst und Wissenschaft,
Das Denkmal wird von keiner Zeit vernichtet; —
Es stehet fest in stets verjüngter Kraft! —
So wirst Du — fern — uns immer nah erscheinen,
Da Sterne, Kunst und Wissenschaft uns einen!

Gemalte Albernheit. Mit diesen starken Worten bezeichnet Stahr ein gut gemaltes Bild von Begas auf der Cölner Ausstellung, welches den Bibelspruch „Kommet zu mir, die Ihr mühselig und beladen seid" darstellen soll. Der Kritiker weis't in den Jahrbüchern der Gegenwart dem Maler nach, daß er in der Manie christlich zu malen nichts als ein dogmatisches Tendenzbild hervorgebracht habe, welches etwas ganz Anderes ausdrücke als er habe ausdrücken wollen und welches von allen Standpunkten aus ein Mißverständniß sei. Dahin führe es, wenn die Künstler nicht natürlich gebildetem Drange, sondern angekünstelten Tendenzen folgen.

Der Telegraph, welchen neuester Zeit Schirges recht tapfer zu beleben sucht, bringt einen polemischen Aufsatz gegen Saphir, der in die polizeiliche Steckbrief-Literatur gehört, und für diese gut geschrieben ist. Wird es uns denn nicht gelingen, diese Kritik des Skandals, an welcher allerdings Saphir selbst nicht unschuldig, zu unterdrücken? Dem Angegriffenen thut sie kein Leid, aber der Journalistik.

Lessing's neustes Bild stellt Kaiser Heinrich V. dar. Wahrscheinlich übersiedelt der Maler nach Frankfurt a. M., um die dort erledigte Direktorstelle einzunehmen. Die neulich gegebene Nachricht aus Dresden über das Hübner'sche Bild „die schlesischen Leinweber" führt zu einem Mißverständnisse. Nicht der berühmte, jetzt in Dresden wirkende Hübner, sondern ein neuer Hübner am Rheine hat jenes Bild gemalt.

Red.: Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hierbei: **Die Mode** № 41.

№. 41. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Sgr. 1844.

Moden.

Die neuen Stoffe für die Wintermoden der Herren sind erschienen und in ihnen ist dunkler Grund mit feinen Strichen vorherrschend, obgleich auch gegitterte, jaspirte und gerippte Muster neu gemacht werden. Der Winter bringt doch nur das Tuch zur Geltung, und so hat man zwar einzelne wollene Zeuge zu Beinkleidern und Herbstzwines für das Bedürfniß gemacht, aber als Modeartikel sind eigentlich nur die neuen Westenstoffe zu nennen. Die Tuchfabrikation und insbesondere das Färben desselben soll grade in den jetzt erschienenen Neuigkeiten eine solche Schönheit und Vortrefflichkeit erreicht haben, daß die Ausstellung für die neue Saison alles Frühere weit übertrifft. Das Braun, das Bronze und das Schwarz sind im Tuche die Modefarben des Winters, und diese Farben, auch insbesondere das Schwarz, hat man in einer Mannichfaltigkeit und Schönheit der Abschattirung geliefert, die man bis jetzt kaum für möglich hielt.

Die Westenzeuge sind vorherrschend in Cachemir, Sammt und mit Plüsch oder Reps und Atlas gemustertem Sammt geliefert. Zum Stadtanzug und der Halbtoilette sind dunkele Grundfarben am modernsten. Sehr elegant sind daher schwarze oder dunkelbraune Sammtwesten, die in derselben Farbe mit Plüschstreifen weitläufig gestreift (zuweilen auch gegittert) sind. Durch diese erhabenen Plüschstreifen ziehen sich ganz feine, nur wie ein Messerrücken breite Seidenstriche von weißer oder sehr abstechend bunter Farbe. Zum Negligée sind noch immer grellfarbige Westen zulässig und gefällige Neuigkeiten dafür sind die Cachemir écossais mit sehr breiten Streifen oder sehr großen Gittern und die Cachemir mandarins, die eine phantastische Zusammenstellung von Strichen, Geranke und Filetgeflecht zeigen. Ueber die Putz- oder Staatswesten des Winters hat man bis jetzt mehr Vermuthungen als sichere Bestimmung. Man spricht von reichen Stickereien, sowohl in bunter Seide als in Gold und Silber, die dazu auf Atlas und Cachemir ausgeführt werden. Erschienen sind auch schon schwere Seidenstoffe, mit Blumengeranke brochirt für Westen, aber getragen werden zu Ceremonien im Augenblicke nur einfarbige oder weiße Cachemir-, Piqué- oder Seidenwesten.

Die Neuigkeiten oder Veränderungen der Formen und Schnitte, also die eigentlichen Wintermoden, bestimmen sich in diesem Monat noch nicht und so sind nur einzelne Uebergänge zu erwähnen. Zum Geschäfts- oder Morgenanzug macht sich immer wieder die behagliche Bequemlichkeit des Paletot-Twine geltend, obgleich der Elegant diese Form verachtet. Man trägt diese Art Rock jetzt ganz anliegend und mit gut abgezeichneter Taille, jedoch ohne daß sie einen Einschnitt bildet. Die Brustklappen, die Aufschläge und den Kragen macht man etwas schmäler als früher, schneidet sie eckig und füttert sie mit Seidenzeug, jedoch ohne eine Wattirung oder Abstepperei anzubringen. Der Rock des Twine ist halblang und hat unter den Hüften ge-

räumige Taschen. Die Aermel sind allgemein etwas weiter, insbesondere für solche Kleidungsstücke, die gelegentlich zum Ueberziehen gebraucht werden. Auch macht man viele Aermel sehr lang und vorn abgerundet, also ohne Handaufschläge. Die Knöpfe werden von selbem Stoff überzogen. Die am meisten gesuchten Farben für den Paletot-Zwine sind eisengrau, müllergrau, dragonergrün, welkesblatt und catalonischbraun.

Die Westen unter diesem Paletot trägt man entweder gekreuzt und mit breiten Brustklappen oder mit Shawlkragen; unten sind sie aber immer so lang, daß sie zwei Finger breit die Hüfte umschließen. Auch Schooßwesten sieht man häufiger erscheinen. Außer den neuen Sammtstoffen sind buntgestreifte Tartan-Cachemire zu dieser Art Westen verwendet.

Das Morgenbeinkleid hat den bekannten Schnitt, der in den Beinen ziemlich weit ist, gerade auf den Stiefel fällt, unten rund geschnitten und ohne Fußriemen getragen wird.

Zur elegantern Stadttoilette muß man den kurzen Gehrock wählen. Er wird im Rock ziemlich kurz und sehr weit geschnitten. Die Taille desselben ist kaum noch überlang, d. h. sie sitzt nur wenig auf der Hüfte; wie überhaupt alle Herbstkleider die überlange Taille kürzen, obgleich man für den Winter die Wiederaufnahme derselben, selbst für den Ceremonienfrack, vorhersagte. Die Brustklappen und der Kragen des Gehrocks sind eckig und noch breit geschnitten, jedoch schmäler als an den Sommerkleidern. Die Unterlage aller Röcke muß sehr dünn und weich sein; man legt daher so wenig als möglich Watte unter und nimmt statt des bis jetzt verwendeten Tricots lieber eine Art festgeschlagenen Flanells. Die Knöpfe zu den Gehröcken sind gemustert überspunnen und platt oder halb gewölbt geformt. Die Tuchfarbe des Gehrocks ist eine der so mannichfach abschattirten Bronzen oder braun.

Der Shawlschnitt oder á la française paßt zur Weste für den Stadtanzug; beide Arten werden höher als die Sommerwesten zugeknöpft und Sammt und Valencias verwendet man dazu.

Das Beinkleid behält auch beim sorgsamern Anzug die oben genannte Form bei, nur daß man sie durch Fußriemen kleidsamer anzieht. Auch wählt man zum Stadtanzug einfarbige oder unscheinbar gemusterte Stoffe; licht- und dunkelgrau, gelbbraun und dunkelbraun sind elegante Farben darin.

In den eigentlich geputzten oder Soiréeanzügen hat man noch nichts geändert.

Der Ueberziehrock wird die herrschende Form der Winterhülle sein, obgleich man von kurzen Mänteln mit Capüchon im Schnitt der Pyrenäen-Mäntel spricht. Dieser Art Mäntel wird man sehr weite Aermel beifügen. Die neuen Ueberziehröcke werden nur kleine Veränderungen, etwas schmälere Brustklappen und etwas kürzere Taillen, an den vorjährigen Schnitten erheischen.

Die kühlen letzten vierzehn Tage haben bei den Damen die hoch anschließenden Amazonenüberröcke förmlich zur Uniform gemacht. Alle seidenen und wollenen Kleider werden nur in diesem Schnitt getragen, eine halb wattirte Mantille, Mante oder Mantelet genannt, und ein verschleierter Hut machen den Herbstanzug fertig. Aller Art Mantille geht es wie bei den Herren dem Paletot; sie sind nämlich nicht modern, aber doch von Jedermann getragen und stets neu gemacht. Das für jedes Kleid paßliche Schwarz der Mantille verdrängt wieder die buntfarbigen Glacés des Sommers. Von schwarzem Atlas, oder Grosgrain, oder Poultdesoie, halb wattirt, weiß oder grell buntfarbig gefüttert, mit Zeugfalbeln oder Spitzenfalbeln garnirt, sieht man die gewöhnliche Mantille am häufigsten; ihr Schnitt ist halbgroß, der Zipfel hinten abgerundet, die vordern Enden ebenfalls nach Belieben spitz abgerundet oder auch eckig geschnitten; sehr oft bildet irgend ein Pelerinenschnitt einen größeren Kragen darauf. Eben dieser Schnitt wird à l'espagnol genannt, wenn der anscheinend ganz glatte Pelerinenkragen doppelt gemacht und so eingerichtet ist, daß man ihn als Capüchon über den Kopf ziehen kann. Die am Rande der Pelerine garnirte breite Spitze hängt, wenn man die Pelerine als Capüchon überzieht, wie ein Schleier über das Gesicht.

Ein neuer Winterstoff ist eine Art Sammt, der Flaum von Cachemirwolle, der außerordentlich schönes Farbenspiel hat. Zu Schlafröcken und Mänteln verwendet man diesen Stoff.

Die Röcke der Kleider sind länger und weiter als je; sind sie ohne Besatz gemacht, so sieht man mehr als zehn Ellen Weite für unerläßlich an. Der Besatz der Kleider ist entweder ein Rundbesatz, der $^2/_3$ der Rocklänge deckt, oder es ist ein kegelförmiger Besatz, vorn zu beiden Seiten so aufsteigend, daß das Vorderblatt in Schürzenform frei bleibt. Die Aermel trägt man weniger weit als im Sommer; auf der Achsel, im Aermeleinsatz, verziert man sie ganz neuerdings mit einer Wulst oder einem Zeuggekraus, wie zur Zeit Franz I.

Das Pelzwerk wird wieder eine große Rolle bei allen Wintermoden spielen. J.

Ein griechiſcher Tagesball.

(Nach Alexis de Valon.)

Ein ſonderbares Gemurmel riß mich aus meinem Brüten heraus. Ich horchte aufmerkſam auf, und diesmal glaubte ich in den verklingenden Accorden, die bis zu mir drangen, die Laute einer Guitarre zu erkennen. Als ich der Richtung, die mir mein Ohr angab, dann langſam gefolgt war, ſo gelangte ich nach ein paar Hundert Schritten zu einem kleinen Häuschen, das durch einen Erdaufwurf faſt ganz verborgen geweſen, und von ihm gingen in der That die Laute einer Art von Mandoline, von einem näſelnden Geſange begleitet, wie ich ihn oft in Attika gehört hatte, aus. Es ſaßen zwei junge Griechinnen vor der Thür dieſes Häuschens. Ich band mein Pferd an einen Pfahl, ging dann mit all der Artigkeit, die mir zu Gebote ſtand, auf ſie zu, und bat in meinem beſten Italieniſch um die Erlaubniß, mich einen Augenblick unter ihrem Dache ausruhen zu dürfen. Sie ſtanden lächelnd auf, und zeigten, ohne mir zu antworten, auf die Thür ihres Häuschens, in die ſie mir vorangingen. Dort, in einem ziemlich großen, aber ſehr niedrigen, ärmlichen, aber ſauber weißgetünchten Gemache ſaßen ungefähr 20 junge Frauenzimmer, meiſtens ſehr hübſch, in der Weiſe des Archipels coſtümirt, ihr langes Haar in Flechten gelegt und wie ein Turban um die Stirn gewunden.

Bei meinem Eintritt erhoben ſie ſich, und als ich ihre Verneigung durch ein Collectivcompliment beantwortet hatte, nahm ich auf einem Stuhle Platz, den mir die Frau vom Hauſe anbot. Darauf begann man ſofort wieder zu tanzen; denn es war ein Tagesball, zu welchem ich gekommen war. Die Sängerin begann in einem melancholiſchen Ton ein ewiges Recitativ, wobei ſie ſich mit einem mir noch neuen Inſtrumente begleitete. Es war dies ein zwei Fuß langer Stock, um welchen herum drei Saiten liefen. Welche Harmonie ein ſolches Inſtrument geben konnte, läßt ſich denken! Da ich mich aber entſann, daß ich mich zwiſchen Troja und Griechenland, in dem weiblichen Jonien, in dem Lande der Muſen befand, deren Lyra auch nur drei Saiten hatte, ſo dachte ich, daß dieſer Stock wohl das Inſtrument der Calliope, und der näſelnde Ton die Weiſe ſein könnte, nach welcher Pindar vor Zeiten ſeine Gedichte recitirt. Nach den erſten Accorden trat ein Grieche, der einzige Mann, der im Hauſe war, mitten in das Gemach, ging langſam im Kreiſe umher und warf, als er ſeine Wahl getroffen, mit der Miene eines Sultans der hübſcheſten unter den jungen Mädchen den Zipfel ſeines Taſchentuches zu, den dieſe ergriff und aufſtand. Alle beide machten nun die Runde, bis der Tänzer zum zweiten Mal Halt machte und einer andern Schönen mit der linken Hand ſein Taſchentuch hinhielt, das dieſe gleich der erſten ergriff und aufſtand. Sich alle drei ſo an den beiden Taſchentüchern haltend, begannen ſie nach den Lauten des ſchleppenden Recitativs ein Rondo, das, Anfangs ſehr langſam, allmälig mit der Stimme der Sängerin raſcher und zuletzt höchſt lebhaft ward. Als dies Wirbeln den möglichſt hohen Grad der Geſchwindigkeit erreicht hatte, gab die zweitgewählte Tänzerin die Partie ſittſamlich auf, und ſetzte ſich, die Taſchentücher mit ſich nehmend, wieder nieder. Da wurde die Muſik langſamer, und die beiden übrigen Tänzer ſtanden einander einen Augenblick gegenüber, ohne ſich vom Fleck zu rühren. Darauf ging der junge Mann galant auf das junge Mädchen zu, das verlegen zurückwich, um hinterher mit zur Erde geſenktem Blick dem Tänzer entgegen zu treten, der ſich nun ſeinerſeits ehrerbietig zurückzog. Der Geſang wurde allmälig wieder lebhafter und die Wendungen des Tanzes, der in etwas der Cachucha, in vielen aber der Tarantella glich, gingen raſcher und raſcher. Der junge Mann wurde kühner, das junge Mädchen wärmer; bald herausfordernd, bald erſchreckt, lockte

sie ihren Tänzer durch eine immer decente Haltung an und entfloh ihm wieder, indem sie sich rasch um ihn herumdrehte. Endlich blieb der junge Mann, wie es schon nicht mehr als billig war, Sieger, und machte der ferneren Unentschiedenheit des verliebten Kampfes damit ein Ende, daß er, jedoch aufs ehrerbietigste, seinen Arm um ihren Leib schlang. Nach einem Augenblick Ruhe begann er das Rondo mit einer neuen Tänzerin. Bei der Beobachtung dieser jungen Mädchen, die, minder keck als die Smyrniotinnen, nur verstohlen nach mir hinsahen, hatte ich wieder Gelegenheit zu einer Bemerkung, die mir schon häufig in Griechenland aufgefallen war, der nämlich, daß auch den ärmsten Bäuerinnen dieses schönen Landes eine Auszeichnung voller Reize vom Himmel zu Theil geworden ist. Ihre Taille, ohne allen Druck, hat eine große Geschmeidigkeit, und ihre Haltung ist, weil ohne alle Affectation, vollkommen anmuthig. Fast eben so wie unsere Bäuerinnen gekleidet, scheinen diese jungen Mädchen verkappte elegante Damen zu sein. Sie erinnerten in keinerlei Weise an die zwischen zwei Planchetten eingeschnürten und so linkisch gezierten Puppen, welche Sonntags auf den freien Plätzen unserer Dörfer prätentiös Quadrillen aufführen. Als ich diese Beobachtungen anstellte, sah ich durch das offene Fenster eine Schwalbe in die Hütte fliegen. Das arme Thierchen hatte sein Nest von Lehm an einem der Balken im Zimmer befestigt. Es flog, ohne sich dadurch schrecken zu lassen, daß die Tanzenden fast an seinen gebrechlichen Bau stießen, den jungen Mädchen über die Köpfe weg, um seinen Jungen ihr Futter zu bringen, und schauete zuweilen neugierig über den Rand seines Nestes nach dem ihm fremden Treiben unter sich hinab. Einen Vogel tödten, gilt in der Türkei für eine Sünde, auch ist dort das Geflügel, welches bei uns für äußerst scheu gilt, merkwürdig dreist. Auf dem Lande bleiben die Störche ruhig auf ihrer Stelle, wenn man auch dicht an ihnen vorübergeht, und auf dem Meere lassen sich die Möven auf den Kaiken so nah den Menschen nieder, daß diese sie mit den Händen greifen könnten. Man hat keinen Begriff davon, wie viel diese dem Anschein nach so unbedeutende Eigenthümlichkeit dazu beiträgt, den so friedlichen Eigenschaften des Orients einen neuen Charakter zu geben. Es scheint, daß man auf dieser Erde der Patriarchen das Leben unserer Urväter in all seiner reinen Einfalt wiederfindet. Dem Bilde von dem armen Häuschen, in welchem eine sanfte und wenig lärmende Freude herrschte, das ich vor Augen hatte, fügte das Schwalbennest einen Zug bei, den ich mit anzuführen nicht unterlassen durfte, weil es dasselbe mehr vervollständigte, als ich es zu sagen vermochte. Dieser Lieblingsvogel der Reisenden hatte vielleicht auch Frankreich gesehen! Nachdem er, wie ich, die Meere passirt war, hatte er sich in diesem fernen Lande in derselben Hütte ein Unterkommen gesucht, wohin auch mich der Zufall geführt hatte.

Als ich aufstand, um fortzugehn, wurde ich von all den jungen Mädchen gegrüßt; die Frau vom Hause und zwei ihrer Gefährtinnen gaben mir das Geleite, und als ich mich wieder zu Pferde setzen wollte, nahm Erstere eine Blume aus dem Bouquet, das sie am Gürtel trug, und überreichte sie mir unter Worten, die mir leider unverständlich waren. Wahrscheinlich war es ein Abschiedsgruß, oder vielleicht auch eine Entschuldigung, daß sie mir nichts besseres anzubieten hatte. Ich dankte ihr damit, daß ich die mir geschenkte Blume galant an meine Lippe drückte.

Feuilleton.

* Theater mitten im Kriege. Auf dem Schlachtfelde von Jsly ist der Sieg der Franzosen durch eine zugleich heroische und militairische Darstellung gefeiert worden. Alle Vorfälle der Schlacht, der verzweifelte Kampf, die Niederlage der Araber, die Eroberung

der Trophäen, von der Fahne des heiligen Krieges an bis zu dem berühmten Sonnenschirm des Kaisers, sind in Scene gesetzt worden, und ein Theil der französischen Armee bildete das Parterre dieses improvisirten Theaters. Das Stück ist nach den Verschcerungen der Franzosen nicht minder glücklich ausgefallen, als die Schlacht. Solche Darstellungen liegen ganz im Charakter der Franzosen. So begleitete Favart den Marschall von Sachsen in den Krieg; er führte Impromtus im Lager auf und kündigte den Sieg des kommenden Tags in Couplets an. Während des Kaiserreichs waren solche improvisirte Aufführungen im Felde sehr häufig. Nachstehend geben wir einige Details über eine dieser dramatischen Feierlichkeiten, die den Siegen Napoleon's vorangingen oder nachfolgten.

Eines Tags schickt der Graf Remusat den ersten Künstlern vom Théâtre français den Befehl, mit Post nach Dresden zu kommen, wo Napoleon die Meisterwerke der französischen Bühne vor einem „Parterre von Königen" aufführen lassen wollte. Sie kamen. Corneille und Molière, Racine und Regnard wurden von königlichen und kaiserlichen Händen applaudirt.

Und wie belohnte Napoleon die französischen Künstler? Er schrieb an den Grafen Remusat:

„Dresden am 12. Aug. 1811.

Sie erhalten hier die Liste von Gratificationen, die ich den Schauspielern vom Théâtre français bewillige, die die Reise nach Dresden gemacht haben; diese Liste beläuft sich auf die Summe von 111,500 Franks. Sie werden die Gratificationen von der Kasse der Theater auszahlen lassen.

Bewilligte Gratificationen:

Die Herren Dupreꝛ, St. Prix, St. Phal, Michot, Baptiste, Armand, Vigny jeder 6000 Fr.; Talma 8000; Fleury 10,000; Michelot 4000; Barbier 3000, der Souffleur Mauguin 2000 Fr.

Die Damen Mars 10,000; Georges 8000; Fräulein Contat und Bourgoin jede 6000; Thénard und Mézeray jede 4000 Fr.

Von den Beamten: Hr. Fréchat 1500 Fr., Cosson, Combre, Bouillon und Maupellas jeder 500 Fr.

Ich bewillige ferner, daß Sie den französischen Schauspielern 42,000 Fr. für die Reisekosten zahlen lassen und zwar soll diese Zahlung ihnen noch vor ihrer Abreise geleistet werden."

* Zwei Fähnriche vom 11. Husarenregimente waren in Berlin zum Offizierseramen und besuchten eines Abends das königliche Opernhaus, wo die Stumme von Portici zum ersten Mal über die Breter ging. Das Haus war sehr besetzt, die Beiden erhielten nur noch mit Mühe Plätze in der Fremdenloge. Diese Loge liegt der Privatloge des Königs vis-à-vis. Durch eine besonders glänzende Toilette zeichneten scharlachrothe, reich mit Silber besetzte Westen, unter dem dunkelblauen Dolman, die Taille der jungen Krieger vortheilhaft aus und nicht mit Unrecht glaubten sie in dieser in der Provinz von den Regimentscommandeurs beliebten, bei der Garde streng verpönten Auszeichnung Aufsehen zu erregen. Aber nicht allein den Blicken der schönen Welt, sondern auch denen des Königs, der während der Zwischenakte hinter seinem Vorhange das Publikum übersah, hatten sie sich Preis gegeben. Der König, in der Meinung, es seien fremde Offiziere, beordert einen seiner Adjutanten, nach ihren Namen zu fragen. Man denke sich daher ihre Bestürzung, als sie von demselben befragt, ihre Strafbarkeit erkannten. Furchtsam verließen sie sofort das Haus und nach einer schlaflosen Nacht erwarteten sie mit Ergebung die Bestrafung ihres Vergehens. Der König, der die Entfernung der beiden Fähnriche bemerkt, vom Adjutanten ihre Bestürzung vernommen hatte, hielt sie nicht im Geringsten für so strafbar, als sie glaubten; es dauerte ihn vielmehr, ihr Vergnügen, nach ihrem in den vorhergehenden Tagen gehabten strengen Examen, aus dem sie siegreich hervorgegangen waren, gestört zu haben, und sogleich beschloß er, sie dafür zu entschädigen. Ein Cabinetsfourier überbrachte am andern Morgen den Fähnrichen zwei Billets zur Vorstellung, mit dem Wunsche des Königs, daß sie ungestört der heutigen Oper sich erfreuen möchten. Auf dem Theaterzettel aber las das Publikum mit Neugierde und Erstaunen: Auf Befehl, die Stumme von Portici. Die beiden Fähnriche wohnten sehr vergnügt der herrlichen Musik bei, aber dieses Mal ohne Scharlachweste.

* Der englische Maler Richardson traf eines Tags einen Bekannten aus seiner Heimat, der ihn einlud, ihn zu besuchen, und dabei bemerkte:

„Ich werde sehr erfreut sein, Sie bei mir zu sehen, denn ich habe ein kostbares Gemälde von Rubens gekauft, über das ich mir Ihre Ansicht erbitte: es ist ein Meisterwerk."

„Brown hat es gesehen," erwiedert Richardson, „er sagt mir aber, es sei eine Copie."

„Eine Copie! wenn mir das Jemand zu behaupten sich unterstände, ich könnte ihm den Hals umdrehen! Kommen Sie ja sobald als möglich, um mir Ihre freie Meinung zu sagen."

* Milady Crewel ging mit ihrer Kammerfrau über Soho-Square, als sie ein Knabe von 11—12 Jahren um einen Shilling ansprach.

„Wie, ein Shilling? was soll das heißen? bittet man so um ein Almosen?"

„Madame", erwiederte der junge Bettler, „da Sie mir es abschlagen, werde ich Niemanden mehr mit meiner Bitte zur Last fallen. Und doch hätte diese geringe Gabe mich von dem abgehalten, was ich nun thun werde!"

Bei diesen Worten stieß er einen tiefen Seufzer aus und ging, mit Thränen in den Augen, fort.

„Wie!" sagte die Dame zu ihrer Kammerfrau, „sollte dieser junge Unglückliche irgend einen verzweifelten Schritt beabsichtigen? Ich mag nicht, daß ein Shilling mehr oder weniger die Ursache eines Unglücks sein soll."

„Komm!" rief sie dem Knaben zu, „hier hast Du einen Shilling. Aber sag' mir nun auch, warum Du so niedergeschlagen warest, als ich Dir ihn erst verweigerte?"

„Madame, das kam daher, weil ich dann hätte arbeiten müssen."

* Es ist bekannt, daß dem König von Sachsen bei seiner letzten Reise in Ostende eine übertrieben hohe Wirthshausrechnung gemacht worden ist. Ein Seitenstück dazu bietet folgende Anekdote:

Die verstorbene Herzogin von Cumberland reiste vor einigen Jahren auf dem Continente und kam in französisch Flandern in ein Gasthaus „zur goldnen Gans." Spät angekommen und ermüdet ließ sie nur ein sehr leichtes Mahl für sich und ihr Gefolge, aus fünf Personen bestehend, auftragen. Am andern Morgen, als der Wirth die Rechnung überreicht, ist die Herzogin höchlich erstaunt, sie sich auf 14 Louisd'or belaufen zu sehen. Vergebens will sie dagegen Vorstellungen machen; der Wirth, der die Freigebigkeit der Herzogin kannte, wollte nichts nachlassen; sie mußte also bezahlen. Der Wirth bedankt sich aufs respectvollste und spricht die Hoffnung aus, sie bei ihrer Rückkehr wieder in seinem Hause zu sehen.

„Das kann wol sein", antwortete die Fürstin mit gewohnter Güte, „aber nur unter der Bedingung, daß Sie mich nicht wieder mit Ihrem Aushängeschild verwechseln."

* In grauer Vorzeit war ein Graf von Breitenburg eine starke Meile östlich vom Schlosse auf der Jagd. Sedes Moor und Gebüsch bedeckte die Gegend, finster wechselten Haide und Moor, wo jetzt fruchtbare Triften dem Wanderer freundlich entgegen lächeln, wohlgebaute ländliche Häuser sich nachbarlich reihen, Gras und Kornfelder freundlich wechseln, das Roß wie das Rind auf guter Weide sich ergehen, hohe Deiche das Land vor der Fluth schirmen und künstlich gebaute hydraulische Mühlen hoch über die Deiche das Binnenwasser abführen. Der edle Graf, welcher allein war und hitzig ein Wild verfolgte, versank im Moor, weil er die Untiefen nicht achtete. Er sank aber, trotz seiner Bemühungen, sich wieder herauszuarbeiten, immer tiefer; seine Kräfte drohten schon zu erliegen, als ein Bauer, der in der Nähe arbeitete, auf seinen Hülferuf herbeieilte, vorsichtig sich dem edeln Grafen näherte, ihm die Hand reichte und ihn bald wieder auf festen Boden brachte. Verbindlich dankte der Graf: „Sag' an, guter Freund, wie lohn' ich's Dir?"

— „Nichts, nichts, mein Herr! Was ich that, war Menschenpflicht und obendrein seid Ihr mein guter, lieber, gnädiger Herr!"

„Nicht so," meinte der Graf, „fordere Lohn, ich kann Dir's lohnen!" — Vergeblich lehnte der Bauer ab, der Graf wollte durchaus lohnen.

— „Wenn Ihr denn durchaus lohnen wollt, Herr, so schenkt mir das Land, wo Ihr festgesessen habt, und etwa so und so weit ringsum."

„Wohl, guter Freund, das soll Dein sein, bestimme selbst die Grenzen!"

— „Danke, Herr. Aber doch abgabenfrei?"

„Nein, guter Freund, das geht nicht; aber da Du mir einen so großen Dienst erwiesen, so giebst Du und die nach Dir Deine Hufe bewohnen, alle Jahr einen Pfennig Steuer und bringst ihn alle Jahre am Martin-Bischofstage, den 11. November, Mittags 12 Uhr auf's Schloß, dann sollst Du an meiner Tafel Platz nehmen und festlich bewirthet werden, für ewige Zeiten zum Andenken. Bist Du's so zufrieden?"

— „Ja, Herr Graf."

Man schlug ein und trennte sich fröhlich. Jahrhunderte sind verflossen, seit dies geschah. Aber mit großer Treue halten die Herren von Breitenburg, was der Ahn gelobte, und noch bringt der Besitzer der Stelle alle Jahr am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde den Pfennig, wird festlich von den Dienern empfangen, nimmt Platz an der gräflichen Tafel, unter deren Gerichten auch eine Martinsgans sich befindet, und festlich wird der Besitzer der Martinswiese entlassen.

Ich war vor einigen Jahren in der Gegend, hörte es ungefähr so erzählen und versuche es hier wiederzugeben.

(Itzehöer Wochenblatt)

* Es kommt nicht selten vor, daß Künst-

ler sich über den Werth ihrer eignen Stücke täuschen: darf es da wohl befremden, wenn man vernimmt, welche falschen Urtheile Theaterdirectionen über Tonwerke fällen, die nachmals erstaunlichen Succeß gefunden haben. Ein französisches Theaterjournal giebt eine Uebersicht solcher Fälle, von denen wir folgende heraushebeu.

„Robert der Teufel" wurde erst nach tausend Reclamationen Seiten Véron's aufgeführt: und es befindet sich noch in den Händen des Hrn. Lefèvre eine außergerichtliche Urkunde, in welcher es heißt: Robert der Teufel würde die Oper ruiniren. Meyerbeer mußte 60,000 Franks als Caution für die Kosten des in Scene Setzens dieses Stückes deponiren.

„Aline, Königin von Golkonda" blieb, wie Berton selbst erzählt hat, drei Jahre lang bei der Regie liegen, und wurde nur aus Mitleid und weil man nichts anderes zu geben wußte, einstudirt.

Von „Fanchon" war man so sehr überzeugt, daß sie durchfallen würde, daß die Direction des Vaudeville-Theaters das schöne Meublement des Salons der Fanchon für eine einzige Vorstellung gemiethet hatte: bei der sechszigsten mußte man es kaufen, und es kam so auf das Doppelte seines Werthes zu stehen.

* Der Dichter Em. Geibel kam im Laufe dieses Sommers auf seiner Reise von Hamburg nach dem Rhein durch Weimar. Die Großherzogin hatte kaum die Anwesenheit des Dichters erfahren, als sie auch schon einen ihrer Kammerherrn absandte und ihn zu sich auf das Schloß bescheiden ließ. Geibel, im reichbesetzten Schnürenrock, weißen Kragen und langen fliegenden Haaren, eine Figur wie Sand, sagte zu und setzt sein Sammtkäppchen auf. Als der Kammerherr ihn in diesem Costüme sah, ward er verlegen und deutete dem Dichter unter Achselzucken an, daß er in solchem Aufzuge nicht vor der Hoheit erscheinen könne; dazu gehörten Frack und Hut.

„So!" sagte Geibel trocken, „wenn mich die Frau Großherzogin in diesem Auf- und Anzuge nicht sehen kann und will, so muß ich auf das Vergnügen verzichten. Leben Sie wohl, mein Herr!" — Man hinterbrachte der Großherzogin seine Antwort, die lächelnd die Erlaubniß gab, den Dichter in seinem Demagogenanzug auf das Schloß zu führen. (Planet.)

* Der theuerste Wein auf der Erde ist, nach dem „österreichischen Morgenblatte", im bremer Rathskeller zu finden. Dort lagern seit 1624, also jetzt 219 Jahr alt, sechs Fuder Hochheimer und ebensoviel Johannisberger. Da nun die Tonne dieses Weins mit 300 Thalern bezahlt worden, ein Fuder aber sechs Tonnen, jede zu 204 Flaschen, hat, so wird berechnet, daß, die Unterhaltungskosten, die Kosten für die Pflege und die Zinsen des Ankaufscapitals inbegriffen, jede Tonne dieses Weins die ungeheure Summe von 555,657,240 Thalern, jede Flasche 2,723,810 Thaler, jedes Glas (acht auf die Flasche gerechnet) 340,476 Thaler, und jeder Tropfen (tausend auf das Glas) 340 Thaler kosten. Dieser Wein wird, wie es dort heißt, nicht verkauft; der regierende Bürgermeister allein hat das Recht, sich für seinen eignen Gebrauch einmal im Jahre zwei Flaschen gegen Erlegung von 30 Thalern verabfolgen zu lassen.

* Ein dummer Bauer — erzählt das Oesterreichische Morgenblatt — kam eines Abends nach Hause und fand die Thür verschlossen. Er schaute durch das Schlüsselloch und glaubte einen Mann im Zimmer zu erblicken. Wüthend polterte er an die Thür. Sein Weib öffnete ihm und fragte ihn, was er denn habe?

„Einen Mann hab' ich bei Dir gesehen."

— „Närrische Einbildung!"

„Nicht Einbildung, meine Augen sind gut."

— „Man muß nicht immer glauben, was man sieht."

Und sie führte ihn vor einen Zuber voll Wasser, ließ ihn hinein schauen, und fragte ihn: „Was siehst Du?"

„Mich selbst."

— „Nun, und Du bist doch nicht im Wasser. Man muß also nicht immer glauben, was man sieht."

Der gute Bauer küßte sein Weib und bat sie um Verzeihung wegen seines Verdachtes.

Hierzu zwei Kunstbeilagen:

No. 83. Pariser Moden. Damen- und Mädchenmoden: Eine elegante Hauskleidung mit einem Fanchontuch als Kopfputz.

No. 84. Pariser Moden. Herren- und Damenmoden: Der Herr trägt einen Paletot-Twine im Herbstschnitt; die Dame zeigt einen Herbstüberrock mit Pelerinenkragen.

Anzeiger. № 40.

Literarische Anzeige.

Mit Anfang October beginnt ein neues Abonnement auf die

Illustrirte Zeitung.

Wöchentliche Nachrichten

über alle Zustände, Ereignisse und Persönlichkeiten der Gegenwart, über Tagesgeschichte, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst, Musik, Theater und Moden.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 16 dreispaltigen Seiten in groß Folioformat mit 20—25 in den Text eingedruckten xylographischen Abbildungen (Illustrationen).

Vierteljährlicher Abonnementspreis für 13 Nummern 1⅔ Thlr. —

26 Nummern bilden einen Band, welchem Titel und Inhaltsverzeichniß unentgeltlich nachgeliefert werden.

☞ Bestellungen auf diese jetzt in einer Auflage von 12000 Exemplaren erscheinende Zeitschrift, welche nicht nur allen öffentlichen **Lesecirkeln**, sondern auch und insbesondere jedem gebildeten **Familienkreise** als die belehrendste und unterhaltendste Lecture anempfohlen werden darf, können in allen Buchhandlungen und Postämtern aufgegeben und die Fortsetzung daselbst wöchentich in Empfang genommen werden.

Leipzig: Expedition der Illustrirten Zeitung.
J. J. WEBER.

Im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Adolph Freiherr Knigge.
Eine Biographie.
Von
Karl Gödeke.
gr. 12. 1844. Velinp. Eleg. geh. ⅔ Thlr.

In **W. Einhorn's** Verlags-Expedition in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

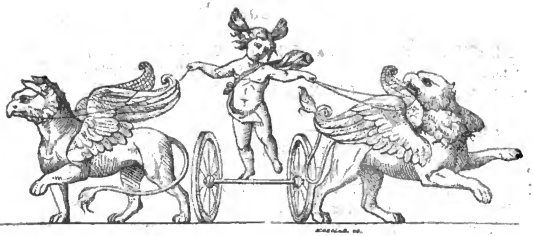
Hartmann, Dr. J., Urania. Das Wissenswürdigste aus der Himmelskunde und mathematischen Geographie. In allgemein faßlicher Darstellung. Mit 21 lithographirten Tafeln nebst 2 Sternkärtchen mit beweglichem Horizont. — Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. broch. Preis 1 Thaler.

Oeser, Chr., Kurzer Leitfaden der allgemeinen Weltgeschichte für Töchterschulen und zum Privatunterricht. Mit besonderer Beziehung auf das weibliche Geschlecht. Zweite revidirte Auflage. 8. broch. Preis ½ Thaler.

Oeser, Chr., Deutsches Lesebuch für die weibliche Jugend zum Schul- und Privatunterricht. gr. 8. broch.
Erster Cursus. Preis ¾ Thaler.
Zweiter Cursus. Preis 1 Thaler.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nebst einer Bücher-Anzeige von **C. Berger's** Buchhandlung in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

16. Oktober **№ 42.** 1844.

Uebersicht: Am Strande, von Adolph v. Crousaz. — Zwei Dichter, eine Erzählung von C. A. Schloenbach (Schluß). — Urania (Mügge — Gutzkow — Martell — Sternberg). — Briefe aus Tyrol. — Nachrichten.

Am Strande.

Der Abend kam, ein rosiges Urwunder
Zur alten See und zu ihren Kindern,
Und lau athmend sprang er auf alle Häupter
Der blitzend weißen grollenden Wogen,
Und warf in die Ferne und in die Tiefe
Mit rothen feurigen Liebesblicken
Sich majestätisch! — Der Sommerabend,
Die Wonne der Götter! —

Vorn stand auf der Mole ein alter Lotse,
Ein ernstes Bildniß im bunten Lichtstrahl;
Die Abendluft flog durch sein weißes Haupthaar,
Er sah hinaus auf die schillernde Wasserfluth,
Die ihn todtgrausig anblies mit Trauergedanken;
Und als die Gewölke sich all' entfärbten,
Und zarte Nebelbilder dahin liefen,
Wie bleiche Schatten gestorbener Kindlein, —
Da weint' er in's tiefgrüne kalte Wasser
Viel heiße Thränen! —

Einst war es auch Sommer! — am Himmel drohte
Ein aschenfarbiges Sturmgewölke,
Die Wellen wurden zu eitel Bergen
Und draußen schwankte ein Prahm im Meere
Mit vielem stöhnenden Menschenleben,
Das rang mit dem bleichen, schöpfungsalten
Mordbegierigen Geiste der Tiefe, —
In Todesängsten! —

Da lösten, zur Rettung, drei Burschen ihr Botseil,
Es waren drei Söhne des alten Lotsen;
Sie zwangen die Brandung mit scharfem Ruderschlag —
Gott mit dir, du starkes liebherziges Jugendblut! —
Laut betet der Vater, entblößten Hauptes,
Und es war eine Schwüle im eiskalten Sturmeshauch
Und war eine Stille, mit tönendem Herzschlag,
In allem Volke.

Jetzt sind sie am Prahme, — elektrisch zuckte
Aus aller Menge ein Liebesdonner! —
Und die Wasser blähten sich immer höher
Und öffneten ihre gespenstigen Schlünde,
Die Winde rasten, wie Feuerglocken,
Wie toll gewordene, brüllende Völker;
Und es kam eine Welle, ein wandelnder Ocean,
Mit furchtbarem Schaume auf ihren Zinnen; —
Ein Schlag! ein Stöhnen der Wasserwildniß

Wie Weltgestöhne! — ein Schrei der Ängste! —
Dann war es stille. —
Es war sehr stille! — kein Kahn im Meere! —
Der alte Lotse hat Alles verloren. —
Seine Buben sind tief zu Korallen gebettet,
Und die Fischer feiern ihr Leichenbegängniß,
Bei wehender Nacht und dem Nordlichtscheine:
Und die letzten grollenden Donner geleiten
Ihre leise summenden Grabeslieder
Wie Orgelklänge.
Die Grabgesänge sind längst verklungen,
Doch den Vater zieht es zu seinen Kindern,
Und die Kinder blicken aus ihrer Tiefe
Mit feuchtverklärten seligen Augen.
Aus dem Meere taucht eine dämmrige Scholle,
Sie wird eine helle Insel der Geister
Und da locken ihn mondglänzende zarte Gestalten
Und rufen mit tausend Namen der Liebe
Ihn seine Kinder. —

Es blinkte, gaukelte, immer reger,
Der alte Vater zitterte heftig,
Es flog durch's Gehirn ihm und durch die Adern
Ein fieberhafter dampfender Lichtrausch;
Die Schatten umzogen ihn immer enger
Er breitete sehnsüchtig seine Arme, —
Da glitt er hinab von dem Molenrande,
Und sank in die Fluth. —
Der Mond ist hinter schwerem Gewölke,
Die Winde sprechen, die See ist schwarz; —
Der Vater ging zu den blanken Knaben
Mit Kling und Klange im Wellengeplätscher; —
Nun liegen sie, Lippe an Lippe, zusammen
Im mährchenduftig-, geheimnißvollen,
Unermeßlichen Purpur der Tiefe; —
Und der Geist Gottes wandelt auf seinem Meere
Mit sanftem Rauschen und vieler Liebe,
Er segnet die Todten im Meeresgrunde, —
Er werde gelobt! —

Adolph v. Cronsaz.

Zwei Dichter.

(Schluß.)

V.

August fühlte sich in seinem sonderbaren Leben sehr zufrieden, ja glücklich. Diese selbsterwählte Erniedrigung gab seinem Stolze Nahrung, und mit jedem Dutzend Hammerschläge zerschlug er auch einen trüben Gedanken, eine bittere Erinnerung. Daß er sich dadurch zum ruhigen Leben für seinen eigentlichen Wirkungskreis wieder vorbereite, ahndete er nicht, er gedachte wirklich in seinen jetzigen Verhältnissen zu bleiben. Die Arbeit beruhigte seine Nerven und gab ihm bei der dürftigen, frischen Nahrung eine strotzende Fülle der Gesundheit. Die Stille der nächsten Umgegend that seiner aufgeregten Seele gut und die weiter hervortretende Wildheit und romantische Rauheit gab ihm oft einen gewünschten Aufschwung, eine ergreifende Aufregung, und das Alles hatte wohlthätigen Einfluß auf seine wieder begonnenen schöpferischen Arbeiten, die ihn über den oft aufgestiegenen Vorwurf der Zeitverschwendung trösteten. Auch der alte Schmied gewann immer größere Gewalt über ihn. Alles an diesem Manne war eiserner Charakter, unbeugsamer Grundsatz von Gerechtigkeit und Bürgertugend, und eine reiche Fülle der Liebe und des Mitleids, wenn auch in rauher Weise sich kund gebend. Man liebte ihn in der Gegend nicht, aber man hatte gewaltigen Respekt vor ihm und alle fürchteten seinen starren Gerechtigkeitssinn, dem das volle Wort und wenn es sein mußte der starke Arm Nachdruck zu geben wußte. Viel Rühmens wußten

auch die Leute davon, wie er mit Kräutern und Bandagen, bei Menschen und Vieh, umgehn könne, und die Buben horchten hoch auf, wenn die Väter von des Schmiedes uraltem Stammbaum, der beinahe 600 Jahre hinaufgehen sollte, und von dem wunderbaren Umstand erzählten, daß seit dieser Zeit immer ein solch gewaltiger Mann in der Schmiede gewesen und sein absonderliches, Wesen, seine Kenntnisse und Stärke auf den Sohn übergegangen sei. Davon erzählte auch oft der Schmied seinem Lehrling August; dann schien er noch größer und breiter zu werden und die grau blitzenden Augen glühten seltsam, bis sie sich im Gedanken an den gestorbenen Sohn, an dem Verlöschen dieses ehrwürdigen Hauses mit furchtbar ergreifenden Thränen füllten.

Wohl mehr als all das Angegebene hielt indessen August das holde, seltsame Wesen Margarethens gefesselt; das Mädchen mit dem großen, tiefen Blick der Sehnsucht und des Schmerzes, der so mächtig die Mannesbrust durchdringt. Margarethe hatte einen unermüdlichen Trieb zum Lernen, alles was sie umgab erregte ihre Aufmerksamkeit und man hatte sie oft eine seltene Blume und den Regenbogen lange betrachten sehen; August wurde nicht müde sie zu belehren, fast alle Feierstunden die Beide hatten, wurden dem Unterricht gewidmet, und Margarethens Verstand, Gefühl und Combinirungs-Vermögen bildete sich unglaublich rasch aus. Natur- und Weltgeschichte waren ihr das Liebste, und das Gelernte konnte sie bald mit reizender Eigenthümlichkeit des Ausdrucks und mit überraschenden eignen Bemerkungen niederschreiben. Rührend war es, wenn sie ein Lied sprach. In Zeiten tiefer Leiden sind wir oft viel empfänglicher für Eindrücke der Wissenschaft; mag es kommen daß wir uns in diesem Zustand ernsthafter nach einem Haltpunkt sehnen, oder daß die erregten Nerven leichter mit dem Geiste in Rapport stehen: dies erklärt uns auch vielleicht Margarethens rasches Fortschreiten; denn daß sie tief, tief litt, war nur zu gewiß. August wußte das aber nicht, ihr oft thränenfeuchtes Auge, die Elegie die sich in manchen Stunden über ihr ausbreitete, nahm er als einen Theil ihres ursprünglichen, ätherischen Wesens. Daß er sie zärtlich, ja leidenschaftlich liebe, war ihm gewiß und in dieser Liebe sollte ihm ein neues Leben aufgehen. Ob Margarethe seine Liebe erwiederte ist uns jetzt noch ein Geheimniß; dem aufmerksamen Beobachter entging es zwar nicht, wie sie oft so gar sanft, innig und zutraulich sich ihm zuneigte, wenn er als Lehrer an ihrer Seite saß, wie sie jedes seiner Worte aufmerksam verschlang und ihn oft lange mit stiller Wehmuth anblickte; aber oft zuckte sie auch furchtbar zusammen vor dem Glutblick seines dunklen, rollenden Auges, vor der Wildheit seines ganzen Wesens, vor dem plötzlichen Aufspringen und Hinausstürzen, wenn ein großer Gedanke oder Schmerz ihn ergriff. Dann sah sie mit Furcht und Entsetzen einen Dämon zwischen ihn und sich treten und sie wagte Tage lang nicht ihn anzureden.

So verging der Sommer; der Alte ließ die jungen Leute gewähren, er freute sich, daß sein Mädchen was lerne und hatte ein unbedingtes Vertrauen, eine grenzenlose Liebe zu August. Erst nach längerer Zeit sah man ihn unruhig werden und Beide tief traurig scharf beobachten.

Es war ein dämmernder Herbstabend; Margarethe hatte das Hauswesen bestellt, saß auf der Bank am Bienenstock, unter dem Fliederbaum und las ein Kapitel aus der deutschen Geschichte. Die Schmiede war geschlossen; August trat in reinlichem Hausanzug vor Margarethe hin. Er hatte sich vorgenommen in diesem Augenblicke ihr seine Liebe zu gestehen und sie um Herz und Hand zu bitten, und er that es mit seiner gewöhnlichen Raschheit vom

Entschluß zur Ausführung. Er sprach feurig, bieder und redlich. Margarethe war bestürzt, das hatte sie nicht erwartet, wenigstens nicht so schnell; eine Ahndung, daß es so kommen werde, hatte sie als Mädchen zwar schon geheim gefühlt. Sie ließ August ganz ausreden, dann nahm sie seine Hand und sah ihn mit unaussprechlicher Wehmuth an, sie wollte reden: in diesem Augenblicke trat plötzlich die mächtige Gestalt des Schmiedes zwischen Beide, ergriff August bei der Hand, zog ihn zitternd einige Schritte vor und sprach mit bebender Stimme: „Das Mädel ist nichts für Euch, es ist eine schlechte Dirne.“ Mit einem leisen „Ach!“ stürzte Margarethe zu Boden, der Alte griff sie mit starken Armen auf und trug sie in's Haus. August stand wie gelähmt, als hätte das böse Wetter ihn getroffen, seine Augen waren starr; plötzlich kam er wieder zu sich, stürzte in fieberhafter Aufregung in's Haus, klopfte wild an Margarethens verschlossene Thür und wankte dann im halben Wahnsinn nach seiner Kammer, auf sein Bett. Es mochte eine halbe Stunde vergangen sein, als er aus einem Delirium erwachte, schwacher Lampenschimmer fiel auf sein Gesicht und neben ihm saß der Schmied, der sorgsam seine Hand hielt. Man sah dem alten Manne an, daß er geweint hatte; seine Augen lagen noch tiefer und waren trüber, fast gebrochen; die starken grauen Brauen hingen darüber wie eine verwelkte Trauerweide über ein eingefallenes Grab. „Was macht Margarethe?“ war Augusts erste Frage, als er wieder volle Besinnung hatte. Der Schmied drückte ihm zuckend die Hand: „Ich danke Euch! sie ist wieder munter geworden, jetzt schläft sie.“ Es entstand eine Pause. August zitterte der Lösung des furchtbaren Geheimnisses entgegen, aber er wollte den armen Vater nicht zuerst fragen, das war ihm zu schmerzlich für diesen. Der Alte verstand diese Zartheit wohl, er schwieg noch einige Augenblicke und rückte ein paar Mal mit dem Stuhle; — man sah ihm den schmerzlichen Kampf deutlich an. Dann sprach er: „Ihr müßt alles wissen, August, alles — dann könnt Ihr zwar mein Mädchen nicht heirathen, dürft sie aber auch nicht gar zu sehr verachten und müßt bei dem was ich sage — um mit Euern Worten zu reden — zwischen den Zeilen lesen, dann findet Ihr schon alles richtig heraus wie ich es meine;“ und nun erzählte er Margarethens erste Liebe und ihren Fall, und wie er, damit auf sein Jahrhunderte ehrwürdiges Haus kein Spott komme, Margarethen nach Hannover zu einer Tante geschickt habe um dort zu gebären, daß das Kind dort geblieben sei und erst diesen Herbst als ein Mühmchen zur Mutter zurück hätte kommen sollen; dann fuhr er fort: „Seht, so dachte ich der Schande und dem Spott zu entgehen und meines armen Kindes Ehre vor den Leuten zu bewahren, und wollte deshalb lügen, den ersten Lug den ich in meinem Leben gethan habe, aber ich bin hart dafür gestraft, das ist mir auch Recht geschehn und soll mich lehren, nie mehr zu lügen und zu munkeln, und wenn der Hals drauf steht. Jetzt habe ich Euch arg betrübt, denn ich sehe Ihr liebt das Mädchen stark und vielleicht geht ihr Herz auch dabei drauf. Ich will's Euch nur ganz gestehn: ich wollte Euch sogar im ersten Augenblick das Mädchen als ehrlich und rein an den Hals hängen; aber ich schämte mich gleich vor mir und dem Mädel selbst und da mußte ich thun was ich that. Es ist hier nun Eures Bleibens nicht mehr, es würde uns das sonst allen Dreien das Herz abdrücken; aber — lenkte er plötzlich ein, als er August ansah — Ihr müßt erst ganz gesund sein, Ihr werdet krank, das sehe ich Euch an, Ihr seid blaß und zittert.“ Und so war es auch: August konnte sich kaum mehr aufrecht halten, er fühlte daß ein schweres Unwohlsein ihn beschlich, und nach-

dem er mit zitternder Hand an Edmund sein ganzes Unglück in flüchtigen Skizzen geschrieben und dringend um dessen Anwesenheit gebeten hatte, warf er sich aufs Bett, wo ihn bald ein furchtbares Fieber schüttelte. Der Alte pflegte ihn mit unermüdlicher, rührender Sorgfalt; Margarethe wagte sich nur zu ihm wenn er schlief oder im Fieber lag, dann aber kannte auch ihre Sorgfalt, ihr Schmerz keine Grenzen. Wie die glühend liebende Braut wachte sie dann über den Kranken. Mochte nun diese Pflege Beider ihre segnende Wirkung thun, oder mochte Augusts kräftige Natur ihre Rechte geltend machen, genug, August erholte sich zusehends, und schon nach acht Tagen fühlte er sich stark genug zu wandern. Er hatte Margarethe nicht wieder gesehn, vermochte es auch nicht, und nun trieb es ihn mit Ungestüm hinaus; er wollte seinem Briefe nacheilen, den Freund in seinem Liebesglücke aufsuchen und bei ihm sich Ruhe und Genesung suchen. Er umarmte den Alten zärtlich wie einen Vater, dann preßte er hervor: „Grüßt Margarethe! Gott möge sie schützen", und sprang stürmend davon. Der Alte sah ihm lange, lange nach, die Thränen stürzten ihm stromweis aus den Augen, er wankte in's Haus zu Margarethen, setzte sich nieder, stützte den greisen Kopf in die breite Hand und sagte nichts anders als: „August ist fort, er läßt Dich grüßen." Margarethe seufzte tief auf, dann antwortete sie ruhig, fast erleichtert: „Es ist gut so, ich hätte ihn nicht geliebt."

VI.

Edmund lebte am Genfersee in der Nähe Elvirens in einem sonderbaren widersprechenden Gemüthswechsel. Daß er Elvira noch liebe war ihm gewiß, aber daß dieser Liebe etwas ihm völlig heterogenes beigemischt sei, war ihm nicht minder bewußt, ja es gab Augenblicke wo er sich weit, weit weg von Elvira wünschte, wo ihm die ganze romantische Begebenheit mit ihr wie ein Traum vorkam, von dem ihm nur die Erinnerung geblieben sei. Sobald Elvira in Ruhe und Sicherheit war, nichts Aeußerliches mehr sie befangen machte, trat ihr ganzes eigenthümliches Wesen in allen Schattirungen lebendig hervor. Ihr war der Augenblick das Schönste und Interessanteste, was dahinter, noch mehr was davor lag, war für sie verloren; aber der Augenblick gehörte ihr auch ganz und gar, den durchschaute sie klar und tief und genoß seinen Inhalt, mochte er traurig oder fröhlich sein, mit trotziger Gewalt bis auf den kleinsten Rest. Sie war ein Wesen des lebendigsten Entschlusses, der raschesten That, des verwegensten Muthes und Muthwillens; was der Gedanke einer Minute ihr eingab, das vollbrachte sie mit schrankenloser Gewalt. Sie konnte in wenigen Augenblicken die glühendste, zärtlichste Liebe und den flammendsten Zorn und Stolz zeigen. Das Urtheil der Welt verlachte sie, nur ihren eigenen Eingebungen, die sie Gesetze nannte, folgend und so fand man sie oft in Situationen, worüber die Philister sich ärgerten, die Klugen human lächelten oder sich freuten. Sie jagte z. B. jetzt in Männerkleidung auf dem schnellsten Renner daher, dann fuhr sie des Nachts auf dem See oder saß an seinen Ufern und fischte; ein ander Mal bestieg sie die steilsten Felsenspitzen der Nachbarschaft und sang laut in die Welt hinaus, oder sie kam verkleidet als Bäuerin oder Fischerin zu Edmund, forderte Geld und brachte dasselbe in die Hütten der Armuth. Das alles zeigte sie nun wohl als ein wahres, ursprüngliches, oft wunderbar-reizendes Wesen, aber Edmund mit seiner tiefen Ruhe und andächtigen Schwärmerei, mit seinem

weiten Blick in Vergangenheit und Zukunft, mit seiner Würde des Genießens und stiller Beschaulichkeit, fühlte sich dadurch oft bedrückt und beengt; sie kam ihm manchmal unheimlich, dämonisch vor und übte doch auch wieder einen unerklärbaren Zauber auf ihn aus. Aber es war das nicht der stille, wohlthuende Zauber, wie er ihn schon empfunden und noch seliger geahndet hatte; nicht jene heilige Glut welche zwei Herzen schmilzt zu einem reinen, glänzenden Metall, was die schönsten Accorde giebt. — Dieses Mißverhältniß fühlte mit der Zeit auch Elvira, jedoch noch unbewußt: sie sah in Edmund eine bewundernswerthe Größe, vor der sie oft hätte niedersinken und schweigend anbeten mögen, deren Kuß sie auf Augenblicke gleichsam verklärte; aber eine unerklärliche Scheu stahl sich dabei in ihr Herz; oft wagte Elvira nicht das Auge zu Edmund aufzuschlagen und oft auch schien er ihr wieder so kleinlich, penible, ja philisterhaftig. Beide sehnten sich nach der Vereinigung der Ehe und bangten auch wieder davor zurück. — Möge sich der denkende Leser diese Widersprüche selbst klar machen.

In einem der beengensten Momente dieses Liebesverhältnisses empfing Edmund Auguſts Brief und es ist zweifelhaft, ob mehr der Drang, dem Freunde beizustehn, oder der Gedanke, hier die Gelegenheit zu haben, sich auf kurze Zeit jenem Verhältnisse zu entziehen, ihn zur augenblicklichen Reise antrieb. Elvira sah den Freund mit tiefem Schmerze scheiden, fühlte sich aber erleichtert, als sein Wagen ihren Blicken entschwunden war.

Edmund durchlas im Wagen zu wiederholten Malen Auguſts Brief, er empfand das Unglück seines Freundes tief, tief nach; zugleich aber war ihm auch das Ganze ein höchst interessantes, psychologisches Ereigniß, welches tiefer zu ergründen ihm hohen Reiz gewährte. So nahe liegen reiche Liebe und kalter Egoismus im edelsten Gemüthe beisammen.

Und wieder hatte sich ein stiller Herbstabend auf das reizende Thälchen in Westphalen gesenkt; wieder war die Schmiede geschlossen, und wieder saß Margarethe unter dem Fliederbaume am Bienenstocke, aber diesmal nicht mit einem Buche in der Hand, sondern mit einem lieblichen Kinde in den Armen, über dessen schlummerndes Antlitz sie sich mit einem wunderbaren Reiz des Schmerzes und der Freude beugte, sie schien wie verklärt, eine Raphael'sche Madonna. Da hörte sie ein sanft männliches „Guten Abend!" sie blickte auf und ein großer, schöner Mann stand in würdiger Haltung vor ihr und sah sie mit tiefem, seelenvollem Blicke an. Einen Augenblick stockte Margarethe in Wort und Bewegung, sie sah den Fremden starr an, dann übergoß eine flammende Röthe ihr Gesicht, sie sprang auf, rief „Edmund!" und trat dann verschämt halb hinter den Fliederbaum. „Margarethe", sagte Edmund, „Sie kennen mich?" und er trat sanft zu ihr. Margarethe ließ den Kopf leise sinken und sprach mit zitternder Stimme: „eine Ahndung, August hat mir viel von Ihnen erzählt, Sie so genau beschrieben, und da — da —" das Mädchen konnte nicht weiter reden, sie zitterte heftig, ihr Busen wogte, sie hielt krampfhaft die süße Bürde in ihren Armen fest. „Margarethe, sehen Sie mich an, ich meine es gut, ich will Sie trösten, ich weiß Alles." Diese Worte Edmunds, so liebevoll und würdig gesprochen, verfehlten ihre Wirkung nicht: Margarethe schlug das große, dunkelblaue Auge auf und sah Edmund mit einem Blick des Vertrauens, der Bewunderung und eines ihr noch unerklärbaren Gefühles an; sie hätte an seine Brust sinken und laut weinen mögen. Sie hätte dies auch gewiß gethan, wenn sie gewußt hätte, was in Edmund vorging. Er war schon bei ihrem Vater im Hause gewesen, hatte

Auguſts Abreiſe vernommen, Margarethen durch das Fenſter mit ſteigender Theilnahme betrachtet, ſchon eine Weile vor ſeinem „Guten Abend!“ vor ihr geſtanden und in ſeinem Innern war es auf einmal frühlingsklar und ſonnengoldig geworden. Die hohe, echte, göttliche Liebe war in einigen Minuten als heilige Flamme in ihm emporgeſchoſſen und hatte den Entſchluß hervorgerufen, dieſes Weſen aus ſeinem Elend und Schmerze zur Ehre, zum höchſten Liebesglück zu führen, wenn er Gegenliebe finden würde. Und Margarethe liebte ihn, in dieſem Augenblicke noch unbewußt, aber der nächſte ſchon ſagte es ihr mit jedem Pulsſchlag ihres Herzens, mit jedem Nerv ihres Lebens. Wie? — warum das alles im Moment ſo kam, das wußten Beide nicht, ſie wollten es auch nicht wiſſen, genug, es war ſo. Ihre Liebe war eine zauberhafte Wahlverwandtſchaft, eine große, heilige Wahrheit. Und jetzt kam der Schmerz: Edmund dachte an Elvira, an die hilfloſe, vertrauende, geliebte Elvira. Margarethe ſah auf ihr Kind, ſie war Mutter, ohne Frau geweſen zu ſein, war eine gebrochene Blume, in ihren Augen eine Verworfene.

In demſelben Augenblicke, als dieſe beiden Herzen ſich fanden, trat Auguſt, nach einer durch Krankheit verzögerten Reiſe aufgeregt, glühend in Elvirens Zimmer am Genferſee und blieb wie gebannt an der Thüre ſtehen. Elvira ſaß am Fenſter, was nach dem See lag, in ihrem langen, ſchwarzen Sammetkleide. Ihre ſchwarzen Locken fielen in dichten Ringen über den ſtolzen Nacken und ihre Augen glühten in ſeltſamem Feuer zu den Tönen der Harfe, die ſie mit einem wilden, ſchmerzlichen Liede begleitete. Jetzt trat Auguſt einen Schritt weit vor; bei dieſem Geräuſch ſah Elvira ſich um und eine Minute Auguſt unbeweglich an, dann ſprang ſie auf und trat raſch mit der Frage auf ihn zu: „Gott! wer ſind Sie?“ Auguſt ſammelte ſich und nannte mit bebender Stimme ſeinen Namen. Elvira that einen lauten Freudenſchrei, ſprang zur Harfe, entlockte ihr einige volle, jubelnde Töne und ſang dazu die erſte Strophe eines alten ſpaniſchen Liedes:

„Er iſt gekommen! er iſt gekommen!
Sei ruhig, pochendes Herz.“

Dann trat ſie wieder auf Auguſt zu, nahm den glühend Schauenden und willenlos Träumenden bei der Hand und führte ihn mit den Worten zum Fenſter: „Hier ſetzen Sie ſich, armer Reiſender. Sie ſind müde, krank, Sie glühen, haben wohl gar Fieber, Sie theurer Freund meines Freundes“, und nun ſetzte ſie ſich zu ſeinen Füßen auf ein Tabouret, nahm prüfend ſeine Hand und ſah ihn haſtig, liebevoll, ſorglich an. Da trafen zwei ſchwarze, glühende Augenpaare zwei flammende Blicke und es fanden ſich zwei heiße, wilde, große Herzen zum ewigen Feuer; die Minute band ſie mit demantnen Ketten zum ewigen Bunde aneinander. Nach einer Stunde ſchon lagen ſich Beide in den Armen, flammende Küſſe, ewige, welttrotzende Schwüre tauſchend; Elvira rief: „Wir waren getrennt während unſerem Leben, jetzt haben wir uns wiedergefunden.“ Dann trat auch zu ihnen der Schmerz; mit einem tiefen, grollenden Seufzer fuhren Beide aus ihrem Glücke empor. Elvira kam bald zum Entſchluß, ſie zog den Ring Edmunds von ihrem Finger, warf ihn hinaus in den See und rief mit einem Blick nach dem Himmel: „Du wirſt mir verzeihen, Allgütiger, ich kann, ich darf nicht anders!“ Auguſt fühlte ſein Herz mit tauſend Laſten bedrückt, er ſtürzte fort und legte die brennende Stirn an das kühle Ufer des Sees.

Wir übergehen die Qualen der vier Liebenden, bis zwei Briefe der Freunde alles aufklärten, dann das ſchmerzliche Weigern Margarethens, Edmunds feier-

liches Festhalten, des Schmiedes Staunen und hohe Freude; denn wir wollen keine Bogen füllen mit dem, was ein Jeder sich denken kann. Edmund führte seine junge Frau nach dem Norden Deutschlands, dort blühen ihm jetzt liebe Kinder und tüchtige Dichterwerke; seinen Weltschmerz, den Verdruß am Vaterlande, das Leid seiner früheren Zeit hat ihm das angebetete Weib mit grenzenloser Liebe und Hingebung vergessen lassen und er hat nie bereut eine Frühgefallene an sein Herz zu legen. Das Kind aus Margarethens unglücklicher Liebe ist gestorben. Der alte Schmied hat beim Abschied von seiner Tochter — er wollte trotz aller Bitten ihr nicht folgen — seine Schmiede geschlossen, den großen Hammer feierlich begraben und ist seinem Liebling August nachgefolgt; dieser streift nun mit ihm und der geliebten Elvira noch immer durch die Länder des Südens, hat aber dem Freunde geschrieben, daß er bald nach Deutschland zurückkehren wolle und an der Seite des theuren Weibes wackere Werke zu schaffen gedenke.

E. A. Schloenbach.

Urania.

Mügge. — Gutzkow. — Martell. — Sternberg.

Die Taschenbücher haben heutiges Tages einen schweren Stand. Der Sinn für dergleichen willkürliche Sammlungen von Novellen ist vorüber, und das Behagen an den kleinen Stahlstichen ist zu den massenhaft gebotenen Holzschnitten übergegangen. Man will sich wenigstens unterrichten, und werde der Unterricht auch noch so unzuverlässig geboten, seien die Abbildungen auch noch so weit entfernt von der Wahrheit, die Neugier, welche sich Wißbegierde nennt, hilft darüber hinweg.

Hinsichtlich der Taschenbücher ist der Sinn, welcher sich von ihnen abwendet, nicht so oberflächlich. Man hat sich gewöhnt, ein größeres Ganze zu wünschen, eine volle Composition diesen Genrebild-Novellen vorzuziehn. Der große Roman ist jetzt offenbar mehr begünstigt als je.

Die Urania trachtet immer nach einer gewissen Solidität: sie hat sich der theuren und undankbaren Bilder bis auf ein Portrait — diesmal des leider körperlich so tief erkrankten Schwanthaler — entäußert, und sucht nach Beiträgen von beliebten Novellisten. Aber auch sie wird kaum erfolgreich ringen mit der Ungunst des Geschmacks. Unter den diesjährigen vier Beiträgen ist nur das letzte Drittel einer Novelle ansprechend und erquicklich zu nennen. Dies Drittheil gehört der Novelle „die Selbsttaufe", von Gutzkow. Die ersten zwei Drittheile derselben lassen nichts Besonderes erwarten, obwohl sie die hübsche Schilderung des modern egoistischen Commerzienrathes enthalten. Ein schwindsüchtiges, zurückgesetztes Mädchen Agathe, die einen Candidaten der Theologie findet, eine vornehm dilettirende Schwester Sidonie, die recht lieblos, und obiger Vater werden ausführlich, oft geistreich aber nicht eben interessant nebeneinander her bewegt. Plötzlich entwickelt sich der Candidat als ein gewandter Weltmann, gewinnt im Sturme die Neigung Sidoniens, verläßt Agathen, deren Herz und Leben bricht, und geht seine Bahn zur Freude Sidoniens und des väterlichen Biedermannes, ohne daß Agathens, der Zertretenen, Schicksal weitere Beachtung fände. Diese jähe Wendung und die in der Stille sich erledigende Katastrophe ist interessant, innig und rasch dargestellt, so daß der ironische Bestandtheil der Atmosphäre um so besser wirksam wird, je weniger Nachdruck darauf gelegt wird.

Die Novelle Mügge's „Eduard Montague", den Negerkrieg der Maroons auf Jamaika zu Ende des vorigen Jahrhunderts schildernd, ist als Schilderung werthvoll. Sie ist gut geschrieben, aber nur mittelmäßig erzählt. Die Schürzung wird nicht mit richtiger Oekonomie erhalten, und muß fortwährend neu aufgenommen werden. So fehlt der Drang, und die Spannungen, welche sich auf einzelne Scenen zersplittern statt sich in eine Steigerung zusammenzudrängen, bleiben wirkungslos. — Die Gegensätze in den Berechtigungen der Neger, der Creolen, der Weißen, der Heiden und Christen sind im Raisonnement sehr gut ausgedrückt, und würden eine gelungene Composition nachdrücklich verstärken; kurz, alle Bestandtheile sind so gut, daß sie, kunstvoll erzählt, die interessanteste Novelle bilden müßten.

„Die Luisenhütte", von Wilhelm Martell verschleppt sich durch Ausdehnung auf müßige Personen und müßigen Dialog. Letzterer ist nicht geistlos aber kraftlos. Vielleicht darum, weil er sich den Ereignissen und Handlungen vorausdrängt, statt sich ihnen in pragmatischer Kürze anzuschließen.

„Scholastika", von A. v. Sternberg ist manierirt. Die erste Hälfte läßt Eigenthümliches erwarten: in einem russischen Kloster malen die Nonnen Heiligenbilder, und zwar schlechte. Eine Künstlernatur unter ihnen, Scholastika, kann sie gut malen, wird aber bedeutet, daß die gutgemalten gottlose und nur die schlecht gemalten fromme Werke seien. Das glaubt sie auch und ist unglücklich. Eine Nonne Feodora neben ihr, jung und frisch, möchte wohl widersprechen, wenn sie zu denken und zu sprechen verstünde — was wird aus diesen beiden Nonnen? Feodora wird total vergessen, und Scholastika macht die banale Laufbahn: ein Maler erscheint im Kloster, sie entdeckt mit süßem Graus, daß die von ihr geahnte Kunst in voller Macht existire, sie ergiebt sich der Kunst und dem Maler und entflieht mit ihm nach Paris, obwohl ihr kurz vor der Flucht eine sterbende Nonne Himmel und Hölle auf eine phantasiereiche Weise schildert, die Hölle natürlich für die Kinder der Welt, zu denen sich Scholastika eben wenden will.

In herkömmlicher Weise muß die Verzückung der sterbenden Nonne Recht behalten. Nach zehn Jahren finden wir Scholastika als eine berühmte Malerin in Paris. Der Maler, welcher sie entführt, ist ein russischer Fürst gewesen, der sie nicht heirathen gewollt und den sie deshalb selber verlassen. Sie hat sich selbständig zur Höhe ihrer Kunst ausgebildet, hat tüchtige Freunde, hat edle Verehrer. Aber diese ganze Ausbildung zur Höhe einer solchen Kunst wird vom Autor für nichts erachtet vor dem Eindrucke, welchen die verzückte Nonne im Herzen Scholastika's zurückgelassen; in alter romantischer Manier und ohne überzeugende Uebergänge muß die gefeierte Künstlerin durchaus zu ihren schlechten Heiligenbildern in's russische Kloster zurück wollen, um dort unter stupiden Umgebungen sterben zu können. Das macht denn nun auch ein Novellist möglich, ohne zu ahnen, daß in alle dem nur ein gemachtes, konventionell romantisches Leben und darum kein wahres Interesse sei.

Ohne zu ahnen? Ich möchte dem geistvollen Sternberg das nicht nachsagen. Das Ganze sieht wohl aus wie eine aufgequickte, unfertige Arbeit aus früherer Zeit, welche den Taschenbuchlesern geboten werden könne.

Briefe aus Tyrol.

I.

Nassereit, August 1844.

Meinem Versprechen getreu theile ich Ihnen einige von meinen Reise-Abenteuern mit und fürchte nur, es werde mir schwer gelingen den eigenthümlichen Eindruck, den Land und Volk auf mich machen, wiederzugeben.

Von München aus gelangt man in einem kleinen Tagemarsch am lieblichen Starnberger See mit seiner üppigen Baum-Natur vorüber nach Weilheim, einem artigen Städtchen, berühmt durch die angeblich große Naivität seiner Bewohner, die ihm einen bedeutenden Platz unter den vielen Schilda's und Krähwinkels unsers lieben Vaterlandes erworben hat. Dieser Ruhm scheint aber von etwas altem Datum zu sein; jetzt hat Weilheim kein geniales Aussehen mehr, die alten Stadtthore, die winkligen Straßen, die Erker, Lauben und großen Hausfluren sind verschwunden mit ihren heimlichen Stübchen, geschwätzigen Dachtraufen und finstern Schornsteinen. Weilheim hat jetzt nüchterne, vernünftig gradausgehende Straßen, die Häuser, Capricen des Mittelalters, haben dem modernen Baustil mit seiner entschiedenen Langweiligkeit Platz gemacht, und so haben denn auch seine Bewohner den Muth verloren dumme Streiche zu machen. Das überläßt man jetzt dem Beamten-Regiment auf dem Administrativ-Wege zu thun. — Alle unsre kleinen Städte werden der Zeit und ihren Eisenbahnen nach und nach zum Opfer fallen, erst verloren sie die Bedeutung die sie als originelle Corporationen noch hatten, so daß kein Mensch einen Ehrgeiz mehr haben kann *etwas* in ihnen zu sein und es damit endigen muß daß überhaupt Niemand mehr in ihnen wird sein wollen. Sie haben durch die moderne Bildung alle Nachtheile der großen Städte ohne ihre Vortheile, erhalten, und alle Einförmigkeit des Landlebens ohne seinen Reiz. — Ich glaube wir werden in nicht gar langer Zeit blos noch große blühende Orte und ein mit Sommer-Wohnungen übersätes Land haben. Die Bauern werden mit Eisenbahn allabendlich in die Stadt fahren, sich im Theater abonniren, Ihre Stücke werden ein Parterre von gebildeten Dorfschulzen bekommen, und die Gesellschaft deutscher Land- und Forstwirthe zwanzig Millionen Mitglieder, von denen jedes allwöchentlich wenigstens einen Vortrag über rationelle Landwirthschaft halten muß. Die National-Trachten wird man nur noch in Wachsfiguren-Kabinetten bewundern können und die Verbindung zwischen Deutschland und Belgien muß durch den vermehrten Absatz von Brüsseler Kanten an die Milchweiber nicht wenig an Innigkeit gewinnen. Die Maler dürften es dann nur noch mit der Darstellung des geistigen Elementes in ihren Bildern zu thun haben, denn leiblich wird nichts interessantes mehr vorkommen. Das wird der nationalen Historien-Malerei einen ungemeinen Aufschwung geben. Doch kehren wir von diesen Bildern einer glänzenden Zukunft nach Weilheim zurück. — Man erzählt von Weilheimer Magistraten, sie hätten einmal bei fortschreitender Entwicklung ihrer städtischen Kulturzustände die Einführung von hölzernen Dachrinnen beschlossen und selbe auswärts anfertigen lassen. Die Dachrinnen kamen an, waren aber aus Versehen quer auf den Wagen geladen und konnten also nicht zum schmalen Stadtthore herein. Der Magistrat beschloß in seiner Weisheit einen Theil der Stadtmauer abzureißen um die Einführung der Rinnen zu ermöglichen, und die Sache ward auch auf dem Administrativwege durchgeführt, zur großen Genugthuung der über die künftige größere Trockenheit ihrer Stadt hocherfreuten Bürgerschaft. Es entstand dabei nur der kleine Uebelstand daß Nachts die Schweden zum Loch in der Mauer herein-

kamen und den Weilheimern die Häuser über'm Kopfe anzündeten, wodurch allerdings die Trockenheit noch mehr befördert wurde. Ich dachte dabei, daß dies in Deutschland offenbar nicht das letzte Mal gewesen sei, daß man um ein wenig Waſſer abzuleiten eine Breſche in die Mauer gemacht, und daß der Weilheimer Magiſtrat eher eine Prädikatserhöhung, etwa ſtatt „wohlweiſe“ „hochweiſe“, als den Spott Uebelwollender verdient habe.

Bald hinter Weilheim kömmt man in die Vorhalle des Gebirgs, das Thal der Loiſach, und einige Meilen weiter nach Partenkirchen, am Fuß der ſchneebedeckten Zugſpitze des höchſten Berges dieſſeits des Inn. Partenkirchen iſt ein freundliches Dorf, mit einem beſuchten Bade, einer Heilquelle für ich weiß nicht welche Uebel, die indeſſen ſehr groß ſein müſſen, wenigſtens ſah die gute Hälfte der Badegäſte aus als ob ſie ſchon ſehr viel gelitten habe. Von Partenkirchen geht es aufwärts durch herrliche Wälder nach dem einſamen rings von Felſen eingeſchloſſenen Eybſee, deſſen todtenſtille Ufer blos zuweilen von einem Hirſch betreten werden, der ſich in der klaren Fluth beſpiegelt. Ein Herr im Bade ſagte mir es gebe auch Bären in der Gegend und ich glaubte ihm auf's Wort. Da ich nicht verheirathet bin ſo ſah ich keine Urſache mich auch zu beſpiegeln und ſtieg langſam aufwärts dem Thörl zu, das ſeinen Namen von der weithin ſichtbaren Lücke in der großen Felſenmauer die man überſteigt, hat. Ueber mir hingen drohende Regenwolken am Zugſpitz herum, deſſen furchtbare Felſenwände beinahe ſenkrecht zu meiner Linken aufſtiegen. Mit dem Rücken des Gebirges überſchreitet man auch die öſtreich'ſche Gränze, die hier oben in der einſamen Wildniß kaum bewacht iſt, und ſteigt in das Hochthal von Sermos hinunter. Ich war in Tyrol. Unten im Thal geht der Loiſach nach eine gute Straße und hauſen die öſtreich'ſche und Zollvereins-Mauth friedlich nebeneinander. Ich habe beide mehrmals paſſirt, konnte es aber nie dazu bringen viſitirt zu werden, welchen Zug von Menſchenkenntniß ich andern Mauthen gern als ein rührendes Beiſpiel aufſtellen möchte, beſonders der Gedankenmauth. Man darf nur wie ein Maler ausſehen und man iſt überall vollkommen unverdächtig, außer in Geld- und Paternitätsſachen. Im reinlichen Wirthshauſe zu Ehewald traf ich den Geiſtlichen und den Wirth in lebhafter politiſcher Unterhaltung. Dieſelbe drehte ſich hauptſächlich um die Früchte des berühmten tyroliſchen Aufſtandes von 1809. Man konnte den beiden Herren eben keine beſondere Zufriedenheit mit denſelben abmerken, obwohl der Geiſtliche im Intereſſe ſeiner Kaſte wohl Urſache genug dazu gehabt haben möchte. Der Wirth bemerkte, früher habe er einen höchſt einträglichen Weinhandel nach Baiern getrieben, jetzt ſei es längſt damit aus, dafür habe ihnen die Finanz auch den Tabaksbau verboten, der Vogelhandel gehe nicht mehr, und die Gröbner Spielſachen dürften auch nicht in den Zollverein. So nehme denn der Wohlſtand des Landes täglich ab und nirgends wäre eine Hoffnung des Beſſerwerdens als beim Fallen der leidigen Mauthſchranken. Es wäre ein Segen für ſie wenn ſie bairiſch wären. Der Ander'l Hofer habe ſie in's Unglück geſtürzt. Ich konnte mich eines ſchmerzlichen Gefühles nicht erwehren als ich dieſe Leute eine der ſchönſten Thaten der neuern Geſchichte ſo verläugnen hörte. Ueberall in Tyrol wie in Oeſtreich, beim Volke wie den Städtern findet man dieſe gränzenloſe Sehnſucht zu einem innigeren Anſchluſſe an Deutſchland. Bei den Gebildeten iſt ſie zum Bewußtſein gekommen und ſpricht ſich klar und verſtändig aus, beim Volke äußert ſie ſich in Mißbehagen, Verwünſchungen der Mauth, Wunſch des Anſchluſſes an Baiern, und Verläugnung jenes großartigen Kampfes, den Oeſtreich gegen die halbe Welt unter Napoleons Adler geführt. Man kann dabei durchaus nicht ſagen, daß dieſe unbefriedigte Stimmung irgendwie dem verehrten Regentenhauſe zu nahe trete, ſondern ſie äußert ſich nur gegen

eine Passivität der Regierung, die das fortwährende Andringen der Elemente des Wälschthums, des Magyarismus und Panslavismus gewähren läßt, so daß sie ihre Rettung nur in einer nähern Verbindung mit dem übrigen Deutschland sehen. Man klagt nie über den bösen Willen der Regierung, sondern über eine Aengstlichkeit, die jede Aeußerung freien selbständigen Wesens niederhält und so das Volk zu einer administrirten Masse macht, ohne Geist und Leben. Die Irrthümer unsrer modernen Regierungskunst haben zehnmal mehr geschadet als der selten vorhandene schlechte Wille. Dazu kommt ein Heer von Beamten, das sich in alles mischt, nichts gelernt hat als zu verbieten, und den Staat vollends zur seelenlosen Maschine macht. — Tyrol hat eine ständische Verfassung die leicht zu gesunder zweckmäßiger Thätigkeit organisirt werden könnte, jetzt ist sie eine todte Form, die blos dazu gut war, die unglücklichen protestantischen Zillerthaler zu vertreiben. Die Stände beriefen sich auf ein altes tyrolisches Privilegium, welches ihnen das Recht ertheile, keine andre als die katholische Confession im Lande zu dulden. Von dem Artikel der Bundesakte, der allen christlichen Confessionen gleiche Rechte in Deutschland zusichert, war dabei nicht die Rede. So wurden sie denn gegen den Willen der Regierung hinausgetrieben und das protestantische Deutschland hat das Verdienst sie jetzt großmüthig verhungern zu lassen. Die Macht der Pfaffen im Lande ist überhaupt ungeheuer und wird auf eine traurige Weise zur Niederhaltung jedes freien Gedankens benutzt. Selten ist mir ein so stupider und fanatischer Clerus vorgekommen, als der tyrolische. Der Tyroler, wie alle Bergvölker in hohem Grade religiös, steht seinem Einflusse meist offen, und so kömmt es denn, daß aus dem heitern, lebensfrohen, kräftigen Bergbewohner gar oft ein finsterer Betbruder geworden ist. In manchen Thälern sind sie glücklich dazu gelangt, jede öffentliche Lustbarkeit zu verbieten. Der Tanz, das Zitherspiel, der Gesang sind an vielen Orten völlig unbekannte Dinge geworden, im Oegthale darf sogar bei einem Hochzeitsmahle keine andere Weibsperson als die Braut mehr zugegen sein. Selbst das früher so beliebte Scheibenschießen nimmt schnell ab, trotz der eifrigsten Bemühungen der Regierung, und ich kenne eine Menge Dörfer, wo nie mehr geschossen wird. Alles das sind in den Augen der Clerisei Verlockungen des Teufels, und mit Händen und Füßen wehrt sie sich gegen jede männliche Lust. Dagegen nimmt freilich das Schnapstrinken und Kartenspielen um große Summen, und andre geheime Vergnügungen sehr zu. Gut die Hälfte des Landes ist schon auf diese Weise unterjocht, und nur im Ziller-, Unterinnthale, dem Vorarlberge und den Thälern längs der bairischen Gränze zeigt sich noch lebhafter Widerstand. Dabei ist die Priesterpartei der Regierung keineswegs etwa günstig, sondern steht beinahe überall ihrer unbedingten Herrschsucht halber in einem feindlichen Verhältnisse zu den Beamten und vereitelt oft die wohlwollendsten Bemühungen des Guberniums. Ihre Orakel sind keineswegs in Wien, sondern in München und Rom, es ist ihr in letzter Instanz vollkommen gleichgiltig, ob ein Oestreich, ein Deutschland existire, wenn nur sie Meister ist.

Von Ehewald führt der Weg langsam steigend, an Zink- und Galmeihütten vorbei, zu drei Seen, die in den Schlünden des Gebirges eingekeilt liegen, einer reizender als der andere. Dunkle Tannenwälder steigen an's Ufer herunter von steilen Kalkfelsen überragt, und nur der Schlag der Holzart unterbrach bisweilen die lautlose Stille. Hier und da sah man einen Meiler rauchen, sonst zeigte sich keine Spur menschlicher Thätigkeit. Zwischen dem zweiten und dritten See befindet sich die Wasserscheide des Isar- und Inngebietes. Da gab's schon Alpenrosen die Menge, die aus dem dunkelgrünen Moose hervorleuchteten. Noch einmal warf ich einen Blick auf die Zugspitze, deren riesige Pfeiler von der Abendsonne geröthet

in das schon in tiefem Schatten liegende Thal hereinglänzten, und stieg herab dem Schlosse-Fernstein zu, das steil an einen Felsabhang gebaut, von den Ruinen des frühern Schlosses überragt wird. Auch das jetzige Schloß ist verfallen und es scheint, daß die adligen Besitzer noch weiter heruntergekommen sind, es schien unbewohnt. Nebenan traf ich die Reste einer ungeheuern Lawine, die im Frühjahre die Straße verschüttet und ein Häuschen zugedeckt hatte. Der von oben herabkommende Bach hatte die zwischen zwei Felswänden eingekeilt liegende Schneemasse unterspült und so eine Schneebrücke gebildet wie man sie in der Gletscher-Region so oft mit geheimen Schauer betritt. Es war schon dunkle Nacht als ich endlich Nassereit, mein Nachtquartier erreichte, um mich bei herrlichen Bachforellen und dem dunkeln Tyroler Wein von den Anstrengungen des Tages zu erholen.

Nachrichten.

Berlin, 10. Oktober. In den Kreisen unsrer Gesellschaft herrscht seit Kurzem wieder größeres Leben. In den diplomatischen Regionen hat die frühere Windstille einem geheimnißvollen Flüstern Platz gemacht, und die Ernennung Uhdens zum Justizminister ist gleichsam nur das Aufziehn eines neuen Wetterfähnchens, an welches man allenthalben seine Kombinationen knüpft. Ueber die Ernennung selbst spricht man hier weniger, als es sich von einer solchen Sache erwarten ließ. Nur diejenigen, welche früher „aus sicheren Quellen" bald Böttticher bald v. Voß designirten, versuchen sich eben dieses Quellenstudiums halber mit diplomatischem Lächeln aus der Affaire zu ziehen, und behaupten theils, daß Böttticher es als Ehrensache ansehe, in Königsberg zu bleiben, theils, daß Hr. v. Voß aus anderen Rücksichten den Antrag abgelehnt. Besser Unterrichtete freilich wollen von solchen Vorgängen nichts wissen und betrachten die Ernennung Uhdens als eine gewissermaßen provisorische, da man es noch nicht an der Zeit halte, mit dem Rechten hervorzurücken. Dieser „Rechte" wäre nach ihrer Kombination Hr. v. Hassenpflug. An die Sache selbst knüpft man nun andrerseits weiter den baldigen Austritt Eichhorn's. Der bekannte oder berüchtigte Korrespondent der Bremer Zeitung meint dazu, wovon das Herz voll sei, sprudle der Mund über, und weil man diese Veränderung wünsche, suche man sich von ihrer Wahrscheinlichkeit zu überreden. Wohl möglich; aber gewiß auch ist, daß Eichhorn in Königsberg schon den König eventualiter um seine Entlassung gebeten. Burdach hatte sich, wie dies trotz den Bemühungen der Preuß. Allgem. Zeitung immer mehr zu Tage kömmt, sehr energisch dem Minister gegenüber benommen, und auf dessen Rede erwidert, daß sie solches am Tag der Festlichkeiten hinzunehmen nicht verpflichtet seien und er Sr. Majestät Bericht erstatten werde. Indeß wurde dem Minister die Entlassung bekanntlich nicht bewilligt, und weder der König noch Einer des anwesenden königlichen Hauses beehrten die späteren Festlichkeiten der Königsberger Universität mit ihrer Gegenwart. Ob nun weiter noch von einem Rücktritt Eichhorn's die Rede sein dürfte, ist allerdings nicht mit Gewißheit zu behaupten. Das Benehmen Burdach's aber könnte zu einer interessanten Parallele mit dem bisherigen Rector der Berliner Universität Stoff geben. Hr. Lachmann hat freilich die Entschuldigung für sich, daß er als Philologe von den Einflüssen der Zeit frei bliebe. — In den Regionen der Kunst spüren wir das baldige Herannahen des Winters. Für die Oper, die noch mehr als das Schauspiel (Sie werden denken, das will viel sagen!) endlich eines Aufschwungs bedürfte, hat Hr. v. Küstner zwei neue Engagements getroffen. Mad. Palm-Spatzer ist, wie ich höre, auf 6 Monate mit einem Gehalt von 4000 Thlrn. engagirt, und wir haben dadurch wenigstens eine sehr metallne Stimme gewonnen. Außerdem hat Hr. Krause, ein recht tüchtiger Bariton, bereits mehre Mal, als Prinzregent im Nachtlager, „Richard" in den Puritanern, mit vielem Erfolg debutirt. Ueber die einzelnen Leistungen werde ich Ihnen gehörigen Orts berichten. Im Allgemeinen ist Mad. Palm-Spatzer eine dankenswerthe Acquisition, wenigstens für den gegenwärtigen Zustand unsrer Bühne. Sie hat eine gute Schule und eine umfangreiche, schöne und klangvolle Stimme. Was ich an ihr auszusetzen habe, ist das Seelenlose ihres Gesangs, er hat eine marmorne Schönheit, aber er ist kalt und todt. Hr. Krause, der bereits früher hier angestellt war, soll als Baß engagirt worde-

sein*), wiewohl er dem Umfang seiner Stimme nach sowie nach seinem Rollenrepertoir als Bariton gilt. Meyerbeer soll ebenfalls und zwar ohne des Hrn. v. Küstner Vorwissen eine Sängerin engagirt haben**), worüber sich der letztere beim König beschwert. Ob dies in seinem Verhältniß zu dem Generalmusikdirector etwas ändern wird, ist sehr zweifelhaft, da Hr. v. Küstner am Hofe nicht geringe Feinde hat. Von Neuigkeiten sollen uns die „Sirene" von Auber und eine Tragödie von Dr. Wiener, einem Deutschen, der sich lange in Amerika aufgehalten, vorgeführt werden. Eine Tragödie „Zenobia", von J. L. Klein, dem Verfasser der „Maria von Medicis", circulirt bei der Prüfungscommission. Gestern spielte im Schauspielhaus zum ersten Mal der bekannte Violinist Prume und wurde von dem gedrängt vollen Hause mit stürmischem Beifall begrüßt. Am Schluß erschollen einzelne Rufe nach der „Melancholie", bekanntlich dem Meisterwerke unter seinen Kompositionen. Was seine äußere Erscheinung betrifft, so wollte man in dem starren Blick seiner Augen noch Spuren seiner letzten, langwierigen Krankheit bemerken. Bei Anderen erregte ein kleines rothes Band im Knopfloch seines Fracks die Aufmerksamkeit. — — In der Literatur hat die Wachsamkeit unsrer Polizei zwei Passagiere als vom Censurpaß nicht gehörig legitimirt und verdächtig aufgegriffen. H. Heine's „Neue Gedichte" und F. Freiligrath's „Glaubensbekenntniß" sind den hiesigen Buchhändlern zum Debit verboten worden. Die ersteren enthalten viel Altes aus dem „Salon", dann einige Zeitgedichte, welche aus dem Pariser „Vorwärts" bekannt sind, und ein größeres, neues Gedicht: „Deutschland, ein Wintermährchen", was wohl am meisten geeignet sein dürfte, Interesse zu erwecken. Von Bekanntem vermißt man in dem Buch die in den deutsch-französischen Jahrbüchern mitgetheilten, nebst einigen im „Vorwärts" enthaltnen Gedichten, wie das „Weberlied" und den „Neuen Alexander." Das Verbot soll durch die Anrede an den König, im Schluß des Wintermährchens herbeigeführt worden sein. Das Freiligrath'sche „Glaubensbekenntniß" macht Aufsehn durch seine Vorrede, in welcher der Dichter erklärt, daß er dem König seine vielbesprochne kleine Pension zurückgestellt habe. In den Gedichten selbst ist viel Schwaches. Es ist noch das alte Haschen nach Pikantem in Reim und Bild, aber Reim und Bilder machen noch keine Poesie. Wahrer poetischer Schwung ist fast nirgends. Auch der oppositionelle Standpunkt Freiligrath's, zu dem er sich nun bekennt, ist ein sehr unklarer. Am gelungensten sind wohl die „acht Rosse" und die „weiße Frau." Der Inhalt des Buches ist kein ausgeprägter, aber die That desselben wohl ein Ereigniß. — Von der Allgem. Preuß. Zeitung gehen seltsame Gerüchte umher, die ich indeß nicht verbürgen kann. Der bekannte Theaterdirector Tieß, bei dem man laut der Königsberger Zeitung ein Büchlein über „Schwarze" und „weiße" Personen in russisch Leder gebunden vorfand, soll außer einer andern Anstellung auch die Redaktion der Preuß. Allgemeinen übernehmen.

* **Berlin**, den 10. October. Ich schäme mich für uns, eingestehn zu müssen, daß Wehl wirklich auf die erwähnte Weise beseitigt worden ist. Wenn ich bei solcher Gelegenheit den Staat zu repräsentiren hätte, so würde ich darauf dringen, daß gerade einem „unbequemen" Autor gegenüber jeder entfernte Schimmer von Rache vermieden würde. Wehl ist notorisch von ganz schwächlicher Leibeskonstitution und durchaus unfähig für einen wirklichen Militairdienst. Auch dafür, heißt es, sei gesorgt. Solche Subjekte hätten ihre Zeit als Schreiber abzudienen. Ich weiß nicht, ob daran etwas Gesetzliches, oder überhaupt etwas Wahres, ich weiß nur, daß Wehl bereits fort ist aus Berlin. Denn es handelt sich nicht davon, daß er hier abdiene. Das ist ihm wohl nicht gestattet worden, weil er nicht zur rechten Zeit sich gemeldet, und weil man ihn eben, wie man sich ausdrückt, eingezogen hat. Er dient bereits in Neu-Ruppin. Das mag Alles gesetzlich sein, aber es macht einen üblen Eindruck. Nur was man vom Kriegsminister selbst, dem stets verehrten Boyen vernimmt, klingt wohlthuend. Er soll sich in richtigem Gefühl des jungen Autors annehmen, und deshalb hofft man Günstigeres für Wehl's Schicksal.

Man hat wohl gesagt, die Allgemeine Preußische werde systematisch von der Presse angefeindet. Wäre das ein Vorwurf, wenn die Allgemeine Preußische die Anfeindung verdient? Denn dies Verdienst sprechen ihr auch diejenigen nicht ab, welche sie bemitleiden. Aber hören Sie, was eben das Publikum sagt! Es giebt ihr den bereits so arg gezeichneten Ex-Theater-Director Tieß zum neuen Redakteur. Man spricht allen Ernstes davon. Wenn wir auch den Redakteur in einen Mitarbeiter verwandeln, ist diese Conjektur nicht bezeichnend genug für die Zeitung? Diese Verwirrung in Deutschland! Vorgestern spricht Herr Rousseau über ein quälerisches, krankhaftes Stück von Töpfer „Zurücksetzung", und gebraucht

*) Und zwar als Baß-Buffo; weil er weder Baß noch Buffo sei.

**) Man vergleiche den zweiten Berliner Brief.

den leichtsinnigen Ausdruck „es weht parnassische Luft in diesem Stücke!" In dem Töpfer'schen? Ja. Und so steht in der Preußischen Allgemeinen, die für Sophokles, für die Aufführungen des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums und für die „Fröschе" engagirt ist! Sophokles und Töpfer, Töpfer und Sophokles, vorwärts! Gott weiß, was daraus werden soll; aber die Mittelmäßigkeit ist in offner Verzweiflung: dem wichtigsten Organe kann man nicht mehr nachsprechen, man hat kein Urtheil mehr.

Uebrigens sollen wirklich Petitionen cirkulirt, Petitionen um eine gründliche Theaterreform, welche dem Könige eingereicht werden sollen. Schon vor acht Tagen hieß es, sie wären mit 8000 Unterschriften bedeckt. Geht's mit rechten Dingen zu, so müssen sie heute wenigstens 8000 haben, denn die Unzufriedenheit geht sehr in die Tausende. Aber was dann, wenn der jetzige Kram beendigt wird? Es lohnt eine Untersuchung, was Alles nicht kommen dürfe, wenn's besser werden soll. Damit wollen wir uns beschäftigen. Zunächst dürfen die „Familien" nicht an's Ruder kommen; sie rudern im Stillen schon zu viel. Wer sind die Familien? Die Aristokratie? Ah bah, das ist ein Popanz. Die „Familien" haben nicht die Titel, sie haben's Geld. Sie haben auch Talent. Haben die Beers nicht Talent? Wie? Und der Mendelssohn, der Bartholdy? Ihnen gehört die Musik. Und warum nicht? Warum nicht mehr?

Dies Thema wird bald zur Sprache kommen, jetzt werd' ich daran erinnert durch Geschichten aus Dresden, die über Meyerbeer kursiren — ich erzähle sie das nächstemal ausführlich — und durch die Nachricht: dieser in Italien und Frankreich eingeübte Theaterfeldherr habe auf eigne Faust eine Sängerin engagirt, und Hr. v. Küstner werde schon durch Dies und Das, was weiß ich was! genöthigt werden, sie anzunehmen und zu honoriren. Nun weiß es der Himmel, daß unserm Regimente von ersten Sängerinnen — ich glaube wir haben ihrer sechs, lauter Unteroffiziere mit dem Verdienstbande — ein Anführer fehlt. Der Himmel weiß es ferner, daß ich kein Vertheidiger Herrn v. Küstner's bin, aber gegen solch eine Zudringlichkeit des halb officiellen halb nicht officiellen Musikdirectors, gegen solche Auflösung der Disciplin muß man doch das bestehende Regiment in Schutz nehmen. Die in Paris durch Geld und Journale möglichen Umtriebe wollen wir nicht eingeführt sehn, und gegen diese nächste Gefahr wollen wir uns bei Zeiten rüsten. Alle andre Musiker müssen für ihre neuen Opern zufrieden sein mit den Mitteln die vorhanden sind, und der reiche Maëstro, mit Reichthum also auch in der Kunst im Vortheile! sollte allein das Recht haben, für seine Oper specielle Contrakte zu schließen, Contrakte, welche die Intendanz hinterher bezahlen muß! Es soll uns lieb sein, wenn Hr. Meyerbeer was Besonderes aufgefunden hat, aber wir wollen das auf dem offnen, legalen Wege und nicht gerade bloß für seine Oper erworben sehn. Wir wollen mit einem Worte von diesen Hintertreppen-Wegen nichts wissen.

Uebrigens weiß ich in der That nicht, ob es Ernst oder Scherz ist, daß der dramatisch unfähige Rellstab ihm den Text und zwar wirklich, wie geschrieben steht, „die Hussiten vor Naumburg" gemacht habe. Das klingt ganz wie Scherz. Wäre es Ernst, so könnte mit solchen Unterlagen trotz Einweihung und Pauken und Trompeten „die Sache schief gehn", wie der Berliner sagt. Der Viertelsmeister Wolf mit Zuckererbsen und kleinen Kindern mag zwar zur guten Presse gehören; aber sein Stand würde kein sorgenloser sein.

Wien, Ende September. Ich komme aus der Darstellung eines „romantischen Drama" von Otto Prechtler: „die Kronenwächter." Kaum würde ich es der Mühe werth erachten, Ihnen von diesem unter der Mittelmäßigkeit stehenden Machwerk zu berichten, wenn es nicht bei all seinem Mangel an Aesthetik, gesundem Menschenverstand und dramatischem Interesse ein Curiosum bieten würde, das wohl die Mittheilung lohnt. Hrn. Prechtler ließen nämlich die Thaten des jungen Deutschland und insbesondre der jungen Dramatiker nicht schlafen. Wie! Gutzkow, Laube, Prutz schrieben Dramen voll Beziehungen auf zeitgemäße, politische Zustände und Ihm sollte das versagt bleiben, dem vaterländischen Dichter Otto Prechtler, dem Verfasser des „Isfendiar", eines Stückes, wie man es nur einmal sah?! Warum, weil er östreich'scher Beamter? Kann man nicht dem Drama eine politische Gesinnung zu Grunde legen, wie sie ein wohlconditionirter östreich'scher Beamter haben muß, wenn er auf Beförderung oder nur auf Gehaltszulage hoffen will? Man kann es wohl und daß man es kann zeigen diese „Kronenwächter." Hören Sie die Handlung: Wir Alle glauben, nach der Geschichte, daß die Hinrichtung Konradin's in Neapel der Untergang des Hohenstauf'schen Geschlechtes, daß die wenige Jahre darauf erfolgende sicilianische Vesper das rächende Volksgericht für diesen Untergang, vielleicht ein letztes Lebenszeichen der Hohenstaufen war. Anders in diesem Stücke: die Abkömmlinge der Hohenstaufen haben einen Bund geschlossen, die alte Krone des Stammes, die einst das deutsche Reich

beherrschte, zu bewachen so lange bis sich ein Sprößling des Geschlechtes gefunden, der würdig ist, sie zu tragen. Erst nach mehr als zweihundert Jahren, zur Zeit als Maximilian I. deutscher Kaiser, glauben die Kronenwächter, deren Bund sich immer neu verjüngt hatte, den Rechten für ihre Zwecke zu sehn, in dem letzten Hohenstaufen, Lothar, den sie im Herzen Schwabens, in tiefster Verborgenheit erzogen und für seinen Beruf, eine Krone zu empfangen und eine zu rauben, herangebildet hatten. Ein Mann, auf den man mehr als zweihundert Jahre wartete, muß ein großer Geist und ein starker Held sein. Wir werden sehn. Herzog Konrad von Schwaben, bisher sein Lehrer und Führer übergiebt ihm, als er mündig, die Krone der Hohenstaufen, daß er hinausziehe, sich sie vor den Augen der Welt auf's Haupt zu setzen. Sie ziehen zusammen nach Augsburg, wo Marmilian eben im Begriffe ist, seine Nichte, Susanne von Baiern, zu vermählen. Diese verliebt sich in Lothar und in das Geheimniß des Bundes eingeweiht, fordert sie ihn auf an's Werk zu gehn, sie will ihren Bräutigam verlassen und ihm und seinen Thaten angehören. Lothar aber hat ein schönes Bürgermädchen aus den Händen wilder Soldaten gerettet, aus dem Munde dieses Mädchens vernahm er, wie glücklich das Land unter einer so edlen Regierung, einem so weisen Kaiser, der „liebend und geliebt, ein Vater unter seinen Kindern" (wörtlich). Er ist sogleich überzeugt, es könnte in den gesegneten deutschen Landen nichts besser sein als das Bestehende, Freiheit und die Träume der Jugend und der Kronenwächter sind Chimären und beabsichtigen verderbliche Neuerungen. Heimlich im Herzen hat er sich schon losgeschworen vom Bunde, er will Agnes, das Bürgermädchen heirathen, selbst ein patriotischer Unterthan, ein guter Bürger werden, vielleicht auch ein geheimer Hofrath. Solcher Denkungsweise gegenüber richtet die wilde, verliebte Susanna nicht viel aus, sie bekömmt einen Korb und zieht ab. Vor dem Kaiser stehend wird Lothar von Max aufgefordert dem gefährlichen Bund der Kronenwächter, den damaligen demagogischen Umtrieben, nachzuspüren, noch schwankt Lothar Alles zu entdecken, da stellt sich im Gespräch heraus, daß er, Lothar, es war, der in tiefster Verborgenheit in Schwaben erzogen dem Kaiser auf der Martinswand in Tyrol das Leben gerettet hat!!! (Hrn. Prechtler war es aufbehalten das historische Räthsel dieser Rettung so scharfsinnig zu lösen.) Aber nicht der Kaiser ist dafür dankbar, sondern wie es sich von einem deutschen Unterthan von selbst versteht, das Glück dieser Rettung macht Lothar so dankbar, daß er sich für ewig dem Dienste des Kaisers widmet, die Verirrungen der Kronenwächter abschwört „die Krone, Max, hab ich Dir bewacht!" Max ist gerührt, er will ihm 200 Gulden Zulage geben oder ihn zum Geheimen Hofrath machen, was in einem „romantischen Drama" zarter heißt, er will ihn zum Ritter schlagen. Vergebens mahnt Konrad an den Bund und an den Umstand, daß Lothar noch in derselben Nacht von den Kronenwächtern soll zum Kaiser ausgerufen werden!! Lothar denkt an die 200 Gulden Zulage und ist unerschütterlich. Da gelobt Konrad Rache und in dem Augenblicke, als Max den Lothar zum Geheimen Hofrath ernennen, d. h. zum Ritter schlagen will, trifft diesen ein Pfeil in's Herz, er stirbt mit dem erhabenen Ausrufe: „Das sind die Kronenwächter!" Ein Werk von solcher Tendenz verdient die detaillirte Beurtheilung seines ästhetischen Werthes oder Unwerthes nicht, aber räthselhaft bleibt es immer, was Hrn. Holbein zur Aufnahme eines Stückes vermochte, das nicht den geringsten Anforderungen entsprechen kann, dem es an Einheit des Interesses, an Charakteristik, an Tragik, an Humor, selbst an schöner Sprache, diesem letzten Stärkungsmittel dramatischer Impotenten, gebricht, das noch obendrein durch eine verunglückte Nachahmung des Götz und Egmont lächerlich wird. — Das Publikum war klug genug dem bei gewissen Stellen herausgeforderten officiellen Beifall keine Folge zu geben, es war gerecht genug das Stück fallen zu lassen, die Leiche zu begraben. — Von Tengoborsky's Schrift über die östreich'schen Finanzen ist der erste Band in deutscher Uebertragung bei Gerold erschienen. Die Uebersetzung kam unter Tengoborsky's Leitung und von demselben mit Bemerkungen und Zusätzen versehn, zu Stande, nach dem Vorworte soll sie dem Original genau und ohne Aenderung folgen, sie giebt daher selbst die marktschreierische Ankündigung der französischen Verleger des Originals, so wie die durch Ausfälle gegen constitutionelle Verfassungen merkwürdige Einleitung zum Besten. Um so größeres Erstaunen erweckt es, daß gerade nur die Widmung an Kaiser Nicolaus, die dem Original im vorhinein ein so großes Gewicht gab, in der Uebersetzung fehlt. Sollte die Censur selbst diese Weglassung geboten haben, weil eben die Widmung an Kaiser Nicolaus Wiesner's Nachweisen des unverantwortlichen Verfahrens Tengoborsky's eine zu große Bekräftigung gab? — Am 29. d. ist hier die 17jährige Tochter der Frau Ottilie v. Goethe und Enkelin Goethe's, Alma, am Nervenfieber gestorben. **Asmodeus jun.**

Red.: Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hierbei: **Die Mode № 42.**

№ 42. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Sgr. 1844.

Moden.

So sehr auch die Schneider, die Modisten, die Fabrikanten versichern, die Moden dieses Winters würden sehr reich und glänzend werden, so ist doch der Geschmack einer soliden Einfachheit der vorherrschende Charakter aller Toiletten. Schwere Stoffe, gute Spitzen, ächter Schmuck und die größte Eleganz in den kleinen Nebendingen des Anzugs zu einer harmonischen aber gar nicht auffallenden Toilette vereinigt, das ist die vornehme Mode der beginnenden Winterzeit. Wenn Soirées und Bälle anfangen, wird mehr Bewegung in die schon lange gleichmäßigen Schnitte und Ausputzweisen kommen, aber wünschenswerth ist es, daß auch dann dieser harmonische Geschmack, der immer eine gewisse, anscheinend einfache Gleichmäßigkeit des einzelnen Anzugs bedingt, sich erhalte. Zum Morgenrock im Peignoirschnitt ist der gegitterte und gestreifte Flanell mit zupaßlichen Sammtaufschlägen verziert der einfachste und dauerhafteste Stoff. Bei einem eleganten Morgenanzug führt man denselben Schnitt von weißem Cachmir aus, füttert den Rock mit rosa Plüsch und bedeckt auch die Aufschläge mit Plüsch; oder füttert den Rock mit lichtem schottischen Seidenzeug und verziert den Peignoir mit weißer seidnen Posamentirarbeit. Zu solcher Morgentoilette haben die Häubchen den einfachsten Schnitt à la paysanne, und nur die feinere Mullstickerei oder die feineren Spitzen zur Garnirung bestimmen die größere Eleganz derselben. Das Band der Haube, meist von Tafft gewählt, muß dem Peignoirfutter entsprechen. Die Morgenschuhe werden oft reich auf Sammt mit bunter Seide und Gold gestickt, allein die vornehme Dame trägt sie von dunklem einfarbigem Sammt, höchstens am Rande mit algierischem Geflecht eingefaßt.

Gestattet die Mode etwa im Hause, auf dem Lande oder in einer Privatgesellschaft dem persönlichen Geschmack die Ausführung einer etwas auffallenden Phantasie im Anzuge, so verlangt sie aber die strengste Einfachheit für allen Stadtanzug. Die dunkelfarbigen Tuchkleider sind wieder sehr bon genre für die Damen, denen ihre Verhältnisse keine Sammtkleider zum gewöhnlichen Straßenanzug erlauben. Ein neues schwarzes Tuchkleid, was sehr gefiel, war mit hoher glatter Taille gemacht, die vorn schräg übereinanderging und also an der Seite sich schloß und oben einen zwar hohen aber herzförmigen Ausschnitt bildete; die Taille war nicht zu lang und formte eine kurze abgerundete Schneppe. Die Aermel waren grade geschnitten und etwas enger gemacht als die sogenannten halbweiten, sie endigten fingerbreit unter dem Handgelenk und rundeten sich wie die türkischen Aermel ab, sodaß der weiße Unterärmel sich zeigte. Den Rock dieses Tuchkleides hatte man schräg geschnitten, in halber Kugelform, damit er oben in der Taille nur mit wenig Falten anzusetzen war, und unten die erforderliche große Weite hatte. Auch der Rock schloß sich dem schrägen Leib

entſprechend an der Seite und ſchräg nach unten laufend. Ein ſchmaler ſchwarzer Sammteinfaß, hinter dem eine dichte Reihe von Schmelzknöpfen lief, umrändert den Halsausſchnitt, vorn den ſchrägen Bruſtſchluß, den ſchrägen Rockſchluß und die Handöffnung der Aermel. Zu dieſem Tuchkleid gehörte ein ſchwarzer Sammthut mit lichtblauem, faltigem Atlasfutter und einer ſchwarzen Reiherfeder verziert, ein hohes Mullchemiſette mit eckigem Spitzenkragen verſehn, unter dem ein ſchwarzes Sammtband liegt, und Sammtſtiefelchen, die kleine Abſätze hatten und an der Seite zugeknöpft waren. Die Stadtkleider von Sammt wählt man meiſt dunkelbuntfarbig, ſeltener ſchwarz. Man macht ſie mit glatter hoher Schoßtaille, die ſich vorn bis Mitte der Bruſthöhe mit breiten Bruſtklappen öffnet. Die Aermel derſelben ſind eng, mit ſehr breiten und abſtehenden Aufſchlägen gemacht und im Aermelloch mit ſehr großer Kugel eingeſetzt, weil die Achſel der Kleider ſchmal getragen wird. Auch auf den Sammtkleidern ſieht man viele Knöpfe verwendet, zuweilen iſt eine Stickerei von ſeidner Soutacheborde angebracht und am häufigſten wird man Pelzbeſatz tragen. Schon jetzt erſcheint der Hermelinmuff zum braunen Sammtkleide und dem weißen Hut von ungeriſſenem Sammt mit Atlasbändern und einem Spitzenhalbſchleier verziert als vornehme Stadttoilette zuſammengeſtellt. Die leichtſeidnen Ueberrockkleider ſind mit hohem ganz glatten und ganz geſchloſſenem Leib gemacht und mit einem Gürtel mit Schnalle verſehn. Die Form der Aermel derſelben kann unter den vielen laufenden Schnitten gewählt werden, eben ſo willkürlich iſt der Rockbeſatz, zu dem man eben ſo oft Sammtſtreifen, Sammtbändchen, Sammtſpitzen und Poſamentirarbeit, als ſchwarze Spitzen, Band oder Zeuggekraus und Knöpfe verwendet.

Als kleine Abänderungen und jetzt allgemein angenommene Moderegeln gelten folgende: Die Hüte erweitern ſich etwas im Schirm, um den mit dem kühleren Wetter ſehr allgemein getragenen langen Locken den gehörigen Platz zu gönnen. Neu iſt eine Art ſchottiſcher Capote und ein Ausputz von Bandſchalen in fünffacher Abſchattirung.

Die Haarfriſuren, die im Sommer niedriger getragen wurden, erheben ſich wieder und ſind meiſt halbhoch.

Man trägt als Hülle viel Aermelmäntel, und zwar ſolche, die vom Hals aus aus dem Ganzen geſchnitten ſind und nur in der Taille mit einem Gürtel anſchließend gefaßt werden; gewöhnlich haben dieſe eine große, die Taille ziemlich deckende Peterine, die aus vier Theilen geformt iſt, hinten in der Mitte und auf jeder Achſel eine Naht hat, um die Figur zu zeichnen.

Die größte Anzahl aller Kleider hat hohe Taillen, die man gar nicht oder nur bis an die Mitte der Bruſthöhe öffnet. Die Taillen ſind nicht gar zu lang, wenn ſie rund, mit abgerundeter Schneppe oder mit Gürtel gemacht ſind, aber die Schoßtaillen ſind ſehr lang. Schneppenleib, ſehr lange Taille und ſehr kurze Aermel gehören dem Putzkleide an, deſſen Ausſchnitt rund und die Achſeln ziemlich umſchließend ſein muß. Die hohen Taillen wenden ſich den ſchmalen Achſeln zu und dazu paßt die neue Art langer Aermel, wovon die einen, François I. genannt, gewöhnliche lange, enge Aermel ſind, die aber oben im Einſatz an der Achſel mit einem drei Finger breiten Zeuggekraus verziert ſind; die andern Aermel, à la Chambord, ſind halb weit und halblang und haben am obern Rand des Aermelloches eine kleine Wulſt angebracht.

Zum Ausputz auf Kleider zur Halbtoilette iſt eine Art Spitze von ausgeſchlagenem buntem Sammt neu. Die Knöpfe ſind zu allem Ausputz viel verwendet, für Staatstoiletten giebt es die Marquiſen- und Ricelieuknöpfe in Roſettenform von Emaille, Granaten, Marcaſſit und Perlen ausgeführt.

Die Strümpfe müſſen immer außerordentlich fein und flüchtig gewebt ſein, nach Tiſche trägt man ſie von Seide, zum Putz reich geſtickt.

Für die Herren iſt eine Neuigkeit, daß man die Ueberzieh röcke mit ſchmalem Sammteinfaß ſtatt der Vorſtoßſchnur umrändert. Man wird dieſe Röcke viel in lichten Farben tragen. Auch werden neben den Ueberzieh röcken die Mäntel häufig geſehen werden, doch iſt bis jetzt nur eine Art kurzer Ballmantel mit reichem Futter als neuerſchienen zu nennen.

Die Polkawesten, dieſe Art großer Schoßweſte zum Ueberziehen, die man dieſen Sommer auf dem Lande von Nanking trug, findet noch immer viel Beifall, um auf der Jagd und im Zimmer zu dienen. Man verfertigt ſie jetzt von Sammt oder engliſchen wollenen Stoffen.

Die melirten Zeuge oder Tuche macht man nicht neu. Alles geſtreifte und gegitterte darf nicht in die Augen fallen.

Die Form der Herrenſchlafröcke wechſelt jedes Jahr, vor zwei Jahren trug man ſie arabiſch, vorm Jahre griechiſch und dieſen Winter müſſen ſie ruſſiſch ſein. Man ſcheint das Ganze der Form den Röcken nachgebildet zu haben, wie man ſie an ruſſiſchen Kutſchern ſieht. Die ruſſiſchen Schlafröcke haben nämlich einen graden Kragen, eine

ſehr gewölbte Bruſt mit ſcharf einſchneidender Taille, einem langen nicht weiten Rock und Koſakenärmel. Man knöpft ihn vorn herunter mit Schlingen von Rundſchnure zu, die meiſt roth oder von ſehr abſtechender Farbe ſind. J.

Gris-Gris.

Es iſt bekannt, daß Ludwig XVI. zum Zeitvertreib ſich mit Schloſſerarbeit beſchäftigte. In dem oberſten Stockwerk des Schloſſes hatte er eine Werkſtatt eingerichtet, in die er ſich mit einer gewiſſen Eiferſucht einſchloß: keine lebende Seele, nicht einmal die Königin, durfte ihm in dieſes geheimnißvolle Zimmer folgen.

Eines Tages arbeitete er darin. Seine angeſtrengte Aufmerkſamkeit war auf die Anfertigung ich weiß nicht was für eines neuen Inſtruments gerichtet, als ein ſtarkes Geräuſch ihn bei dieſer Beſchäftigung ſtörte: ein Hammer, der auf einem Tiſch am Fenſter lag, fiel herab und war die Urſache des Lärms. Was konnte die Urſache davon ſein? Ein ganz ſchwacher Wind bewegte kaum die Wipfel der Bäume im Park, und doch wäre ein Orkan nicht im Stande geweſen, dieſes ſchwere Stück Eiſen von der Stelle zu bewegen. Der König konnte ſich dieſes Ereigniß nicht erklären: ärgerlich ſuchte er nach allen Seiten, um zu errathen, woher der Fall des Hammers rühre, und ſchon gab er ſeine Nachforſchungen auf, als ſeine Augen auf zwei funkelnde grüne Augen trafen, die in einem dunkeln Winkel des Zimmers leuchteten. Der König nähert ſich und erkennt in dem Delinquenten eine koſtbare Katze von unvergleichlicher Schönheit. Aber was nutzt dir deine Schönheit, wenn ſie deinen Mörder nicht entwaffnet, arme Gris-Gris!

Ludwig XVI., obwol ſonſt die Güte ſelbſt, konnte gleichwol bisweilen aufs äußerſte zornig werden. Er ergriff den Hammer, den das arme Thier herabgeworfen hatte, und ſchickte ſich zur Verfolgung der Schuldigen mit einer Heftigkeit an, die einen ewigen Flecken in dem wohlwollenden Leben dieſes unglücklichen Fürſten bilden wird. Zum Glück für den einen und zum Unglück für den andern Theil dachte der Kater, ungeduldig, immer im Kreiſe herumgejagt zu werden, daran, einen geſchickten Rückzug zu machen. Es gab nur einen Weg zur Flucht: durch das Fenſter war er herein gekommen, es mußte ihm auch zum Ausweg dienen: es galt, einen kurzen Entſchluß zu faſſen: er maß den Raum der Entfernung vom Fenſter und war mit einem Satze auf dem Fenſterbret. Noch ein Sechzigtheil einer Sekunde und er war gerettet! Um ein Auge wäre das Spiel gewonnen geweſen, das Sechzigtheil einer Sekunde war die Brücke vom Leben zum Tode! Der König verfolgte ihn voll Rachedurſt, den Hammer in der Hand, er erwiſchte ihn, der Kater ſchrie auf und verſchwand durch das Fenſter.

Der Schlag war ſchrecklich geweſen. Mit Mühe ſchleppte ſich das arme Thier durch eine Dachluke zur Treppe, und vor der Thür der Frau von Maurepas angelangt, legte es ſich in einem mitleidenswerthen Zuſtande auf die Seite und ſtieß herzzerreißende Töne aus. Aber es war dies ganz klug gehandelt, dieſe Töne konnten nicht unvernommen bleiben, bald öffnete ſich eine Thür und ein Kammerdiener des Premierminiſters hob unter Schmerzensrufen und Wehklagen das Thier auf, von deſſen Geſchrei bald die inneren Gemächer wiederhallten.

Wir müſſen hier einſchalten, wer Gris-Gris war, welche Rolle ſie ſpielte, wem ſie gehörte und welche Thränen ihr Tod verurſachen ſollte. Gris-Gris war nichts geringeres als die Lieblingskatze der Gräfin Maurepas, der Gemahlin des Premierminiſters, die ihren geliebten Kater überall mit hin nahm, und ihre Zeit am liebſten damit hinbrachte, ihn zu ſtreicheln, ihm Naſchwerk zu reichen, ihn zu bewundern und von Andern bewundern zu laſſen. Wollte Jemand von Mentor — ſo nannte man den Miniſter, obwol nichts dieſen mythologiſchen Beinamen

rechtfertigte — etwas erlangen, ſo brauchte er nur das zarte Fell unſeres Helden zu ſtreicheln, ein Lächeln von günſtiger Vorbedeutung belohnte dieſes Zeichen von Sympathie, und wenn er dieſe Rolle ein oder zwei Monate fortſpielte, ſo fand die gute Gräfin ſicher, daß er ganz die zu dem erbetenen Amte nöthigen Eigenſchaften beſaß und der Graf war ein zu guter Ehemann, als daß er ſeine Frau hätte Lügen ſtrafen ſollen. Kurz Gris-Gris war eine Art Fetiſch, zur Anbetung von Paris und Verſailles beſtimmt. Arme Gris-Gris! wer hätte denken ſollen, daß dein Tod eine gute philoſophiſche Lection für die Glücklichen dieſer Erde werden ſollte!

Unſere Feder iſt zu ſchwach, den Jammer und die Klagen der Frau von Maurepas bei dem ſchrecklichen Anblick ihres ſterbenden Lieblings zu beſchreiben! Umſonſt wurden die berühmteſten Aerzte ſchleunigſt herbeigerufen: ehe ſie noch anlangten, war Gris-Gris nicht mehr; ſie hatte ihren letzten Seufzer in den Armen ihrer Herrin ausgehaucht. In der höchſten Aufregung ſchwor die Gräfin über der geliebten Leiche, den Schuldigen zur Beſtrafung zu bringen, welchen Ranges, Herkommens oder Geſchlechtes er auch ſein möge. Der Schleier mußte zerriſſen werden, unter dem er ſich verbarg. Und bald war dies kein Geheimniß mehr.

Ludwig XVI. erzählte ganz unbefangen ſeine Katzenjagd, ohne die traurigen Reſultate derſelben zu ahnen (er glaubte nicht ſo ſtark geſchlagen zu haben), und noch mehr, ohne die Stellung des Weſens zu vermuthen, dem er den Degen, oder richtiger zu ſagen, den Hammer in den Leib gejagt hatte. Und alles das wurde der Frau von Maurepas hinterbracht. Die unglückliche Dame begiebt ſich in höchſter Aufregung zu ihrem Manne und malt ihm die Grauſamkeit des Fürſten mit den grellſten Farben:

„Scheint Ihnen das nicht deutlich genug, Herr Graf? Man will Sie von Ihrem Platze verdrängen, und da man dies wegen Ihrer vortrefflichen Eigenſchaften nicht offen wagt, ſo will man Ihnen Ihre Stellung verleiden — Gris-Gris wird getödtet! Eine ſo ſchwarze Handlung ließ ſich kein Nero zu Schulden kommen! — Gehen Sie, eilen Sie zum König; ſagen Sie ihm, daß, wenn ihm Ihre Dienſte nicht mehr genehm wären, es tauſend minder grauſame Arten gebe, dies Ihnen bemerklich zu machen, . . . ſein Sie erhaben, Graf, machen Sie ihn erröthen . . . Wir ſind genug gerächt, wenn Sie das Portefeuille abgeben. Aber verlieren Sie keine Zeit und erzählen Sie mir bald wieder von Ihrer Unterredung mit . . . dem König.

„Wie, Sie wollten . . .?"

„Ja, es muß geſchehen!"

„Aber . . ."

„Sie zögern?"

„Nein, nein!"

„Gehen Sie, mein Freund; in einer Stunde werden wir den Hof und Verſailles verlaſſen haben."

Hätte Hr. von Maurepas weniger Schwäche gegenüber dem Willen ſeiner Frau beſeſſen, ſo würde er ihr erklärt haben, daß ein Miniſterium einer Katze zu opfern doch wol etwas viel verlangt wäre. Indeß — er ging zum König. Armer Mentor!

Eine Stunde war verfloſſen; die Gräfin weinte über dem Leichnam ihres Lieblings, als auf einmal die Thür ſich öffnet und zwei Perſonen hereintreten: ihr Mann und . . . . Ludwig XVI.

Der Mörder wagte es, vor ihr zu erſcheinen! Gedachte er, auch noch die Verzweiflung, die ja ſein Werk war, zu verhöhnen? Die Erbitterung und ein Reſt von Achtung vor dem Range des erhabenen Schuldigen ließen ihr das Wort auf den Lippen erſterben: ſie blieb ſtumm, das Auge unverwandt auf die lebloſe Hülle ihres vielgeliebten Gris-Gris gerichtet.

„Madame," ſagte der König, „Sie ſehen mich wahrhaft in Verzweiflung . . ."

Die Gräfin verbeugte ſich tief.

„Ich konnte Anfangs die Aeußerung des Grafen gar nicht ernſthaft nehmen: um ſeine Entlaſſung zu bitten! Glaubte er wol, daß ich ſie gewähren würde? . . Es iſt wahr, das Thierchen war Ihr Liebling und es ſchmerzt mich ſehr, einen Augenblick meiner Aufwallung Raum gegeben zu haben. . . . . Darf ich hoffen, Frau Gräfin, daß Sie mir verzeihen?

„Sire . . ."

„Gut, ich ſehe, daß Sie mir zürnen und daß ich Mühe haben werde, Ihre Verzeihung

zu erlangen . . . Und doch, Gräfin, so ungeheuer mein Verbrechen sein mag, ein ganz klein wenig Schuld trägt doch auch das unglückliche Opfer desselben. Ich berufe mich auf Mentor."

„Ohne Zweifel, Sire," antwortete der Premierminister.

„Gris-Gris hat daran Unrecht gethan, daß er sich dem Hammer Ew. Majestät zu nahe befand" murmelte die Gräfin mit bitterer Ironie.

„Erstens das, denn er ist ganz von selbst hingekommen. Und dann, warum enteilte er nicht dem Schlage, der ihm drohte?"

„Welches weitere Unrecht ist ihm beizumessen, da Ew. Majestät gerade im Begriff sind, zu beweisen, daß der Tod des armen Gris-Gris nur ein Akt der Gerechtigkeit ist?"

„Daß er in ein Zimmer eindrang, welches selbst die Königin nicht betreten darf."

„Hätte Ew. Majestät das Fenster verschlossen gehalten . . ."

„. . . so wäre ich erstickt, Gräfin!"

„. . . so wäre Gris-Gris noch am Leben," meinte Frau von Maurepas.

„Allerdings, wenn er sanft und geräuschlos herunter geschlüpft wäre; aber statt dessen solchen Lärm zu machen! Wahrhaftig, Gräfin, ich war nicht Herr des ersten Augenblicks: ein unglückliches Geschick hat diesen verwünschten Hammer geführt: ihm, nicht mir müssen Sie es Schuld geben, und dennoch hält mich das nicht ab, Sie nochmals um Entschuldigung zu bitten."

„Sire", unterbrach ihn der Mentor, „das ist tausendmal zu viel . . ."

Die Gräfin warf ihm bei dieser Höflingsphrase einen bittern Blick zu.

„Ich fürchte im Gegentheil, mein alter Freund, daß es noch nicht genug ist. Ich würde die Gräfin, das sehe ich wol, vergeblich bitten, ihre Gefühle zu beschwichtigen."

„Sire," erwiederte Frau von Maurepas in feierlichem Tone: „Sie sind der Gebieter, wenn Sie mir zu vergessen befehlen, muß ich gehorchen."

„Ihnen zu vergessen befehlen . . . Gräfin, ich bitte Sie."

„Ich werde es versuchen", stammelte sie mit Nachdruck.

„Das beruhigt mich in etwas. Aber halt, theuere Gräfin! jede aufrichtige Versöhnung muß mit einem Kusse besiegelt werden; lassen Sie mich einen vor Mentor's Augen nehmen, und ich werde an Ihre Verzeihung glauben."

„Ew. Majestät sind zu gnädig," antwortete sie und hielt, ohne an ihrer kalten Ruhe etwas zu ändern, die Stirn dem König dar, der einen sehr züchtigen Kuß darauf drückte.

Ludwig XVI. sah wohl, daß er dem Ingrimme Zeit lassen müßte, sich selbst aufzuzehren, er stellte sich daher, als bemerkte er diese unausgesetzte Mißlaunigkeit nicht.

„Aber Gräfin," fügte er mit gutmüthigem Lächeln hinzu, „sagen Sie der Königin nichts von diesem letztern Vorfall unserer Unterredung, Sie könnten mir böses Spiel machen! — Und Sie, Herr Graf, Sie werden erst dann Ihre Entlassung erhalten, wenn Sie nicht mehr unentbehrlich sind; ich fürchte, daß Sie lange darauf warten müssen!"

Feuilleton.

* Spiel des Zufalls. Man stritt sich in einer Gesellschaft über den Einfluß des Zufalls auf die menschlichen Angelegenheiten. Ein bejahrter Herr, der dem Gespräche lange zugehört hatte, nahm endlich an demselben mit der Bemerkung Theil, er wolle, ohne sich für die eine oder die andere der entgegenstehenden Ansichten zu entscheiden, eine Anekdote aus dem Bereiche seiner Erfahrungen erzählen, die bei der Erörterung dieser Frage wol in Betracht gezogen zu werden verdiene. Man rückte näher zusammen und der Erzähler begann:

Im J. 1815 führte mich eine eigenthüm-

liche Verkettung meiner Lebensverhältnisse nach Nordamerika. Ich lernte in Philadelphia einen gewissen Herrn Blessington kennen und es knüpfte uns bald das Band engerer Freundschaft aneinander. Blessington war unverheirathet, hatte aber zwei Neffen, Karl und Georg, zu sich genommen und erzogen. Es waren schöne, kräftige und geschickte junge Männer von einigen zwanzig Jahren, die einander zärtlich liebten. Blessington dachte daran, sie zu etabliren und richtete zugleich sein Augenmerk auf zwei Töchter eines seiner Freunde, des Herrn Temple, der einige Meilen von Philadelphia auf dem Lande lebte. Die jungen Leute hatten einander nie gesehen, denn jene beiden Mädchen waren bis dahin im Pensionat gewesen: sie hießen Betzy und Emilie und waren sechszehn bis siebenzehn Jahre alt. Man kam überein, daß Blessington zuerst zu Herrn Temple gehen und die förmliche Bewerbung machen, und daß einige Tage darauf die beiden Cousins nachkommen sollten.

Den Tag nach der Abreise ihres Onkels unterhielten sich Karl und Georg, in meiner Gegenwart, von der eigenthümlichen Nothwendigkeit, in die sie sich versetzt sähen, zwei Mädchen, die sie nur dem Namen nach kannten, zu Lebensgefährtinnen nehmen zu sollen; ferner erwähnten sie, daß man keinem von ihnen die, welche er heirathen solle, bestimmt habe, und daß folglich die Wahl ganz ihrem freien Willen anheim gegeben sei.

„Wissen Sie wol," sagte Georg, „daß unsere Lage ganz eigenthümlich ist? Wählen wir auf den ersten Anblick, so laufen wir Gefahr, daß unsere Wahl auf eine und dieselbe der Schwestern falle, und daß wir die andere dadurch verletzen; zögern wir, gehen wir von Emilien zu Betzy, um ihren Charakter zu studiren, um die Sprache unseres Herzens zu vernehmen, ehe wir entscheiden, so giebt das ein seltsames Schauspiel und wir verletzen die Gesetze der Convenienz."

„Sehr wahr" erwiederte Karl, „aber was sollen wir thun?"

„Es giebt ein ganz gutes Mittel" unterbrach ich ihr Gespräch, „wodurch diese Schwierigkeiten ausgeglichen werden. Ueberlassen Sie es dem Zufalle."

„Erklären Sie sich deutlicher."

„Es ist ganz einfach. Jeder von Ihnen nimmt ein gutes Pferd und jagt im gestreckten Galopp nach dem Hause des Herrn Temple; wer von Ihnen zuerst ankommt, wählt sich seine Zukünftige; der zweite nimmt die andere Schwester. So fällt aller Grund zu gegenseitiger Rivalität und zu langer Ungewißheit weg. Was meinen Sie dazu?"

Georg war es sofort zufrieden, Karl fand den Einfall erst etwas seltsam, aber erklärte sich nachher auch damit einverstanden. Die beiden jungen Leute suchten sich ein Paar tüchtige Renner aus und sprengten fort; ich folgte ihnen. Lange war es ungewiß, wer den Vorrang haben würde; aber zwei Meilen von Philadelphia blieb Georg zurück und kam erst zehn Minuten nach Karl auf dem Landgute Temple's an.

Als er in das Zimmer trat, sah er Karl neben Miß Betzy sitzen; er nahm an der Seite Emiliens Platz. Die Paare waren nun bestimmt. Georg zeigte nicht die geringste Misstimmung: denn die beiden Mädchen, Zwillingsschwestern, glichen sich in ihrem Aeußern ganz ausnehmend, und ganz ohne sich es vorher zu überlegen und ohne zu wählen, hatte Karl neben Betzy Platz genommen. Die Doppelhochzeit wurde zu allgemeiner Freude sehr bald gefeiert. Acht Tage nachher reiste ich nach Europa zurück, hatte jedoch nicht unterlassen, beide junge Freunde auf das Dringendste zu bitten, mir Nachricht von ihren Schicksalen zu geben.

Georg unterließ dies auch in den ersten zwei Jahren nicht: aber allmälig wurden seine Briefe kürzer, der Ton derselben steifer und endlich erhielt ich gar keine Nachricht mehr von ihm. Karl hingegen schrieb mir regelmäßig alle Vierteljahre. Ich vernahm, daß er auf das glücklichste verheirathet sei, daß seine Frau und seine Kinder ihm nur Freude machten, daß sein Geschäft immer glänzender gehe und daß er einer der wohlhabendsten Kaufleute in Newyork sei. Von Georg schrieb er nur in sehr allgemeinen Ausdrücken, sodaß es mir schien, als wenn er nicht gern von dessen Schicksalen spräche. Desto begieriger, etwas von Letzterem zu wissen, entschloß ich mich endlich, direct an Georg zu schreiben und ihn um Nachricht von sich zu bitten. Und vor vierzehn Tagen habe ich einen Brief von ihm erhalten, dessen Inhalt in Kurzem folgender ist:

In den ersten Jahren seiner Verheirathung hatte Georg sehr glücklich gelebt: allein allmälig war der verschwenderische und herrschsüchtige Charakter seiner Gattin mehr und mehr hervorgetreten. Vergebens hatte er sie darauf aufmerksam gemacht, wie wenig ihre Lebensweise zu seinen ökonomischen Verhältnissen passe: ihr Eigensinn war die Quelle fortdauernden häuslichen Unfriedens. Der Gegenvorstellungen überdrüssig, ergab sich Georg in sein Schicksal und suchte außer seinem Hause Zerstreuung. Er fand sie, aber in ihnen auch die Quelle neuen Misgeschicks. Es konnte nicht fehlen, daß dabei sein Geschäft zurückkam. Er mußte sich mit den Gläubigern abfinden. Ein neuer Wiederan-

näherungsversuch an seine Gattin blieb fruchtlos. Unterdeß wuchs sein Sohn, dessen Erziehung leider! ganz in ihren Händen lag, heran. Bald kam auch dieser mit den ihm bestimmten Summen nicht aus und führte ein leichtfertiges Leben. Endlich sah sich Georg genöthigt, sich mit den Seinigen aus der Stadt auf ein kleines Landgut in der Nähe von Philadelphia zurückzuziehen, wo wenigstens jenen die Gelegenheit, in ihrer Lebensweise fortzufahren, mannichfach abgeschnitten war. Nicht lange, so erhielt sein Sohn Besuch von einem seiner Freunde aus der Stadt, Francis Thompson. Beide machen jetzt häufig größere Ausflüge, von denen sie mit dem Aussehen ruinirter Spieler zurückkommen. Auch verlautet von einem Liebesverhältniß zwischen Georgs Gattin und jenem Thompson. In einer Nacht brechen Sohn und Gastfreund in des Hausherrn Zimmer und rauben Einiges von dem Werthvollsten; ein Pistolenschuß verwundet ihn, als er ihnen wehren will, sie entfliehen, werden aber eingeholt und gefänglich eingezogen. Emilie kehrt zu ihrem greisen Vater zurück, nachdem aufgefundene Briefe ihr verbrecherisches Verhältniß zu Thompson enthüllt haben.

In dem Briefe, worin mir Georg dies meldete, zeigte er mir zugleich an, daß er seine letzten Lebenstage bei seinem Karl zubringen gedenke. — Ich habe Ihnen hier, meine Herren! die Geschichte eines Mannes erzählt, der bei den trefflichsten Eigenschaften doch als Geschäftsmann, als Vater, als Gatte fortdauernd vom Unglück verfolgt ward. Und warum? ... weil er vor zwanzig Jahren zehn Minuten zu spät bei seinem Schwiegervater ankam.

* In Petersburg herrscht noch jetzt eine eigenthümliche altslavische Sitte in Betreff des Heirathens. Alljährlich am Pfingstfeste finden sich im Sommergarten, einer der reizendsten Promenaden der Stadt, die mannbaren Kaufmannstöchter ein und nehmen längs der herrlichen Blumenbeete, geschmückt mit allen Kostbarkeiten, die sie nur besitzen, vor ihren Müttern Platz. Die Stelle des feinen Geschmacks vertritt bei dieser Toilette die Menge und Verschwendung der Juwelen: sodaß Kopf, Ohren, Hals, Arme, Gürtel, Finger, ja selbst die Füße der Mädchen mit kostbaren Steinen überladen sind.

Einige unter ihnen sind so sehr mit Gold und Edelsteinen bedeckt, daß die Züge ihrer natürlichen Schönheit darüber kaum bemerkt werden. Man erzählt, daß eine Mutter, die an ihrer schon mit Perlen und Juwelen überreich geschmückten Tochter gar keinen Putz mehr anzubringen wußte, ihr sechs Dutzend vergoldete Theelöffel um den Hals hing und ihr außerdem am Gürtel sechs und dreißig Speiselöffel und vorn und hinten in Kreuzesform vier Punschlöffel befestigte.

Bekleidet mit langen Kaftanen von feinem Tuche und in langen Bärten gehen nun die jungen Männer, in Begleitung ihrer Väter, vor dieser gefährlichen Schaar auf und ab. Doch sind sie so vorsichtig, sich nicht alsogleich in zärtliche Verhältnisse einzulassen, bevor sie sich nicht überzeugt haben, daß die Brillanten echt sind, und bevor sie das Gewicht des Goldes kennen. Acht Tage nach dieser ersten Versammlung findet eine zweite statt, wo sich beide Theile einander mehr nähern und wo die Ehen definitiv verabredet werden.

Obschon diese Sitte, die übrigens auch in Ungarn vorkommt, allmälig weniger häufig beobachtet wird, so werden doch noch immer viele Ehen jährlich auf diese Weise geschlossen.

* Herloßsohn berichtet im „Telesкop" von folgenden Kunststücken Bosco's, die er auf der Leipziger Messe kürzlich zum Besten gegeben habe:

Erstens. Er zauberte auf den kahlen Scheitel eines sechszigjährigen Mannes, an dem seit vierzig Jahren kein gutes Haar war, einen dichten und vollen Schopf, der vor der Scheere der Censur sogar nicht zu zittern braucht. Zweitens verschaffte er einem wissenschaftlichen Blatte mit einem Schlage seines Zauberstabes dreihundert neue Abonnenten und fesselte die 37 alten, die schon im Begriffe waren, abzuspringen. Drittens wischte er von dem Antlitz einer Dame, die schon seit funfzehn Jahren jährlich um ein Jahr jünger wird, mit einem Striche zehn Sommer, nein! umgekehrt, zehn Winter, und ließ nur die Sommer darauf stehen. Viertens verwandelte er die Manuscripte aller Literaten, welche nach Leipzig gekommen, dieselben zu verkaufen, in Louisdorsrollen und noch dazu in vollwichtige Stücke, wie sie im Leipziger Buchhandel nie vorkommen und nur noch eine Mythe sind. Fünftens verwandelte er einen echten Grüneberger, der in Magdeburg durch Kunst und Zusatz in einen Lafitte zu 2 Thlr. 8 Gr. verarbeitet worden war und als Meßwein die Erinnerung der Fremden nachhaltig fesseln sollte, in einen einfachen Medoc von 16 Gr., wobei der Wirth noch immer die Hälfte profitirte. Und Sechstens zog er in einer Entfernung von zehn Schritten mittelst der magnetischen Kraft seines Zauberstabes sämmtliche fehlerhafte Zähne denjenigen aus, die Nichts zu beißen haben.

Hierzu drei Kunstbeilagen:

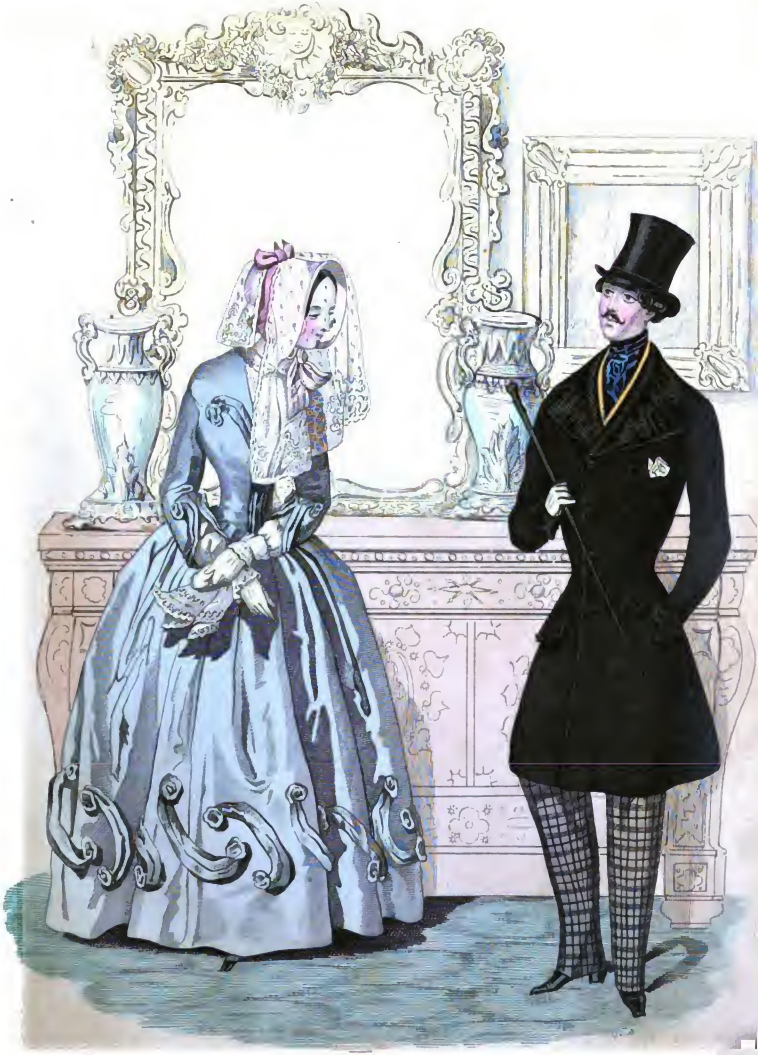
No. 85. Pariser Moden. Herren- und Damenmoden: Ein lichtgrauer Atlasüberrock mit Phantasiebesatz. Herbsthut mit englischem Spitzenschleier ausgeputzt. Herbstpaletot und neuer Hut des Herrn.

No. 86. Pariser Moden. Damenmoden: Die Dame links trägt eine Mantille à l'espagnol, die Dame rechts einen blauen Sammtmantelet, der Zughut hat einen Spitzenhalbschleier.

No. 87. Deutsche Moden. Adlige Tracht aus dem 15. Jahrhundert mit geschichtlich entsprechender Umgebung. Wir verdanken dies Bild wiederum Herrn Professor J. von Hefner, dem verdienstvollen Herausgeber der bei Hoff in Mannheim erscheinenden so überaus werthvollen „Trachten des christlichen Mittelalters." Herr v. Hefner hat die vorliegenden zwei Figuren aus einer Sammlung alter Trachten kopirt, welche Landgraf Georg von Hessen in alten Miniaturgemälden angelegt, und welche sich jetzt auf der Hofbibliothek zu Darmstadt befindet. Der Mann, ein „junger Gesell vom Adel" trägt als Kopfputz den im 15. Jahrhunderte so beliebten und von jungen Männern und Frauen häufig getragenen Sendel- oder Zindelkranz. Er bestand aus gewundenen Tüchern von zweierlei Farben, gewöhnlich den heraldischen, darauf ward ein Federbusch, wie hier, oder noch häufiger eine starke Reiher- oder Pfauenfeder gesteckt. Die Zacken an der Jacke waren nur bei Vornehmen so gezackt. Der Regel nach war sie kurz und an beiden Seiten aufgeschnitten und hieß Scheckenrock, Schecke, auch Haselein. Die unmäßig weiten Aermel gehören auch nur einer vornehmen Festtracht. Der Regel nach waren die Aermel der Männer um diese Zeit ganz einfach und enge, erst gegen das 16. Jahrh. kommen die Puffen auf (worin besonders die Theater die größten Böcke machen, indem sie fast alles puffen). Die Beinkleider waren ohne Ausnahme, wie hier, glatt und anliegend, sehr häufig wurde um diese Zeit das sogenannte mi-parti, welches darin bestand, daß die Beinkleider oder Jacke aus zweierlei Farben zusammengesetzt waren, daß so z. B. ein Bein roth, das andere weiß war. — Die Schuhe wurden um diese Zeit von Männern wie Frauen unmäßig lang und spitz getragen, sogar an den Harnischen waren sie so, nur der Geistlichkeit war dieses Tragen untersagt, — mit dem Beginn des 16. Jahrh. wurden die Schuhe vorn eben so stumpf und breit. — Der verlängerte Dolch wurde als gewöhnliche Zierde von allen Ständen auf der rechten Seite getragen. — Der Kopfputz der Dame ist aus feinem weißen Pelzwerk zusammengesetzt, welches auch damals auf verschiedene Art als Futter und Besatz von Ornaten benutzt und Kleinspalt genannt wurde. Die unmäßig weiten Aermel sind auch bei der Dame ein Zeichen des vornehmen Standes. — Die Dame wie der junge Mann tragen Gürtel, von welchen Schellen herabhängen. Im 14. Jahrh. begann die Mode, Schellen auf verschiedene Art zu tragen und dauerte bei Männern und Frauen das ganze 15. Jahrh. durch, ja man sieht sogar Kirchenornate damit besetzt. Im 16. Jahrh. wurden diese Schellen nur von den Schalksnarren getragen.

Was die Einrichtung des Zimmers betrifft, so ist sie klein, heimlich und wohnlich, wie wir sie sogar bei fürstlichen Personen dieser Zeit finden. Es verdient vorzüglich bemerkt zu werden, daß die Alten bei ihren Einrichtungen wie Bauten überhaupt von dem Grundsatz ausgingen, aus Allem dem, was Nothwendigkeit ist, zugleich eine Zierde zu machen, wie wir es hier an Schlössern, Gebälke der Decke, Kachelofen, Staubbesen, Waschkessel und Handtuch sehen; lauter Dinge, welche man in unserer Zeit, wiewol man sie noch ebenso gut wie damals braucht, für unpassend, ja für unanständig hält, und deshalb versteckt, übertüncht und verkleckst. Der zierliche Kasten zum Verschließen, der mit einem Kissen versehen zugleich als Sitzbank diente, war ein Lieblingsmöbel des 15. und 16. Jahrh. Der Spiegel besteht aus einer halben Glaskugel, in der man das Gesicht nur verzerrt sehen konnte, flache Spiegel waren selten. Der Lustre, welcher aus dem Brustbilde der Hausfrau, welche das Familienwappen hält und hinten in ein Hirschgeweihe, wol von einem Hirsche, den der Mann erlegte, ausläuft, war im 15. wie 16. Jahrh. ein Stolz der Hausbewohner.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

23. Oktober **№. 43.** 1844.

Uebersicht: Die Torgauer Haide. Vorspiel zum historischen Schauspiel Friedrich II. von Preußen. — Ueber Mehemed Ali's Reich. — Nachrichten.

Die Torgauer Haide.

Vorspiel zum historischen Schauspiel Friedrich II. von Preußen.

Personen.

Friedrich II., König von Preußen.
Ziethen, General der Kavallerie und Chef eines Regiments.
Lestwitz, Husarenmajor.
Eine Ordonanz.
Feldwebel vom Regiment Forcade.
Repkow, Sergeant vom Grenadierregiment Anhalt-Bernburg.
Franz } seine Söhne, Grenadiere von dem-
Wilhelm } selben Regiment.
Ein Grenadier vom Regiment Manteufel.
Ein Grenadier vom Regim. Prinz Heinrich.
Ein Dragoner vom Regim. Baireuth.
Ein Kuirassier vom Regim. Schönaich.
Ein Husar von Ziethens Regiment.
Ein preussischer Tambour.
Zwei schwarze Husaren.
Eine preussische Marketenderin.
Zwei östreich'sche Grenadiere.
Ein östreich'scher Kuirassier.
Ein östreich'scher Pfeifer.
Ein Franzose in kaiserlichen Diensten.
Preussische und östreich'sche Soldaten von allen Waffengattungen.

Zeit: nach der Schlacht bei Torgau, vom 3. auf den 4. November 1761. Schauplatz: ein Theil der Torgauer Haide.

Erste Scene.

Auf der Torgauer Haide.

(Um ein Feuer kauern Grenadier Manteufel, der schwer verwundete Repkow, ein Tambour und mehre Preußen. Nacht. In der Ferne unabsehliche Wachtfeuer zerstreut.)

Grenadier Manteufel (zu Repkow).

So kommt doch näher an das Feuer, Alter. Puh! ist das feucht und kalt. Die Nacht frißt mehr Menschen als der Tag gefressen hat. Ihr könnt's doch haben, Alter; aber wer schwer verwundet ist und sich nicht an ein Feuer mehr schleppen kann —

Tambour.

Und das Höllengesindel, das auf der Haide umher macht und den armen Teufeln, die das Wundfieber schüttelt, noch die Jacken auszieht, daß ihnen der Frost vollends den Garaus macht. Kommt doch, Alter.

Nepkow.

Nein; zu ehrlichen Soldaten darf ich mich nicht setzen, zu ehrlichen Soldaten darf ich mich nicht setzen.

Tambour.

Er faselt wohl? Alter, schüttelt euch das Wundfieber?

Grenadier.

Er ist vom Regiment Bernburg, dem der Fritz vor Dresden die Säbel genommen hat und die Hutschnüre — da kommt Gesellschaft.

Zweite Scene.

Feldwebel, Kuirassier Schönaich, Baireuth-Dragoner, Grenadier Prinz Heinrich, die zwei östreich'schen Grenadiere, der östreich'sche Kuirassier, der Franzose in kaiserlichen Diensten und andere Preußen und Oestreicher vor Frost zitternd und ermattet.

Tambour.

Weiß und blau durcheinander.

Dragoner.

Gut'n Morgen, Kameraden. Preußen?

Grenadier Manteufel.

Allemal. Bringt ihr Gefangene?

Dragoner.

Feldwebel, sagt den Kameraden unsre Convention.

Feldwebel.

Nämlich. Da wir hier nicht wissen, wer die Schlacht gewonnen hat, so haben wir eine Convention untereinander geschlossen, Preußen und Oestreicher —

Dragoner.

Und des gräßlichen Wetters wegen —

Feldwebel.

Nämlich. Und die Punktation ist die: Erstlich: Waffenstillstand die Nacht durch —

Dragoner.

Und gütliches Vertragen —

Feldwebel.

Zweitens: Sowie gewisse Nachricht kommt, wer gesiegt hat, so ergeben sich die Kameraden der besiegten Armee den Kameraden der siegreichen Armee als Gefangene. Seid ihr dabei?

Grenadier Manteufel.

Wär' ich noch frisch, ich besänne mich.

Tambour.

Gut. Wir sind dabei.

(Die Angekommenen haben sich unterdeß zu den Andern um das Feuer gelagert.)

Kuirassier (streckt sich).

Ah! thut das wohl.

Dritte Scene.

Ziethen-Husar mit der Marketenderin. Vorige.

Husar.

He, Kameraden! Was ich da bringe.

Dragoner.

Ja, die Ziethen'schen, denen entgeht nichts.

Grenadier Manteufel.

Lotte, bringt mir einen hierher; ich kann nicht auf.

(Mehre haben die Marketenderin umringt.)

Marketenderin.

Geduld, meine Herrn, Geduld!

Grenadier Manteufel.

Meine Herrn, ihr seid alle noch ziemlich auf dem Zeuge. Hier liegt ein alter schwer verwundeter Kamerad. Ich will zuletzt haben, aber der alte Brave da muß zuerst bekommen.

Dragoner.

Brav gesprochen, Pommer. Gebt dem Alten zuerst, Lotte.

Marketenderin.

Da ist's schon.

Grenadier Manteufel (reicht's an Repkow).

Trinkt, Alter.

Repkow.

Nein, ich darf nicht trinken mit ehrlichen Soldaten.

Grenadier.

Seid kein Thor.

Repkow.

Wenn wir unsre Säbel wieder haben, dann wollen wir eins trinken zusammen.

Grenadier.

Darüber müßt ihr euch hinwegsetzen. Ihr habt eben das Unmögliche nicht möglich machen können. Ihr seid der Uebermacht gewichen. Nun greift aber zu. Seht ihr nicht, wie ich vor Frost zittere. Zum Teufel, ich kann's nicht mehr halten. So trinkt doch.

Repkow.

Seht ihr, ich hab' immer auf Ehre gehalten. Ich bin ein Brüner aus preußisch Westphalen. Meine ältesten Söhne dienten dem Fritz. Wie die Franzosen uns genommen hatten, lachten die Jungen, nun wir nicht mehr preußisch wären, dürften sie dem Fritz nicht mehr dienen und desertirten. Und so thaten's noch andre Brüner. Aber wir nahmen sie nicht auf, sondern jagten sie mit Schande aus der Stadt; wir wollten sie nicht mehr für unsre Söhne ansehen, wenn sie nicht augenblicklich wieder zum Fritz gingen. Und ich nahm meinen Dritten und meinen Vierten, meinen Franz und meinen Wilhelm — mein Fünfter konnte noch keine Muskete tragen — und wurde in meinen alten Tagen wieder Soldat, weil der Fritz Leute brauchte. Und nun muß mir's passiren, daß unser Regiment zurückweicht; da hat uns der Fritz die Säbel genommen und unsern Offizieren die Huttressen.

Dragoner.

Seid ihr einer von den braven Brünern? Zum Teufel! so soll keiner von uns ein Glas berühren, bevor ihr getrunken habt. Das soll man den Brünern nachreden, so lange noch ein treues Herz seinen Preis gilt.

Grenadier Prinz Heinrich.

Auf den Siptitzer Höhen wird's wieder ganz dunkel und still. Dort muß es grausam wild hergegangen sein. Wie ein feuriger Drache wälzte sich's brüllend nach der Haide herunter.

Husar.

Vater Ziethen kam von drüben über die Höh'n.

Grenadier Prinz Heinrich.

Und Lestwitz schrie: Freiwillige vor! Da trat das ganze Bataillon Bernburg, was bei dem Corps war, zusammen vor.

Repkow (gespannt).

Das andre Bataillon ist beim Ziethen. Das ganze Bataillon?

Grenadier Prinz Heinrich.

Was davon noch auf den Beinen war, und dem Lestwitz hinterdrein; der wie ein Teufel vornweg auf Daun's Batterie zu.

Repkow.

Fällt Bajonet! Vorwärts Jungen. Nur dem Lestwitz nach; der führt euch nicht in die Schande.

Grenadier Prinz Heinrich.

Und Hülsen hinterher mit seinem Corps. Er fuhr rittlings auf einer Kanone. Zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe erschossen; er war verwundet und konnte nicht gehn. Da sagt' er: Setzt mich auf eine Kanone, aber schnell, denn ich hab' Eile. Und auf dem eisernen Pferde ritt er nun in's Feuer, daß ihm die weißen Haare flogen im Wind.

Grenadier Manteufel.

Aber der Fritz? Wo ist der Fritz?

Husar.

Der ist gewiß mitten drin. Bei Kollin, wie Alles schlecht ging, hielt er einen Haufen Flüchtlinge auf, und führte sie rechtsum! gegen eine Batterie. Wie sie so nah waren, daß die Kugeln sie erreichten, gingen sie zum zweitenmale durch. Das wurd' der Fritz in seinem Eifer gar nicht gewahr; endlich sprengt ihm unser Major Le Grand nach und schrie: Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern? Da betrachtet der Fritz die Batterien noch einmal durch sein Glas, so kaltblütig, als spielten dort Jungen mit Erbsen und dann ritt er ganz langsam durch den Kugelregen wieder zurück.

Erster östreich'scher Grenadier.

Das ist halter viel.

Husar.

Ja, er ist verwegen, der Fritz. Das hat er mehr als einmal gezeigt. Aber der Himmel hält seine Hand über ihn. Wo war's denn nur, daß er nach der Schlacht seinen Rock aufmachte und eine Kugel herausfiel?

Oestreich'scher Kuirassier.

Wie er seinen Rock aufmachte? Wie macht' er das?

Husar.

Wie's andre Leute auch machen. Er knöpft eben einen Knopf nach dem andern auf, so wird's von selbst.

Erster östreich'scher Grenadier.

Mit Gunst, meine Herrn, das ist nicht vom Rechten. — Man weiß es auch im ganzen Reich; er ist — ihr versteht mich schon —

Feldwebel.

Nämlich. — Bei euch scheint der Aberglauben noch recht im Schwange.

Grenadier Manteufel.

Er trägt eine Rüstung auf dem bloßen Leib.

Feldwebel.

Dummes Zeug! Ein Etui trägt er auf der Brust; daran fuhr die Kugel, die schon matt war.

Erster östreich'scher Grenadier.

Nun ja; sagt' ich's nicht? er hat ein — ein Etui? Behüt' uns Gott und die heiligen elftausend Jungfrauen vor einem Etui. Ein Christenmensch und der an Gott glaubt, hat nichts mit einem Etui zu schaffen. Der Prinz Eugenius war ein Feldherr trotz einem; aber mit solchen Dingen ließ er sich nicht ein.

Zweiter östreich'scher Grenadier.

Wie heißt so ein Ding?

Erster.

Ein Etui.

Zweiter.

Ein — ein — Gott sei bei uns; ich will solch ein sündlich Ding nicht auf meine Zunge nehmen.

Reykow (fantasirend).

Immer drauf, Jungen, drauf! den Säbel an die Seite oder auf den Sarg!

Feldwebel.

Das mit der Kugel das war bei Hochkirch, wo die vierte Batterie zum Teufel ging. Weder eine Kanone, noch ein Mann davon ist wieder gesehen worden.

Marketenderin.

Sein Wort in Ehren, Feldwebel, aber was er da sagt von der vierten Batterie, das ist gelogen.

Feldwebel.

Nämlich. — Lotte, sie drückt sich nicht höflich aus.

Marketenderin.

Höflich oder nicht — die Wahrheit muß gelten. Und wer mir die vierte Batterie antastet, der tastet mein Kind an; denn ich kann sagen, ich bin die Mutter von der vierten Batterie.

Husar.

Muß das eine schwere Geburt gewesen sein!

Feldwebel.

Die vierte Batterie, sag' ich, ist zum Teufel gegangen mit Mann und Maus.

Marketenderin.

So? und war's etwa nicht der schwarze Philipp, der Feuerwerker von der vierten Batterie, den der Fritz gefragt hat: wo habt ihr eure Kanonen, Kinder? Die hat der Teufel bei Nacht geholt, sagt der Philipp. So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen, sagt der Fritz.

Vierte Scene.

Zwei schwarze Husaren mit blankem Säbel und vorgehaltenen Pistolen. Vorige.

Erster schwarzer Husar (zum zweiten).

George, nimm sie in die Flanke. Vorwärts! Ergebt euch!

Zweiter (von der andern Seite).

Ihr seid Gefangene.

Grenadier Manteufel.

Was stellt das vor?

Dragoner.

Bist du's, Fritze?

Erster schwarzer Husar (verdrießlich).

Preußen?

Zweiter.

Sind die Weißen da euer, Kameraden?

Tambour.

Seid ihr bei Trost? Zwei Mann und wollt eine ganze Gesellschaft fangen?

Feldwebel.

Nämlich. — Hier ist Waffenstillstand. Hier ist nichts für euch zu suchen, ihr müßtet euch denn wärmen wollen oder eins trinken. Lotte, einen für die schwarzen Kameraden.

Marketenderin.

Da. Aber die vierte Batterie — ich will den seh'n, der mir in's Gesicht sagen will, die vierte Batterie —

Feldwebel.

Nämlich. — Halt' sie das Maul von ihrer vierten Batterie.

Husar (Ziethen).

Recht so, Feldwebel, bringt die vierte Batterie zum Schweigen.

Marketenderin.

Zum Schweigen? Mich? Ihr wollt mich zum Schweigen bringen? Was wär't ihr denn, wenn ich nicht euer bischen Kourage im Fäßchen da mitschleppte? Will mein eigner Kümmel wider mich rebelliren? Zum Schweigen — mich zum Schweigen bringen! Nein, seh' nur einer!

Schwarzen Husaren.

Adieu, Kameraden. (Schluß folgt.)

Ueber Mehemed Ali's Reich.

Unter diesem Titel ist soeben der erste Band der neuen Reiseschilderungen vom Fürsten Pückler erschienen. Wir erwarteten ihn mit dem Titel „Aegyptische Reminiscenzen." Dieser Titel ist also geändert worden, und durch ein Goethe'sches Vorwort ist dem ursprünglichen, umfassenden Namen „Mehemed Ali's Reich" die Verpflichtung zur Vollständigkeit entzogen. Der Verfasser der Briefe eines Verstorbenen, wie er sich zum ersten Male wieder nennt, ist hier von der ausführlichen Mittheilung seiner Tagebücher abgegangen, und hat den Stoff nicht nur in Reiseabschnitte sondern auch in komponirte Bilder getheilt. Dadurch tritt uns eine straffere Fassung entgegen, und für meinen Geschmack ist dieser Band das Beste,

was der Verfasser seit den Briefen eines Verstorbenen herausgegeben hat. Es ist gedrungen, künstlerisch begrenzt, mannigfaltig, gründlich ohne Pedanterie und in der Gesinnung tapfer.

Mehemed Ali nämlich wird Schritt für Schritt ruhig, besonnen und mit vieler Ueberlegenheit gegen die zahlreichen Widersacher vertheidigt, und darum gut vertheidigt, weil seine Fehler und Mängel nirgends verschwiegen werden. Den Göttern gefiel die siegreiche Sache, dem Cato die besiegte. In dem „Verstorbenen" hätte die Mehrzahl der Kritiker nicht leicht einen Cato gesucht, und es ist ein wohlthuender Anblick, diesen heiteren Weltmann so fest und unerschütterlich gegen alle Welt auf seiner Hochschätzung und seinem Preise des orientalischen Reformers beharren zu sehn. Hochschätzung und Preis erscheinen schon in diesem ersten Bande umfassend begründet, und es ist mit Sicherheit vorauszusehn, daß die Figur Mehemed Ali's durch dieses Buch in ein anderes als das jetzt gültige Licht gestellt und in diesem anderen Lichte befestigt wird.

Die orientalischen Briefe der Gräfin Hahn möge man übrigens jedenfalls *vor* diesem Buche lesen. *Nach* demselben haben sie einen gar zu mißlichen Stand. Nicht der Darstellung, sondern der Kenntniß wegen. Die Gräfin streift um das Schauspielhaus herum, liest den Theaterzettel, hört von Vorübergehenden Dies und Jenes. Der Verstorbene aber wohnt drinnen im Hause der ganzen Vorstellung bei und zwar vom besten Platze aus. Er ist also natürlich bei Recension des Stückes „Aegypten" in einem unverhältnißmäßigen Vortheile.

Außer dieser günstigeren Stellung macht sich aber auch hier günstiger als irgendwo der *Mann* geltend, der Mann voll Erfahrungen, voll zahlreicher Vergleichspunkte, voll praktischen Urtheils, voll schöpferischen Geschmacks. Man fühlt überall festen Grund und Boden, und das thut Einem doch in dieser fremden Welt vor allen andern Dingen Noth.

Der speciellere Titel dieses ersten Bandes ist „Unter-Aegypten." Die Einleitung behandelt die Streitfrage über Mehemed Ali im Allgemeinen und ist sehr einleuchtend geschrieben. Von der neulich gemeldeten Caprice Mehemed Ali's, der plötzlich eintretenden und plötzlich wieder rückgängigen Abdankung ist hier keine Notiz genommen, denn sie fällt erst in die Zeit nach dem Drucke dieses Bandes. Ich weiß persönlich vom Verfasser, daß er zunächst wenig daraus machte, weil man jenen orientalischen Intriguen sehr nahe sein müsse, um ihren wirklichen Motiven auf die Spur zu kommen, und weil man ja doch auch nicht dafür stehn könne, daß dem jetzt so hochbetagten, von seiner Familie nicht unterstützten Greise die Spannkraft ausgehe. Die Schilderung Mehemed Ali's in diesem Buche gehört dem Jahre 1837. Er war damals schon ein Greis, und seit der Zeit sind sieben Jahre verflossen und innerhalb dieser sieben Jahre haben ihn seine verbündeten Franzosen der englischen Flotte Preis gegeben. Wenn die große französische Macht einst der größeren englischen Seemacht gegenüber gestellt und von ihr zerschmettert sein wird, werden wir dann zurückschließen: die französische Macht sei nichtig gewesen?

Im ersten Kapitel wird Alexandrien geschildert, dann folgt eine Schilderung der „Fellahs und ihre Verhältnisse", die allerdings sehr abweicht von der in unsern Zeitungen vorherrschenden Darstellungen. Seit unsre Weber- und Fabrikaufstände eingetreten sind, hat nun überhaupt der herkömmliche Rückschluß von den Fellah's einen argen Stoß erlitten, da unsrer armen Weber halber Niemand solche Folgerung über unsre Regierung gutheißen würde, wie man die Folgerung von den Fellah's auf Mehemed Ali gutheißen mochte. Jetzt erfahren wir obenein, die Fellah's befänden sich weit besser als unsre Weber, wohin flüchtet sich nun die Schlußfolgerung?

Das nächste Kapitel mit der Aufschrift „Napoleon in Rochefort" bringt das ausführliche Memoire jenes Capitain Besson, dessen der Verfasser schon in einem früheren Bande gedacht hat, und den er nun in Aegypten als einflußreichen General wiederfindet. Dies Memoire giebt die genaue Darstellung, wie Napoleon im Begriff gewesen sei, sich dem Schiffe Besson's anzuvertrauen, welches ihn nach Amerika bringen sollte. Die Scheu der Umgebungen Napoleons, welche sich der Gefahr nicht aussetzen gewollt, habe den Kaiser von diesem Plane abgebracht und in der unglücklichen Idee sich den Engländern zu überliefern bestärkt. Das Schiff Besson's sei ohne durch irgend etwas beunruhigt zu werden in die offne See hinaus und an den Ort seiner Bestimmung gelangt. Napoleon wäre also ungefährdet in Freiheit geblieben, wenn er seinen bereits eingeschifften Effekten auf Besson's Schiff gefolgt wäre. — Die Poeten werden übrigens wohl alle die Ansicht des Verstorbenen theilen, daß das eigenthümliche Ende auf dem einsamen Helena das merkwürdige Leben großartiger schloß, als wenn der Kaiser nach Amerika gekommen und sich dort, ein erschöpfter Held, unter den verworrenen Republiken verloren hätte.

Nun folgt eine statistisch genaue Schilderung der Flotte und ein Bild der Gesellschaft und des Umgangs in Alexandrien. Dann kommt die Reise auf dem Nil nach Kahira, und wir eilen über die, für mich wenigstens, zum ersten Male anschaulich gegebene Schilderung Aegyptens und Kahira's insbesondre hinweg, um die persönliche Bekanntschaft Mehemed Ali's zu machen. Er empfängt den Verstorbenen inmitten seiner Hof- und Staatsdiener. „Erst als ich durch diese hindurch gedrungen" heißt es, „sah ich den Vicekönig, von den Uebrigen getrennt, auf der Estrade vor seiner Ottomane stehen, nur Artim Bey, den Dragoman, an seiner Seite. Meine Ueberraschung war groß — denn nach der in Alexandrien befindlichen Büste, und einigen Portraits, die man für ähnlich ausgab, hatte ich mir einen streng, ja hart aussehenden Mann im prunkvollen orientalischen Schmuck gedacht, mit Zügen, die, wie ich an der Büste bemerkt, auffallend an Cromwell's Bilder erinnerten. Statt dessen stand in einen schlichten braunen Pelz gekleidet, mit dessen weißem Besatz der ehrwürdige Bart von gleicher Farbe seltsam zusammenfloß, den einfachen rothen Tarbusch ohne Shawl und Edelsteine auf dem Haupte, keine Ringe an den Fingern, noch, wie im Orient gewöhnlich, einen kostbaren Rosenkranz in der Hand haltend (die übrigens so schön geformt ist, daß eine Dame sie beneiden könnte) — ein kleiner freundlicher Greis vor mir, dessen kräftige, wohlproportionirte Gestalt nur durch eine fast coquett zu nennende Frische und Reinlichkeit geschmückt war; dessen Gesichtszüge aber eben so viel ruhige Würde als wohlwollende Gutmüthigkeit aussprachen, und der, obgleich seine funkelnden Adleraugen mich durch und durch zu schauen schienen, doch durch die Grazie seines Lächelns, wie die Leutseligkeit seines Benehmens, nur unwillkürliche Zuneigung und nicht die mindeste Scheu einflößte. Auch entsprach diesem Eindruck, wie ich später zu beobachten Gelegenheit hatte, vollkommen das Benehmen seiner Hofleute, die, wenn auch voll Respekt, doch sehr zutraulich und unbefangen mit ihm verkehrten, während er selbst sie zwar mit seiner Nüancirung gegen Einzelne, aber im Allgemeinen stets mit vieler Urbanität behandelte. Ueberdies ist nichts leichter, als vom Vicekönig Gehör zu erhalten. Kein Herrscher kann zugänglicher sein und weniger Maßregeln für seine persönliche Sicherheit nehmen als Mehemed Ali, der sich täglich jedem Versuche unbesorgt Preis giebt, den ein Fanatiker auf sein Leben zu richten beabsichtigen könnte. Wie möchte er dies wagen, wenn er der Tyrann wäre, den alberne Unwissenheit und bösartige Absichtlichkeit in Europa so häufig aus ihm machen wollen! Indeß ist doch nicht zu läugnen, daß ungeachtet des stets

humanen Betragens Mehemed Ali's und ſeines meiſt freundlich milden Blickes, der ihm das Anſehn eines der gutmüthigſten unſrer chriſtlichen Monarchen giebt — dieſer Blick doch zuweilen, beſonders in den Momenten, wo er ſich unbemerkt glaubt, einen ganz eignen Ausdruck bittren Mißtrauens annimmt, bei dem dann das etwas unheimlichere türkiſche Element, von dem ohne Zweifel der Vicekönig auch einen guten Theil beſitzt, voll hervortritt. . Man kann vielerlei in dieſem Blicke leſen, was vielleicht die Schattenſeite ſeines Charakters ausmacht, womit ich jedoch keinen beſondern Tadel ausſprechen will; denn zu einem großen Manne gehören eben ſo nothwendig dunkle und helle Seiten, als bei jedem andern Sterblichen."

„Nach der erſten Begrüßung ſetzte ſich der Vicekönig, und winkte auch mir, mich neben ihm auf der Ottomane niederzulaſſen, worauf für ihn und mich Pfeifen und Kaffee gebracht wurden."

„Ich muß hier eine kurze Notiz über die Höflichkeitsbezeigungen im Orient und namentlich in Aegypten einſchalten, über die wenige meiner Leſer unterrichtet ſein möchten, und deren Verſtändniß doch nicht ohne Intereſſe iſt. Es herrſcht hier in dieſer Hinſicht weit mehr Etikette als bei uns, und die Abſtufungen ſind beſtimmt. Zuerſt das Grüßen betreffend, kann man ſchon aus dieſem ſogleich auf die verſchiedne Stellung beider Theile ſchließen. Der Vornehmſte grüßt ſtets zuerſt. Der viel Höhere legt die Hand auf die Bruſt, während der ihm im Range Nachſtehende die Hand gegen die Bruſt, und dann gegen die Stirn emporhebt, dies auch wohl zweimal wiederholt. Gleiche, oder im Range nur wenig Verſchiedne grüßen ſich entweder auf eben dieſe letztere Manier gegenſeitig, oder aber nur mit einer Bewegung der Hand nach dem Geſicht, faſt ſo wie wir uns eine Kußhand zuwerfen. Ganz Niedrige machen als Zeichen der Unterwürfigkeit die Pantomime, als wenn ſie Staub von der Erde aufheben und dieſen ſich auf die Bruſt und Stirn legen wollten. Gegen den Vicekönig trifft es ſich indeß wohl, daß gelegentlich auch Generale und Paſcha's dieſes Zeichen machen. Der Vicekönig ſelbſt grüßt ſeine Untergebnen, indem er die Hand auf den Leib legt; gegen Fremde, die er auszeichnen will, erhebt er die Hand nach dem Geſicht."

„Man muß ſchon im Rang einem Andern einigermaßen nahe ſtehen, um ſich bei ihm auf die Ottomane ſetzen zu dürfen, und die Arten ſelbſt wie man ſich ſetzt, ſind dreifach nach den verſchiednen Graden der ſchuldigen Ehrerbietung: 1) mit einem untergeſchlagnen Beine auf dem Rand der Ottomane, 2) auf beiden Knieen, aber etwas entfernt, ganz darauf Platz nehmend, ohne ſich anzulehnen, 3) endlich es ſich nach Belieben bequem machend, wo man vertraut, oder gleich und gleich iſt. Kaffee und Pfeife reichen zu laſſen, iſt eine Ehrenbezeigung, aber die Nüancen ſind auch hierbei vielfach, und werden zum Theil durch das mehr oder minder koſtbare Material ausgedrückt. Wer das Recht zu ſitzen hat, erhält in der Regel auch den Kaffee, die Pfeife aber iſt eine größere Auszeichnung. Man darf weder Pfeife noch Kaffee, noch irgend etwas, ſei es auch nur ein Glas Waſſer, empfangen (außer bei Tafel, wo alle Ceremonieen wegfallen), ohne beim Nehmen und auch beim Wiederabgeben des leeren Geſchirrs oder der Pfeife durch einen Gruß zu danken. Ja ſelbſt der Wirth in ſeinem eignen Hauſe, ſobald ein Vornehmerer als er bei ihm iſt, grüßt dieſen, dankend für Alles, was ihm ſeine eigenen Diener ſerviren. So wird auch dem Vornehmſten immer zuerſt präſentirt, er ſei Wirth in ſeinem eignen Hauſe oder Gaſt in einem fremden."

„Ich zweifle nicht, daß Manche alle dieſe ceremoniellen Details ſehr kleinlich finden werden, meines Erachtens gehören ſie aber weſentlich zur Schilderung hieſiger Sitten und ſind deshalb nicht überflüſſig. — Ich begann das Geſpräch mit den bei den Orientalen ebenfalls zur Etikette gehörenden Sanitätskomplimenten,

und eilte dann, meinen Dank für die Freundlichkeit und edle Gastfreiheit auszudrücken, deren Seine Hoheit mich würdige, was, glaube ich, nicht ganz der türkischen Sitte gemäß war. Denn Mehemed Ali schüttelte lächelnd den Kopf, erwiederte dann aber verbindlich: «wenn ein fremder Mann von Ansehn so weit herkäme ihn zu besuchen so wäre es wohl das Wenigste, was er thun könne, ihm durch möglichste gute Aufnahme seine Freude darüber zu bezeigen. Er bedaure nur», setzte er mit großer Bonhomie hinzu, «daß ich, gegen Europa gehalten, Alles hier noch sehr unvollkommen finden müsse.» Dies gab mir die natürlichste Gelegenheit, mein Erstaunen über die Wunder auszudrücken, die ich bereits in Alexandrien und Kahira gesehen, und ich bat im Voraus Seine Hoheit, mir zu verzeihen, wenn der Enthusiasmus, den so Außerordentliches in mir erwecke, meinen Worten das Ansehen der Schmeichelei gäbe, da sie doch nur der treue Ausdruck meiner Empfindungen und der hohen Verehrung für einen Fürsten wären, der dem Orient jetzt das sei, was einst Peter der Große für Rußland gewesen, zu dessen jetzt so furchtbar angewachsener Land- und Seemacht dieser doch allein den ersten Grund gelegt.

«In wie viel Zeit», fiel Mehemed Ali lebhaft ein, «hat Peter der Große seine Marine hergestellt, und aus was für Schiffen bestand sie?»

„Ich muß gestehen, daß ich im Augenblick weder eins noch das andre wußte, aber wohlbekannt mit der Regel, daß man große Herren nicht ohne Antwort lassen darf, gab ich in Erwiederung der unerwartet praktischen Frage Zahlen an, die zu verificiren glücklicherweise Niemand gegenwärtig war, schnell hinzufügend, daß zu des Czaars Zeiten diese Branche überhaupt viel unvollkommner als jetzt gewesen sei, und daher die Resultate in jeder Hinsicht auch nur viel geringer hätten ausfallen können, als die Schöpfungen des Vicekönigs, die wahrscheinlich einzig in ihrer Art in der Geschichte des Orients dastünden. Und damit sagte ich nur die Wahrheit."

«Wohlan», fuhr Mehemed Ali fort, «ich will nicht läugnen, daß hier mehr als Alltägliches geschehen sei, und ich habe allerdings gestrebt, den Beispielen großer Männer zu folgen, so weit ich es vermochte. Es ist auch gewiß, daß ich jetzt mit mehr Beruhigung fortarbeiten kann. Ich stehe nicht mehr, wie früher, ganz allein. Man fängt wenigstens an mich zu verstehen, und die Maschinerie ist im Gange. Doch nur meine Enkel können einst ernten, was ich gesä't habe. Wo eine so grundlose Verwirrung herrschte, als hier, wo eine so vollständige Auflösung aller gesunden Staatsverhältnisse stattfand, wo ein so ganz verwildertes, unwissendes, zu aller heilsamen Arbeit unfähiges Volk lebte — da kann die Civilisation nur langsam wieder emporwachsen. Sie wissen, daß Aegypten einst das erste Land der Erde war, das allen übrigen vorleuchtete; jetzt ist es Europa. Mit der Zeit nimmt die Aufklärung vielleicht auch hier von Neuem wieder ihren Sitz. Es schaukelt ja Alles ewig in der Welt!» (Ein Lieblingsausdruck des Pascha.)

„Er frug mich hierauf, wie ich Kandia gefunden, und ich konnte nur mit größter Gewissenhaftigkeit erwiedern, daß ich nirgends die Griechen wahrhaft freier, wohlhabender und größtentheils selbst zufriedner angetroffen habe als dort, aber auch überzeugt sei, daß des Vicekönigs früher daselbst geübte Strenge während einer partiellen, durch auswärtigen Einfluß fomentirten Insurrektion, eben so viel als seine unparteiische Gerechtigkeit und Milde seitdem, dazu beigetragen hätten, einen solchen erfreulichen Zustand hervorzurufen. «Sie hatten mich bei meiner Herrscherehre angegriffen», rief der Vicekönig mit Feuer, «und das darf kein Fürst dulden, der seine Pflicht kennt und sich selbst achtet. Im Uebrigen bin ich immer bereit gewesen, Alles für die von mir abhängigen Griechen zu thun, was in meinen Kräften stand, ja ich habe sogar, als die europäischen Mächte mir fortwährend

Vorstellungen in dieser Hinsicht machten, mich erboten, Kandia ganz nach dem Muster zu regieren, das europäische Weisheit in Griechenland selbst aufstellen würde, und nur gebeten, mich so bald als möglich mit genauen Notizen über die Resultate zu versehen, doch ist mir nie dergleichen zugekommen.»

„Die Ironie dieser Aeußerung war nicht zu verkennen, ich eilte daher, das Gespräch auf Fabriken und neue Anlagen jeder Art, welche die höhere Kultur des Landes bezwecken, zu lenken, und damit traf ich auf des Vicekönigs Steckenpferd — wahrlich kein unwürdiges für einen Souverain!"

«Er hoffe», sagte er, «ich würde mit dem, was er hierin bereits geleistet, zufrieden sein, obgleich man auch hier nie einen europäischen Maßstab anlegen müsse, wie er sich gern bescheide. Bald», fügte er hinzu, «wird dieses Land wenigstens im Stande sein, sich im Nothfall, unabhängig von andern Ländern und ihren Produkten, eine Zeitlang selbst genügen zu können. Deshalb, und nicht blos des Gewinnstes wegen, obgleich auch dieser mir nicht entgeht, lege ich eine so große Anzahl neuer Manufakturen und Fabriken an. Ueberdies», fuhr Mehemed Ali fort, «sind diese Etablissements in mehr als einer Hinsicht eines der kräftigsten Civilisationsmittel für das Volk, und würden mir zugleich», setzte er mit einem glänzenden Aufblick der Augen hinzu, «im Nu 40,000 gute Soldaten mehr liefern, wenn ich sie brauchen sollte. Doch wünsche ich weit mehr, daß das Schicksal mir gestatten möge, alle meine Kräfte der Industrie und dem Ackerbau allein widmen zu dürfen. Krieg habe ich immer nur geführt, wo er nicht zu vermeiden war, und ich bin fern davon ihn zu lieben.»

Darauf geht die Unterhaltung auf das Erziehungswesen über, für welches Mehemed Ali schwärme und außerordentliche Summen verwende. Dies wird ausführlich geschildert. «Ich mußte von jeher», schließt der Vicekönig, «die Leute hier zu ihrem Besten zwingen oder sie dafür bezahlen.»

„Beim Abschied reichte mir Mehemed Ali, auf meine Bitte, nach europäischer Weise die Hand, was hier allerdings nicht üblich ist, aber von ihm so herzlich aufgenommen wurde, wie es erbeten war, denn er freute sich der sichtlichen Verehrung, die er meiner leicht enthusiasmirten Natur wirklich eingeflößt hatte. Er fügte dann noch verbindlich hinzu, daß, da er bald nach Oberegypten abreise, und ich, wie er höre, dieselbe Absicht habe, meine Begleitung ihm angenehm sein würde, ich ihn aber auch, so lange er noch hier verweile, an jedem Tage besuchen könne, wo und wie es mir convenire. Nach dieser gnädigen Aeußerung entließ er mich mit einem Ausdruck würdevoller Güte und sich selbst bewußter Größe, der mir eben so tief als das Andenken seiner gehaltreichen Worte eingeprägt geblieben ist. Obgleich nun, als wir näher bekannt wurden, und Mehemed Ali mehr Vertrauen zu mir faßte, meine folgenden Unterredungen mit ihm sehr an Interesse gewinnen mußten, so behielt doch dieser erste Eindruck sein Recht, und bildete, so zu sagen, den Umriß, aus welchem sich später die vollständigere Gestalt entwickelte."

In der Beschreibung Kahira's findet sich folgende schöne Schilderung des letzten Kampfes gegen die Mamlucken: „Wenn man nun, die Citadelle verlassend, nach dem Platz von Rumelien hinabsteigt, kommt man durch die berüchtigte Felsengasse, in der die Mamluckenbey's ihren zwar verdienten, aber allerdings schauderhaften Tod fanden. Man kann sich das Geschehene auf das Lebhafteste hier vergegenwärtigen. Der Leser denke sich nur einen langen gewundenen Gang, auf beiden Seiten von Felsen und hohen darauf errichteten Mauern und Häusern umgeben, in dem ein abschüssiges glattes Steinplattenpflaster den Berg hinunterführt. Die Thore vor und hinter den Bey's sind schon geschlossen, den Opfern unbewußt, die man jetzt, im zurückgerufenen Bilde, über Hundert an der Zahl, auf wilden

und muthigen Pferden in dem engen Raum dicht zusammengedrängt erblickt, alle strahlend in ihrem höchsten Kriegerschmuck, wohlgemuth einherziehend, ohne eine Ahnung von dem, was ihnen bevorsteht, während schon alle Terrassen, alle Felsenvorsprünge, die Galerien der obern Häuser, wie in schuldiger Ehrenbezeigung mit Soldatenreihen besetzt sind, bewaffnet zur Salve festlichen Grußes. Jeder von diesen stolzen Bey's mochte vielleicht grade jetzt Gedanken des nahen Verraths von seiner Seite mit Wohlgefallen Raum geben, sich im Voraus an dem unvermeidlichen Fall des sichern Feindes weidend, aber für die eigne Sicherheit fürchtete, wie mit Blindheit geschlagen, Keiner — da plötzlich richteten sich alle Gewehre auf die vergoldete schimmernde Schaar, und ein Kugelregen schmettert auf sie nieder, von dem schon der erste Schuß die Bey's mit der Verzweiflung gänzlicher Hoffnungslosigkeit erfüllen mußte. Denn weder Rettung, noch Vertheidigung, noch Rache war möglich! — Das Getümmel der Stürzenden, das Rasen der verwundeten Pferde, das Geschrei und die Verwünschungen der Fallenden, das länger als eine Viertelstunde andanernde Schlachten aus gefahrloser Ferne, der erschütternde Anblick endlich so vieler Fürsten, übermächtiger Herren des Landes, vor deren zürnendem Blicke gestern noch Jeder mit Zittern gewichen wäre, jetzt in der Mitte aller sie umgebenden Pracht in Staub und Blut sich wälzend, von ihren eignen Rossen zerstampft, unter dem Hohn gemeiner Albanesen ihren Geist aushauchend, und die im Tode noch umklammerte treue Waffe selbst, nur ein herber Spott in der vertheidigungslosen Hand — gewiß es muß eine Scene von furchtbarer Wirkung gewesen sein."

Das bekannte Forbin'sche Bild, auf welchem Mehemed Ali seine Pfeife rauchend dem Gemetzel zusieht wird als gröbliche Unwahrheit bezeichnet. Mehemed Ali ist gar nicht zugegen, sondern in seinem Harem gewesen während dieses Gemetzels.

Es folgt nun eine Beschreibung der Gärten von Schubra und der angelegten englischen Gärten auf der Insel Ruda, und in Betreff der letzteren, welche er nicht nur grundschlecht sondern auch dem Landescharakter Aegyptens ganz und gar nicht angemessen findet, eine sehr tüchtige Erweiterung seiner Landschafts-Aesthetik. Die Alleen, welche er bei uns so selten billigen mag, findet er hier wie überhaupt Regelmäßigkeit am Orte. „Wie die Natur in jedem Himmelsstriche verschieden ist und den unter diesem liegenden Ländern einen eigenthümlichen Charakter aufdrückt, so muß auch die Gartenkunst überall verschiedenen Prinzipien folgen. Für das nördliche Europa paßt das Prinzip der englischen Landschaftsgärtnerei, meiner Ueberzeugung nach, besser als jedes andere, mit wenigen einzelnen Lokal-Ausnahmen. Italiens Villen verlangen schon eine andre Umgebung und für Algier mit der Berberei, für Griechenland wie für Aegypten unterhielt es mich, mir ganz neue, und für jedes dieser Länder voneinander abweichende Systeme auszudenken, welche ich später als Anhang meines kleinen Werkes über Landschaftsgärtnerei bekannt zu machen gedenke."

Nach vielen andern Detailschilderungen folgt ein Diner, welches er mit dem Vicekönig allein einnimmt. Kaum hat er die mündliche Einladung angenommen, „als die bisher um uns stehende Menge, mit Ausnahme Artim Bey's, verschwand, und zwei Diener Seine Hoheit und auch mich mit goldgestickten Servietten von Musselin umhingen, und dann kniend ähnliche über unsre Schenkel breiteten, während andre dienstbare Geister uns große silberne Becken mit Rosenwasser zum Waschen vorhielten, und wieder Andere einen mit reichem Vermeilgeschirr und vielen Speisen besetzten Tisch hereinbrachten. Doch außer einigen fein geschnitzten und mit Perlmutter ausgelegten Holzlöffeln war von Bestecken weiter nichts vorhanden, man mußte statt Messer und Gabel sich auf gut türkisch der Hände bedienen. Es

blieb mir nichts übrig, als dem Vicekönig in Allem möglichst genau nachzuahmen, und bei der Zierlichkeit, mit der er das schwierige Geschäft abthat, hätte ich nicht geahnt, was ich später erfuhr und selbst zu sehen nachher oft Gelegenheit hatte, daß er seit vielen Jahren schon in seinem Palast immer auf europäische Weise speist und nur bei öffentlichen Veranlassungen die alte türkische Mode beibehält. Uebrigens war die Zubereitung der Speisen ganz vortrefflich, und der Vicekönig aß auch selbst davon mit dem Appetite eines Jünglings. In goldnen Schalen ward uns dazu gekühltes Wasser und mir auch excellenter Bordeauxwein servirt. Der Gerichte waren sehr viele, und seltsam wechselten süße, saure und Fleischspeisen fortwährend miteinander ab, wozu noch eine Menge kalte hors d'oeuvres, die rund um den Tisch standen, genossen wurden. Ein besonders gesticktes Tuch lag, außer denen, mit welchen man uns früher behangen hatte, neben Jedem von uns, um sich die Hände daran zu reinigen. Nach einer halben Stunde kündigte der Pilaf, hier immer die letzte Schüssel, das Ende der türkischen Mahlzeit an, worauf das Dessert folgte, welches Schubra für des Vicekönigs Tafel in so vorzüglicher Auswahl liefert."

Der Raum gestattet nicht, auf noch weitere Einzelnheiten, z. B. die interessante Zusammenkunft mit Ibrahim Pascha einzugehn. Hält sich das Buch die folgenden Bände durch in dieser gedrängten tüchtigen Fassung, so wird es nächst den Briefen eines Verstorbenen das wichtigste und werthvollste, welches er geschrieben.

Nachrichten.

Leipzig, den 18. Oktober. Der Meßlärm verhallt jetzt allmählig. Die öffentliche Aufmerksamkeit hat neben dem Theater die Kunstreitergesellschaft Cuzent-Lejars und Bosco am Nachhaltigsten gefesselt. Ueber Letzteren hat sich im Wesentlichen bestätigt, was in diesen Blättern bei Gelegenheit seiner ersten Vorstellung gesagt wurde: er ist sehr geschickt im eigentlichen Taschenspiel, im Täuschen durch Geschwindigkeit, im Verschwindenmachen. In zusammengesetzten Kunststücken bringt er wenig oder gar nichts Neues, ist arm an Phantasie und wird von Vielen übertroffen.

Die Kunstreitergesellschaft dagegen ist durch Reichthum der Mittel, Tüchtigkeit der Darstellungen und Eleganz und Geschmack ausgezeichnet. Man wird oft veranlaßt durch die hübschen Personen Madame Lejars, Herr Cuzent und einige andere, darüber nachzudenken, ob sich den Stellungen zu Pferde nicht ein wirklicher plastischer Werth abgewinnen lasse. Hinderlich scheint mir dafür nur immer Zweierlei zu sein. Erstens daß die menschliche Figur meist nur durch die Fußblätter oder gar Fußspitzen mit dem Rosse zusammenhängt. Dadurch wird das Zusammengehn in ein volles Bild, welches uns organisch anmuthet, gestört. Zweitens stehen diese Kunstreiter immer auf der Kroupe des Pferdes, und das Verhältniß zwischen Reiter und Roß wird dadurch ein unharmonisches.

All diese Bedenken verschwinden, wenn Madame Cuzent erscheint. Sie reitet nur auf englischem Sattel wie eben heut zu Tage die Frauen reiten. Unser Auge hat sich an die leere rechte Seite des Pferdes gewöhnt, und wenn eine Dame so reitet wie Madame Cuzent so ist es nach unserm jetzigen Geschmack ein vollendeter Anblick. Sie sitzt wie angegossen, führt ihr Pferd bewundernswürdig, und ist überhaupt die beste Reiterin, welche ich in meinem Leben gesehn. Ich erinnere mich einer im Cirkus Franconi zum Jubel von ganz Paris Schule reitenden Dame; aber das war nur ein schwacher Anfang neben dieser Virtuosität der Madame Cuzent. Hier handelt es sich nicht bloß um gute Schulpferde. Die Pferde selbst erhöhen nur ihr Verdienst, denn sie reitet sie sich selber zu. Sie hat eine Gewalt über sie wie der stärkste Mann, der vortrefflich zu reiten versteht, und ist doch nur eine zart gebaute Dame. Man sagt, sie sei einst, auf dem Pferde tanzend wie die gewöhnlichen Kunstreiterinnen, gefallen und habe sich dauernd verletzt. Deshalb habe sie alles Talent und alle Anstrengung auf modernes Reiten verwendet. Sie führt einen sehr scharfen Sporn, und regiert die rechte Seite des Pferdes mit der Gerte, so daß nicht der geringste Unter-

schied wahrzunehmen ist in den kühnsten Bewegungen nach Rechts oder Links. Das Pferd ist eingedrängt wie zwischen den stärksten Schenkeln eines Reiters. Die kühnsten, nicht blos die schwersten Gangarten und Sprünge zeichnen sie eben aus vor allen Reiterinnen, und da sie den Beifall auf eine überaus gentile, liebenswürdige, Roß und Reiterin gleichmäßig anregende Weise hinnimmt und erwidert, so ist sie wirklich eine der anmuthigsten Erscheinungen die man sehen kann.

Im neuen Theater ist nichts Bemerkenswerthes vorgegangen. Es hat für den Zudrang der Meßfremden mit Wiederholungen auskommen können, und das Nichtgelingen einiger Uebersetzungen leicht verschmerzt. Aber die Leipziger selbst besuchen es nicht so zahlreich, daß es sich in größerem Stile erhalten könnte, besonders da man ihm die Abgabe von den Meßschauspielen entzogen hat. Die Frage des Repertoirs wird nun bei Beginn des Abonnements von entscheidender Wichtigkeit. Wir haben jetzt zum ersten Male in einer regelmäßigen Folge an uns selbst und am hiesigen wie fremden Publikum erkannt, daß das deutsche Theater so gut wie in Lebensgefahr ist. Das Alte, selbst das gute Alte übt keine Anziehungskraft mehr, und an gutem Neuem fehlt es. Ging man doch so weit, über Minna von Barnhelm als über ein veraltetes Stück die Nase zu rümpfen, und doch ist Minna eins unsrer besten Theaterstücke. Publikum thut dies nicht aus gemachten Gründen; und daß ihm selbst bei dem gesunden, in Nichts manierirten Lessing so freudlos zu Muthe wurde, das hat mich tief erschreckt. — Der innerliche Wechsel in uns, welcher keineswegs bloß die Politik betrifft, ist seit einigen Jahren und zwar erst seit einigen Jahren auch im großen Publikum zum Vorschein gekommen. Es ist kein Theater mehr haltbar ohne reichliche Zuthat des jetzigen Blutes. Die guten wie die schlechten Theater-Direktoren werden es schrecklich büßen, daß sie die Talente nicht gefördert, und daß sie mit übertriebener Theater-Censur die Anfänge vernichtet. In dem alten Wien zum Beispiele ist dieser Zustand schon in offener Krisis: der Hunger des Publikums im Burgtheater ist groß und es ist nichts da, ihn zu stillen. Ueber unsre kurzsichtigen Publizisten, welche die Theaterkritik am Liebsten von den Zeitungen aus geschlossen sähen! Und das Theater ist das einzige öffentliche Leben, an welchem sich das Publikum selbstthätig und allein thätig äußert. — Stücke regnet es übrigens jetzt, aber sie sollen auch darnach sein, und Schmidt hat schon gegen unfrankirte Zusendungen protestiren müssen, so ist er bereits bombardirt worden. Nächste Neuigkeit wird „Lady Ellen" von Louise Mühlbach sein.

Berlin, den 17. October. Mancherlei Veränderungen im Innern der Stadt geben uns jetzt den Stoff der Tagesdebatte. Zuerst ist es die Gasbeleuchtungsfrage, welche sowohl in den Spalten unsrer Blätter wie in den Köpfen der parlamentarischen Berliner trotz einem ewigen Juden spukt. Die Sache wird von beiden Seiten mit einer Heftigkeit besprochen und betrieben, die an's Komische grenzt, und in der letzten Sitzung des Stadtvorstandes soll es so lebhaft hergegangen sein, wie zuweilen an den Haltplätzen der Droschken. Die Aufregung ist unglaublich, und obwohl der Beschluß bereits gefaßt ist, so wird bei der jetzt eintretenden Konkurrenz die Angelegenheit nur um so emsiger weiter betrieben werden. Ob die Bürger dabei gewinnen, ist eine andre Frage. Der Kontrakt der Stadt nämlich mit der englischen Gascompagnie läuft mit dem Anfang des Jahrs 1847 ab, und da der Stadtvorstand glaubte, daß man die einzelnen Flammen zu theuer bezahle, so beschloß er, die Beleuchtung der Straßen und öffentlichen Gebäude für die Zukunft selbst zu übernehmen. Aber es stellte sich heraus, daß bis zum 1. Januar 1847 unmöglich die erforderlichen Anordnungen getroffen sein könnten, und die englische Kompagnie weigerte sich, den Kontrakt anders als auf 20 Jahre abzuschließen. Während der Verhandlung um neue Bedingungen trat nun zuerst Dr. Mügge auf, und machte in der Voß'schen Zeitung, wie es allerdings auch der Fall ist, auf die bedeutenden Nachtheile aufmerksam, die der Kommun aus Uebernahme der Gasbereitung erwachsen würden. Darauf erschien eine Erwiderung von einem Mitglied der städtischen Kommission, man schrieb und redete hin und wieder, und zuletzt kam es zu einer stürmischen Sitzung in der Stadtverordneten-Versammlung, worin die Gegner der Engländer den Sieg davon trugen und alle Verhandlungen abbrachen. Die nächste Folge dürfte nun sein, daß nach Ablauf des Kontrakts vorläufig wieder Oel in den Straßen gebrannt wird, aber neben den bedeutenden Kosten und anderweitigen Lasten wird die Kommune noch in anderes Dilemma kommen. Der Kompagnie nämlich bleibt nach wie vor die Beleuchtung der Privathäuser, und bereits hat sie erklärt, daß sie diesen jede einzelne Flamme 2 Thaler billiger herstelle, als der Stadtvorstand. Dem letzteren nun, der grade den Preis zum Vorwurf genommen, wird nichts übrig bleiben, als zu seiner Ehre und auf Kosten der Kommune mit den Engländern in Konkurrenz zu treten. — Eine andre Veränderung innerhalb unsrer Ringmauern, die den Zeitungen viel Gelegenheit zu moralischen Betrachtun-

gen bietet, ist die Aufhebung der Häuser der Prostitution. Ich erachte es nicht für passend, hier dies Thema zu besprechen, aber ich kann mich nicht enthalten, einen Vorfall mitzutheilen, der, wenn auch nicht unmittelbar damit in Verbindung stehend, doch die Gesinnung mancher Behörden bei Kundwerdung von Kabinetsbeschlüssen charakterisirt. Parallel mit der fraglichen Straße läuft eine andre, deren Häuser zwar an die der Prostitution stoßen, aber natürlich durch Mauern und Wände von ihnen getrennt sind. Dort befindet sich seit Jahren eine Schule, und es fiel bisher Niemanden ein, daran ein Aergerniß zu nehmen. Jetzt aber erhält plötzlich der Vorsteher des Instituts vom Provinzial-Schulkollegium die Weisung, sofort aus jener Gegend der Unsittlichkeit sich zu entfernen, widrigenfalls ihm die Concession zu seiner Schule entzogen werden solle. Der Mann war in Nöthen, denn der ihm gestellte Termin war zu einer solchen Veränderung zu kurz, und er wendete sich auf dem Weg der Beschwerde an eine höhere Behörde. Der Bescheid, der ihm von dort zu Theil ward, lautete: daß die Lage seines Instituts allerdings „eine dem christlichen Zweck desselben nicht angemessene" sei, ihm aber in Betracht der Umstände eine weitere Frist zur Entfernung gestattet werde. — — Für die Fremden, die in diesem Herbst reichlicher als je in die Residenz strömten, ist die Gewerb-Ausstellung noch immer der nächste Anziehungspunkt, und die Einnahme derselben im Vergleich zu der Gemälde-Ausstellung sehr bedeutend. Eine neue Kunstsammlung ist nun den Schaulustigen in dem Schlosse Belle-vue eröffnet, freilich noch sehr unvollständig, da sie kaum 120 Gemälde faßt, doch findet man darunter manche bedeutende Meisterwerke. Bendemann's Jeremias, Sohn's Raub des Hylas, Mussini's Ganymed fesseln vor Allen die Blicke. Leider ist auch des Mittelmäßigen genug dabei, wohin eine „Rückkehr der Freiwilligen" von Rundt, und die „Flucht Napoleons" von Bürde zu rechnen sind. Die größere Anzahl der Bilder hat religiöse Gegenstände, meist biblische Darstellungen zum Vorwurf, und auch unter den Landschaften bemerkt man vorzugsweise Kirchen und fromme Auffassungen. Von literarischen Neuigkeiten aus den hiesigen Verlagshandlungen erwähne ich eine Broschüre, welche die Aktenstücke der von den Alt-Hegelianern beabsichtigten Wochenschrift enthält. Es sind nach derselben doch bemerkenswerthe Dinge zwischen den Professoren und dem Minister des Kultus zur Sprache gekommen, obschon im Ganzen das Benehmen der erstern auch kein consequentes und festes war. Den meisten Absatz findet noch immer Freiligrath's „Glaubensbekenntniß", das, wie ich Ihnen schon schrieb, hier ungewöhnliche Sensation erregt. Der König soll diesen Abfall eines „pensionären" Dichters, der noch dazu Romantiker ist, nicht ganz gleichgiltig aufgenommen haben, und der Befehl, auf den Dichter zu „fahnden", ist direkt aus seinem Kabinet gekommen. Man erzählt sich dabei als Anekdote (wo fehlte die in Berlin!), daß die Königin zu ihrem Gemahl lächelnd geäußert habe: Wenn du ihm statt 300, jährlich 2000 Thlr. gegeben hättest, würde er sich vielleicht besonnen haben! Si non è vero, è ben trovato. Im Theater haben wir zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät eine Neuigkeit in Auber's „Sirene" erhalten, die sich durch die Mannigfaltigkeit und Lieblichkeit ihrer Melodien einen günstigen Erfolg errang. Ein nachgelassenes Werk von C. Blum, die „Schule der Verliebten", Lustspiel nach Sheridan Knowles, soll deshalb hier verworfen worden sein, weil ein Adliger darin eine Ohrfeige bekömmt, und solches auf einem Königlichen Hoftheater nicht zulässig erscheint. Das wäre somit wieder ein kleiner Beitrag zur Geschichte der deutschen Tantieme.

* **Berlin,** den 19. Oktober. Ich habe meinen Brief verspätet und muß die Mittheilungen über Meyerbeer aufschieben. Sie kommen zurecht, und man wird dann auch ein Weiteres sagen können über Spontini, der eine neue Musik mitgebracht; über dessen Feinde, und über den Ersatz, welcher für ihn geboten worden. Ich habe auch zu den Widersachern des italienischen Musikdirektors gehört, und wünsche ihn auch jetzt keineswegs als Direktor zurück. Aber bemerken muß ich, daß wir aus jener mächtigen Einseitigkeit bis jetzt nur in eine schlaffe Vielseitigkeit gekommen sind, und daß die Freunde Herrn Meyerbeer's etwas bescheidner sein mögen, wenn es sich um Vergleichung des Stils handelt. Eine talentvolle Fusion und Mosaik ist wohl im Robert und den Hugenotten aber ein Stil nicht, wie nirgends unter Leuten dieses Geschlechts. Daneben steht denn doch die Vestalin immer noch wie eine Riesin, und der vierte Akt der Hugenotten wäre wohl ohne Spontini nicht vorhanden. — Doch ich halte mich auf! Das Tagesereigniß ist die Vertheidigung, welche Herr v. Küstner namentlich gegen die „Elegante" veranlaßt und führen läßt in der Theater-Chronik und der Deutschen Allgemeinen Zeitung. Ich gebe zuerst mit Vergnügen zu, daß etwas erworben ist, nämlich Herr Hoppé, und daß einige Verbesserungen in Aussicht gestellt sind. Das ist Alles, und damit können wir nicht begnügt sein. Herr v. Küstner wird uns stets zur Anerkennung bereit finden, sobald er was Anerkennenswerthes leistet, aber unerbittlich, so lange er die jetzige Unvollkommenheit für die erreichbare Vollkommenheit aus-

№ 43. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Moden.

Die beiden pariser Anzüge des beiliegenden Modebildes Nr. 88 bringen keine auffallende Neuigkeit für die Herrenmoden, bestätigen aber die Vorliebe für den Ueberziehrock auch im Laufe des kommenden Winters. Gegen die vorjährige Mode ist als Veränderung an den Ueberziehern zu bemerken: die hinten etwas höhere Taille, der kürzere Rock und die schmäleren Brustklappen und Kragenumschläge. Man faßt den Ueberziehrock, wie schon bemerkt, mit schmalem Sammt ein, oder umrändert ihn mit einer dicken, seidenreichen Schnure. Die Wattirung desselben wird meist in schrägen Gittern abgesteppt. Lichte Tuchfarben sind für den Ueberzieher oft gewählt und der graue Schein darin besonders modisch, z. B. graulich-gelb, aschgrau, eisengrau u. s. w.

Für den Gesellschaftsanzug der Herren verspricht man viel Neues zu den Festen bei der nahen Vermählung des Herzogs von Aumale und begnügt sich daher im Augenblick mit den bekannten Schnitten, die man zum Ceremonieanzug am häufigsten in dem stets gangbaren Schwarz ausführen läßt.

Zum Straßen- und Contouranzug unter dem Paletot-Zwine sind die langen Schoßwesten sehr beliebt. Zum großen Anzug werden glatte weiße Atlaswesten, buntgestickte Atlaswesten und andere reiche Seidenwesten, die statt der Stickerei mit byrinthischer Posamentierarbeit verziert sind, getragen.

Ein kurzer Ballmantel, Leicester genannt, ist neu und scheint sehr zu gefallen. Er hat eine Art Crispinschnitt, ist meist von wasserdichtem schwarzen Tuch gemacht und durchaus mit weißem Atlas gefüttert.

Die Männerhemden, deren Brusttheile durch feine Stickerei, Spitzeneinsatz, Spitzenjabot und kunstvolle Faltenstepperei mit den reichsten Chemisetten der Frauen wetteifern, versieht man zur Schonung der Brustverzierung meist auf dem Rücken, statt vorn, mit dem Schlitz.

Die kurzen Uhrketten für Herren, die von der linken Uhrtasche aus bis nach den Knopflöchern der Weste hängen, sind noch sehr beliebt, werden aber neuerdings stärker und in großen Mustern gearbeitet, sodaß meist die ganze Kette nur aus fünf Gliedern besteht.

Das andere beiliegende Damen-Modebild zeigt ein Modell der Schoßcontusche, die jetzt so viel Beifall findet und die für das Haus eine ebenso kleidsame als bequeme Hülle ist. Sie gilt jedoch nur in den besten Stoffen, als Atlas und Sammt, für elegant, da ärmliche Nachahmungen, wie sie der Damenpaletot erfahren, auch sie bedrohen. Der Stadtanzug von Sammt ausgeführt, den dasselbe Modeblatt bringt, ist in seiner vornehmen Einfachheit sehr ausgezeichnet und empfehlenswerth, selbst wenn man zum Kleide Tuch wählte und das Pelzwerk des Muffs geringer wäre.

Die Pariser lassen zur Verzierung der Pelzmoden eigentlich nur den ächten Hermelin und Marder gelten, doch wird die

chen, dies ist sehr leicht und rasch gethan und ohne Mühe sind ein Paar Schuhe oder eine griechische Mütze für einen Herrn oder ein Fußkissen oder ein Arbeitsbeutel für eine Dame in einem Tage vollendet. Für Kinderanzüge, ja selbst auf Amazonenüberröcken hat man diese abschattirten Seidenbörbchen als Stickerei angebracht. Mühsamer aber eben so beliebt ist es, Muster im Kettenstich von abschattirter Seide zu nähen. Nadelkissen, Börsen, Riechfläschchen u. s. w. von Sammt oder Seide gemacht und mit dieser Kettennäherei verziert ist ein ganz elegantes Souvenir. Auch in Taschentücher, zur Morgentoilette, kettelt man in dieser Weise bunte Kanten und Vignetten mit Seide oder echtfarbiger Baumwolle.

Das Blumenaufnähen (Aplication) auf Blonden- oder Spitzentüll ist bei der herrschenden Vorliebe für Spitze und Blonde natürlich viel gemacht und gehört zu den vornehm nützlichern Beschäftigungen. Ganz neu und sehr reich aussehend ist die Chenillenblonde, die man auch mit der Hand macht. Man durchzieht nämlich nach flüchtigen Blondenmustern weißen Blondentüll mit feiner weißer Chenille; zuweilen auch durchkreuzt man die weiße Chenille mit ganz feiner Goldschnure, was die Arbeit sehr reich macht. Diese Blondenstickerei dient sowol als Berthe, als zum Besatz, zum Kopfputz und zu Putzhäubchen. Sie sieht sehr gut aus.

J.

Eine umgeworfene Lampe.

Ein eleganter Wagen hielt Morgens acht Uhr an der Thür einer der berühmtesten Modistinnen; eine junge Dame stieg aus und eilte die Treppe zu den Ateliers hinan. „Liebste, Beste!" redete sie die Inhaberin des Geschäftes an, „ich gehe diesen Abend auf einen aus dem Stegreif arrangirten Ball und brauche eine neue und ganz ausnehmend hübsche Toilette, ich brauche sie nothwendig und um jeden Preis und ich muß Ihnen dabei anzeigen, daß ich schon um acht Uhr wegfahren will."

Camilla, an welche sie diese Worte richtete, überlegte sich, ob es wol möglich sei, in so kurzer Zeit einen solchen Auftrag auszuführen: sie wollte denselben schon ablehnen, aber eine vornehme Dame ist so liebreich und einschmeichelnd, wenn es sich um einen nothwendigen Putz handelt, die Koketterie hat eine solche Beredtsamkeit, daß es unmöglich war, der Frau von S... zu widerstehen. Es handelte sich also blos noch um Auswahl des Stoffes und des Ausputzes. Nach gehaltenem Rathe — es dauerte etwas lange — war die reizendste Toilette auf die ausgesuchteste Art, das muß man gestehen, arrangirt.

Was konnte doch Frau von S..., die so prachtvolle Kleider besaß, für einen Grund haben, gerade diesen Abend ihre Nebenbuhlerinnen durch eine überraschende Wahl übertreffen zu wollen? Weil sie auf diesem Ball einen vornehmen Fremden treffen sollte, nach dessen Huldigungen die schönsten Damen geizten; weil sie mit einem schwer zu erklärenden, aber allen Frauen wohlbekannten Blick errieth, daß er nur deswegen die Einladung angenommen habe, weil sie dort sein sollte; und weil endlich ihr Cousin, der Chevalier M... ihr es auszureden versucht hatte, diesen Ball zu besuchen, der Widerspruch aber von jeher ein viel entscheidenderer Bestimmungsgrund als alle andern gewesen ist.

Während Frau von S... sich mit den Vorbereitungen zum Ball beschäftigt, wollen wir einen Augenblick in dem Salon des Grafen Friedrich von B... verweilen, wo dieser sich mit einem Freunde vertraulich unterhält. Dieser, ein Verwandter der Frau von S..., der den Grafen gern als Glied dieser Familie gesehen hätte, macht ihm eine überaus lobende Schilderung von der jungen Witwe. Friedrich gesteht zwar zu, daß sie liebenswürdig sei, findet sie aber dabei leichtfertig und kokett, und schließt damit, daß er sie in die Kategorie der Weltdamen wirft, die den Mann nur unglücklich machen, der Thor genug sei sie zu lieben: ihn, versichert

er, werde die Erfahrung davor ſchützen, ein Opfer mehr an dem Triumphwagen der Frau von S... zu ſein.

Der Abend kommt, und er geht zum Ball, trotz jener Verſicherungen ganz voreingenommen von dem, was ihm ſein Freund von den Reizen, dem Geiſte und der Herzensgüte ſeiner Verwandten erzählt hat. Er findet ſie nicht — und fühlt ſich ganz unglücklich. Indeß, ſie hat ihm merken laſſen, daß ſie hinkommen würde; das war alſo ein Fallſtrick für ihn, und vielleicht lacht ſie eben jetzt über ſeine Leichtgläubigkeit. Jedermann fragt nach Frau von S..., die in der Regel die Seele aller Feſte iſt, und es ſcheint dem Grafen, als ob man ihm jedesmal ironiſche Blicke zuwerfe, wenn man die Abweſenheit der ſchönen Witwe bemerkt. Eiferſucht und Stolz peinigen ihn; es iſt eilf Uhr, der Chevalier M... erſcheint und entſchuldigt Frau von S..., die plötzlich unwohl geworden ſei. Der Graf, deſſen Eigenliebe aufs höchſte verletzt iſt, vergißt, daß er noch für Frau von S... ein Fremder iſt, daß er kein Recht hat, über ihre Abweſenheit zu zürnen, daß ſie übrigens nichts verſprochen hat; er ſetzt ſich über alle Convenienz weg, verläßt den Ball und fährt bei ihr vor.

Was machte Frau von S... zu dieſer Zeit? Sie erwartete .... ihr Ballkleid! Zehnmal hatte ſie bereits an dieſem Abend darnach geſchickt, und endlich geſtand man ihr, daß ſie darauf verzichten müſſe, es zu erhalten, denn eine Lampe ſei auf den Tiſch, wo man daran gearbeitet habe, umgeworfen worden.

Dieſe Nachricht brachte Frau von S... zur Verzweiflung. Ermüdet durch das ungeduldige Erwarten verzichtete ſie ganz auf den Ball, warf ſich in ein Hauskleid und, wie dieß bei Frauen von lebhaftem Temperamente leicht der Fall iſt, ein melancholiſches Nachdenken trat an die Stelle der freudigen Erwartungen, die ſie den ganzen Tag erfüllt hatten. Sie griff zu einem Buche, las einige Seiten, und als es Mitternacht ſchlug, pries ſie ſich glücklich ob der gezwungenen Einſamkeit, zu der ſie der Zufall genöthigt hatte.

Da brachte ein Diener eine Karte vom Grafen Friedrich, der um die Ehre bat, ſie einen Augenblick ſprechen zu dürfen.

Unter allen andern Umſtänden hätte ſie zweifelsohne einen ſo ungewohnten Beſuch abgelehnt; aber bei der Seelenſtimmung, in welcher ſie ſich befand, erſchienen ihr die Dinge dieſer Welt ſo bedauernswerth, daß ſie nicht daran dachte, daran Anſtoß zu nehmen.

Der Graf trat ein; er war bewegt und wurde bald von der einfachen herzlichen Aufnahme, die ihm von Frau von S... zu Theil ward, und von ihrem ebenſo einfachen Anzuge eingenommen; ſie war, auch ohne Blumen und Schmuck, ſo hübſch, ſie war ſo intereſſant, daß eins ſeiner Vorurtheile nach dem andern ſchwand, und bald, nachdem ſeine leidenſchaftliche Bewegung ſich gelegt hatte, empfand er das ganze Lächerliche ſeiner Lage. Indeß hatte er zuviel Geiſt, um nicht daraus Nutzen zu ziehen, und er wußte dies mit ſoviel Geſchick und Anſtand zu machen, daß ihm bald verziehen war. Er brachte eine Stunde bei Frau von S... zu, und ſie entfaltete die ganzen Reize ihrer Seele vor ihm, die ſie in der großen Welt unter der trügeriſchen Maske der Heiterkeit verbarg. Auch ſie lernte das Edle und Erhabene, das Gute und Anziehende an dieſem Manne ſchätzen, aus dem ſie an demſelben Abend ein Spielwerk ihrer Koketterie hatte machen wollen. Sie ſchieden mit der Verſicherung, morgen einander wiederzuſehen.

Drei Monate darauf ward die Verlobung gefeiert und geſtern fand die Vermählung ſtatt. Als Frau von S... aus der Vorhalle der Kirche trat, ſagte ſie lächelnd: „Dahin kann eine umgeworfene Lampe führen!“

Feuilleton.

* Ein französisches Journal, l'Almanach du mois, giebt folgende, wol nicht einmal übertriebene, Beschreibung, wie fabrikmäßig heutzutage in Frankreich mit der Anfertigung von Romanen verfahren wird. Es giebt dergleichen Ateliers in derselben Weise, wie die der Kupferstecher in England, wo der Eine den Himmel, der Andre die Bäume, ein Dritter die Erde zu besorgen hat. Auch hier sind die Rollen gleichmäßig vertheilt: der Eine liest die alten Romane und Denkwürdigkeiten, und wählt daraus, was sich zur Seelenwanderung eignet; der Andere giebt den Erzählungen eine dialogische Form, und der Dritte entwirft die Portraitirung der Helden, das in Scene setzen, als: „An einem schönen Aprilmorgen kam ein junger, blonder Mann, mit röthlichem Knebelbart, den ein gewöhnlicher Beobachter an seiner Miene für ganz etwas Anderes gehalten haben würde, u. s. w." — Noch ein Anderer nimmt die Erzählung da wieder auf, wo sein Kamerad sie gelassen hat, um ihr eine Anekdote aus den Zeiten Heinrich's IV., oder ein Capitel aus Cook's Reisen, oder auch einen Brief aus den Liaisons dangereuses hinzuzufügen. Ist er damit fertig, so giebt er die Arbeit an seinen Nachbar links. Dieser wirkt in dem düstern Genre; er gehört der Schule des Schreckens an, und seine Aufgabe ist, Zufälle, Gewaltsamkeiten, schauerliche Geschichten zu liefern. So unterbricht er denn auch ohne weiteres die Novelle durch irgend eine verhängnißvolle und unerwartete Episode, etwa wie die folgende: „In diesem Augenblick hörte man ein kleines Geräusch, das von der geheimen Thüre herkam, die zu dem Garten des alten Trim führte. — Der kleine Ferdinand erblaßte — Pst! sagte Cäcilie . . . Da schrie eine hohle, rauhe Stimme: Christian! Christian!" u. s. w. — Endlich sitzt noch unten am Tische der furchtbare Richter, der über das Schicksal des Helden zu entscheiden hat; denn man muß wissen, daß man beim Anfange nie weiß, wie es mit der Person ablaufen soll. Wenn dieselbe eines langsamen Todes sterben und das Feuilleton bis Mitte Septembers Stoff daran haben soll, so giebt man ihr die Lungenschwindsucht, wobei immer Zeit gewonnen wird. Will man ein rasches Ende herbeiführen, so hat man es noch leichter, und darf nur zwischen einem Duell auf Gewehre, einem Sturz vom Pferde, dem abgeschlossenen Zellensystem, oder der Vergiftung durch Champignons wählen. — Ist unser Mann todt, so bleibt noch der Epilog und eine Auskunft, was aus der Heldin geworden ist, nach. Dies letztere ist die Arbeit des Meisters, der dabei stets die Phrase anbringt: ich nähere mich nun dem Ende dieser langen Erzählung, u. s. w. Dann kömmt die Schlußperiode mit der Namenschiffre des Verfassers. — Ist der Roman so fertig, so wird er zum ersten Redacteur des Feuilletons getragen, der in der Regel den Titel dazu wählt; und wenn er ihn dann aufnimmt, so läßt er stets die Warnung hinzufügen, daß jede Nachnahme durch andere Blätter als Nachdruck angesehen und verfolgt werden solle.

* Gastronomisches. (Nach Marquis de Cussy.) Alle Feinschmecker pflegen zur bestimmten Stunde zu essen; ohne eine gewisse Regelmäßigkeit kann man für nichts stehen und hat auch keinen Appetit. Welche wichtige Angelegenheit ist die Eßstunde für den Koch? Wer sie durch Unpünktlichkeit verzögert, begeht einen großen Fehler. Jay, einer der ausgezeichnetsten Schüler Carêmes schlug bei dem Marquis Wellesley eine Gehaltvermehrung von 1000 Gulden und eine Pension nach vollendeter Dienstzeit von demselben Betrage aus, weil der Herr die Gewohnheit hatte, das Essen eine Stunde früher auftragen zu lassen, als er sich niedersetzte.

Ein guter Koch weiß alle Elemente, Feuer, Luft, Wasser in Contribution zu setzen. Sein Geist ist so reich an Abwechselung, wie der Schauplatz seiner steten Forschungen, wie die Launen der Sinnlichen (und Gott weiß, wie abwechselnd sie sind), wie die Gelüste des vernunftlosen, ungezügelten Magens. — Ein guter Koch wird nach seiner Probezeit genug wissen, um euer Leben zu verlängern und mit den Freuden angenehmer Verdauung zu versüßen. Er tödtet nie, er tröstet und erhebt euch. Nur ein schlechtes Mittagessen ist unverdaulich.

Uebertretet nie jene reizende Grenze, wo ihr tausend Illusionen habt und wo angelangt zu sein, Ihr Euch freuen müßt. Ihr müßt immer ein klares und freies Gefühl in dem Nervengewebe eurer Zunge verspüren.

Ein gutes, mit Kunst zubereitetes Mahl verleiht der Imagination eine große Gewalt, vermehrt die Kräfte der Seele und stimmt für die Arbeit.

Suppe ist die Vorrede eines Mittagessens; ein gutes Werk braucht indeß keine Vorrede.

In den Nationalgerichten sind die Urspeisen der europäischen Küche enthalten. In England Rostbeef, Beefsteak, Pudding, Wildpret und Pasteten; in Holland Käse und gesalzenes Rindfleisch; in Deutschland Sauerkraut; in Rußland Caviar; in der Türkei Pillau; in Italien Polente und Macareni; in Spanien Olla Potrida. Nachdem man nun alle diese verschiedenen Gerichte genossen hat, muß man eingestehen, daß der beste Tisch in der Welt la petite fine table bourgeoise von Paris ist.

Ein tief und wohl betrachtetes Mittagsessen stellt alles Andere in den Hintergrund, sowol ein parlamentarisches, als auch ein gerichtliches Verfassungssystem, sowie auch den militairischen Ehrgeiz. Es ist der Nerv des socialen Lebens.

* Französische Puffs aus Marokko. Die Straßenliteratur in Paris und in den größeren Provinzialstädten hat sich der Begebenheiten Marokko's bemächtigt, um die drolligsten Ankündigungen zur Schau zu stellen. So las man vor Kurzem in Paris auf ungeheuerem Blatte und mit riesenhaften Buchstaben geschrieben:

„Der Kaiser von Marokko Muley Abderrhaman"

und darunter mit kleinerer Schrift: „wird sein Rosenöl von nun an gewiß nur von mir N. N. kaufen, da er nirgends so gut bedient wird."

In einer südlichen Seestadt las man:

„Der eroberte Sonnenschirm des marokkanischen Prinzen."

und darunter: „ist eine Karikatur gegen die Sonnenschirme, welche unter meinen künstlerischen Händen hervorgehen. Dennoch bietet der Kaiser tausendmal 1000 Franks dafür, während bei mir für 1000 Centimes ein Schirm in jeder Farbe und Güte zu haben ist."

Weiter eine andere:

„Die Beschießung von Mogador

veranlaßt mich, meine herrlichen Feuergewehre zu empfehlen."

Um seine Schießwaffen auszuposaunen, erfand ein anderer Fabrikant folgende Annonce, die am besten auf den Charakter französischer Leser berechnet war:

„Die Bestrafung der Offiziere des englischen Schiffs Warspite

kann exemplarisch erreicht werden, wenn man ihnen zeigt, wie weit und wie sicher französische Schützen schießen. Dies kann aber im höchsten Grade geschehen, wenn man sich der von mir erfundenen Büchsen à la Isly bedient!" (M. f. d. L. d. A.)

* Während des Universitätsjubiläums in Königsberg — erzählen die „Grenzboten" — saß bei einem Studentencommers unter andern Bürgern ein schon bejahrter Mann, der ausnehmend fidel war; auch ein Studirter, natürlich, obwol selbst unter den ältern Commilitonen ihn keiner kannte. Man fragte nach seinem Namen: er hieß Meier.

Am folgenden Tage sieht einer der Commersbrüder von gestern seinen Freund Meier mit dem Könige und andern hohen Herren gehen. Er traute seinen Augen nicht.

„Schwören wollte ich", sagte er zu einem Kameraden, daß das unser Meier von gestern Abend ist."

„Das wollen wir bald herausbekommen," antwortete der Andere, stellt sich in die Nähe des Mannes und ruft ihn halblaut: Meier!

Dieser dreht sich lächelnd um und hält den Finger auf den Mund.

Es war der Minister von Bodelschwingh.

* Nach einer Zusammenstellung in der „Norddeutschen Zeitschrift für Theater" giebt es in Deutschland nicht weniger als 115 deutsche Theater, mit 1870 Schauspielern, 89 Sängern, 1305 Schauspielerinnen, 58 Sängerinnen, 174 Solotänzern u. s. w.; im Ganzen sind gegen 12,800 Personen überhaupt bei den deutschen Bühnen beschäftigt. Die größte Zahl der darstellenden Künstler hat Dresden (55), das größte Orchester Berlin (95). Unter den 139 Souffleurs befinden sich auch Freiherren, sowie 13 Souffleusen. Merkwürdig ist dabei das Titelwesen. Die Ofenheizer heißen bei einem Theater Temperateurs; bei einem andern giebt es einen Harmoniedirector, in Pesth einen Versenkungsmeister. Unter dem größtentheils weiblichen Reinigungspersonale kommen verschiedene Titelabstufungen vor: Nettoyeuses, Propriétäts-Aufseherinnen, Kehrfrauen und schlechtweg Reinigungsweiber.

* Ein Feuilletonist in Paris war auf den Gedanken gekommen, das Wild einer neuen ruhmvollen Epoche für die Literatur zu entwerfen und hatte dabei, mitten in seinen Phantasieen von dieser neuen Aera, sich der Redensart bedient: „Ein neuer Corneille läßt sein erstes Trauerspiel bei Gosselin erscheinen."

Einige Tage darauf erhielt er aus einer

kleinen Landstadt einen höflichen Brief von einem dasigen Dichter, der in der That bei Gosselin ein Trauerspiel hat erscheinen lassen, und sich für die schmeichelhafte Anspielung und den schönen Vergleich, mit dem er sein bescheidenes Streben ehre, bedankt. Dem Brief war ein Truthahn beigefügt.

Er mußte das Geschenk annehmen, auf die Gefahr, den armen Teufel aus seiner Illusion zu reißen und sich zum Feind zu machen.

Acht Tage darauf langt ein zweiter Brief und ein zweiter nicht minder trefflicher Truthahn an, und zwar diesmal von Seiten des Vaters des neuen Corneille.

Wenige Tage später überschickt des Dichters Schwester eine eigenhändig gestickte Börse nebst einem allerliebsten Briefe.

Noch ist aber bis jetzt keine zweite Tragödie von dem großen Corneille II. erschienen: vielmehr scheint er ganz auf das Theater verzichtet zu haben, da er neuerlich — Notar geworden ist.

* Die illustrirten Zeitungen werden nicht lange mehr en vogue sein: bereits taucht ein neues Unternehmen auf, das uns da Wirklichkeit bietet, wo jene nur das Bild bringen. „Die Welt" — wie konnte ein solches Unternehmen auch einen minder umfassenden Namen führen? — eine Vierteljahrsschrift, herausgegeben von Tetzner und Gregler, verspricht, dem Prospectus zufolge, Erstaunenswerthes zu leisten.

Nachdem ganz Deutschland — heißt es in diesem — mit Stahl-, Stein- und Holzstichen überfluthet und fast ertränkt worden, dürfte es an der Zeit sein, eine neue Bahn zu brechen. Wir liefern deshalb statt der Abbildungen die Gegenstände selbst, mit denen wir unsere Leser zu unterhalten, über die wir sie zu belehren gedenken. So z. B. enthält das erste Heft unter andern eine Geschichte der Luftschiffahrt und entwickelt die Naturgesetze, auf welche sich dieselbe gründet. Statt der Abbildungen liefern wir eine einfache Vorrichtung, welche den Leser in den Stand setzt, einen kleinen Luftballon selbst steigen zu lassen. Der ganze Apparat nebst Luftballon kostet einen Thaler; wie er zu handhaben ist, lehrt der Aufsatz über Luftschiffahrt."

Hätte dies Blatt zu den Zeiten des Processes Lafarge schon existirt, so würden wahrscheinlich seine Abonnenten mit pulverisirtem Arsenik beschenkt worden sein.

* Ein deutscher Reisender schreibt aus Spanien, daß in den mittlern und niedern Volksclassen daselbst seltsame Ansichten über Deutschland im Gange seien. Sehr gangbar sei die Vorstellung, daß der Kaiser von Oesterreich über Deutschland herrsche; auch komme es vor, daß man Deutschland für eine Provinz Frankreichs halte. Preußen werde als gar nicht zu Deutschland gehörig betrachtet, bisweilen auch (wegen der Aehnlichkeit der spanischen Namen) mit Rußland verwechselt. Einmal sei er gefragt worden, ob er nicht preußisch sprechen könne?

* Paris ist ganz vom Satan besessen. Wohin man blickt, auf allen Ankündigungen winkt die infernalische Majestät in den verschiedensten Gestalten entgegen. Namentlich scheint es, als ob die Theaterdirectoren sich ihr alle ergeben haben und es ist nur zu wünschen, daß der Exorcismus bei ihnen vor der hundertsten Aufführung nichts wirken möge. Neulich war an einem und demselben Tage auf den verschiedenen Theaterzetteln angekündigt:

Des Teufels Antheil.
Der Teufel in der Schule.
Die Memoiren des Teufels.
Die drei Sünden des Teufels.
Die sieben Schlösser des Teufels.
Satan in Paris.

Hierzu zwei Kunstbeilagen:

No. 88. Männermoden: Zwei französische und eine deutsche Mode. Die französische zeigt einen Phantasiefrack von dunkler Farbe und einen lichten Ueberrock. Die deutsche zeigt einen gemusterten Ueberrock mit offen zu lassenden oder zu schließenden Aermeln. Darunter ein Kamisol als Aermelweste. Der weiche breitkrempige Hut hat sich bereits eingebürgert.

No. 89. Pariser Moden. Damenmoden: ein Hausanzug mit einer Schoßcontusche von Sammt, mit ungerissenem Sammt eingefaßt. Ein Besuchsanzug von braunem Sammt und weißem ungerissenen Sammthut.

Anzeiger. № 41.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Zwölf Bände.

Gr. 12. Geh. 12 Thlr.

(Auch in 4 Lieferungen à 3 Thlr. zu beziehen.)

Inhalt: 1812. Dritte Auflage. — Sagen nnd romantische Erzählungen. — Kunstnovellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie. — Vermischtes. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Leipzig, im September 1844.

F. A. Brockhaus.

In der **Hahn**'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Gedichte

von

Karl Simrock.

gr. 12. 1844. Velinp. Eleg. geh. 2 Thlr.

Inhalt: Lieder. — Romanzen. — Deutsche Sagen. — Tenzonen. — Vermischtes.

Im Verlage von **C. G. v. Puttkammer** in Berlin sind erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Bernd von Guseck, Vom Borne der Zeiten. Novellen. Broch. I. und II. Band à 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 gGr.) Der dritte und letzte Band ist unter der Presse.

Wilhelm Müller, Bettlers Gabe. 1845. XI. Jahrg. mit Titelkupfer (Original-Radirung von **C. Grieben.**). Eleg. cart. in Futteral. Preis 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

Agnes Franz, Nachgelassene Schriften, herausgegeben von **Julie v. Großmann.**

I. Band: Gedichte religiösen und vermischten Inhalts. Broch. Preis 25 Ngr. (20 gGr.)

II. Band: Novellen. Broch. Preis 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 gGr.)

Der dritte Band „Polterabendscherze und Spenden für Familienfeste" und der vierte Band „Agnes Franz, Leben und brieflicher Nachlaß" befinden sich unter der Presse.

F. Brunold, Anemonen. Novellen. Broch. Preis 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 gGr.)

F. Brunold, See- und Waldmärchen. Broch. Preis 22½ Ngr. (18 gGr.)

In unserem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lebensbilder

aus

Süd und Nord, aus alt und neuer Zeit.

Herausgegeben

von

F. Röse.

Erstes Bändchen:

Lübeckische Sagen und Geschichten, vom Herausgeber.

Die Wilddiebe. Ein Bild aus dem Volksleben des würtembergischen Hochschwarzwalds, von Dr. A. Widmann

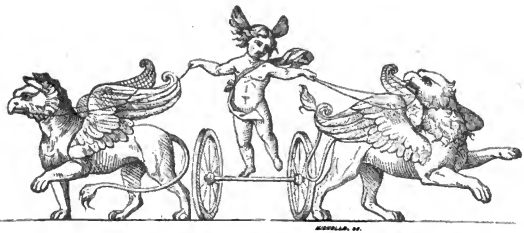
kl. 8. br. 1 Thlr. oder 1 Fl. 45 Kr.

Stuttgart, Sept. 1844.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: **Leopold Voß.** Druck v. **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

30. Oktober № 44. 1844.

Uebersicht: Die Torgauer Haide. Vorspiel zum historischen Schauspiel Friedrich II. von Preußen, von Otto Ludwig v. Eisfeld (Schluß). — Nachrichten.

Die Torgauer Haide.

Vorspiel zum historischen Schauspiel Friedrich II. von Preußen.
(Schluß.)

Fünfte Scene.

Vorige ohne die Schwarzen.

Ziethenhusar.

Seid ihr gescheit? Wollt ihr die gräuliche Nacht euch in die Elbe locken lassen? Sie sind schon fort. Die Schwarzen haben einen Sporen zuviel. Zwei Mann sechszig fangen!

Grenadier Manteufel.

Das haben sie mehr als einmal gemacht. Und denen ergiebt sich auch gleich Alles. Wo sich die schwarzen Kerle nur sehen lassen, ist Furcht und Zittern.

Husar.

Nun ihr Herrn Pommern seid auch nicht die höflichsten, wenn das wahr ist, was ich gehört habe. Bei Neisse war euer Regiment, mitten unter Laudon'schen Reitern, wohl vier Regimenter stark, abgeschnitten von aller Hilfe. Laudon schickt einen Offizier: ihr sollt euch ergeben. Dann sollt ihr auch eure Bagage behalten; außerdem will er euch bis auf den letzten Mann in die Pfanne hauen. Manteufel dreht seinen rothen Schnauzbart und sagt: der Offizier soll seine Pommern selbst fragen, ob sie sich ergeben wollen. Der Offizier trägt's nun vor; eh' er aber ausgered't hat, schreit das ganze Regiment aus einem Halse: Wir wollen euch was — und so weiter.

Grenadier Manteufel.

Das ist wahr. Bis unter die Kanonen von Schweidnitz war er hinter uns her; aber wir wehrten uns unter währendem Marschiren, daß er mit großem Verlust endlich abkratzen mußte; und bis jetzt ist er nicht wiedergekommen.

Grenadier Prinz Heinrich.

Die Schwarzen geben kein Quartier; das ist's.

Feldwebel.

Nämlich. Das ist ein Mährchen. Die Franzosen wollten in Brandenburg Winterquartier machen. In der Affaire von Roßbach schrieen die Franzosen „Quartier!" Die guten Brandenburger kannten das Wort nicht und hielten's für Hohn und bezogen's auf die Winterquartiere, die die Franzosen in ihren Häusern beziehen wollten. Sie schrieen: Wart', wir wollen euch Quartier geben und säbelten drauf los wie die Fleischer, bis die armen Franzosen sich auf das Wort Pardon besannen; das verstanden nun die guten Märker. Daher kommt das Mährchen von den Schwarzen. (Alle lachen.)

Kuirassier Schönaich (empfindlich).

Das waren wir, die Schönaich-Kuirassiere und nicht die Schwarzen. Was ist drüber zu lachen?

Feldwebel.

Nämlich. Es ist selten Alles beisammen; der eine hat den Kopf, der andre das Herz und den Arm. Es giebt aber Leute, die beides haben.

Kuirassier.

Ihr müßt euch nur selber loben. Andere brauchen's nicht, versteht Ihr?

Feldwebel.

Nämlich. Donnerwetter! Weiß er, was der Fritz gesagt hat? Weiß er? er — er — Nämlich. Wenn ich Soldaten sehen will, hat er gesagt, muß ich das Regiment Forcade anseh'n, hat er gesagt.

Dragoner (mißbilligend).

Feldwebel —

Feldwebel.

Na — nichts für ungut, Kuirassier. Wir wollen uns nichts drauf einbilden, ob wir von dem Regiment sind oder von dem, aber darauf wollen wir uns was einbilden, daß wir unter dem Fritz dienen. Bildet er sich doch was drauf ein, daß er uns commandirt. Bei Lowositz sagt er: Meine Truppen haben sich nie so geschlagen, seit ich die Ehre habe, sie zu commandiren. Was, Lotte? Sie ist ein vernünftig Weib; hab' ich nicht Recht?

Marketenderin.

Er hat Recht, Feldwebel; aber was die vierte Batterie betrifft, da hab' ich Recht. Die vierte Batterie —

Feldwebel.

Weib, will sie uns umbringen mit ihrer vierten Batterie?

Marketenderin.

Die vierte Batterie —

Feldwebel.

Ich wollte, sie führ' ihr in den Leib und die fünfte und sechste dazu.

Viele (trinkend und lachend).

Halloh die Lotte und die vierte Batterie!

Repkow.

Fritz, gieb uns unsre Säbel wieder!

Grenadier Manteufel.

Der hat's noch immer mit seinen Säbeln zu thun.

Repkow (aufgebäumt fantasirend).

In's Feuer, Jungen, in's Feuer! Mir nach! Heut' muß Dresden ausgewischt werden. Der Fritz soll den Hut ziehn vor uns und soll sagen: Da, Kinder, habt eure Säbel wieder und eure Huttressen und ein Hundsfott, der noch übel spricht von euch. 'Vivat der Fritz! Schreit, Kinder; wenn er an der Fronte herunterkommt. Mein Jüngster ist vierzehn Jahr; sobald er eine Muskete tragen kann, sollst du ihn auch haben. Nun laßt uns eins singen.

Hinein! hinein! die Fahnen dort, die brachten sie nur mit,
Daß wir sie sollen nehmen. Hinein mit schnellem Schritt!
Die brüllenden Kanonen thun in der Fern' so barsch;
Wir woll'n sie in der Nähe seh'n. Im Sturmschritt! Marsch!

Husar.

Was ist das? Horcht!

Dragoner.

Der alte Brüner dort singt im Fieber.

Husar.

Das in der Ferne mein' ich, dort zu —

Grenadier Manteufel.

Wo der Alte den Oden herkriegt. Er ist schon ganz verblaßt.

Grenadier Prinz Heinrich.

Wie er den Arm aufstemmt; seine Augen werden immer gläserner.

Zweiter östreich'scher Grenadier.

Das ist grauslich anzuseh'n — und wie er mit den Zähnen klappert und mit den Fingern handthiert.

Grenadier Manteufel.

Es ist der preußische Grenadiermarsch, den er vor sich hinbrummt.

Zweiter östreich'scher Grenadier.

Lauf doch einer zum Hochwürdigen. Ob er ein bös Gewissen hat, daß er nicht ersterben kann.

Grenadier Manteufel.

Ein bös Gewissen? Donnerwetter! Ein preußisch Soldatenherz hat er im Leib, das die Schande kränkt und das nicht fragt nach Leben oder Sterben, sondern nach Schande oder Ruhm.

Grenadier Prinz Heinrich.

Was ist das? Blasen nicht die Ziethen'schen da drüben Viktoria?

Husar.

Sie kommen näher. Die Ziethen'schen Trompeten unterscheidet man eine Stunde weit. Ihre Stimme greift durch wie Vater Ziethen's Vorwärts.

Repkow.

Vorwärts. Bernburg bekommt seine Säbel wieder. Viktoria! (singt.)

Der alte Grenadier noch ruft, indem er sterbend sinkt,
Kam'raden über mich dahin, bis euch der Sieg gelingt.
An mir ist nichts gelegen; behält der Fritz das Feld.
So stirbt ein preußischer Siegesheld!

Mehre.

Horcht!

Repkow (wiederholt, gespenstisch aufgebäumt, mit starker Stimme).

An mir ist nichts gelegen, behält nur Fritz das Feld;
So stirbt ein preußischer Siegesheld! (Er bricht zusammen.)

Grenadier Manteufel (der mit den andern nach der Gegend hingesehen, aus welcher sie Ziethen's Trompeten zu vernehmen glauben, wendet sich nach dem Umgefallenen).

Was ist mit dir, Kamerad? Hast du so eilig? Ja; der hat's ausgemacht. Der Tod hat Respekt vor solch einem grauen preußischen Helden; er hat geduldig gewartet bis der Alte mit seinem Liedchen fertig war. Der ist aus Kummer über seine Säbel gestorben, nicht an seinen Wunden. Fahr' wohl, Alter.

Grenadier Prinz Heinrich.

Die östreich'schen Kameraden sind ja auf einmal so still. Sind sie auch hinüber?

Erster Oestreicher.

Sie sind eingeschlafen.

Dragoner.

Laßt sie ruh'n. Sie haben Ruhe verdient; sie haben sich geschlagen heute wie die Löwen.

Der Franzose (im Schlaf).

Bien vite, Jean! Ecoute!

Husar.

Der träumt von seinem Friseur. Hat ihm Seidlitz seinen Puder genommen, wie er mit seiner Handvoll Reitern den Soubise mit 8000 Mann aus Gotha jagte und mit seinen Offizieren das fürstliche Essen verzehrte, das die armen französischen Teufel in der Angst unangerührt hatten stehen lassen?

Erster Oestreicher.

Er wird halter noch müde sein vom Laufen bei Roßbach.

Grenadier Prinz Heinrich.

Seht doch. Ihr habt's hinter den Ohren, ihr Oestreicher.

Grenadier Manteufel.

Ist's aber nicht schmählich, daß wir uns das Fell zerhauen, Preußen und Oestreicher, und dieses Franzvolk unsrer guten alten Mutter Deutschland auf den Ribben herumkrabbeln lassen, daß sie uns die Paar Laster, die unsre Vornehmen noch nicht aus Paris geholt haben, vollends herüberschleppen?

Erster Oestreicher.

Gewissermaßen halter sind wir freilich alle beide Deutsche, Oestreicher und Preußen; das ist schon wahr. Mutter Theresie will auch den Frieden.

Feldwebel.

Nämlich? — Zweimal wollte der Fritz Frieden schließen, wie die Sachen im Gleichgewicht standen; einen schimpflichen Frieden aber schließt der Fritz nicht. Die Sache handelt sich um die Nationalehre der Preußen und ich kenne den Fritz; der stirbt lieber, als daß er der preußischen Reputation etwas vergiebt. Und seine Armee denkt eben so; der geringste Trainknecht hat seinen Stolz. Drum bringt die ganze Welt in Waffen den Fritz nicht nieder. Wir schießen uns nicht um den Haß oder um die Habgier unsers Königs; unsre Säbel führt nicht sein Neid oder sonst ein persönlich Gelüsten, was das Volk nichts anginge; sondern der Fritz kämpft für uns und unsre Ehre, drum fechten wir für den Fritz und seine Ehre.

Dragoner.

Brav gesprochen, Feldwebel; von uns Soldaten denkt Keiner anders.

Feldwebel.

Zum Teufel! kein Preuße denkt anders. Der Bürger und der Bauer opfern mit Freuden ihr Letztes; das letzte Pferd spannt der Bauer aus dem Pfluge, den letzten Sohn nimmt er aus den Armen der Mutter und bringt ihn dem Fritz. Und wenn der Bauer so denkt, Donnerwetter! was soll der Soldat thun? Und geht über Preußen hinaus. Der Thronfolger von Rußland trägt dem Fritz zu Ehren preußische Uniform; nur zwei Augen dürfen zufallen und das Blättchen wendet sich; die Engländer feiern Fritzens Geburtstag wie den ihres Georg; der Pitt sagt: eh' der Tower in London nicht mit dem Schwert in der Faust erobert ist, laß' ich nicht vom Fritz. Vom Ende der Welt her schickt der Tartarkhan Gesandte an den Fritz. Alle Welt tauft ihre Kinder nach dem Fritz. — Die in Wien dachten nicht, einen christlichen Krieg zu führen. Auf Preußens Vernichtung war's abgesehn. Der Kosak im fernen Asien hatte keine Ruhe vor der Rachsucht der Kaiserin; der Schneemann, der Schwede, dachte an der deutschen Sonne und an den deutschen Mädchen aus seinem Winterschlafe aufzuthau'n; der unruhige Franzose war froh, daß es in Deutschland Geld zu stehlen geben sollte, Schlösser dafür zu bauen in Paris und seine Maitressen drinn mit Zucker zu füttern. Nämlich — Donnerwetter! Nämlich —

Erster Oestreicher (steht auf).

Kameraden Preußen, ist unsre Convention aufgehoben?

Dragoner.

Gut, Feldwebel; geht nicht zu weit. Unsre Convention muß gehalten werden. Laßt den Streit.

Husar.

Ist kein Trompeter hier? Laßt uns eins singen. Gepredigt ist genug.

Dragoner.

Gut, Ziethen'scher. Eins singen; aber ein neutrales Lied, wobei unsre Convention bestehen kann, eins, was die Kameraden Oestreicher mitsingen können.

Grenadier Manteufel.

Da ist ein Tambour.

Grenadier Prinz Heinrich.

Und hier ein Pfeifer. Vorwärts, die Pfeife heraus.

Pfeifer.

Meine Finger sind verfroren.

Grenadier Prinz Heinrich (macht Platz).

Da, setzt euch näher an's Feuer und macht los, so thau'n sie auf.

Pfeifer.

Aber was denn für eins?

Feldwebel.

Nämlich. Lotte, sie ist sonst ein kluges Weib und weiß immer ein Auskommen.

Marketenderin.

So? Aber mit der vierten Batterie hat Er Recht! Und die vierte Batterie soll mir in den Leib fahren! Und die vierte Batterie ist zum Teufel! Und die vierte Batterie —

Feldwebel.

Sie soll Recht haben, Lotte, sie soll Recht haben. Sie hat einen Vierundzwanzigpfünder von einer Zunge im Hals; sie hat ein ganzes Geniecorps im Schädel. Wir schlagen Chamade.

Marketenderin.

Und nun die Ochſen am Berge ſtehn, muß doch die Lotte ihr bischen Verſtand vorſpannen. Gebt Acht! ich will eins vorſingen und eins, was gegen die Türken geht, was jeder Chriſtenmenſch mitſingen kann mit gutem Gewiſſen.

(Sie trinkt erſt einmal, dann beginnt ſie zu ſingen: Prinz Eugenius. Der Pfeifer und Tambour accompagniren, das ganze Chor fällt ein. Während des Geſanges)

Sechste Scene.

Friedrich II. kommt, von einer Ordonanz begleitet, auf ſeinem Schimmel geritten.

Vorige (Geſchrei durcheinander).

Der Fritz! der Fritz! Vater Fritz! Guten Morgen, Vater Fritz.

Grenadier Manteufel.

Der Fritz iſt auch nicht müßig geweſen; das ſieht man an ſeinem Rock.

Friedrich.

Guten Morgen, Kinder. Iſt noch Platz bei euch? Singt in Gottes Namen zu.

(Der Tambour bringt ſeine Trommel an das Feuer, auf welche Friedrich ſich ſetzt.)

Puh! iſt das eine Nacht!

Grenadier Manteufel.

Biſt du verwundet, Vater Fritz?

Friedrich.

Geritzt, Kamerad. Ein Preuße nennt das keine Wunde. (Er ſchreibt auf dem Knie.)

Ordonanz (zu den Soldaten, die ihm Platz gemacht haben am Feuer).

Gott behüte vor ſolcher Nacht. Gott laſſe mir den Tag leben und ſei er noch ſo heiß; man ſieht ſeinem Feinde doch in die Augen. Um ein Haar hätten ſie den Fritz gefangen und uns mit. Das iſt eine Verwirrung, wie der Himmel ſeit dem Thurmbau zu Babel keine wieder geſehn hat. Freund und Feind rennt aneinander und purzelt übereinander; zwei fangen einen und werden von dreien wieder gefangen. Dazwiſchen das Zähneklappern, Heulen und Fluchen der Verwundeten, die der Froſt an den feuchten Boden angenagelt hat. Und die unzähligen Feuer durch die Haide machen einen vollends blind. Und an Allen Blau und Weiß durcheinander.

Friedrich (ſpricht beim Schreiben).

Sobald der Morgen graut wieder formiren, die Infanterie nicht feuern, mit gefälltem Bajonet. — Ordonanz.

Ordonanz.

Hier.

Friedrich (giebt ihm das Papier).

Da; an Hülſen.

Ordonanz.

Wo?

Friedrich.

Auf dem Schlachtfeld. Wo die meiſten Todten und Verwundeten — das iſt ſeine Spur. Avant!

Ordonanz (ab. Trompeten in der Ferne freudig).

Huſar.

Straf mich Gott, Fritz; das iſt die Stimme der Ziethen'ſchen!

Siebente Scene.

Franz, den schwer verwundeten Wilhelm auf den Armen, legt ihn am Feuer nieder ohne Fritz zu gewahren. Vorige.

Franz (zum Grenadier Manteufel).

Grenadier, habt ihr meinen Vater gesehn?

Grenadier Manteufel.

Den alten Nepkow? O ja.

Franz.

Lebt er noch? Ist er gesund?

Grenadier Manteufel.

Ob er lebt? Ob er gesund ist? Ihm fehlt nichts mehr auf der Welt, als sein Säbel. Der Säbel kränkt ihn im Himmel noch.

Franz.

Ist er todt?

Grenadier Manteufel (deutet auf die Leiche).

Da, fragt ihn selbst.

Franz.

Und hat nicht gewußt, daß wir gesiegt haben?

Grenadier Manteufel.

Das erste Wort, was wir hier hören. Der Fritz hat gesiegt! Viktoria (will aufspringen und fällt wieder zurück). Ja so — es geht nicht.

Franz.

Der Wilhelm wird's auch nicht mehr lange machen.

Grenadier Manteufel.

Kurz und gut; so lob' ich's.

(Ganz fern beginnt eine Stimme zu singen: Nun danket Alle Gott; dazwischen ferne Trompetenfanfaren. Allmälig fallen mehr Stimmen und fernere und nähere Musikchöre in den Gesang ein. Franz hat Wilhelm zu der Leiche des Vaters gelegt. Es wird allmälig Tag.)

Husar.

Da kommen zwei in weißen Mänteln. Straf' mich Gott, Vater Ziethen ist der eine; der andere der Lestwitz. Vater Ziethen, hierher! Hier ist der Fritz!

Achte Scene.

Ziethen. Lestwitz. Vorige.

Friedrich.

Ziethen? Was bringt er?

Ziethen.

Den Sieg von Torgau, Fritz. Ist das ein guter Morgen?

Friedrich (reicht ihm die Hand).

Er grüßt nicht anders. Danke.

Ziethen.

Nicht mir. Dem jungen Herrn da, der zur rechten Zeit mit einer Handvoll wackerer Kerle mir entgegen kam und die Daun'schen verwirrte und aufhielt, bis Hülsen auf seiner Kanone geritten kam und wir die ganze Geschichte zwischen uns hatten.

Friedrich.

Lestwitz, ich bin Sein Schuldner.

Lestwitz.

Nicht meiner, Sire. — Das Bataillon Bernburg hat seine Ehre gerettet. Ich rief: Freiwillige vor; das ganze Bataillon schrie: Hier, und so ging's in Daun's Batterien hinein und keiner sah sich um.

Franz.

Fritz, gieb uns unsre Säbel wieder. Wir haben Dresden ausgewischt.

Friedrich.

Ihr sollt sie haben (lüftet den Hut). Kinder, vor dem Regimente Bernburg hab' ich Respekt. — Adieu.

(Er besteigt seinen Schimmel und reitet von Ziethen und Lestwitz begleitet ab.)

Neunte Scene.

Vorige ohne Friedrich, Ziethen, Lestwitz.

Alle.

Adieu, Vater Fritz.

Erster östreich'scher Grenadier

(überreicht Uhr und Börse dem Grenadier Manteufel, der ihm zunächst sitzt).

Kamerad, ich bin euer Gefangener.

Grenadier Manteufel.

Behaltet's, Kamerad; könnt's weiter brauchen (dasselbe thun die übrigen Oestreicher).

Grenadier Prinz Heinrich.

Behaltet's als ein Andenken an die Convention auf der Torgauer Haide.

Franz (kniet bei Wilhelm und kann vor Schluchzen nicht reden).

Ach daß der Vater noch lebte! Ach daß der Vater noch lebte!

Wilhelm (mit immer schwächerer Stimme).

Bekommen wir sie wieder, Franz? Daß ich's dem Vater drüben sagen kann.

Franz (außer sich).

Freilich, Wilhelm, Herzenswilhelm! Sag' dem Vater, der Fritz hat den Hut gezogen vor unserm Regiment und hat gesagt: Kinder, vor dem Regiment Bernburg hab' ich Respekt. Und sag' ihm, hörst du, sag' ihm: sein Franz hat sich wacker gehalten, sein Franz hat den Hülsen herausgehauen, wie er von der Kanone gefallen war — hörst du? Und der Fritz hat den Hut gezogen, Wilhelm, der Fritz —

Wilhelm.

Wie er sich freuen wird. Franz, mir wird schlimm.

Franz.

Und der Fritz hat gesiegt, hörst du? Vergiß nicht —

Wilhelm.

Gott erhalt' ihn, den Fritz! — Grüß mir die Guste (stirbt).

Franz.

Ich will's. Ich will sie grüßen, bleib' ich am Leben. Ach Wilhelm! Herzenswilhelm! — Er hat's ausgemacht. —

(Sonnenaufgang; der Gesang kommt immer näher, die auf der Bühne stimmen mit ein. Das Orchester nimmt den Choral auf und schließt, nachdem der Vorhang gefallen, mit einer Jubelsinfonie.)

Ende des Vorspiels.

Otto Ludwig v. Gisleb.

Nachrichten.

Leipzig, den 23. Oktober. Das schöne Ereigniß letzter Woche, das Goethefest in Frankfurt, hat leider hier keine besondre Theilnahme gefunden. Man hat mir, der ich dafür zu werben suchte, entgegnet, Leipzig sei nicht der Ort für eine Goethefeier. Das ist natürlich eine so allgemeine vage Redensart, daß sie ohne besondren Nachweis keine besondre Bedeutung hat. Was könnte einem Orte, der wenigstens äußerlich ein Mittelpunkt für Literatur ist, Uebleres nachgesagt werden als Gleichgiltigkeit für den großen Dichter! — Eingestehn muß ich, daß ich keinen Anklang gefunden habe mit meiner Behauptung: der Tag ist eine der schönsten Veranlassungen zu Freude und Feier, er kommt nicht wieder, er ist die größte Gelegenheit zu parteiloser Verherrlichung des deutschen Genius, zur Verherrlichung großer literarischer Grundsätze.

Freilich wird unsre Unthätigkeit durch zweierlei Gründe einigermaßen entschuldigt. Erstens hat man von Süddeutschland aus zu lange gezögert mit Einsetzung des Festes überhaupt und mit Ansetzung des Tages insbesondre. Kurz vor der Festwoche erfuhren wir erst etwas Positives, und ich für meine Person rüstete mich sogleich, nach Frankfurt zu eilen, denn, offen gestanden, ich schwärmte dafür, in diesen Tagen herber Parteiung an der Feier des großen Poeten Theil zu nehmen, der doch so hundertfältige Stimmen in seiner prächtigen Harmonie vereinigt, und bei dessen Gedächtnisse unsre edelsten Fähigkeiten erwachen und sprechen würden. Das ist ein Fest, dachte ich mit einem Worte, welches eine poetische Erquickung, ein reines deutsches Glück bietet, das Niemand stören kann! Denn wer es antastet, der ist ärmer als wir, die wir den deutschen Weltpoeten in Goethe lieben und verehren. Ich hörte die alten wunderschönen Lieder, die weisen Sprüche, ich sah das olympische Lächeln, in welchem wir so oft geschwelgt, der ganze Erdenhimmel Goethe's blühte auf — und doch konnte ich selbst mit all dieser feurigen Theilnahme die Hinreise nicht ermöglichen, weil ich zu spät über Fest, Tag und Stunde unterrichtet war. Wir sind ja alle durch Geschäfte und durch tausend Fäden an die Scholle gebunden und die freien Libellen der Schriftstellerei existiren kaum noch. Wo sie aber noch existiren — und ich fand kurz vor Abgang des letzten Postwagens wirklich einige auf — da sind sie arm an irdischen Gütern. Was man auch Gegentheiliges schwatze, wir sind immer noch die armen Literaten, welche vierzig Thaler Reisegeld nicht in der Tasche haben. Und unglücklicherweise fehlt gerade nach Süddeutschland hinüber die Eisenbahn noch und es schatzt uns Thurn und Taxis noch. Für die Hälfte der Summe, welche von hier nach Frankfurt gefordert wird, reis't man von hier, von der Mitte des Landes, bis an's Meer. Dies lähmte auch die Libellen.

Zweitens ist das Schillerfest hier bei uns vor der Thür, ein Fest von eben so großer Berechtigung, und man wendete mir ein: da jetzt nur etwas Uebereiltes und Unvollständiges zu Stande kommen könne, so solle man die Feier des Goethe'schen Standbildes mit der Feier Schiller's vereinigen. Unsre beiden größten Poeten bieten ja das Bild großartigster Freundschaft dar, und die also zusammengezogene Feier möge eine symbolische Bedeutung haben, die den Sinn nur erweitern, den Genuß und das Urtheil nur heben kann.

Ich hoffe, so wird es geschehn, und unsern Brüdern in Süddeutschland mögen diese Zeilen sagen, daß es auch hier Seelen gegeben, welche mit ihnen glücklichen Auges auf dem Standbilde unsers großen Meisters geruht haben und im Geiste bei der Dichterfeier gewesen sind. War's auch nur der Kupferstich, welcher uns zugekommen! Auch er zeigt schon, daß Schwanthaler unsern alten Herrn, den ewig jungen, vortrefflich hingestellt hat an Luft und Sonne, ein würdig Wallfahrtsbild für die fern Wohnenden im Vaterlande, ein Wallfahrtbild, von welchem noch manche ächte Wunder ausgehn werden. **H. L.**

Leipzig, den 24. Oktober. Lady Ellen, ein neues Lustspiel von Louise Mühlbach, ist diese Woche hier mit ziemlich günstigem Erfolge aufgeführt worden. Also die erste Dame unter den jungen Dramatikern, und offenbar mit Talent ausgerüstet. Sie hat die Anekdote gewählt, nach welcher eine Engländerin im Schuldgefängnisse rasch den ersten besten Friseur heirathet, weil er nach englischem Gesetz als Gatte für sie einstehen muß im Gefängnisse und sie freigegeben werden muß. Dies ist zwar etwas forcirt und unwahrscheinlich aber mit dreistem Angriff auf theatralische Handlung dargestellt. Es ist nicht, wie bei unsern Anfängern gewöhnlich, Raisonnement zur Hauptsache gemacht, und dieser Dame ist also wahrscheinlich Theaterzukunft vorbehalten, wenn auch nicht geläugnet werden kann, daß Lady Ellen in Motivirung noch Manches zu wünschen übrig läßt.

Berlin, den 23. October. Mit dem Geburtstag des Königs hat nach den ministeriellen Verfügungen das akademische Wintersemester begonnen, und die meisten Professoren, die jüngern gewiß alle, haben bereits ihre Vorlesungen eröffnet. Am 17. wurde in der Aula nachträglich der festliche Tag gefeiert, da an dem Tag selbst die Uebergabe des Rectorats und die an solchen Wechsel geknüpften Förmlichkeiten vorgenommen werden mußten. Die Rede hielt diesmal unser berühmter Prof. Ritter, der sich zum Vorwurf derselben aus seiner Wissenschaft den Oelbaum wählte, und nachdem er von seiner Verbreitung über die ganze Erde, seiner Fruchtbarkeit und seinem Symbol gesprochen hatte, auf höchst geschickte Weise an die Feier des Tages anknüpfte. „Haben wir auch", waren ungefähr die Worte, „in unserm kalten Norden keine Oelbäume, so haben wir doch statt dessen die segensreiche Regierung Friedrich Wilhelm's IV., deren Früchte die des Oelbaums sind." Das Rectorat hat bekanntlich Hr. Hecker übernommen, von dessen Charakter man allerseits Günstiges erwarten will. Unter den Vorlesungen wüßte ich Ihnen wenig hervorzuheben. Rückert lies't Arabisch, Jakob Grimm gar, Schelling „vorläufig" nicht. Nach Gruppe's, des neugebacknen, Anschlag habe ich mich vergebens umgesehen, obwohl er bereits eine Stunde bestimmt. Aimé Huber — dessen „Janus" beiläufig erst im Januar erscheinen wird — hat ein Publikum über Moreto's desden con el desden angekündigt, ein Drama, das in Deutschland unter dem Namen Donna Diana nicht unbekannt ist. Aber Hr. Aimé Huber findet hier in Berlin kein dankbareres Auditorium als in Marburg, denn in der ersten Stunde erschien ein neugieriger Student und Hr. Kriminaldirektor Hitzig als Chorus. Das war hart, nicht wahr? Aber es ist noch nicht Alles. Hr. Hitzig, der kleine Freund aller großen Männer, nahm sich des Verkannten an, machte die Sachlage in der Voß'schen Zeitung öffentlich bekannt, und bat, indem er jene erste Vernachlässigung mit Unkenntniß u. s. w. entschuldigte, um (stille?) „Theilnahme" für Hrn. Huber! Auch zu der Feier des demnächst erfolgenden Geburtsfestes der Königin werden Vorbereitungen getroffen, und zwar studirt man dazu, wie ich höre, bereits den Tieck'schen „Blaubart" ein. Es ist weit mit uns gekommen, daß man solche Tage nicht besser zu begehen glaubt, als mit Aufführung eines Kindermährchens. Tieck wird wahrscheinlich von der Tantième, wenn er sie in Anspruch nimmt, eine reichere Ausbeute machen, als die neuern Dramatiker zusammen. Zur Eröffnung des neuen Opernhauses bereitet man eine dreiaktige Oper von 23 Nummern, von Meyerbeer vor. Bekanntlich sollte es ursprünglich nur ein Akt werden, und Mendelssohn, wie Spontini das Weitere vertreten, aber wer wollte der Fürsorge Meyerbeer's Schranken ziehen? Jetzt sind es, wie gesagt, drei Akte, und alle übrigen Bemühungen unnöthig. Ganz in Einigkeit ist es aber doch nicht hergegangen. Meyerbeer nämlich will, daß seine neuengagirte Sängerin, Dem. Lind, den ersten Abend darin debütiren soll, Hr. v. Küstner aber besteht darauf, daß Fräul. Tuczek bei der Eröffnung singe und Dem. Lind später. Die Entscheidung liegt dem König vor, und wird allem Anschein nach, zu Gunsten Meyerbeer's ausfallen. Spontini, der eine Festouvertüre componiren wollte, ging Hrn. v. Küstner um die Erlaubniß an, bei der Aufführung dirigiren zu dürfen, und der Intendant glaubte dabei keine Hindernisse zu sehen. Plötzlich aber gab der Polizeipräsident v. Puttkammer der Sache eine andre Wendung, indem er erklärte, er werde in jenem Fall „für nichts stehen", und durchaus keine Sicherheitsmaßregeln, vulgo Gensd'armen, stellen. So gehört denn der Festabend allein Hrn. Meyerbeer. Gegenwärtig macht Auber's „Sirene" immer ein volles Haus, trotzdem daß die Aufführung eine sehr mangelhafte ist. Das Libretto ist reich an Humor und fesselt das Interesse, in der Musik hat sich Auber schamlos bestohlen. Ueberall Anklänge an Fra Diavolo, die Stumme u. s. w., auch Stellen aus Robert dem Teufel und dem Postillon sind deutlich erkennbar. Natürlich ist auch viel Melodie und Ohrenmusik darin, wie das Quartett am Schluß des ersten Akts und die Gesänge der Sirene. Hr. Mantius und Fräul. Tuczek tragen das Ganze durch ihr lebendiges Spiel und die Frische ihres Gesanges. Kläglich dagegen ist der Tenor des Hrn. Pfister, der nur von seinem Spiel übertroffen wird, und eine wahre Beleidigung des Publikums scheint es, Hrn. Schneider, den Schauspieler, in der Oper figuriren zu lassen. Es wird uns jeden Monat einmal offiziell, bald in diesem, bald in jenem Zeitungsblatt vorgerechnet, welche enorme Kräfte wieder gewonnen, welche Opfer wieder gebracht sind, und man hat auf dem ganzen Repertoir keinen Buffo, und besetzt die Rolle mit einem trivialen Possenreißer. Möge sich Hr. Schneider mit Rollen in seinen „Genrebildern" begnügen! Für das Schauspiel erhalten wir nun Hoppé, der in Braunschweig seine Konventionalstrafe erlegt hat und jetzt mit 4000 Thlrn. lebenslänglich engagirt sein soll. Mad. Birch-Pfeiffer, die uns nur noch fehlte, ist vor längerer Zeit schon eingetroffen, ohne jedoch bisher ihr Engagement schon angetreten zu haben. — Auf dem Felde der Literatur ist neuerdings Th. Mundt mit einem Roman „Karmela, oder die Wie-

dertaufe" hervorgetreten. Der Inhalt deſſelben iſt ziemlich unbedeutend, ſogar theilweiſe ohne feſten Zuſammenhang. Der Verfaſſer will darin eine Art Myſterien oder vielmehr „Oeffentlichkeiten" von Berlin geben, und hat einzelne Perſonen dazu grade aus ſeinem Leben genommen. Aber die Waffe, mit der er gegen die Jungheglianer zu Felde zieht, iſt eben keine würdige. Sie „ſchäbig an Gemüth und Sitten, ekelerregend, Nichtigkeiter" zu nennen, hätte er Wolfgang Menzel überlaſſen können. Auf die Wiedertäufer, die hier ihr Weſen trieben und viel intereſſanten Stoff bieten, iſt in dem Buch faſt gar nicht eingegangen, wiewohl ihre Geſtalten den Hintergrund zu füllen beſtimmt ſind. Auch die Charaktere, wenn man die flüchtig vorübergeführten Weſen ſo nennen kann, ſind unſicher ſkizzirt, ſo vor Allen der Vater Karmela's, der Arzt Sylvius, und die beiden Engländer, die ſich, kaum erſchienen, in dem Kahn Kugeln in den Leib jagen. Das Ganze ſcheint ungemein ſchnell und oberflächlich hingeworfen. — Schließlich noch theile ich Ihnen einen Vorfall mit, der in den Kreiſen der hieſigen Geſellſchaft Stoff zu vielem Gelächter giebt. Der Sohn der bekannten Frau v. Arnim, als Legationsſekretair in Kopenhagen ſich aufhaltend, hat ſeit geraumer Zeit die Zuſendungen des Hausminiſteriums remittirt und zuletzt daſſelbe verklagt, weil er auf den Adreſſen als ſimpler Hr. v. Arnim und nicht als Baron genannt war. Das Kammergericht nahm die Klage auf Verweigerung eines dem Kläger zukommenden Beſitzes an und ſtellte einen Termin, den das Hausminiſterium unbeachtet ließ. Jetzt hat das Kammergericht das Hausminiſterium in contumaciam zu Tragung der Koſten und Ertheilung des Titels „Baron" an den Kläger verurtheilt.

Braunſchweig, im Oktober. Charakteriſtik des Theaters. Als ich vor einigen Wochen über Braunſchweig und deſſen Theater berichtete, war es nicht meine Abſicht, letzteres zum Gegenſtande einer ausführlichen Beſprechung zu machen. Es geſchah deßhalb nur einiger der hervorragendſten Geſtalten Erwähnung. Um jedoch den Anſchein zu vermeiden, als wäre das unerwähnt Gebliebene nur der Schatten, aus dem jene Lichtpunkte leuchtend hervortreten, muß ich noch einige Ergänzungen hinzufügen. — Leider iſt mein erſtes Wort eine Wehklage, ein Seufzer der Betrübniß. Hoppé iſt nicht mehr die Zierde der Braunſchweiger Bühne. Mag er geglaubt haben, daß der Tempel des Ruhmes nicht in Braunſchweig zu erreichen ſei, oder daß die Stufen dorthin nur von Berlin aus führen — genug, er iſt uns untreu geworden. Da Hoppé lebenslänglich engagirt und keine Hoffnung vorhanden war, daß er freiwillig ſeines Contraktes entbunden werde, ſo konnte ſein Austritt nur gewaltſam geſchehen. Um ſeinen Verluſt um deſto herber zu machen, war für Montag der Fauſt angekündigt, nachdem Hoppé in letzter Zeit nur ſehr ſelten aufgetreten war. Aber Tags zuvor verſchwand er, wahrſcheinlich um nicht wiederzukehren. Schwerlich wird ſich ein Künſtler wiederfinden, der ihn uns erſetzen kann und manches Stück wird vom Repertoire verſchwinden, deſſen Aufführung bisher einen Glanzpunkt im Leben des Theaterfreundes bildete. — Kann uns einigermaßen dafür tröſten, was uns geblieben iſt? — Ich glaube: ja. Vier Geſtirne ſind es (außer den bereits früher Genannten) die am Braunſchweiger Kunſthimmel ſchon ſeit geraumer Zeit glänzen, ohne deßhalb ſchon im Verlöſchen begriffen zu ſein. Sie heißen: Gaßmann, Schütz, Kettel und Höfler. Die Zeit als dieſe, noch Jünger in der Kunſt, an fremden Muſtern ſich heranbildeten, iſt nicht bei allen dieſelbe. Gaßmann und Schütz gehören offenbar einer Periode an, die andre Geſetze des Geſchmackes geltend machte, als die gegenwärtige Zeit. Gaßmann repräſentirt das Zeitalter, als Iffland und Kotzebue den Thron inne hatten, als das Familienleben im Schlafrocke auf der Bühne ſich zeigte, als das erſte und alleinige Erforderniß eines guten Schauſpielers die eigentliche, proſaiſche Natürlichkeit war. Darum gelingen ihm vortrefflich ſolche Väterrollen, welche eine gemüthliche, hausbackene Laune oder die derbe Gerabheit des Biedermannes oder die polternde Widerſetzlichkeit eines geplagten Ehemannes verlangen, weniger jedoch heroiſche Charaktere, in denen er nicht frei von Manier iſt. — Diejenige Richtung, welche ſich dem Iffland'ſchen Natürlichkeitsprinzip gegenüberſtellte und die Verwirklichung Schiller'ſcher und Goethe'ſcher Ideale zur Aufgabe machte, findet ihren Vertreter in Herrn Schütz. Er iſt einem großen Theile des deutſchen Publikums aus früherer Zeit als tüchtiger Darſteller von Heldenrollen, wie Wallenſtein, Götz von Berlichingen, Karl Moor ꝛc. bekannt, und allerdings iſt er ſchon durch die Natur, welche ihm ein ſehr kräftiges Organ und eine impoſante Figur verlieh, auf dieſes Fach hingewieſen. Es wird wenige Schauſpieler geben, die das Theoretiſche und Techniſche ihrer Kunſt ſich ſo zu eigen gemacht haben, wie er. Das wirkliche Genie freilich ſchafft aus ſich ſelbſt heraus oft mehr, als alles Studium hervorzubringen vermag. Es kann z. B. ein Darſteller den Fauſt wörtlich im Kopfe haben, jedes Fältchen dieſes Charakters aufgefunden und ſtudirt haben, er kann von der reinſten Begeiſterung für

Goethe's Genius durchdrungen sein, und vielleicht dennoch durch seine Darstellung kein anderes Interesse erregen, als derjenige empfindet, der im stillen Kämmerlein seinen Faust liest. Hr. Schütz excellirt auch zuweilen im Komischen, obgleich er weniger im Lustspiel auftritt. Sein „Neptun" im „Weltumsegler wider Willen" war eine höchst ergötzliche Figur. — Auch Kettel ist ein Künstler, dessen Ruf sich nicht allein von Braunschweig aus datirt. Er besitzt Geist, Lebhaftigkeit, große Wahrnehmungsgabe und zeichnet sich besonders im Zusammenspiel aus. Er würde gewiß Ausgezeichnetes im Extemporiren leisten, wenn dieses Talent sich auf unsrer Bühne geltend machen dürfte. Sein bisheriges Rollenfach waren die sogenannten Bonvivants, die er auch jetzt noch giebt. Doch fängt er bereits an, dieses Feld mit Resignation zu räumen und sich älteren, launigen Rollen zuzuwenden. Er ist bekannt als Bearbeiter vieler französischer Originale, von denen einzelne die Runde auf den meisten Theatern gemacht haben. — Der vierte der Obengenannten, der erste Liebhaber, Höfler, zählt besonders unter dem schönen Geschlechte zahlreiche Verehrerinnen. Hübsche Theaterfigur, elegante Tournüre, weiches Organ, sprechende Augen sind seine äußern Vorzüge. Seine Charaktere zeichnen sich durch edle, warme Auffassung und Ausführung aus; er fällt jedoch leicht in den Fehler, in sentimentalen Partieen ein weinerliches Pathos anzustimmen, welches seine Wirkung verfehlt. Eine treffliche Leistung ist sein Don Carlos. Schade, daß sein Organ großen Anstrengungen nicht gewachsen ist und leicht heiser wird! Leider ist ihm dadurch das Terrain der Heldenrollen unzugänglich gemacht. — Wenn die erwähnten Heroen als Hauptstützen des Braunschweig'schen Theaters zu betrachten sind, so dürfen deßhalb einige der Dii minorum gentium nicht ganz unerwähnt bleiben. Dieß gilt besonders von Hrn. Größer, der ein entschiedenes Talent für die Copie lebender Originale und für kleinere Charakterrollen, besonders aber für die Darstellung komischer Renommisten hat. Von großer Wirkung ist sein Spiel im Aschenbrödel als Vater der drei Schwestern. Auch Hr. Heymann ist sehr achtungswerth als zweiter Liebhaber und in der Darstellung bornirter Charaktere. — Ich gehe nun zu den Darstellerinnen über, von denen ich die liebenswürdige Schütz und die erste tragische Liebhaberin Mad. Größer bereits früher genannt habe. Die letztere weiß auf der Bühne zu imponiren, besonders in Rollen, welche weiblichen Stolz und geistige Ueberlegenheit zu entwickeln haben. Ihre Lady Macbeth, Marlborough und Milford können als Musterrollen gelten. Für jüngere ernste Rollen haben wir in Fräul. Stephany eine talentvolle Künstlerin, die jedoch Schatten und Licht noch nicht gehörig zu vertheilen weiß und das rührend-sentimentale Element oft zu sehr vorherrschen läßt. Ihr Aeußeres ist angenehm, ihr Auge fast zu feurig. — Eine sehr willkommene Acquisition haben wir kürzlich an Fräul. Liebig gemacht, eine Oestreicherin (wie ihr, noch etwas stark prononcirter Dialekt verräth) mit glücklichen Naturanlagen, angebornem Humor und Leichtigkeit in der Bewegung. Unter den Auspicien eines Vorbildes, wie Mad. Schütz, wird sie gewiß bald der Liebling des Publikums sein. Auch Mad. Kerkhoven ist allerliebst in Soubrettenrollen; tragischer Pathos jedoch gelingt ihr nicht. Unter den Darstellerinnen von ältern Rollen zeichnen sich Mad. Kettel und Mad. Gaßmann aus. — Dieses ist das hauptsächliche Personal, in deren Hände das Schicksal der dichterischen und undichterischen Produkte der ältern und neuern dramatischen Literatur für Braunschweig gelegt ist. Was das Repertoire betrifft, so gilt von diesem dasselbe, was sich von den meisten andern Theatern sagen läßt. Viel Oper, viel Uebersetztes, wenig deutsche Original-Produkte, am wenigsten classische Tragödien. Es liegt dieses im allgemeinen Geschmacke der Zeit, der auch einmal, vielleicht bald, seinen Wendepunkt erreichen wird. Unserm ausgezeichneten Dr. Köchy gehört übrigens das Verdienst, daß er mit edler Begeisterung bemüht ist, dem Publikum von Zeit zu Zeit eines der besten neuern vaterländischen Produkte, und zwar in der würdigsten Gestalt, vorzuführen.

Merx.

Stuttgart, den 18. September. Tristan und Isolde. Gedicht von Gottfried von Straßburg. Uebertragen und beschlossen von Hermann Kurz. Stuttgart, Rieger'sche Buchhandlung und Becher & Müller. 1844.*) — Während die deutsche Lesewelt, die Mysterien von Paris im Sinne, gierigen Blickes der erschrecklichen Geschichte von dem „juif errant" entgegensah und sich inzwischen mit der Lectüre von einigen Dutzend Uebersetzungsanzeigen des neuen Sue'schen Wunderwerks die Zeit vertrieb, hat sich ein junger

*) Das folgende Urtheil ist nicht von einem unsrer Correspondenten, die Redaktion kann also nicht die gewöhnliche Vertretung desselben übernehmen. Sie glaubt aber nicht zweifeln zu dürfen, daß die Empfehlung des Buches eine verdiente sei, und nimmt sie auf, weil sie einer jedenfalls ernsten poetischen Arbeit förderlich sein möchte.

schwäbischer Poet hingesetzt, um mit treuer Pietät eines der echtesten deutschen Dichterwerke im Gedächtniß der Nation wieder aufzufrischen und bescheidenen, aber tüchtigen Sinnes der Vollendung entgegenzuführen. Die unvollendete, wundersame Dichtung Gottfrieds von Straßburg treffend mit einem unsrer ebenfalls unvollendet gebliebenen Dome vergleichend, ist er daran gegangen, „dem Münster einen Roththurm aufzusetzen, eine freie von den Fortsetzungen Heinrichs von Friberg und Ulrichs von Thürheim unabhängige Arbeit, welche sich an Gottfrieds Werk, als die für uns authentische Gestalt der Sage, anreihen und doch zugleich, ohne die Prätension einer unmittelbaren Erbschaft, für einen Abschluß der Immermann'schen Dichtung gelten könnte." Mit der frommen Begeisterung, womit er seine Arbeit unternommen, vereinigt sich in selber durchweg jene beharrliche Gewissenhaftigkeit, welche als eine so schätzenswerthe Eigenthümlichkeit Alles charakterisirt, was bisher der Feder von Hermann Kurz entflossen, der mit zu den wenigen unsrer jüngeren Autoren gehört, die mit ernster Beharrung an der Entwicklung und Fortbildung ihres Talentes arbeiten und der buntschillernden, über Nacht platzenden Seifenblase eines durch hohle Windmacherei und Wichtigthuerei erschnappten Rufes das Bewußtsein redlichen und soliden Strebens vorzuziehen wissen. Wer die Mühsale einer wahren und getreuen Wiederdichtung unsrer mittelalterlichen Epen auch nur oberflächlich kennt, wird dem Wiederdichter von Tristan und Isolde seine Anerkennung nicht versagen, und wer je dieses herrliche Lied von der Liebe Lust und Leid, sei es nun in der Gestalt, welche ihm Gottfried, oder in der, welche ihm Immermann gegeben, mit Bedauern über das Abbrechen desselben aus der Hand gelegt, wird dem Vollender herzlichsten Dank wissen und darf es mit vollstem Recht. Denn aus dem „Roththurm", welchen er Gottfrieds Werk aufzusetzen unternahm, ist unter der Hand des bauenden Dichters eine die wundersame Mähre stattlich krönende Warte geworden, welche einen ergreifenden Ausblick in den Zauberwald der Sage sowohl, als auch in die ewigen Räthsel des Menschenherzens eröffnet. Wir leben der Hoffnung, daß es in Deutschland noch Leser gebe, welche auf solch einer luftig und schlank gen Himmel strebenden Warte sich umzuschauen lieben, statt den französischen Autoren blindlings in ihre Höhlen zu folgen. Was für eine Sprache der Vollender von Tristan und Isolde sie hören läßt, mögen sie aus folgender Betrachtung über Männerliebe und Frauenliebe entnehmen, womit diese kurze Anzeige empfehlend abgeschlossen sei:

Mannesherz ist ein ärmlich Ding!
Ihm ist keine Labung zu gering,
Den Durst zu stillen, der ewig flammt,
Die Sehnsucht, die vom Himmel stammt.
Der Mann, der Alles verloren hat,
Ißt sich mit Lust am Staube satt:
Wenn ihm Gott, Lieb' und Freiheit fehlen,
Kann er noch Steckenpferde quälen.
Die enge Brust voll Eigensucht,
Haschet er nach jeder kleinen Frucht,
Die winkend ihm in's Auge sticht,
Ein armes Stündchen Lust verspricht,
Und hat er dran gekühlt den Sinn,
Wirft er das Spielzeug wieder hin.
Seine Unruh mag er in dem nicht'gen,
Dem lauten Treiben leicht beschwicht'gen,
Und nimmer thut er doch sein Ich,
Auch in der Liebe nicht, von sich,
Das freilich, so hat es Gott bestellt,
Die Wurzel ist, die da sprengt die Welt.
Kaum, wie sich auch die Loose schwärzen,
Stirbt einer am gebrochnen Herzen.
Ein Weib, das liebet, ist nicht mehr
Ein Ding von Staube, grob und schwer:
Sie starb der Erde blöden Banden,
Und ist in Himmelsluft erstanden.
Wie ist ihr Herz so still und rein:
Ihr Du nimmt all ihr Wesen ein,
Für das sie starb, ihr andres Ich,
Und in ihm wohnt Gott sichtbarlich.
Ihr Lieben, das nichts Eignes kennt,
Ist Sterben, Opfer, Sacrament,
Ein Gottesdienst, das ist ihr Lieben!
Drum kann ihr Glück nie ganz zerstieben:
Wenn ihre Sterne all' erblassen,
So ist sie nicht getäuscht, verlassen,
Mit dürft'gem Ich arm, bloßgestellt:
Im Herzen ihre wahre Welt
Bleibt, wie sich auch das Auge feuchte,
Ein Tempel mit der ewigen Leuchte
Drin für und für mit sanftem Wehn
Die Gottheit waltet ungesehn,
Wo ihr im Schein verloren Gut
Im Wesen unverloren ruht,
Unsterbliche Glut von Himmelsfunken,
Den sie aus Staub und Nichts getrunken!
Ja, oder bricht zu tief die Pein,
Zu nächtlich über sie herein,
Da quillt statt Thränen Blut, da schwellen
Zurück zum Herzen seine Wellen,
Der Liebe zart Gefäß zerspringt,
Eh' es unheilige Glut durchdringt,
Der Tempel stürzt und liegt begraben,
Eh' ihn Nachtgeister verwüstet haben.

Wien, 16. Oktober. Die Preßprozesse — die Todtengräber der geistigen Bewegung, die Todtenglocken des Polizeistaates — sind bei uns jetzt im Schwunge. Kaum sind die

Unterſuchungen gegen Schuſelka und Rank verſchmerzt, ſo taucht bereits eine dritte gegen Wiesner auf, der uns das ſo merkwürdige Räderwerk der „ruſſiſch-politiſchen Arithmetik" enthüllte. Geraume Zeit verhallte die nordiſche Klage gegen ihn, endlich zündete ein Bannſtrahl von der Newa und Wiesner wird lange nach Erſcheinen ſeines Werkes vor die Schranken der Preßpolizei gezogen. Trauriger Beweis, daß die Morgenröthe auf dem Gebiete der frei ſein ſollenden Wiſſenſchaft, die man uns ſo oft verkündete, nichts war, als ein — Nordlicht. Wiesner hat ſich, wie man allgemein erfahren, über die Motive zur Verfaſſung ſeiner Schrift und zur Drucklegung derſelben ohne öſtreich'ſche Cenſurbewilligung mit ehrenwerthem Freimuth zu Protokoll geäußert. Man giebt ſich der gerechten Hoffnung hin, daß ſein glückliches Streben, die Wohlfahrtspläne und mikroſkopiſchen Fallen der Tengoborski'ſchen Schrift in ihrem wahren Lichte zu zeigen, ihm um ſo weniger Nachtheil zuziehen werde, als er ſchon durch Entkräftung der mehrfach producirten Behauptung, daß öſtreich'ſche Staatsmänner den fremden Diplomaten Mittheilungen über die ſonſt dichtverſchleierten Finanzen machten, eher Beifall, als Verfolgung verdient. — Wann wird man endlich einſehn lernen, wie nutzlos, wie kindiſch es iſt dem ſchäumenden Kataraкt des Zeitbewußtſeins lächerliche Dämme entgegenzuſetzen, wie thöricht es iſt Jenem gleichen zu wollen, der auf die kleine Quelle in Donaueſchingen ſeinen Fuß ſetzte und ausrief: Jetzt werden ſie in Wien keine Donau haben! Stopft immerhin den kleinen Quellen den Mund und ſetzt Euren plumpen Fuß darauf, der Strom der Zeit wird ſich doch ſelbſt durch Wien ſeine Wege brechen. — Was berichte ich Ihnen ſonſt? Ein Volk, das eine langweilige Geſchichte hat, iſt ein glückliches Volk, ſagt Montesquieu; wenn wir hier kein glückliches Volk ſind, ſo trägt wahrlich nicht Mangel an Langeweile die Schuld daran. Dieſes Uebergangswetter entzieht uns die Freuden der warmen Sonne, ohne uns die des warmen Ofens zu geben. In den Theatern ereignet ſich nichts, als daß der Vorhang alle Tage in die Höhe geht, — wir wollen den Vorhang darüber fallen laſſen. Herr Direktor Carl ſoll mit dem großartigen Projekte umgehn, unſerm verfallenden Burgtheater in ſeiner Bühne ein kraftvolles, deutſches Theaterinſtitut entgegenzuſetzen. Bereits wären tüchtige norddeutſche Schauſpieler engagirt und mehr als zehn Manuſcripte bedeutender Talente zur Aufführung vorbereitet. Wir könnten uns zur Realiſirung dieſes Projektes nur Glück wünſchen, wom Direktionsgenie Carl's, das bisher nur einen untergeordneten Wirkungskreis fand, ließe ſich eine Regeneration der Wiener Bühnenzuſtände erwarten. Mit der ſogenannten Lokalpoſſe will es ohnehin nicht mehr recht fort und ſie wird wohl mit dem letzten Mohikan derſelben, Neſtroy, zu Grabe getragen werden. Auch unſer Volk iſt ein wenig vom Ernſt moderner Zuſtände berührt worden, es hat die unſchuldige Naivität verloren, die ihm die gerühmteſten Lokalſtücke früherer Zeit als Spiegel zurückwarfen, die Harmloſigkeit iſt zur Rohheit geworden, auch von der Volksbühne verlangen die Beſſern mehr Ernſt und die Andern bedürfen deſſen mehr. — Friedrich Kaiſer, der Donizetti der Lokalpoſſe, hat wieder zwei ſeiner Arbeiten, die weder Stücke noch Werke ſind, ſondern bloß Stückwerke, darſtellen laſſen. Das eine, im Joſephſtädter Theater gegebene, hat eine ſo direkte Beziehung auf beſtimmte Perſonen, daß die Aufführung für einige Tage unterdrückt, aber endlich wieder frei gegeben wurde. Es iſt nichts ſo grob geſponnen, es kömmt doch an's Licht der — Lampen. — Ein Gerücht, das die franzöſiſchen Taſchenwörterbücher im Preiſe ſteigen machen dürfte, beſchäftigt unſre Dandy's: Olle. Dejazet, die reizende Liebesgöttin des Palais-Royal, ſoll nach Wien kommen und in den Vorſtellungen unſrer franzöſiſchen Schauſpielergeſellſchaft einige Male mitwirken. — Im Burgtheater wurde vorgeſtern das einaktige Luſtſpiel „Drohungen", nach dem Franzöſiſchen von Georg Harrys, zum erſten Male gegeben. Wie die Journale melden, ging es ohne Anklang vorüber; geſehn habe ich es nicht, mich haben die Drohungen geſchreckt.

Asmodeus jun.

Paris, im Oktober. Heine kehrt in einigen Tagen von Hamburg wieder nach Paris zurück, auch Herwegh trifft wieder hier ein. Einige Blätter behaupteten, er ginge nach Stuttgart, er denkt nicht daran, wie die Berliner ſagen. Auch Ruge bleibt hier, obſchon er ſehr iſolirt hier lebt. „Vorwärts" wurde vor Gericht geladen, die Klage aber von der chambre de mise en accusation niedergeſchlagen. Die franzöſiſche Preſſe beſchäftigt ſich jeden Tag mehr mit Deutſchland. Die Frage der deutſch-franzöſiſchen Allianz iſt hier in der öffentlichen Meinung entſchieden, nicht ſo in Deutſchland. Ein junger Dichter hat hier ein dramatiſches Gedicht Luther geſchrieben, das ſehr bedeutend iſt. Auf die Bühne könnte es wegen der Cenſur nicht kommen. Was Cenſur iſt, kann man hier deutlich ſehen. Die Theatercenſur, Thiers' Machwerk, die ſo ſchüchtern hier anfing, hat bereits jedes ernſte Streben auf dem Theater getödtet. Man ſieht nichts als Teufeleien und Feenſtücke, neben-

bei religiöse Wunderstücke, die eben so abgeschmackt als unliterarisch sind. Deßhalb und deßhalb allein ziehen sich alle bessere Schriftsteller vom Theater zurück und schreiben Feuilletons. Daß Frankreich beständig tiefer sich in den Morast des Verfalls hineinwühlt, wer kann das läugnen? Ich werde Ihnen jedoch dies in einem gründlicheren Artikel zu beweisen suchen. Neulich machte ich die Bekanntschaft eines jungen und gebildeten preußischen Offiziers, Namens A. Leeso, der vergangenen Winter hier zubrachte um Frankreichs militairische, politische und soziale Zustände zu studiren. Er arbeitete eine Zeitlang im depôt de la guerre, bereiste die Provinzen Afrikas, und machte die Expedition nach Biscara mit. Von Oran ging er nach Spanien um dieses Land ebenfalls zu studiren. Er kehrt jetzt nach Berlin zurück und gedenkt einige Croquis über Spanien auf deutsch, und ein Werk in französischer Sprache über Frankreich zu publiciren. Dieses Buch wird gewiß Interessantes und Nützliches für Deutschland enthalten.

Aalen in Würtemberg, 2. Oktober 1844.

Herr Redakteur!

Außerhalb regelmäßigen Literatur-Verkehrs, wie ich bin, mußte ich zufällig jüngst in Bezug auf № 36. Ihres Blattes mir sagen lassen: hörst du nicht, wie hart sie dich verklagen? Da ich weiß, woher meine lieben Todesvögel neuerdings fliegen, konnte ich mir im Voraus ihre holde Stimme deuten. Nur, daß gerade in der Zeitung, in welcher der Verfasser der Briefe über Schwaben und Franken seine ersten literarischen Leiden und Freuden pflückte, die Stimme erschollen sei, machte mich nach dem Nähern verlänglich. Das Echo Hrn. Dr. Zeller's kam, ich las es und ich schreibe in aller Seelenruhe um — nicht bei dem mir unbekannten Hrn. Verkläger sondern bei dem Publikum dieser Blätter einigen möglichen Mißdeutungen entgegenzutreten, wie folgt. — Die Veranlassung zu meinem kleinen Aufsatz gegen Hrn. Vischer in den Grenzboten war die Entrüstung über den Shakspere-Artikel desselben im literarischen Taschenbuche, an welch letzterem ich keinen Theil habe. Bereits fand Kühne, Stahr, Köstlin selbst an diesem Artikel hinreichend auszusetzen, so daß schon darum von einer „allgemein anerkannten Vortrefflichkeit desselben" nicht die Rede sein kann. Ja, formell ist er trefflich wie fast Alles was aus jener scharfen Feder und jenem gescheidten Kopfe kommt. Aber materiell indigniete — und nicht mich allein — dreierlei darin! Erstlich der sittliche Leichtsinn und die daraus folgende ästhetische Verhunzungssucht gegen die tiefsten Motive und wahrsten Entfaltungen der Shakspere'schen Tragödien. Ferner die Wuth, womit Ulrici, mehr noch Moriz Rapp, der geistvolle Sprachforscher und sinnige Dichter, der Freund Uhland's und Hrn. Vischer's College — den ich persönlich nicht kenne — unter die Schulbank getreten wurde, weil sie sittliches Gefühl und ästhetischen Takt genug hatten, schwarz nicht weiß zu nennen, und weil Gott so auch dem Shakspere die Ehre zu geben. Daß Cordelia, noch mehr Othello's Gemahlin sündigten und darum büßten und darum im Tode erst zu voller Schönheit auferstanden, das ist meine Ansicht, so lange ich Shakspere kenne, dazu bedarf's keines pro- oder contra-Hegelthums, das fühlen und wissen Millionen Herzen mit. Zum dritten verletzte allgemein die Art, in der um des erst noch so verhunzten Shakspere willen die ganze moderne Poesie, weil überall ein ekles Haar in ihr sei, in die Gosse ausgeschüttet werden sollte. Wer blos an die Vergangenheit der Poesie und Philosophie sich hält, für den giebts keine Zukunft. Und wer im Leichtsinn auch die Untreue, die Herzenshärtigkeit, die Sünde heilig spricht — weiß freilich warum — von dem kann sicher kein Herz gegen die blutrothen „Feuerzeichen der Gegenwart: Armuth und Verbrechen" erwartet werden. Verstanden? — Ist man nun darum zu der traurigen Gestalt des „Conservatismus und der Reaktion übergetreten", wenn man von der bornierten, alle heutige und künftige Poesie, Religion und Sittlichkeit theoretisch und praktisch verneinenden Art, von der nur negativen Hegelei abtritt, welche nicht blos die Romantik, sondern auch die That erwürgen, die nicht blos Rückert sondern auch Herwegh und Alles Gegenwärtige, weil es leben will, todt machen möchte? Oder darf einer, der Freiheit, Vorwärts, also keine Fesseln auch des Systemes will, Einer, der Leben und That, nicht blos Theorie, Kritik und Negation jedes dem nächsten Horizonte Jenseitigen verlangt, nicht seine Stimme erheben nachdem er in schlimmer Sippe obschon bona fide gethan was ihm „Gott und die Welt verzeihen" möge, und so zumeist an sich selbst erfahren, wohin es in der blos verneinenden Rennbahn eilt? Es ist ebenso lächerlich als gewissenlos, Hegelei und Fortschritt zu identificieren! Lassen Sie nur noch 10 Jahre herum sein und Sie werden sehen, wie weit es die bornierten Mumien der Negativität mit Wissen und Leben, Kunst und Staat gebracht haben werden. — Dabei darf ich aber doch wohl z. B. Hrn. Vischer, dem ich

Vieles positiv und negativ verdanke, vor wie nach eine formell geistreiche, kräftige und gesunde Lessingsgestalt heutiger Literatur nennen, wenn auch sein Standpunkt bereits veraltet und er selber weit eher die sittliche Größe und geistige Quellkraft Lessing's ist, welche nie in altbackenem Kategorien-Gerümpel heimisch werden oder gar sich begraben konnte. Hr. Vischer hatte so gut als die ausschließlich Hegel'sche Richtung: selig seine Berechtigung. Aber wie er jetzt sich selber nachhinkt, und sich immer im Kreise dreht und das Alte auf's Neue wiederkaut und die Welt, so aus den Fugen, mit „neuen" Gliederungen der Aesthetik einrenkt, und sich einer sittlichen Weltanschauung mit bewußtem Willen fern hält, das ist? — Schade für sein ungewöhnliches Talent, den Nagel auf den Kopf zu treffen. Jetzt trifft er inhaltlich nur mehr den Nagel zum Sarge seines Ruhmes. — Ebenso treu bleibe ich bei aller wissenschaftlichen Abweichung meinem Lobe Hrn. Dr. Baur's, dessen ungeheure Gelehrsamkeit, dessen wissenschaftliche Freiheit wie jene Kräftigkeit des Vischer'schen Stils mir in Ewigkeit lieber bleibt als alle gescheitelte Geschmacklosigkeit und saftlose Kopfhängerei. Gesund und energisch muß auch das religiöse Leben sein, wenn es genießbar und fruchtbar sein will. Einer gesunden Religiosität weiß eine gesunde Wissenschaftlichkeit in allweg sich zu vermählen. Wo aber die beiden Schwestern einander fliehen oder gar verfolgen, da sind beide krank. Ist nur die eine gesund, so wird sie sich der Andern pflegend und liebend nahen um ihr Leben und Gesunden zu fördern. Nur eine fieberkranke, todtkranke Wissenschaftlichkeit aber kann meinen, der Welt die Religion todtschlagen zu müssen, um sie zu retten. — Mein — wie ich voraussetze, obschon er nicht ehrlich mit seinem ganzen Namen herausrückte — ehrenwerther Hr. Gegner möge nun weiter entschuldigen, wenn ich ihm sage, daß ich über den Prof. Mayer in Tübingen, der, so weit ich ihn von ferne kenne, auch jetzt so wenig wie früher mein Mann ist, gar nicht in den deutschen Jahrbüchern geschrieben habe, indem die Charakteristik der Universität Tübingen nur theilweise von mir war. Dagegen sei er versichert, daß ich meinen Artikel über L. Feuerbach in den Grenzboten gerade so gut wie den über Uhland's „Herzog Ernst" wesentlich noch heute schreiben würde, wenn er's nicht schon wäre. Die Grenzboten übrigens erinnern sich daß jene Analyse des Feuerbach'schen Wesens kein „Panegyrikus" war. Ich schrieb ihn von Berlin wegen Magdeburg, als ich bereits der bornirten Hegelei Valet gegeben und mich in unabhängiger Entwicklung mit Christenthum und Wissenschaft auseinandergesetzt hatte. — Was nun aber die „unbedingteste Hochachtung" gegen Dr. Zeller betrifft, so sollte ich, wenn ich nicht in die Strafe der „Absurdität" verfallen will, ein billiges Einsehen haben und sie dem großen Verfasser der kleinen anonymen Schmäh- und Lügen-Artikel zollen, welche die Jahrbücher der Gegenwart gegen mich für so eben erwiesene Freundesdienste — ohne persönliche Provocation von meiner Seite — brachten. Er kann sie brauchen. Ich gönne sie ihm und seine Gelehrsamkeit schätze ich wirklich. Sonst aber kenne ich meine alten getreuen und edelmüthigen „Freunde" von der Tübinger absoluten Clique durch und durch und gerade das sticht sie, daß ich so viele Histörchen zu erzählen wüßte. Ja ich kenne meine Leute. Aber ich wiederhole blos: an den Stufen des Götzenaltars absoluter Negation, als Feind des Christenthums und Spötter über alles Heilige, als platter Zotenreißer und frivoler Epikuräer „champagnertrunken und trüffelhaft" hat man keine Frage frei an Shakspere und Cordelia, an Poesie und Zukunft, in welche aus „Armuth und Verbrechen" Tod und Elend lobert, und welche vorweg Freiheit in Kopf und Herzen fordert. Freiheit aber in den Stricken des Systems, dessen Lücken und Inconsequenzen man kennt, aber nicht zur Consequenz darüber hinaus verstehen will, weil es zu unbequem (so hörte ich sagen) mit Neuem dasjenige zu vertauschen, was zu lernen so viel Mühe gemacht — Freiheit bei Faulheit des Denkens und Energielosigkeit des Thuns?...! — Meine Würfel sind gefallen, wenn auch mir und meinen Freunden nicht auf's Liebliche. Als sie noch Freunde schienen und um meine Feder buhlten, da lobten und suchten sie mich, nun ich nicht mehr nach ihrer Pfeife tanze, schmähen und verfolgen mich die edeln Helden. Das ist der Welt Lauf und kümmert mich nicht, denn ich folge meinem Genius. Ich glaubte Freundschaft bewahren zu können bei divergierender Weltanschicht und gab meine Beweise: sie reuen mich nicht auch bei solchem Dank. Im Uebrigen muß man Hammer oder Ambos sein. Wer nicht für mich ist, sei wider mich. — Mit der Bitte um Einrückung dieser Zeilen in Ihre nächste Nummer, habe ich, Herr Redakteur, die Ehre mich zu nennen Ihren ergebensten

Heinrich Merz.

Red.: Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hierbei: Die Mode № 44.

№. 44. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Sgr. 1844.

Moden.

Trotz der großen Auswahl von Seidenstoffen, die die Wintersaison in den geschmackvollsten Zeichnungen liefert, macht sich bis jetzt doch eine entschiedene Vorliebe für wollene Zeuge geltend. Besonders beliebt ist der Alpaga, den man sowol zu Mänteln, als zu Hausröcken und Kleidern verwendet; er scheint an die Stelle des Mousselinedelaine zu treten. Schon früher wurde eine Piquure de laine erwähnt und diese wird wegen ihres Seidenglanzes und schönen Faltenwurfs immer öfter zu Stadtanzügen gewählt. Ferner der einfarbige oder buntgedruckte Caschmir d'Ecosse, der Caschmir Termolama und endlich der ächte Caschmir bieten eine schöne Auswahl derartiger Stoffe dar. Die Lampas und Flanells für Morgenröcke nicht zu vergessen.

In Seidenzeugen bleibt die Mode der Damaste und der buntgestreiften Pekins fest angenommen. Außer den in derselben Farbe mit verschiedener Weberei gestreiften Seidenstoffen sind die zweifarbig gestreiften sehr beliebt. Auch abgepaßte quergestreifte Kleider erwähnt man häufig, doch scheint man dieser Art Kleider einen Besatz von schmalen Sammtstreifen, die den Rock des Seidenkleides fast ganz bedecken, vorzuziehen. Robes pyramides nennt man ein Kleid mit solchem Sammtstreifenbesatz, weil nach der Taille zu die Streifen immer schmäler werden. Der Sammtbesatz verdrängt überhaupt jeden andern Ausputz auf den Mittelkleidern, insbesondere aber die Falbeln. Bandrüchen oder Posamentirarbeit und Knöpfe sind jedoch auch häufig an Oberrockkleidern angebracht.

Ballkleider, insbesondere Creppkleider ordnet man mit Fransenbesatz an. Zwei Modelle dieser Art gefielen sehr, beide waren von weißem Crepp mit doppelten Röcken gemacht. Der untere Rock des einen Kleides war über dem Saum mit einer durchbrochenen Posamentirarbeit von grüner Seide und Gold besetzt, der obere viel kürzere Rock war vorn nach griechischer Weise noch kürzer in die Höhe gezogen als an den Seiten und endigte unten um den Rand mit Fransen, von grüner Seide und Gold gearbeitet. Ein Gewinde von grüner Seide und Gold gab den paßlichen Kopfputz. Das andere weiße Creppkleid hatte Silberfransen um den unteren Rock gesetzt und eine kegelförmige, silberne Posamentirarbeit stieg vorn zu beiden Seiten des oberen Rocks auf. Ein weißer Federkranz mit Silberblättern war dazu für das Haar bestimmt.

Mit dem Kopfputz beschäftigt man sich jetzt viel, da auch die einfache, ja selbst häusliche Toilette irgend einen Haarschmuck verlangt. Die Polkamützen, Bandkränze und Schmelznetze gehören den sehr jungen Damen. Die Barben und Doppelbarben von Spitze oder Blonde, schwarz oder weiß gewählt, mit Blumen oder Bandschalen verziert, stehen den jungen Frauen zu. Eine solche lange Spitzenbarbe mit durchbrochenen Goldborden zusammen arrangirt, giebt eine reizende Coiffüre. Die Hauben endlich trägt

Jedermann. Allgemein angenommen wird, daß man nur die einfache Morgenhaube mit Strichen garnirt, daß aber alle Putzhauben mit schrägen schön geordneten Falten, oder mit Neigegekraus garnirt sind. Ein Blumenkranz oder zweierlei Florband in einen Kranz gebracht um den Deckel der Haube laufend ist ein beliebter Ausputz der Hauben. Alle Putzhauben müssen über den Ohren sehr kurz sein und daher kommen die Ohrringe wieder sehr in Mode. Doch dürfen sie nicht lang hängend sein. Von Perlen und Marcassit gemacht in altmodischer Fassung sind sie ganz modern.

Jetzt hat man auch eine Art falscher Locken, die nie die Krause verlieren und die man mit dem eignen Haar zusammenrollt, sodaß dadurch die eignen Locken gehalten werden und nicht lang herunter fallen können.

Sowie man die Kleidermoden am Beginn neuer Jahreszeiten erneut, so verlangt auch auch die Hauseinrichtung in unserer wechselvollen Zeit jährlich eine modische Auffrischung. Was aber eigentlich dafür neumodisch oder altmodisch ist, läßt sich kaum scheiden, da man schon seit langer Zeit keinem bestimmten Styl folgt, sondern jedem harmonisch ordnenden Geschmack die freie Wahl unter den Geräthschaften aller Zeitalter gestattet. Die großen Räume, insbesondere die Gesellschaftszimmer, richtet man meist in classischem Styl ein, d. h. Stuck oder Freskenmalerei bedeckt die Wände und wölbt sich auf der Decke. Die Thüren sind matt, weiß gemalt und mit Goldeinlagen versehen, oder sie sind mit pompejisch bunten Feldern verziert. Die Fenster- und Thürvorhänge sind von schwerem bunten Damast oder Sammt gemacht, dessen feurig volle Farbe sich auf der einfachen Wandbekleidung günstig hervorhebt; auch sind die Vorhänge mit weißer Seide gefüttert. Die Lehnstühle, Sophas, Tische, Spiegeluntersätze u. s. w. sind nach antiken Formen gearbeitet und die Bezüge derselben von gleichem Stoffe mit den Vorhängen mit Goldnägeln befestigt. Die Tischplatten sind meist von Marmor gewählt oder mit schöner Steinmosaik bereichert. Die Kronen-, die Wand- und Thürenleuchter werden von antiker Bronze und geschliffenem Bergcrystall ausgeführt. Ein schönes Parquet in pompejischen Mustern gehört zur Vollendung des Ganzen und wird in diesem Styl durch keinen Teppich beeinträchtigt. Selbst bei bürgerlicher Hauseinrichtung ist es allgemein angenommen, daß man die zusammen geöffneten Gesellschaftszimmer ganz gleichmäßig ausstattet, sodaß derselbe reiche Teppich sich durch alle Zimmer zieht, das gleiche Papier die Wände deckt und die entsprechenden Möbelbezüge überall dieselben sind. Sind die Wände nicht wirklich mit Seidenzeug bezogen, so müssen doch die Muster des Papiers die modischen Stoffe nachahmen und so sind außer den Damasttapeten, die in derselben Farbe gestreiften Papiere am modernsten. Wie z. B. eine grüne oder blaue matte Grundfarbe, auf der breite Atlas- und Sammtstreifen von derselben Farbe laufen, und die nur durch den Atlas und Sammt ein abstechendes Muster bilden. Den mehr bürgerlichen Salons bleibt der Renaissancestyl der Möbel am zupaßlichsten und diese führt man von Eichenholz, Palisander, Rosenholz mit eingelegten Adern u. s. w. sehr schön und kunstvoll aus. Sehr gesucht, insbesondere für Eßzimmer, sind weiß lackirte Möbel mit Goldverzierung. Die bunten Vorhänge dürfen in keiner neuen Einrichtung fehlen, doch zieht man die einfarbig gemusterten den vielfarbigen vor und hat daher den Kattun verworfen. Auch füttert man oft die bunten Vorhänge mit weiß oder bringt noch häufiger ein dünnes weißes Gehänge unter dem dichten schweren Ueberhang an.

Der geräumigern und gleichmäßigen Ausstattung der Salons entgegengesetzt drängt man in dem anstoßenden Boudoir und Schlafzimmer alle Capricen des Zeitgeschmacks zusammen und überfüllt sie mit den launenhaft gewählten Nippes der Herrin. Das Boudoir einer kunstliebenden Dame ist entweder im gothischen Styl. Dann faßt Schnitzwerk in Eichenholz die dunkelgrundigen Seidentapeten ein, auf der sich Goldrahmen mit classischen Bildern hervorheben. Die gothisch geformten Möbel ziert mannichfach bunte Stickerei und Kunstnippes aller Art überfüllen Tische und Etagèren. Oder ein anderes Boudoir ist mit braunem Leder, auf dem Golddruck sich hervorhebt, austapeziert, ein Tigerfell, eine Bärenhaut und ein Seehundsfell decken den Fußboden, am Plafond hängt ein venetianischer Kronleuchter von buntem Glas. Die Fenster sind tief umhüllt von weißseidnen Vorhängen, mit Goldborden umrändert und gefaßt. Auf dem Kaminsims, der mit weißem Moor bekleidet ist, und auf den Tischen sind ausländische Curiositäten aller Art ausgestellt und jedes einzelne Möbel repräsentirt eine fremde Volksthümlichkeit. Am kokettesten für eine schöne Dame ist aber ein Boudoir Pompadour, dessen Wände ein italienischer Tafft, rosa und grün gemustert, deckt, während eben solche Vorhänge einen rosigen Duftton verbreiten, und über einen weißen Spitzenvorhang sich gefällig drappiren. Die rocaille Möbel sind von Citronenholz mit ausgelegten Silberadern gemacht, mit rosa Seidenzeug bezogen und mit

grünen Rüchen verziert. Die Thüren und die größeren Möbel haben Einlagen von gemalten Porzellanplatten.

Auch reiche Stoffe, d. h. Seidengewebe mit Gold- oder Silbermuſter, und Verzierung von Goldfranſen und Quaſten, ja ſelbſt Perlenverzierungen ſind zur Decoration der Zimmer ſehr geſucht.

Die Schlafzimmer müſſen beſonders prächtig eingerichtet ſein, das gehört zur wahren Eleganz. Darin liebt man ſehr Fenſter wie Bettvorhänge von Guipüre zu machen und mit lichtfarbiger Seide zu füttern, ebenſo iſt dann die leichte Federdecke von Guipüre mit Seidenfutter bezogen und ſelbſt die Wände des Zimmers ebenſo. Ein Toilettentiſch mit Spitzenbehängen und Rokokogeſchirr von Silber oder altſächſiſchem Porzellan darf nicht fehlen.

Für alle Geſchirrform iſt Rokoko noch ſehr in Mode, beſonders auch zur Bedienung der Tafel, wie z. B. zu Schüſſeln, Aufſätze, Beſtecke u. ſ. w. An Tellern und Schüſſeln iſt ein gezackter oder gebogter Rand ganz neumodiſch, ſowie ein Muſter von feinen blauen und goldnen Linien gezogen. Die Zackenränder der Service ſind oft vergoldet, beſonders bei Deſſertgeſchirr, dies letztere malt man ganz modern nach altmodiſch meißner Art mit einem breiten gewundenen Bande und verſtreuten Blumen.

Die Gläſer will man alle venetianiſch, mit feinen matten Strichen gemuſtert und mit einem Fuß verſehen, haben. Oft findet man dies nicht reich genug und ſo bringt man wieder die Goldkanten und Vergoldungen der Gläſer ſehr in Aufnahme. Bunte Gläſer, ſowie Kronleuchter von buntem Glas, in denen lebende Pflanzen ranken, ſind ſehr beliebt. J.

Wanderſmiſſen im Seehund.

Ein Zeit-Quiproquo.

In den letzten Tagen des Novembers rollte durch das Hauptthor einer nicht unbedeutenden ſchwäbiſchen Stadt ein eleganter Reiſewagen, deſſen Inſaſſe den höheren Ständen anzugehören ſchien und im Gaſthofe zum „Kronprinzen" abſtieg. Seine Kleidung, beſonders der moderne Schnitt ſeines Paletots, erregte alsbald die Aufmerkſamkeit der anweſenden Gäſte. Die jungen Dandies drängten ſich mit möglichſter Höflichkeit ganz nahe an ihn, um wenigſtens den eigenthümlich glänzenden Stoff ſeines Paletots zu erforſchen, und ſchon hatte ein zufällig anweſender Modekünſtler die prüfende Hand vorſichtig an den Saum des auffallenden Kleides gebracht, als der ängſtliche Wirth die Frage an den Fremden ſtellte, ob er etwas zu genießen und ein eigenes Zimmer wünſche? „Ich danke für beides" erhielt er zur Antwort, „ich werde mich nur einige Stunden hier aufhalten und dann meine Reiſe nach der Schweiz fortſetzen. Wie weit rechnen Sie noch bis Friedrichshafen?" Einer der Gäſte wollte die Frage eben beantworten, als der Fremde, gleichſam im Selbſtgeſpräch, fortfuhr: „Wie beklagenswerth iſt es doch, daß in Deutſchland die Eiſenbahnen noch nicht ſo allgemein ſind! In Belgien .... in Brüſſel .... doch möchten Sie mir vielleicht die Adreſſen von einigen der bedeutenderen Handelshäuſer und einen Lohndiener geben?" — „Zu Befehl, mein Herr!" — In wenigen Minuten ſtand der Cicerone da. Der Fremde machte der Geſellſchaft eine höfliche Verbeugung und entfernte ſich.

„Wer oder was er iſt," bemerkte der Modekünſtler nach ſeinem Abgange, „intereſſirt mich wenig, ich möchte nur wiſſen, von welchem Stoff ſein Paletot ſein mag. Das Zeug ſchien ja ſo derb wie Fils und glänzte wie der feinſte Sammt! Ich . . ." „Man ſollte faſt meinen," unterbrach ihn lächelnd ein älterer Mann mit pfiffiger Miene, indem er den Schwäbiſchen Merkur, worin er geleſen, bei Seite legte, „man ſollte faſt meinen, Sie wären bei dem ‚Neueſten Pariſer Modeblatt' betheiligt, welches, wie ich höre, in einer hieſigen Buchhandlung erſcheinen wird. Nein, nein! der Fremde hat bei mir ein ganz anderes Intereſſe rege gemacht, und wenn ich nicht fürchten müßte, daß Sie mich für einen Kannengießer hielten, ſo möchte

ich wohl . . ." „Was meinen Sie? Was meinen Sie denn?" drangen auf einmal die übrigen in ihn. „Nun", erwiederte der Politiker mit bedeutungsvoller, selbstvergnügter Miene, „so viel ist mal gewiß, daß er ein — Flüchtling von hohem Range ist. Warum würde er sonst nach der Schweiz gehen und sich über den Mangel an Eisenbahnen dahin beklagen? Ist eine solche ängstliche Eile wohl bei einem Geschäftsreisenden natürlich?"

Auf den Mienen der meisten Anwesenden drückte sich Etwas aus, welches der ausgesprochenen Muthmaßung einigen Glauben zu schenken schien. „Aber" unterbrach ein Zweifler das längere Stillschweigen, „wenn der Mann wirklich ein Flüchtling wäre, was hätte er bei den hiesigen Kaufleuten zu thun?" „Finten, Finten!" entgegnete der Politiker, „nichts als Finten! Er will auf solche Weise allem Verdacht entgehen. Und kann er denn nicht auch Wechsel einzukassiren haben?" Dies Argument war schlagend.

„Ja ich will Ihnen noch mehr Beweise liefern," fuhr jener fort, „und täuscht mich nicht Alles, so weis ich sogar seinen — Namen." „Seinen Namen?" tönte es von allen Seiten, „seinen Namen?" „Allerdings seinen Namen!" sprach der Politiker. „Hörten Sie denn nicht, wie er vorhin von Belgien und Brüssel sprach? Gut! Nun so lesen Sie mal hier den Artikel im Schwäbischen Merkur, und Sie werden mir zugeben, daß der Fremde Niemand anders ist, als . . . ."

Der schlaue Politiker wurde in diesem Augenblick von einem neuen Ankömmling, dem fashionablesten Schneider der Stadt, unterbrochen, der athemlos in das Zimmer stürzte. „Wissen Sie schon," hob er keuchend an, „wer in unserer Stadt ist?" Alle horchten auf. —

„Vandersmissen, der belgische General Vandersmissen ist hier!" „Wie? was? Van . . . ." „Ja Vandersmissen! Was ich Ihnen sage! Sehen Sie, ich hatte eben gefrühstückt und schaute ein paar Augenblicke zum Fenster heraus, als ich einen elegant gekleideten Fremden die Frauengasse entlang gerade auf mein Haus zukommen sah. Er trat auch wirklich ein, und verlangte, daß ich ihm Etwas an seinem Paletot ausbessern möge. Da der Paletot von einem ganz fremden Stoff war, so fragte ich danach. „Es ist Seehund," sagte der Fremde. — Natürlich machte mich das stutzig. Ich schielte deshalb gelegentlich in den Hut des Fremden und las hier ganz deutlich den Namen Vandersmissen."

Der Schneider hielt triumphirend inne. „Sie haben ganz recht, Herr X.," nahm der Politiker alsbald das Wort, „ich selbst war eben, als Sie eintraten, im Begriff, dieselbe Meinung auszusprechen. Zur Bestätigung Ihrer Behauptung brauchen Sie bloß noch zu erfahren, daß der Fremde wirklich von Brüssel kommt und in die Schweiz zu flüchten gesonnen ist." Abermals wurde die Unterredung und zwar diesmal durch den Fremden selbst unterbrochen. „So, Herr Wirth," hub er an, „meine Geschäfte sind abgemacht. Sorgen Sie doch, daß mein Wagen angespannt werde." — „Unterthänigster Diener, Herr General," erwiederte dieser mit einem tiefen Bückling, „Ihre Befehle sollen sofort befolgt werden." — Der Fremde schaute den Ueberhöflichen voller Verwunderung an.

„Gedenken der Herr General," nahm der Schneider nach der Entfernung des Wirths mit einiger Vertraulichkeit das Wort, „gedenken der Herr General unsere Stadt nicht länger mit Ihrer Gegenwart zu beehren und die Festungsbauten zu beaugenscheinigen? Ihr werther Seehund . . . ." „Ah, Sie auch hier?" bemerkte der Fremde; „sagen Sie mir nur um des Himmels willen, was das für . . . Man nennt mich General und . . ." „Herr General, es ist angespannt!" rief es zur Thür herein. — „Gut so! — Ach besorgen Sie doch diese Karte an den Kaufmann S. Adieu meine Herren!"

Kaum hatte sich der Fremde entfernt, als Alle nach der Karte griffen. Sie lautete:

Maison S. Levy et Comp., Rue de Pont-neuf Bruxelles, Fabrique de Plumes métalliques, représentée par Mr. Van der Smissen.

Der schlaue Politiker schlich sich leise aus dem Zimmer.

(Aus Vogel's Kaleidoskop.)

Feuilleton.

* Im Herbste ergehen von den Bewohnern der Landstize in der Umgegend von Paris öfters allgemeine Einladungen zum Besuch im Laufe der Monate October und November: die Jagd abgerechnet, findet man alle Freuden des Stadtlebens dann in diesen Schlöfsern und Villen wieder und man würde sich sehr täuschen, wollte man dort auf ländliche Ruhe rechnen.

Ein Dichter hatte soeben eine solche Einladung erhalten. „Vortrefflich", sagte er bei sich, „ich habe noch die sieben letzten Kapitel vom neunten Bändchen meines neuen Romans zu schreiben, ich bedarf der Einsamkeit, um meiner Einbildungskraft und meiner Feder freien Lauf zu lassen. Wo könnte ich diese besser finden, als in der Zurückgezogenheit des ländlichen Aufenthalts?"

„Allerliebst!" sagte ein junger Stuzer, der in diesem Jahre zum ersten Mal die Bühne der großen Welt betreten hatte, „diese Einladung kommt mir sehr gelegen. Die Reisen haben mich dem Bankerotte nahe gebracht; meine Finanzen befinden sich fast in einem spanischen Zustande; zwei bis drei Monate auf dem Lande verlebt, werden mich wieder in bessere Verhältnisse bringen."

„Gesegnet sei die Hand, die diese Einladung an mich gerichtet hat!" rief ein sentimentaler junger Mann, gleichfalls ein Neuling in der großen Welt, aus. „Die Göttin meines Herzens ist auf diesem Schlosse; vergangenen Winter war sie in den Soiréen, wo ich sie traf, von soviel Anbetern umringt, daß ich nicht zu ihr gelangen konnte; aber auf dem Lande werde ich glücklicher sein. Da steht nicht mehr ein Kreis von Courmachern zwischen mir und ihr; da giebt es wenig Leute und wenig Zerstreuung, da ist man ohne hemmende Prätentionen, und sanfte Hingebung, liebenswürdige Vertraulichkeit werden meiner schüchternen Liebe Muth einflößen."

Und so reisen die drei Freunde der Ruhe, der Sparsamkeit und der ländlichen Einsamkeit, jeder für sich, ab und geben sich den schönen Träumen ihrer Hoffnungen hin. Sie kommen im Schloß an und — erkennen sehr bald ihre Täuschung.

Der junge Liebhaber begegnet der Göttin seines Herzens, wie sie im Amazonenkleide auf prächtigem Rosse, umgeben von einem halben Dutzend vornehmer Cavaliers, dahinfliegt.

„Willkommen," begrüßt den Dichter die Frau vom Hause, „willkommen! wir brauchen gerade Jemanden, der mehrere bedeutende Rollen in den Stücken übernehmen kann, die wir spielen wollen; Sie müssen aber sofort daran gehen; denn wir spielen zwei Mal wöchentlich und die nächste Vorstellung soll schon übermorgen sein."

Und als der kluge junge Mann, der seine Finanzen bessern will, in den Saal tritt, ruft ihm eine Gruppe Spieler jubelnd: „da kommt Verstärkung!" entgegen, und sofort nöthigt man ihn, sich an den Tisch zu setzen, giebt ihm die Karten in die Hand und er sieht sich zu einer Partie Whist, den Point zu einem Louisd'or, engagirt.

* Aus dem Leben eines Portraitmalers. Eines Tages — erzählte neulich ein Maler — tritt ein Kaufmann aus einer kleinen Stadt in mein Zimmer.

„Ich wünsche mich malen zu lassen, und man sagt mir, daß Sie gut träfen."

„Ich habe öfters Glück darin;" war meine Antwort.

„Wieviel verlangen Sie?"

„Ich habe nicht das Recht, tausend Thaler zu fordern, ich begnüge mich noch mit funfzehn."

„Funfzehn Thaler? dafür malen Sie mich von vorn?

„Von vorn oder von der Seite, wie Sie wollen."

„Aber von der Seite muß es doch wohlfeiler sein, dann brauchen Sie ja nur Ein Auge zu malen.

„Eines oder beides, das bleibt sich im Preise gleich."

„Und in welcher Größe wollen Sie mein Portrait machen?"

„In Lebensgröße."

„Nun, wenn Sie mich nun kleiner malten, würden Sie es dann billiger machen?"

„Das ist unmöglich."

Kurz, ich ging an das Portraitiren. Der Mann hatte ein abschreckendes Aeußeres und ich war so unglücklich, ihn so gut zu treffen, daß er vor sich selbst erschrak und mir erklärte, er sei nicht zufrieden damit. Indeß, sagte er, seine Mutter wünsche sehr, sein Bild zu besitzen und ich sollte ihm sobald als

möglich eine Copie davon für 10 Thaler machen. Ich gehe daran und schmeichle diesmal. Er ist entzückt: aber Sie glauben wohl, daß er mir nun etwa 15 Thaler für die Copie giebt? Bewahre. Er sagte zu mir: „dieses Portrait ist gut, ich will es nehmen und überlasse Ihnen das andere, mit dem Sie machen können, was Ihnen beliebt: Hier sind 12 Thaler, ich denke, Sie werden zufrieden sein."

— Ein andermal will sich eine Dame malen lassen, blos im Brustbilde; wir kommen über den Preis überein und sie versprach mir noch drei Thaler mehr, wenn ich ihre Hände mitmalte. Sie hatte häßliche Hände; aber nicht genug.

„Ich wünschte auch," setzte sie noch hinzu, „daß Sie mich an einem blauen Strumpfe strickend malten; das Portrait ist für meinen Sohn bestimmt, und das wird ihm Vergnügen machen, denn er hat die blauen Strümpfe sehr gern, die ich ihm stricke."

Ich gehe auch darauf ein, fertige das Portrait und bringe es ihr. Es war — ich kann es ohne Selbstlob sagen — gut gelungen. Auch war sie Anfangs sehr erfreut: als sie aber die Hände sah — ich hatte der Perspective wegen die eine kürzer machen müssen — rief sie aus:

„Ach! Sie haben ja die linke Hand kürzer gemalt, als die rechte, und ich muß sie doch beide gleich bezahlen. Wohl weil ich Ihnen nur drei Thaler mehr versprochen habe? für fünf hätten Sie mir sie wahrscheinlich gleich lang gemacht. Das hätten Sie mir gleich Anfangs sagen sollen: meine Hände sind ganz gleich!"

— Da mag Einer Künstler sein!

* Unter den neuen Rittern der Ehrenlegion in Frankreich ist auch ein Korporal Haunare. Man erzählt sich von ihm folgende Anekdote:

Haunare befand sich bei der Belagerung von Constantine. Man wollte einige der arabischen Verschanzungen in der Nähe untersuchen: es war ein gefährliches Unternehmen, der Tod ziemlich gewiß. —

„Drei Freiwillige!" rief der Herzog von Nemours, „es gilt eine gute Belohnung."

Haunare und zwei Andere traten vor, näherten sich dem Feinde und vollzogen ihren Auftrag unter den Kugeln der Araber. Haunare allein kam zurück, berichtete dem Prinzen, was er gesehen und trug auf diese Weise zum Glück der französischen Waffen bei. Die versprochene Belohnung erwartete er immer noch.

Am 7. September erschien der Herzog von Nemours vor dem Bataillon Haunare's. Der Corporal trat vor und sagte zu dem Commandanten:

„Erinnern Sie sich, mein Prinz, daß Sie in Constantine drei Freiwillige verlangten?"

„Ganz recht," erwiederte der Prinz nach einigen Augenblicken Nachdenken.

„Daß Sie ihnen eine gute Belohnung versprachen?"

„Ja."

„Daß ein einziger zurückkam."

„Ja," antwortete der überraschte Prinz.

„Schön!" sagte stolz der Korporal; „dieser Einzige bin ich, und ich habe noch nichts erhalten."

Der Herzog ließ Nachricht einziehen, überzeugte sich von der Richtigkeit dieser Angabe und schrieb nach Paris. Corporal Haunare erhielt das Kreuz der Ehrenlegion; Tags darauf wurde er Sergeant.

* Ein Balletttänzer in Madrid. Den Gegenstand der Unterhaltung in Madrid bildet für jetzt ein Duell, das zwischen einem französischen Balletttänzer und einem französischen Grafen von älterer Familie stattfand. Der junge Graf v. Ch., früher bei der französischen Gesandtschaft in Kopenhagen angestellt, kam vor einem Jahre als begünstigter Anbeter und Begleiter der in Madrid wohnenden Marquise v. B. G. dort an und verweilte daselbst. Die Marquise ist um etwa 20 Jahre älter als der Graf und hat eine 22jährige Tochter, die eben nicht reizend ist. Dieser wurde von einem französischen Tänzer des Balletcorps Unterricht im Polkatanzen ertheilt, bei welcher Gelegenheit der Tänzer nicht nur sein Honorar, sondern auch die Zuneigung seiner Schülerin gewann. Die Marquise verbot darauf dem Tänzer ihr Haus und ließ ihm sogar eine bedeutende Summe anbieten, falls er Madrid verlassen wolle. Allein da der Tänzer immer zudringlicher wurde, ertheilte ihm der Graf, sein Landsmann, einige mündliche Zurechtweisungen und bedrohte ihn zuletzt mit Stockprügeln. Darauf forderte der Tänzer, der auf 20 Schritt nie eine Karte fehlte, den Grafen auf Pistolen. Dieser bestand darauf, daß das Duell sogleich vor sich gehen sollte und nahm, da er in der Eile keinen seiner Freunde auffand, einen jungen Spanier als Sekundanten mit. Der Tänzer zog seinerseits einen französischen Tischler als Sekundanten zu. Man beschloß, sich einander auf 20 Schritt zu nähern und nach Belieben zu feuern. Der Graf drückte sein Pistol zuerst ab. Es versagte, und der Tänzer forderte ihn auf, ein neues Zündhütchen aufzusetzen. Während aber der Graf mit dieser Operation beschäftigt war, zielte der Tänzer fortwährend, ohne sich um den Zuruf des spanischen Sekundanten zu kümmern, und

feuerte sein Pistol ab, als der Graf schußfertig war. Letzterer stürzte blutig zu Boden. Die Kugel seines Gegners war ihm durch die Unterlippe eingedrungen, hatte ihm alle Unterzähne der linken Seite zerschmettert und sich an der Mündung des Halses festgesetzt. Ein geschickter Wundarzt zog die Kugel heraus, und der Graf war binnen einigen Tagen völlig hergestellt. Der Tänzer polkte wie gewöhnlich, und dieser Zweikampf machte mehr Aufsehen, als die Niederlage der Marokkaner.

(Jahreszeiten.)

* Die Gera'sche Zeitung enthält folgendes Specialrescript des Fürsten von Lobenstein-Ebersdorf:

Ich finde für nöthig, Folgendes hiesiger Landesdirection zur Veröffentlichung mitzutheilen,

um Mißverständnisse zu vermeiden, um jedem Betreffenden deutlich einen Anhaltepunct zu geben.

A.

Alle „anständige" Fremde ohne Unterschied können während Meines Aufenthalts hier zu jeder Tagesstunde das Schloß und seine Umgebung besuchen.

Wollen Genannte das Innere des Schlosses ansehen, so melden sie sich beim Thorwärter.

(Es ist stets ein Thorwärter da.)

Bei dem Thorwärter erfahren die Fremden das Nöthige.

Da Ich hier von anständigen Fremden rede, so nehme ich an, daß sie nichts Unanständiges begehen,

z. B.

keine schweren Stöcke, Hunde, keine schmutzigen Stiefel, Worte, Lieder ꝛc.

„Narrenhände ꝛc."

Wünscht Jemand in den Anlagen herumgeführt zu werden, so kann er bei dem Hofgärtner darum bitten, doch kann und soll Niemand

„Anständiges"

an dem Besuch der Anlagen gehindert sein.

B.

Hiesiges anständiges Publicum

„wie ad A."

Mit dem Unterschied

daß es die Fähnlein, die den Durchgang verbieten, zu beachten hat, daß Sonntags vorzugsweis dem Besuch gewidmet ist.

Mit der Dunkelheit hört der Besuch auf.

Warum?

weil dann die Begriffe

Anständig

und

Unanständig

sich verwirren.

C.

Auf Tinz oder dessen Garten findet Obiges Beziehung mit der Bemerkung:

daß dort die Fasanerie besondere Rücksicht verdient.

Schloß Osterstein, den 25. Sept. 1844.

H. 72.

* In Ostende hat ein Engländer, der dort schon seit längerer Zeit lebt, den Zimmerleuten, Maurern und andern Arbeitern, zusammen 45 Personen, die einige Reparaturen an seinem Hause vorgenommen hatten, einen Schmaus gegeben, bei welchem unter andern zehn Stücken Rostbeaf vorkamen, die zusammen 105 Kilogramme (1 Kilogramm ist über zwei preußische Pfund) wogen. Außerdem noch zehn Puddings, zu denen allein 30 Flaschen Rum verwendet waren, und die zusammen 112 Kilogramme wogen. Das Getränk bestand blos aus Punsch. Die Tafel war von 15 Personen bedient. Man kann sich denken, in welchem Zustande die 45 Arbeiter in ihre Wohnungen zurückgelangten.

Hierzu zwei Kunstbeilagen:

No. 90. Pariser Moden. Damenmoden: Zwei Stadtanzüge mit Aermelmänteln. Der graue Mantel ist von Poult de soie gemacht und mit Sammtbändchen verziert, der grüne von Atlas mit Zeuggeflecht umrändert.

No. 91. Pariser Moden. Damenmoden: Ein Straßenanzug aus einem schwarzen Tuchrock und schwarzen Sammthut bestehend und eine kleine Gesellschaftstoilette. Das rosa und lila schillernde hohe Seidenkleid ist mit silbernen Pompadourknöpfen bereichert, ein Chenillengewinde bildet den Haarschmuck.

Anzeiger. № 42.

Im Verlage von **Fr. Hofmeister** in Leipzig sind erschienen:

Labitzky, J., Montrose-Walzer. Op. 102. f. Pf. 2hdg. 15 Ngr., 4hdg. 20 Ngr., f. Pf. leicht arr. 10 Ngr., f. Orch. 1 Thlr. 10 Ngr., f. 1 Flöte 5 Ngr.

Mozart, 10 Quatuors de Viol., arr. à 4 ms. p. *Gleichauf.* No. 6. 20 Ngr.

Thalberg, S., Grande Fantaisie p. Pf. sur Zampa de *Hérold.* Op. 53. 1 Thlr. 5 Ngr.

Im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung in Hannover erscheint soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Höltty.

Ein Roman

von

Friedrich Voigts.

gr. 12. Eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Eben ist versandt und in allen Buchhandlungen zu finden:

PENELOPE.

Taschenbuch für das Jahr 1845.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

Neue Folge 5ter Jahrgang.

Mit 3 Stahlstichportraits.

(Großherzogin von Oldenburg; Markgräfin von Bayreuth; Fredrika Bremer.)

Inhalt: Marmona die Waldenserin von **F. Gust. Kühne.** — Blätter aus meinen Erinnerungen von **W. Alexis.** — Das Damastkleid von **Wold. Seyffarth.** — Agnes Franz von **Jul. v. Großmann.** — Dichters Jugend von **G. v. Lüdemann.** — Die Franzosen in Hamburg von **M. Norden.** — Cäcilie, Großherzogin von Oldenburg von **W. v. Eisendecher.** — Wilhelmine von Bayreuth von **Th. Hell.** — Fredrika Bremer von **Th. Hell.**

28 Bogen kl. 8. in gepreßten Decken mit Goldschnitt 1⅔ Thlr.

Die Jahrgänge der Penelope 1841—1844 sind zusammen jetzt für 2 Thlr. (einzeln à ⅔ Thlr.) zu beziehen.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Oberon.

Ein Gedicht in zwölf Gesängen

von

C. M. Wieland.

Neue Ausgabe.

Mit 6 Stahlstichen und 12 Holzschnitten.

In englischem Einband.

Preis 1⅔ Thlr.

Dasselbe Werk in Taschenausgabe à 15 Ngr.

Leipzig, 1. Oct. 1844.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei **A. Sorge** in Osterode und Goslar ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Juristischer Dollmetscher für Unstudirte,

enthaltend eine Verdeutschung der in gerichtlichen Akten und Bekanntmachungen vorkommenden lateinischen Wörter und Redensarten, in alphabetischer Ordnung.

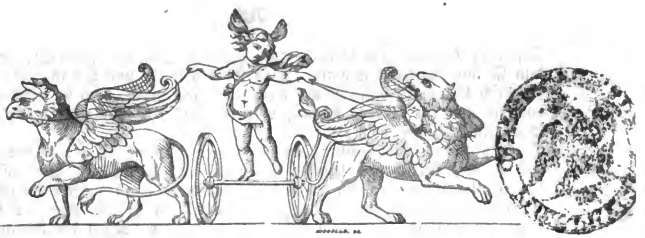
2te verb. und verm. Auflage.

8. geh. 12½ Sgr. (10 gGr.)

Liederkranz,

deutscher (Göttinger). 3te verb. und verm. Aufl. 8. geh. 12½ Sgr. (10 gGr.)

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: **Leopold Voß.** Druck v. **F. A. Brockhaus** in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

6. November **№. 45.** 1844.

Uebersicht: Die Weinblume, Mährchen, von Julius Hammer. — Geistererscheinungen, Ahnungen und Träume, Geschichten. — Nachrichten.

Die Weinblume.

Mährchen.

Noch beschleicht mich Wonn' und Weh mit süß bedrängender Gewalt, wenn ich daran zurückdenke. Hab' ich geträumt? — Ich weiß es nicht. Was das Menschenherz Tiefes und Geheimnißvolles erlebt, pflegt es Traum und Mährchen zu nennen, als müss' es zagen vor seinem eignen wunderbaren Inhalt. Begierig nach Räthseln, hat es nicht den Muth, ihrer Lösung zu lauschen; aus seinen Freuden und seinen Leiden webt es immer neue Räthsel. Lachendes Hochzeitglück kleidet sich in dasselbe Symbol, wie ernste Todtenfeier, nur die Farbe der Schleier ist verschieden.

Laßt Euch erzählen, wie mir geschah. Traulich sitzen wir zusammen bei den vollen Römern im warmen Gemach, während draußen der kalte Nordwind durch die dürren Aeste braust. Da spricht man gern von Frühlingslust und Blumen; man denkt, wie schön es gewesen, als es noch grünte und blühte, oder wie schön es sein werde, wenn die Winterzeit vorüber. Aber nicht von Veilchen und Rosen, von Lilien und Nelken will ich Euch dießmal reden, sondern von dir, zauberhafte Blume, die uns aus dem Kranze der Pokale entgegenduftet, von dir, wundersame Blume des Weins!

Es war in der Johannisnacht. In solcher Nacht sprechen die Naturgeister vernehmlicher als sonst zu den Menschenkindern, wie Ihr wißt. Ich befand mich am sagenreichen Rhein. Von Tag zu Tag, von Woche zu Woche hatt' ich meine Rückreise in's flache Land verschoben; ich konnte mich nicht trennen von Berg und Thal und Strom und von dem kleinen Häuschen auf der Höhe, das ich bewohnte. Hier war ich genesen von manchem bittern Leid, das ich in der Heimath erfahren. Nun wollt' ich die letzte Nacht vor meinem Scheiden noch mit der ganzen Kraft meiner Seele genießen und feiern. Ich war allein; vor mir, zwischen Blumen aller Art, stand eine Flasche vom edelsten Johannisberger und das grüne schöngeschliffne Kelchglas mit bedeutsamer

Inſchrift, das mir die Geliebte an meinem Geburtstage geſchenkt, und aus dem ſie mir zugetrunken hatte. Das Glas von ihr und der Gedanke an ſie hat mich überallhin begleitet auf meinen Wanderungen, doch ſie ſelbſt — war auch ſie nur ein holdes, flüchtig vorüberziehendes Traumgebild? Und mein Glück ein Mährchen?

Durch das offne Fenſter, an dem ich ſaß, drang die erquickende Nachtluft zu mir herein und hauchte mich kühl und duftig an. Sie ſchien mir Grüße zu bringen von der Landſchaft draußen, die in ſanfter Dämmerung friedvoll ausgebreitet lag. Der Mond war eben golden über das Gebirg emporgeſtiegen und ſpiegelte ſich in den rauſchenden Wellen des Rheins, aus welchen ich von Zeit zu Zeit die glänzenden Schultern und Arme ſchöner Waſſerfrauen auftauchen zu ſehen meinte. In den hohen Pappeln am Hauſe ſäuſelte es heimlich, eine Nachtigall ſchlug im nahen Buchenwäldchen, und die ſchimmernden Steinbilder im Garten ſchienen die Hände gegeneinander auszuſtrecken und ſich zu winken. Mir war's, als ſollte mein Herz auf Flügeln dahinſchweben. Mein Auge ſchweifte nach den dunklen Bergen und nach dem in Verklärung ſchwimmenden Horizont; ſo überließ ich mich dem ſehnſüchtigen Gefühl, das mich leiſe und mächtig durchzog. Ich dachte an meine fernen Lieben, ich dachte an Alles, was ich einſt beſeſſen oder zu beſitzen gewähnt und verloren, eh ich's gefunden und nie erreicht hatte. „O Sehnſucht", rief ich, „heilige, verzehrende Sehnſucht, biſt du die geiſtige Spur eines Engels, den wir ahnen, nach deſſen Anſchauen wir verlangen und der immer unſichtbar bleibt, ſo lange uns die irdiſche Hülle bindet? Predigt der Mond und das Sternenheer nicht auch von dieſem Verlangen? Müſſen Tag und Nacht nicht immer voneinander fliehen und möchten doch ſo gern vereint ſein? Engel der Liebe, wir ſuchen dein Abbild, raſtlos, ruhelos, in ſüßer Noth, in theurer Pein, und wohl uns, wenn uns aus ſeliger Täuſchung nicht die Verzweiflung aufſchreckt."

Eine heiße Thräne floß über meine brennende Wange; ich griff nach einer weißen Roſe und drückte ihren röthlich ſchimmernden Kelch an meine Lippen. „O Ini", flüſtert' ich, „denkſt du mein? Ich werde dich nimmer wiederſehn; ich klage dich nicht an — dahin ſind die Tage des Glücks; ach, ſie waren ſo himmliſch ſchön! — Waren — daß doch alles im Leben nur Vergangenheit iſt oder Zukunft!"

Du alte Mutter Ewigkeit,
Erlebſt an Kindern nichts als Leid,
Denn ſo wie eins geboren iſt,
Da iſt auch ſeine Todesfriſt.

Vergangenheit — ein großes Grab,
Wo du ſie weinend ſenkſt hinab;
Die Zukunft — deine Mutterwehn,
Wie ſoll's nun um die Freude ſtehn?

Die Gegenwart, die wär' ſie wohl,
Allein die iſt nur ein Symbol,
Die Zeitloſ' auf dem eignen Grab —
Im Aufblühn welkt ſie wieder ab.

Nachdem ich dieſe Verſe in mir hatte ausklingen laſſen, zog ich, nicht ohne einige Anſtrengung, den Pfropf aus der Flaſche, ſo daß es faſt wie ein halb freudiges, halb erſchrockenes Ach! herausklang, und goß mir mein Glas voll des ſtrahlenden Getränks. Ich beugte mich über die bewegte Welle, um das Aroma ihrer myſtiſchen Blume einzuathmen. „Der ſeligen Täuſchung, die ich erfuhr!" — Aber noch zögerte ich, darauf zu trinken und die Blume mit lechzenden Lippen zu pflücken; mir war's, als müſſe ich auf ihr ſichtbares Erblühen warten, als müſſe ſie jeden Augenblick in ſeltſam lieblicher Geſtalt überraſchend emporſteigen und mir wunderbar ſelige Freude in's Herz lächeln.

Doch ſie blieb verborgen in dem Geheimniß ihrer ſelbſt, nur ihr Duft ward ſtärker und ſtärker, wie das Sehnen und Drängen in meiner Bruſt, ſo daß ich endlich vernehmen und verſtehen konnte, was ſie zu mir redete.

Ich könnte Euch ihre Sprache nicht beſchreiben; es war kein Flüſtern, kein Klingen, kein Wehen; es waren keine Worte, keine Töne, keine Laute, aber ich hörte alles genau — ich hatte meine gute Stunde. Freilich wär ich nicht im Stande, es Euch ſo zu wiederholen, wie ich es hörte, und meine Schuld iſt es nicht, wenn Euch Eure Phantaſie, von welcher Ihr doch hoffentlich einigen Vorrath für beſondre Fälle beſitzet, nicht mehr ſagt, als mein armer Ausdruck. Ich will verſuchen, wie weit es ausreicht, weil ich von dergleichen Dingen gern ſchwatze. Unter anderm duftete die Wunderblume Folgendes in mich hinein:

Wie lange lag ich in engem Raum gebunden,
Mich an mir ſelbſt in heißem Traum berauſchend,
Geſchieden von dem ewig thät'gen All,
Vom Segen der allumfaſſenden Natur,
Die ohne Raſt ſich ſelbſt zerſtört, um raſtlos
Aus der Zerſtörung neu ſich zu erſchaffen;
Geſchieden aus ihrer Liebeskräfte ſtill
Und reich und ſicher wirkenden Gemeinſchaft,
Ein qualvoll immer mehr erglühend Sehnen,
Ein todtes Leben, ein lebend'ger Tod!

O habe Dank, du liebes Menſchenkind,
Daß du verlangend mein Verlangen ſtillſt,
Daß du vom ſchweren Banne mich erlöſeſt,
Und mich zurückgiebſt dem großen Inhalt
Des Weltgeſetzes und der Weltbewegung!
Nun darf ich zum Genuſſe dir erblühn,
Darf an der Freiheit ſüßem Hauch vergehn,
Verwehn in dich zum freien Geiſtesleben.
Dir opfr' ich mich mit meinem tiefſten Weſen,
Wie treue Liebe ſich der Liebe opfert,
Wie ſich der Glaube an die Wahrheit ſchmiegt,
Wie Sehnſucht ſelig hinſtirbt im Erſehnten.

Auf deinem Munde ſchwebt ein leiſes Lächeln,
Klarer und lichter wird's auf deiner Stirne,
In deinem Aug' entzündet ſich ein Strahl,
Und über die Wange fliegt dir leichte Röthe.
Das iſt das lächelnd grüßende Morgendämmern,
Das iſt der Morgenſtern, das Morgenroth
Des neuen Tages, der mir aufgegangen.
Schon fühlſt du ſeine ſanfte Macht in dir,
Schon fühl' ich mich dir ganz dahingegeben,
Und wie dein Blut in raſch'ren Wellen fließe,
Und wie dein Herz in laut'ren Schlägen pocht,
Und wie dein Geiſt die Flügel kräft'ger hebt,

So ſchweb' ich auf ihnen nun durch's weite Ganze
Mit dir dahin, du liebes Menſchenkind,
Das mit dem Gedanken das Höchſt' und Tiefſte ſucht
Und alles Geſchaffnen Urſprung und Bedeuten
Als heil'ge Ahnung in der Seele trägt.

Schlürfe mein lieblich feuchtes Element,
Auf dem ich, meinen Duft verſtrömend, zittre;
Das Feuchte iſt das Element des Lebens,
Das allumgebend herrſchend ſchöpferiſche,
Denn über den Waſſern ſchwebet Gottes Geiſt.
Jedweder kleinſte Tropfen iſt ein Weltmeer,
Mikrethalatta für Milliarden Leben.

Der Erde Odem ſteigt zum Blau des Himmels
Und fällt als Regen, mild befruchtend, nieder;
Die ſtarren Felſen reden durch die Quellen,
Die Zauberkreiſe ſchlingen um die Welt;
Die Luft, der Aether, wenn er ſeine Liebe
In einen Blick, ein Lächeln drängen will,
Erſcheint als Thau auf Blumen und auf Halmen,
Und glänzend ſpiegeln Sonn' und Mond ſich drin.
Allüberall, wo eine Woge flüſtert,
Lockt eine Loreley, ein feuchtes Weib,
Und kündet uns in wunderbaren Liedern,
Daß alles Leben ihr allein gehöre.
Im Unbefeuchteten nur wohnt der Tod.
Der Pulsſchlag deines Bluts mißt deine Zeit,
Und Schmerz und Freude blinkt in deiner Thräne.

Schlürfe mein Element, es ſchwillt dir entgegen,
Gleichwie das Bächlein, wenn es Lenz geworden,
Froh ſeines Bettes Schranken überſchwillt.

Ich ſenke meiner Wurzeln reich Geäder
In deines Herzens offnen Boden ein,
Schmücke mit meiner Blätter friſchen Gewinden,
Wie lichte Palmenzweige feierlich
In Tempelhallen am Altar ſich heben,
Dir fromm und feſtlich die bewegte Bruſt,
Und ſteig', ein heller, ſtolzer Blüthenſtern,
Dir auf zum Haupt, die Stirne dir verklärend.

Durchdrungen von mir, fühlſt du in dir erwachen
Die Seherkraft, den heil'gen Geiſt der Wahrheit,
Den Dichtung nennet die gemeine Welt,
Und den ſie als Wahn, als Trunkenheit verſpottet
Im Wohlbehagen ihrer Nüchternheit.
Sie mißt im Höchſten auch ſich ſelber ſtets,
Und ein Altar, auf dem die reine Flamme
Der freien, göttlichen Begeiſt'rung lodert,
Iſt ihr doch immer nur ihr ſchlechter Heerd,
Auf dem ſie lüſtern, heute ſo wie morgen,
Die ſchmale Koſt für ihre Sinne wärmt.
Armſel'ge Geſellen mit dem Golemſtempel
Auf der gedrückten Stirn! Wenn ſie mich wittern,
Wenn ſie in meinem Thau die Kehlen baden,
Entnüchtert, zweifach Sclaven ihrer ſelbſt,
Wie lärmen ſie mit ihren Schellenkronen,
Der Hoheit ihres Narrenthumes huld'gend!
Doch wie ſie auch der Wirbelwind der Willkür,
Der blinden Leidenſchaft umhergetrieben,
Stets ſchließen ſie das wüſte Schauſpiel nur,
Gleichwie die Wolke aufgerührten Staubes,
Die, wenn des Himmels Wolke ſie getränkt,
Zu Boden ſinket — eine ſchmuz'ge Laſt.

Denn auch der niedre Trieb darf um mich buhlen,
Und mich ihm zu vermählen zwingt er mich;
Meine Beſtimmung iſt dieß, mein Geſetz,
Dem jegliche Naturkraft unterthan.
Enthüllen kann er mein Myſterium,
Nicht es entweihen; nimmer erkennt er doch
Das heil'ge, und die frevelnde Enthüllung,
Sie wird ihm tiefere Verhüllung nur.
So ſieht die Blödheit, die vom Dunkel lebt,
Wenn ſie den Blick empor zur Sonne wendet,
Geblendet nur in tiefre Nacht.
Und alſo übt auch er nicht ungeſtraft
Den ſchnöden Zwang an meinem Heiligthume:
Bewältiget von ihm, bewält'g' ich ihn,
Und die Nothwendigkeit, die mir gebietet,
Bewaffnet meine Freiheit gegen ihn.

Dem Geiſt nur bin ich Geiſt; dem Seelenadel
Allein bin ich die reine Zauberblume,
Von der geheimnißvoll die Sagen melden,
Daß ſie zu finden, und mit ihr das Glück,
Nur dem geweihten Sinn verliehen ſei.

Einſt durft' auch ich, gleich meinen Schweſtern allen,
Jedwedem Auge ſichtbar mich entfalten,
Einſt, da die Welt ein Paradies noch war,
Behütet von der Unſchuld treuem Walten,
Da noch der Geiſt, von Gott nicht abgefallen,
Eins mit dem ſel'gen Frieden der Natur,
Und jede Bahn noch vorgezeichnet war
Dem Erdenſohn durch eines Engels Spur.
Einſt war ich Königin in der Blumen Reich,
Mir kam an ſinn'ger Schönheit keine gleich,
Als ein Symbol der reinſten Freudigkeit
Ward ich vom großen Schöpfungswort geweiht.
Drum war ich das leuchtendſte von allem Blühn,
Die Roſ' und Lilie huldigten meiner Pracht,
Und ſelbſt mein Schlummer in der ſtillen Nacht
War ein verklärend duftiges Erglühn.

Doch ach — auf ewig ſollt' ich verwelken bald!
Der Schrecken griff an meine Lichtgeſtalt;
An mir vorüber zogen Arm in Arm
Die Sünde, die Reue, die Sorge und der Harm.
Lauthöhnend rief der Tod, der bleiche Rieſe:
„Alles, was lebt und athmet hier auf Erden,
Soll mir ſich beugen und mir ähnlich werden,
Seit ich den Schritt gelenkt zum Paradieſe!"
Und wie die Stimme ſo ertönte mächtig,
Ward's öde um mich her und grabesnächtig;
Ein rothgeweintes Auge, ſtrahlenlos,
Tauchte die Sonne ſich in des Meeres Schoos,
Als wolle ſie ertränken ſich in Zähren;
Mit einem Jammerlaut verſtummte fern
Die ſüße, heilige Muſik der Sphären,
Und ach, der Menſch, das Ebenbild des Herrn,
Wie ſeines Edens Glück er ſah verloren,
Verflucht' er ſich und ſeines Daſeins Tage
Und ſtöhnte ſchaudernd mit entſetzlicher Klage
Zum Himmel auf: „O wär' ich nie geboren!"

Da sank ich bleich und bleicher in mir zusammen —
Doch sieh, von Sonnenaufgang naht' ein Engel,
Der goß auf meinen zitternden Blüthenstengel
Aus reiner Schaale Gold- und Purpurflammen,
Und weinte, wie auf eines Freundes Grab,
Auf mich herab,
Und weinte lächelnd,
Mit seiner Stimme Hauch mir Kühlung fächelnd;
Und also hört' ich erklingen
Des Engels leises, wunderliebliches Singen:

„Himmlischer Feuerkuß
Soll dich durchglühn,
Gebenedeites Blühn,
Zu neuem Leben
Himmlischen Segen bringt dir dein Genius!"

„Sie haben dahingegeben
Ihr sel'ges Geschick,
Zertrümmert haben sie
In einem Augenblick
Die Harmonie
Der schönen Welt,
Und zwischen sich und Gottes Gnade
Haben sie gestellt
Das Verhängniß.
Nach Freiheit jammern sie,
Nach Licht,
Schleppend im selbsterschaffnen, dunklen Gefängniß
An ihrer Sclavenketten schwerem Gewicht.
Trotzig, machtlos
Greifen sie nach den Sternen,
Suchen in weiten, ungemessenen Fernen,
Was sie verloren achtlos,
Und sinken, vom Schimmer
Geblendet, nieder
Und finden es nimmer,
Nimmer wieder."

„Wie du geleuchtet, du Reine,
So leuchtet jetzt
Von meines Lächelns Scheine
Die Thräne, die dich benetzt;
Sie weih' ich nun, begnadete Himmelsblume,
Zu deinem deutungsvollen Eigenthume.
Weine hinfort,
In heiligem Sehnen
Weine, weine
Süße, heiße, bezaubernde, duftende Thränen!
Dein Heil, dein Hort,
Bleib' ich dir nah,
Doch nie mehr soll ein sterblich Aug' dich schaun,
Die eines Engels Auge weinen sah;
Als ein Geheimniß will ich dich vertraun
Der Rebe, die mit hartanschmiegendem Triebe
Am Ulmbaum, ihm zum Schmuck, empor sich ringt
Und seine Kraft mit weichem Arm umschlingt;
In sie, das Sinnbild treuer Liebe,
Will ich versenken,
An diese Stund' ein ewiges Angedenken!"

„Und wenn den Erdgebornen
Schwermuth umnachtet,
Und er zurück
Nach dem verlornen,
Verscherzten Glück
Bange schmachtet
In heißem Sehnen —
Dann bade gesund sich sein Herz
In deinen Thränen,
Und wiederkehr' er, vergessend seinen Schmerz,
In holden Träumen
Nach seines Edens seligen Räumen.
Hier sei ihm beschieden,
Was er verlor,
Freud' und Frieden;
Hier tön' an sein entzücktes Ohr
Der Zauber alter, längstvergess'ner Lieder
Und bring' ihm Kunde
Von seiner Kindheit Gespielen, den Engeln, wieder;
Mit beglücktem Munde,
Von neuem Muth durchdrungen,
Versuch' er die süßen Weisen nachzustammeln,
Die seine Paradieserinnerungen
Zu einem frischen, duftigen Kranze sammeln;
Von keines Zweifels Pfeile mehr getroffen,
Sei wieder seine wallende Seele offen
Dem Glauben und der Liebe und dem Hoffen,
Und aus der heiligen, seligmachenden Dreiheit
Ertön' ihm das Evangelium der Freiheit!" —

Also hört' ich erklingen
Des Engels süßes, wunderliebliches Singen.

Und wie es leis und leiser nun verſcholl
Und noch die letzten Töne zu mir klangen,
Fingen in liebeglühendem Verlangen
Die Reben an zu blühen ahnungsvoll;
Von Höh'n und Thälern Opferweihrauch quoll,
Noch einmal ſchmückte Paradiesesprangen
Die Welt, und ſelbſt der Tod ſtand traumbefangen,
Vergeſſend den gewohnten, ſtrengen Zoll.

Dieß war mein Auferſtehen; ſein Gedächtniß
Bewahrt ſeit jener Stund' ein hold Vermächtniß
Dem Menſchen und ſeinem nimmer ruhenden Sehnen:
Begeiſternd ſchäumt ihm die Zauberquell' entgegen,
Und Gottdurchdrungen trinkt er Geneſungsſegen
Aus Himmelsglut und eines Engels Thränen.

Ergriffen im tiefſten Innern ſprang ich auf. Wie war mir geſchehen? Mein Herz ſchlug laut. Begeiſtert hob ich das Glas hoch empor und rief: „Engel der Liebe, ich fühle deine Nähe, du ſchwebſt um mich, ich habe deine Stimme vernommen — ich bete zu dir, verlaß mich nicht!" Ich goß einige Tropfen als Libation auf die Weinranken, die zum Fenſter hereinlauſchten; ich pflückte eins von den ſeltſam, faſt wie zwei zuſammengewachſene Herzen, geformten Blättern, und noch eins und ein drittes und ließ ſie hinausflattern in die leichtbewegte Luft. Glühwürmchen flogen neugierig herbei, gelockt vom verwandten Schein. So muß einſt die Paradieſesblume geleuchtet haben, wie jetzt des grünen Kriſtalls golden flüſſiger Inhalt im vollen, reinen Licht des Mondes ſchimmerte und funkelte! Ich meinte einen Zauberkelch in der Hand zu halten, meinte flammenden Aether nach den Lippen zu führen. Die Nachtigall begann wieder in tiefen langgezogenen Tönen vom Buchenwäldchen her zu ſingen, während ich in vollen Zügen trank. Raſcher und heißer ſtrömte das Blut durch meine Adern, ich fühlte mich leichter, freier, der Ferne näher, mir war's, als löſe ſich plötzlich eine hemmende Feſſel von meinen Sinnen. Die Sterne des Himmels blitzten ſtrahlender, die Wogen des Rheins, des heiligen Stroms, rauſchten lauter, alle Blumen hauchten ſüßren Duft, und ſieh — die weiße Roſe, die ich geküßt, glänzte durchſichtiger und ſchien ſich in ein wehmüthig lächelndes Antlitz zu verwandeln — ach, ein wohlbekanntes, theures Antlitz! Ich faltete ihm die Hände entgegen, leiſe redete ich zu ihm. „Du giebſt mir ein Zeichen — ich danke Dir! Unſre Seelen berühren ſich in treuem Einverſtändniß. Wenn in dieſem Augenblick ein Traum Dir mein Bild zeigt, o ſo ſegne mich! Menſchenwerk konnte das Paradies unſrer Liebe verwüſten, aber ein Engel ſchirmt ihr unvergängliches Leben. Vernimm meine Stimme; der heiligen Treue, der keuſchen Himmelsblume, weih' ich dieß Glas!" — Vom Rhein herüber ſchallte Ruderſchlag und verſtummte nach und nach. Geräuſchlos, langſam ſchwamm eine ſilberne glänzende Barke heran; ich erblickte eine Geſtalt in weißen Schleiern, die mit lieblicher Stimme zu den Accorden ihrer Laute, wie zur Antwort, ein Lied ſang; ich erkannte die Stimme und das Lied,

Und wie es leis und leiſer nun verſcholl,
Und noch die letzten Töne zu mir drangen,

da ſtreckt' ich ſehnſüchtig die Arme aus nach der Ferne, wo die Geſtalt in Nebel verſchwand; aber ein Nachhall des Liedes war im Glaſe geblieben, und ſo oft ich es berührte und füllte, klang es zauberhaft von ſelbſt. Kein Wunder, daß ich nicht aufhörte es zu füllen, bis ich in ſüße Betäubung verſank, aus der mich am frühen Morgen meine freundliche Wirthin mit der Frage weckte, ob ich denn wirklich heute ſchon abreiſen wollte? Als ſie die leere Flaſche vor mir ſah, lächelte ſie ſchelmiſch, ich aber drückte ihr bewegt die

Hand und lobte die köstliche Blume des vortrefflichen Johannisberger aus ihrem Keller. Seit jener Nacht denk' ich beim Wein jedesmal an das Mährchen, das ich Euch eben erzählt, und trinke das erste Glas auf meinen guten Engel.

Julius Hammer.

Geistererscheinungen, Ahnungen und Träume.

Geschichten.

Das Hereinragen der Geister- in die Menschenwelt ist immer ein Gegenstand von vielfachem Interesse gewesen und die Werke von Schriftstellern, welche darüber geschrieben, haben zu allen Zeiten große Theilnahme gefunden. Die vorschreitende Bildung und Aufklärung des deutschen Volkes hat jedoch den Geschmack am Wunderbaren verdrängt und Justinus Kerner ist noch der einzige bekannte Schriftsteller, welcher den Glauben an übernatürliche Erscheinungen aufrecht zu erhalten sich bestrebt. Giebt es Geister, und, wenn es welche giebt, können sie dem menschlichen Auge überhaupt sichtbar werden? Das ist eine Frage, über die sich schon die berühmtesten Philosophen die Köpfe zerbrochen haben.

Im Laufe des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war der Glaube an das Erscheinen von Geistern, namentlich unter dem Volke, an der Tagesordnung. Dieser Glaube wurde aber auch vielfach genährt, besonders von den Mönchen, welche unter der Maske eines übernatürlichen Wesens leicht die Mittel fanden, ihre unerlaubten Zwecke zu erreichen. Selbst Lehrer und Geistliche waren von diesem Glauben befangen, wie viel mehr aber noch das Volk! Aberglaube und Geisterglaube gingen damals Hand in Hand; er bildete fast den alleinigen Stoff der Unterhaltung bei Zusammenkünften des Volkes auf dem Lande wie in den Städten, und man kann dreist behaupten, daß ihn die Kinder schon mit der Muttermilch einsaugten. Aber nicht nur gewöhnliche Menschen, sondern auch hochgestellte, wissenschaftlich gebildete Personen huldigten diesem Glauben, und er war mehrmals der Gegenstand philosophischer Betrachtungen.

Geister zu sehen war damals gleichsam ein Bedürfniß, eine Mode der Zeit. Weil nun aber die übernatürlichen Wesen nicht immer Lust hatten, die Schaulust der Menschen zu befriedigen, so verfiel man auf den Gedanken, daß der Mensch, der König der Schöpfung, auch Mittel finden müsse, die Geister sich unterthan zu machen. Dieß geschah auch. Es traten sogenannte Geisterbeschwörer auf, welche sich die Macht beilegten, die Geister abgeschiedener Personen dem Auge der Hinterbliebenen vorzuführen. Einer der berühmtesten Geisterbeschwörer war Schrepfer, ein Mann von großem Ruf und mehr als gewöhnlicher Bildung. Besonders hatte er Dresden in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zur Bühne seiner viel bewunderten Geisterbeschwörungen gemacht. Hier sah er sich von einem Kreise hoher und gelehrter Personen umgeben, die mit Erstaunen seinen Experimenten beiwohnten und lange nicht ahnen konnten, daß sie betrogen wurden. Schrepfer war ein Betrüger, wie man selten findet: er spielte seine Rolle vom Anfange bis zu Ende mit einer solchen Konsequenz, daß Viele selbst bei seinem Tode noch zweifelten, ob er nicht wirklich das gewesen sei, wofür er sich ausgegeben habe.

Wie schon erwähnt, hatte er sich durch seine Kunst einen zahlreichen Anhang erworben, und das Ansehen, welches er in Dresden genoß, wurde durch die Gunst eines hohen Gönners noch um Vieles vermehrt. Seine Geisterbeschwörungen, welche er gewöhnlich in einem matt erleuchteten, von dunklem Nebel angefüllten Zimmer vornahm und durch mancherlei künstliche Vorrichtungen bewirkte, machten auf die Anwesenden einen tiefen, unverlöschlichen Eindruck. Nachdem er in Dresden Ruhm und Gold genug verdient zu haben glaubte, begab er sich später nach Leipzig. Hier errichtete er eine sogenannte schottische Loge für Geisterbeschwörungen, wobei er durch besondre geistliche Ceremonien, als Beten, Messelesen, Abendmahl, Fasten u. s. w. den Eindruck noch zu erhöhen suchte. Er bewies dadurch, daß er gleichzeitig auch der Schwärmerei ergeben war. Denn er behauptete, nur durch Beten, Fasten und Bußethun könne die menschliche Natur vervollkommnet und durch gehörige Präparation selbst mit dem höchsten Wesen in innigere Gemeinschaft gebracht werden. Ob man übrigens in Leipzig schärfer sah als in Dresden, oder ob er hier gegen die Religion und gute Sitte verstoßen hatte, ist nicht bekannt. Genug, er sah sich plötzlich von allen seinen Anhängern verlassen, und da seine Lage so kritisch geworden war, daß er sich ohne Schande nicht mehr herauswickeln zu können glaubte, schritt er eines Morgens mit einigen seiner Freunde unter dem Vorwande, ihnen etwas Außerordentliches zu zeigen, noch vor Sonnenaufgang in das Rosenthal bei Leipzig, wo er einen Augenblick seitwärts ging und sich erschoß. Er hatte diesen Schritt mit Vorsatz gethan. Unter seinen hinterlassenen Papieren befand sich auch ein Billet, in welchem er drohte, daß Jeder, den er riefe, ihm würde im Tode nachfolgen müssen. Da aber diese Drohung, wie natürlich, nicht in Erfüllung ging, so erkannte man daß er den Ruf eines Betrügers selbst noch in der Todesstunde nicht hatte aufgeben wollen.

Sei dem übrigens wie ihm wolle; sein Tod, welcher für seine früheren Anhänger etwas Heroisches, ja etwas Heiliges hatte, gab Veranlassung, daß die Geisterfrage mehr als je ein Gegenstand wissenschaftlicher Forschung wurde. Es bildeten sich Parteien, deren eine die Möglichkeit des Erscheinens von überirdischen Wesen nicht außer Zweifel stellte, während die andre geradezu das Gegentheil behauptete, mit dem Zusatze, daß es keine Geister gäbe, und daß alle Erscheinungen dieser Art nur sinnliche Täuschungen seien, hervorgebracht durch trügerische Vorspiegelungen oder herbeigeführt durch einen krankhaften, reizbaren Zustand der Nerven.

Wir zweifeln nicht, daß auf diese Weise vielfache Täuschungen veranlaßt worden sein mögen; aber geradezu das Geisterreich läugnen wollen, hieße die Gottheit läugnen, denn diese hängt vernunftgemäß mit jenem eng zusammen. Zwar ist die Brücke, welche das Irdische mit dem Ueberirdischen verbindet, für uns noch ein Geheimniß; aber, fragen wir, wie viele Geheimnisse giebt es nicht, die dem menschlichen Auge noch verborgen sind? Wir erinnern dabei an jenen Weisen, welcher sich vorgenommen hatte, den Ursprung des göttlichen Wesens zu erforschen. Von philosophischen Betrachtungen erfüllt, gelangte er eines Morgens auf einer einsamen Wanderung an das Ufer eines großen Flusses. Hier sah er eine männliche Gestalt, von dichtem Nebel umhüllt, welche bemüht war, den Fluß mit einem Siebe auszuschöpfen. „Thor", rief da der Weise, „glaubst du mit diesem durchlöcherten Werkzeuge ein Werk zu vollbringen, das unter keinerlei Umständen gelingen wird?" — «Ich wollte dir nur das Unmögliche der Ausführung deines Vorhabens versinnlichen»,

sprach der Unbekannte und verschwand inmitten des Nebels. Der Weise empfand diese Wahrheit tief und gab von Stund an seinen Plan auf.

Wie entschieden sich auch die Philosophie gegen die Möglichkeit von Geistererscheinungen erklärt hat, so giebt es doch Erfahrungen genug, welche diesen Behauptungen entgegenstehn. Hier ein Beispiel.

Vor längerer Zeit gab es an der Universität Königsberg einen Professor, welcher mit großer Vorliebe Vorlesungen über Ethik hielt. Er war früher Prediger gewesen, galt aber in mehren Punkten der geoffenbarten Religion für ungläubig. So oft er nun bei seinen Vorlesungen auf die Natur des von der Körperlichkeit befreiten und losgerissenen Geistes, auf Unsterblichkeit der Seele und auf das Fortleben nach dem Tode kam, schien er in Sprache und Ausdruck sichtlich verlegen zu werden, so daß, wenn ihn nicht eine geschickte Wendung über diesen Punkt hinwegbrachte, er plötzlich abbrechen und auf einen andern Gegenstand überspringen mußte. Dieß war allgemein auffällig. Ein Schüler, welcher mit dem Professor eng befreundet war, suchte daher eines Tages Gelegenheit, ihn über die Ursache seiner jedesmaligen Verlegenheit bei diesem Punkte zu befragen.

„Dieß geschieht allemal", entgegnete der Professor, „wenn ich meine Ideen auf einen Gegenstand richten muß, wo mein Verstand vom Zeugniß meiner Sinne abweicht. Durch Vernunft finde ich mich getrieben, Geistererscheinungen ungläubig und verächtlich zu behandeln. Aber eine Erscheinung, die ich mit eigenen Augen, so weit man sich auf sie oder irgend eine Wahrnehmung verlassen kann gesehen, und welche später durch andre, mit der ursprünglichen That verbundene Umstände gewissermaßen bestätigt wurde, läßt mich in dem Zustande von Skeptizismus und Ungewißheit, welcher in meiner Rede sichtbar wurde."

Der Schüler, dadurch nur neugieriger gemacht, bat um gefällige Mittheilung jenes Ereignisses, das auf das Gemüth des Professors einen so tiefen Eindruck gemacht hatte. Dieser gewährte diese Bitte gern und begann:

„Zum Geistlichen erzogen, erhielt ich in der Nähe von Königsberg eine kleine Pfründe. Ich ging dahin, meine Pfarre in Besitz zu nehmen und fand ein sehr nettes Pfarrhaus, wo ich die Nacht in dem Schlafzimmer meines Vorgängers zubrachte. Es war in den längsten Sommertagen; das Bett, welches zu meinem Gebrauch hergerichtet worden, war ein sogenanntes Himmelbett mit Vorhängen. Absichtlich hatte ich diese nicht zugezogen, um die Strömung der Luft nicht zu verhindern. Als ich am folgenden Morgen, welcher ein Sonntagsmorgen war, erwachte und bei vollem Taglichte dalag, sah ich die Gestalt eines Mannes in einer Art leichten Nachtkleides an einem Lesetisch stehen, auf welchem ein Buch lag, dessen Blätter er zuweilen umzuwenden schien. Ihm zu beiden Seiten standen zwei kleine Knaben, denen er von Zeit zu Zeit gar ernst in's Gesicht blickte und, wenn er sie anblickte, schien er jedesmal tief zu seufzen. Sein bleiches, trostloses Gesicht verrieth einen tiefen Gram. Ich sah das Alles vollkommen deutlich; nur, weil ich zu erschrocken und furchtsam war aufzustehen, oder mich selbst an die Erscheinung vor mir zu wenden, blieb ich einige Minuten schweigend athemloser Zuschauer, ohne nur im mindesten mich zu rühren. Endlich machte der Mann das Buch zu, nahm die beiden Kinder, an jede Hand eins, und führte sie langsam durch das Zimmer; meine Augen folgten ihm ängstlich, bis die drei Gestalten allmälig verschwanden, oder sich hinter einem eisernen Ofen verloren, der in der fernsten Ecke des Zimmers stand."

„So tief und furchtbar ich von diesem Auftritte erschüttert, und so wenig ich mir ihn zu erklären im Stande war, war ich doch meines Geistes mächtig genug, um aufzustehen; ich kleidete mich an und verließ das Haus. Die Sonne war schon hoch herauf, ich ging nach der Kirche und fand sie offen, aber der Kirchner hatte sie verlassen; als ich die Kanzel betrat, war mein Gemüth und meine Einbildungskraft so von dem erlebten Auftritte eingenommen, daß ich mich durch Betrachtung der umgebenden Gegenstände zu zerstreuen suchte. Fast in allen lutherischen Kirchen Preußens ist es herkömmlich, an den Wänden die Bildnisse der Geistlichen oder Pfarrherren aufzuhängen. In einem der Gänge hingen mehre solche schlecht gemalte Bildnisse. Kaum aber hatte ich meine Augen auf das letzte in der Reihe, das Bild meines Vorgängers geheftet, als ich sogleich das Gesicht erkannte, das ich in meinem Schlafzimmer gesehen, wiewohl hier nicht mit jenem tiefen Ausdruck von Gram."

„Der Kirchner trat ein und ich betrachtete den anziehenden Kopf noch immer. Nun fing ich an über die Vorgänger mit ihm zu sprechen, und endlich kam auch die Reihe an den letzten, nach dessen Geschichte ich mich sorgfältig erkundigte. Der Kirchner erwiederte, daß dieser Geistliche immer für einen der gelehrtesten und liebevollsten Männer betrachtet worden sei, wodurch er sich allen seinen Pfarrkindern werth gemacht habe, die auch seinen Verlust noch lange beklagen würden. Indeß sei er in der Mitte seines Lebens von einer abzehrenden Krankheit weggerafft worden, was zu mancherlei unerfreulichen Geschichten Anlaß gegeben habe und worüber noch allerlei Vermuthungen im Umlauf wären. Allgemein aber glaube man, er sei an Herzeleid gestorben."

„Da meine Neugier", fuhr der Professor fort, „dadurch nur stärker geworden war, so drang ich in ihn, mir doch Alles mitzutheilen, was er über die Sache wüßte, oder gehört hätte. Und so erfuhr ich denn, daß das Gerücht verbreitet sei, jener Geistliche habe eine unerlaubte Verbindung mit einem jungen Weibe aus der Nachbarschaft gehabt, von welchem er auch, wie man behaupte, zwei Söhne haben solle. Der Kirchner selbst behauptete, daß zwei Knaben von vier und fünf Jahren auf der Pfarre gewesen wären; aber noch ehe ihr angeblicher Vater gestorben, seien sie plötzlich verschwunden, wohin aber, und was aus ihnen geworden, vermochte er nicht zu sagen. Seinem Bericht fügte er noch hinzu, daß die Vermuthungen und ungünstigen Meinungen über diese Angelegenheit, die dem Geistlichen jedenfalls zu Ohren gekommen seien, die Krankheit, an welcher er gestorben, wo nicht herbeigeführt, so doch beschleunigt haben. Das Verschwinden der beiden Knaben aber, wäre für Alle ein Räthsel."

„Ich brauche wohl nicht zu sagen", nahm der Professor nach einem tiefen Seufzer wieder das Wort, „wie bewegt ich diese Erzählung anhörte, welche mir Alles, was ich gesehen hatte, vor die Einbildungskraft zurückrief und Beweis zu werden schien. Unwillig aber, mein Gemüth länger von Phantomen gefesselt zu sehen, welche Täuschung oder Irrthum gewesen sein konnten, theilte ich dem Kirchner den erlebten Vorfall nicht mit, verließ aber auch das Zimmer nicht, wo er mir begegnet war. Ich wohnte stets darin, ohne doch wieder eine ähnliche Erscheinung zu sehen, und sogar die Erinnerung ward mit dem zunehmenden Herbst immer mehr verwischt. Als der Winter im Anzuge war und Feuerung nöthig machte, ließ ich den eisernen Ofen in der Stube, hinter welchem die drei Gestalten verschwunden waren, heizen. Es kostete etwas Mühe, da der Ofen nicht nur unausstehlich rauchte,

ſondern auch einen höchſt übeln Geruch verbreitete. Als ich nun nach einem Grobſchmied ſandte, den Ofen zu beſichtigen und auszubeſſern, entdeckte er inwendig, tief am äußerſten Ende, die Knochen von zwei menſchlichen Körpern, welche an Größe den vom Kirchner auf der Pfarre geſehenen Knaben glichen. Dieſer Umſtand vollendete mein Erſtaunen und ſchien eine Erſcheinung, die außerdem für Sinnentrug hätte gelten können, zur wirklichen zu machen. Ich gab die Pfarre auf, verließ den Ort und ging nach Königsberg zurück; aber er hat auf mein Gemüth den tiefſten Eindruck gemacht und jene Ungewißheit, jenen Widerſpruch veranlaßt, den Sie in meiner Vorleſung bemerkt haben."

Der Schüler war befriedigt, drückte dem Lehrer ſchweigend die Hand und verließ das Zimmer. Auch ihn hatte die Erzählung tief erſchüttert.

Wer möchte an einem Vorfalle zweifeln, welcher von einem Ehrenmanne erlebt und wieder erzählt worden iſt? Derartige Erſcheinungen mögen oft für Trugbilder gehalten werden, wo ſie aber gleichſam durch Beweiſe beſtätigt werden, dann ſind ſie mehr. (Schluß folgt.)

Nachrichten.

Tieck auf der Berliner Bühne. Schon oft iſt darauf hingewieſen worden, daß der Einfluß, den der gealterte Tieck auf die Berliner Bühne gewonnen, derſelben nur nachtheilig ſein kann. Schon ſo lange die Aufführungen ſeiner Komödien nur Privatſpielereien blieben, wurden der Anſtalt dadurch nothwendige Kräfte entzogen, die Zeit verkürzt, die Möglichkeit, der Gegenwart gerecht zu werden, beeinträchtigt. Ein pedantiſches Zurückwenden zum Antiken, das er ſelbſt in ſeinen Schriften verſpottet und dennoch jetzt auf ſeine alten Tage plötzlich zur Ausführung bringt, die Inſceniruug des undramatiſchen Shakſpere'ſchen Sommernachtstraums, dem durch die Bühnen-Vorſtellung der feine Blüthenſtaub zarteſter Poeſie und Ueberſinnlichkeit abgeſtreift wurde, ſind Zeugniſſe von der völlig unpraktiſchen, für Leben und Wirklichkeit verderblichen Richtung der Tieck'ſchen Aeſthetik, deren innerſter Kern, bei unbeſtreitbarem Talent und Inſtinkt für das Auffinden einzelner Wahrheiten und Schönheiten, nie etwas Anderes geweſen als ein aller feſten und geſicherten Grundſätze, aller wiſſenſchaftlichen Kritik entbehrendes Umherſchwanken der Meinung nach willkürlicher Einbildung und flüchtiger Begeiſterung.

Nicht Romantik, ſondern Hyper-Romantik iſt das Weſen der ſogenannten romantiſchen Schule, und ihr renommirteſter Vertreter, Ludwig Tieck, ſteht der ächten Romantik ſo fern, daß er ſich nicht ſcheute, das hochromantiſche Element des Sommernachtstraums in die baare Materialität hinabzuziehen. Wo die Romantik ſo metaphyſiſch wird wie im Sommernachtstraum, wo ſie die Bedeutung der Idee ſo hoch über dem Wirklichen und Darſtellbaren ſchweben läßt, da iſt ihr Element der Geiſt, der Geiſt als ſolcher, und man kann ſie nur vernichten, wenn man ihre Idealität in die Form einer unebenbürtigen Erſcheinung ſteckt. Zur Poſſe für Kinder und Kindiſche iſt der Sommernachtstraum durch die Bühnen-Darſtellung geworden — jammervoll genug!

Das Weſen der Romantik iſt die Innerlichkeit, das Uebergreifen der Seelenhaftigkeit über das nur Aeußerliche, Erſcheinende, die Vertiefung der Erſcheinungswelt in ſich ſelbſt, in ihre metaphyſiſche und ſubjektive Bedeutung. So iſt Goethe der eigentliche Romantiker der deutſchen Literatur. In ſeinem Fauſt ſehen wir das Wirkliche, Erſcheinende, Lebendige in poetiſchen Conner treten mit dem Ueberſinnlichen und Weſenloſen, wir ſehen die Welt des Gemüthes ihre reichſten Blüthen treiben, das Wunderbare ſich geiſtig vermitteln mit dem Realen. Es iſt die ächt romantiſche Phantaſie, welche hier in der objektiven Welt ſelbſt das Subjektive erfaßt und es dennoch wieder als ein Transſcendentes, als ein über dem Irdiſchen Erhabenes, Jenſeitiges anſchaut.

Was bringt dagegen Tieck? Seine Romantik iſt nichts als Selbſtbeſpiegelung. Sein eigen Ich erblickt er in Allem, was ihn umgiebt und was er darzuſtellen ſucht, aber nicht

sein Ich als die allgemeine Kraft der Subjektivität, wie sie Schöpfer und Bildner der Wirklichkeit ist, nicht sein Ich in der Vermittlung mit dem ewigen Weltgeiste; sondern nur sein beschränkt persönliches Ich, seine eigne, kurzsichtig individuelle Meinung füllt er in die gegenständliche Welt, nur seine eigne Meinung ist ihm das Kriterium aller Erscheinung, und so verfällt er in die Ironie, welche die Gegenstände und Phänomene nur nach Meinungs-Willkür betrachtet, ihr Selbst für die Wahrheit und den Inhalt alles Lebens nimmt, kurz in eigensinniger und eitler Selbstüberschätzung sich für den untrüglichen Propheten hält.

Tieck hat niemals seine Zeit noch eine andre Zeit begriffen. Was er wollte, fand er im Shakspere wieder, den er mehr empfunden als verstanden, so treffende Einzel-Bemerkungen er darüber gegeben; was er wollte, nicht was im geistigen Drange seines Volkes lebte, erschuf seine unwesenhafte Phantastik. Er und die sogenannte romantische Schule, in hyperromantischem, gesucht genialem Zurückwenden zur Vergangenheit, vergaßen und verleugneten das Sehnen und die Sendung ihrer Gegenwart, sie hielten den Geist des Volkes, der zum Volksgeiste sich auszubilden die ersten Schritte that, in seinem Gange hemmend auf und verriethen die neue Zeit an den untergegangenen Geist des Mittelalters — ein von ursprünglichem Talent unterstützter Irrthum irre geleiteter und irreleitender Geister! Zerstörend war ihr Wirken, nicht schaffend und erbauend, und wo Tieck zuletzt wahrhaft schöpferisch wurde, in der socialen Novelle, da war er nicht original, da brach er nicht aus eignem Genius die neue Bahn, sondern trat in die Fußstapfen des von ihm gekränkten Goethe. Nicht Genialität, nur eine Biegsamkeit und Schmiegsamkeit des Talents, das erst viele Afterformen durchlaufen mußte, bevor es zu einer wahren und ächten Form gelangte, ist der Inhalt der Tieck'schen Dichterbegabung.

Eine jener Afterformen erblicken wir im gestiefelten Kater, der, wie es scheint, auch jetzt wieder der sich emporringenden Romantik den Riegel vorschiebt, wie einst jene Ironie und Phantastik dem wirklichen Leben und der That des Volksgeistes. Laut genug wurde dieser gestiefelte Kater ausgerufen als der Typus der ironischen Richtung in der sogenannten romantischen Schule, und als solcher hat er seinen Platz in der Literaturgeschichte, welche ihm, wie der ganzen romantischen Schule und ihren einzelnen Ausströmungen, längst und mit Recht die Vergangenheit als gebührende Stelle angewiesen. Nur noch ein historisches Sein hat der gestiefelte Kater, keine lebendige, gegenwärtige Wahrheit, die er sogar bei seinem ersten Erscheinen nicht in sich selber trug, sondern nur außer sich hatte in den bestimmten Verhältnissen und wesenlosen Erscheinungen seiner Zeit. Das Kleinliche allein, das Nichtige und an sich Unwahre, das niemals einen dauernden Werth für den Volksgeist hatte, ergriff die Ironie dieses Mährchens mit zerstörender Polemik: sie hatte daher ihre alleinige momentane Wahrheit in der Unwahrheit selbst und wurde inhaltslos und leer, als die Existenz dieser letzteren in der Geschichte unterging.

Wie Tieck überhaupt für die Bühne niemals etwas Wirkliches, in Form und Inhalt lebendig sich Durchdringendes geschaffen, so treffen wir auch im gestiefelten Kater keine lebendigen Gestalten, sondern nur Schattenbilder, Ausgeburten einer willkürlichen, absichtlich regellosen Phantasie. Selbst da, wo er lebende Personen zur Zielscheibe seines Witzes macht, z. B. in der Figur Böttiger's, gelangt er nicht weiter als zu einer Persiflage pedantischer Kunstrichterei im Allgemeinen, ohne die Wirklichkeit des zu zeichnenden Charakters irgend plastisch hinzustellen. Was würde übrigens Hr. Tieck dazu sagen, wenn ihn jetzt Jemand so mit dem Namen verspottend auf die Bühne bringen wollte, wie er damals Böttiger? Es liegt nicht in dem Prinzipe der Oeffentlichkeit, das ich uneingeschränkt vertrete, zu wünschen, es solle dem Humor und dem Witze verboten werden, seine Pfeile direkt gegen Persönlichkeiten zu richten: als allgemeine Freiheit des Humors würde ich es mit Jubel begrüßen; als Freiheit eines Einzelnen, als Privilegium sind' ich es verwerflich. Ebenso wie mit dieser Einzelfreiheit, Persönlichkeit und Namen direkt mit dem Spott und der Persiflage angreifen zu dürfen, die spaßhaft genug unter den gegenwärtigen Verhältnissen in der Form des pedantischen Kunstkritikers und Kunstliebhabers, des Hofgelehrten und Hof — auf den Urheber selbst ironisch zurückprallt, verhält es sich mit dem erlaubten Liberalismus dieses Mährchens. Dies Verspotten der Autorität und Würde eines Kartenkönigs, eines leeren Popanzes unter dem Titel Gesetz läßt man sich gefallen, diese Spielerei ohne sittlichen Kern entschiedener Gesinnung; — wo dagegen der Liberalismus aus dem sittlichen Pathos für die Freiheit hervorgeht, wird er verboten. Diplomatisch mag diese Rechnung richtig sein.

Jenes so im Allgemeinen und Vagen sich umhertummelnde, lebensscheue Tendenzwesen des gestiefelten Katers macht aber am Allerwenigsten den dramatischen Dichter aus, der den Geist zu voller lebendiger Wirklichkeit in erscheinenden und menschlich handelnden Charakteren

verkörpern soll. Darum ist der gestiefelte Kater Alles eher als ein dramatisches Gedicht und gehört überall eher hin als auf die Bühne. Aber die Sucht zu zerstören, ohne die Macht aufzubauen, widerstrebt überhaupt dem Wesen der Dichtung. Darum ist der gestiefelte Kater ferner gar keine ächte Dichtung, sondern nur ein Spiel des Verstandes, reflektirt durch und durch, ein absichtliches Ankämpfen gegen die bekämpfte Absicht des Wahrscheinlichen. In der That verdient das sogenannte Wahrscheinlichkeits-Drama in Schutz genommen zu werden gegen die nur zerstören wollenden Tieck'schen Tendenzen. Denn jenes, mag es noch so sehr des poetischen Werths entbehren, enthält viel mehr Elemente der Wirklichkeit als Tieck's dialogisirte Mährchen und steht unbedenklich dramatisch höher als dieser gestiefelte Kater, der nur das Seiende mit der Ironie zerstört, um diese Ironie wieder zu vernichten, und so eben nichts aufweis't als das Sich-selbst-vernichten der Ironie in ihrer Leerheit, das nichts übrig läßt als das eitle Subjekt, künstlerisch das Nichts.

Das Nichts ist das letzte Resultat der sophistischen Dialektik Tieck'scher Ironie, welche alles Bestehende, sei es schön oder häßlich, sei es wahr oder unwahr, in sein Gegentheil aufzulösen sucht, ohne diesem Gegentheil eine Wirklichkeit geben zu können. —

Mögen diese wenigen Andeutungen für jetzt genügen bei einem Werke, das, ein leeres Schattenspiel an der Wand zertrümmerter Vergangenheit, in unsre Zeit tritt, um durch die Praxis zu beweisen, was die Theorie längst festgestellt: die völlige Unwirksamkeit, Eindrucksloſigkeit und Hohlheit dieser beabsichtigten Genialität, die ihrem Wesen nach das baare Raffinement des Verstandes ist. Als ganz verfehlt muß der Versuch bezeichnet werden, dies Werk noch einmal zu öffentlichem Leben*) erwecken und so dem Endurtheil der Geschichte Trotz bieten zu wollen. Ein neues Zeichen von der Wahrheit, daß Tieck die Zeit stets nur nach sich beurtheilte, niemals sich in den Geist der Zeit zu versenken verstand. Die aufgewandten Mühen und Kosten sind nutzlos verschwendet. Das zahlreich versammelte Publikum kam, trotz der in den meisten Rollen gelungenen Darstellung, den ganzen Abend nicht ein einziges Mal zu warmer Theilnahme; die wenigen Versuche weniger Hände, einzelnen Stellen Beifall zu spenden, scheiterten an der lethargischen Stimmung der Zuschauer. Kaum den Schluß abwartend, drängte sich das Publikum, ohne daß eine Hand zum Applaus sich rührte, gegen Ende der Vorstellung von dannen: die Gegenwart hielt Gericht über die Vergangenheit, zwar schweigend, aber verständlich genug.**)

Anton Gubitz.

† **Berlin,** den 30. Oktober. Wehl ist von Neu-Ruppin erlöst und wieder in Berlin. Ich glaube, wir haben diesen Akt der Billigkeit Hrn. v. Boyen zu danken, und da wir hierbei nur an edlen Takt und wohlwollende Billigkeit appelliren konnten, so sind wir gewiß um so mehr zu lebhaftem Danke verpflichtet. Es ist eine Freude, daß dieser alte würdige Kriegsherr nie und nirgends hinter den Erwartungen einer neuen, oft zudringlichen Zeit zurückbleibt. Bei den Industriefesten werden Sie ferner bemerkt haben, daß Hr. v. Bodelschwing ein lebendiges, den Herzpunkt der Zeit treffendes Naturel zu allgemeiner Freude und Erhebung entwickelt hat. Welch ein tüchtiger, charaktervoller Staatsmann Hr. v. Flottwell ist, wissen Sie längst. Es ist also wohl angemessen, bei einer erfreulichen Gelegenheit einmal zu bemerken, daß die Reaktion nicht so haltlos ist, wie man sie nach äußerem Anscheine leicht darstellt. Ob die neusten Verkündigungen, daß der neue Justizminister Uhden zur frommen Partei gehöre, begründet sind, mögen Sie selbst beurtheilen, der Sie diesen einfachen, besonnenen Mann aus früherer Zeit persönlich kennen. Ich kann Ihnen versichern, daß sich sein ruhiger, gerechter Sinn in Nichts geändert hat. Dabei mag ich aber nicht widersprechen, daß jene Verkündigungen, wenn sie auch in Betreff dieses Mannes irrig sind, doch die Seele der Besorgniß vor Reaktion richtig berühren. Ohne den wohlgemeinten Eifer für den Himmel wäre unsre deutsche Erde glücklicher.

Berlin, den 31. October. Man spricht seit einigen Tagen hier mit großer Bestimmtheit von einer demnächst eintretenden Beschränkung der periodischen Presse, und wenn ich auch nicht behaupten will, daß Alles so fest und gewiß beschlossen sei, so kann ich Ihnen doch versichern, daß davon die Rede war. Es soll nämlich von den inländischen Zeitungen in Zukunft verlangt werden, daß sie ihre Korrespondenten namhaft machen. Mancher Ihrer Leser wird dabei vielleicht lächelnd das Haupt schütteln und denken: Als ob die Censur nicht wäre! In der That, die Censur ist vorhanden, Niemand vermag das zu läugnen, aber es giebt auch Fälle, in welchen diese Vormundschaft nicht ausreichen dürfte. Ein Blick auf die

*) Am 23. Oktober im Concertsaale des Berliner Schauspielhauses.

**) Wie es heißt wird demungeachtet der „Blaubart" mit großem Aufwande zur Darstellung vorbereitet. Dies Kindermährchen-Spiel will also noch kein Ende nehmen! D. R.

preußischen Preßverhältnisse zeigt uns, daß dieselben (mit Ausnahme der rheinischen, die man zu schonen scheint) im Ganzen den östreich'schen zurückstehn. In Oestreich weiß jeder, was ihm erlaubt oder resp. verboten ist: hingegen nicht so in Verhältnissen, die in ihrer Grundlage anscheinend liberal sind, aber dem individuellen Urtheil des einzelnen Censors jede Interpretation zulassen. Die Begriffe des Anständigen und Wohlmeinenden sind sehr weit, und wenn auch, wie man behaupten will, authentische Interpretation dafür besteht und mancher Censor jede Erwähnung eines Mißverhältnisses für nichtwohlmeinend erachtet, so könnte es doch vorkommen, daß vielleicht versteckt manches Mißliebige geäußert oder zufällig durch eine liberale Auffassung des Obercensurcollegiums trotz des Censors zugelassen würde. Zur Vermeidung solcher Mißverhältnisse wäre nun die in Rede stehende Verfügung allerdings die geeignetste. Wie früher bei gewissen Zeitungen die Redaktion, so könnte man jetzt die Wahl der Berichterstatter zur conditio sine qua non machen. Wie man sich früher derjenigen Zeitungen, denen man „feindselige Gesinnung" gegen eine Regierung unterlegte, entledigte, so könnte man jetzt weit einfacher der Personen sammt dem Organ quitt werden, der physischen wie der moralischen Person, gegen welche letztere man ohnehin wegen Böswilligkeit nicht leicht klagbar werden konnte. Daher würde die nächste Folge eine größere Anzahl von Preßprozessen werden, abgesehen davon, daß in den meisten Fällen auch die jetzt so oft angewendete Ausweisung zulässig sein dürfte. Die entfernteren Folgen aber würden wohl unsre Zeitungen selbst spüren, und ich verweise deshalb eine weitere Besprechung vor deren Forum. Das größte Aufsehen macht gegenwärtig die Verhaftung Joël Jacoby's, die vor einigen Tagen aus noch unbekannten Motiven stattfand. Die Thätigkeit des durch den Wechsel seiner Parteistellung berüchtigten, unstreitig aber talentvollen Verfassers der „Klagen eines Juden" hatte sich seit dem Sturz Rochow's, in dessen Ministerium er beschäftigt gewesen, der periodisch-politischen Presse zugewendet, und schon längst war es hier allenthalben kein Geheimniß mehr, wer der seltsame Korrespondent der Deutschen Allgemeinen und der Bremer Zeitung sei. Seine Opposition, wo er solche laut werden ließ, war stets im Sinne des frühern Regime und richtete sich stets nur gegen das Ministerium Arnim; im Uebrigen war es ihm gleich, ob er für den Schwanenorden oder den heiligen Rock, für protestantische oder katholische Interessen die Feder ergriff, wie es eben der Ort heischte. Es ist daher wohl nur eine Vermuthung, wenn man hier behauptet, die Verhaftung habe auf Grund einer Korrespondenz in der Deutschen Allgem. Zeitung stattgefunden, in welcher er sich durch Mittheilung eines vorgeblich von Tschech geäußerten Bibelcitates der Majestätsbeleidigung schuldig gemacht habe. Von andrer Seite will man wissen, daß er Söldling einer befreundeten Macht gewesen und sich wohl etwas zu tief in das Spiel eingelassen. Die wahre Sachlage, falls sie ähnlicher Natur ist, wird wohl bei dem Charakter dieses Mannes schwerlich ganz in die Oeffentlichkeit kommen. Auch in der Literatur hat die Polizei wieder einiges aufgegriffen. Der dritte Band der Wigand'schen Vierteljahresschrift ist wegen eines darin befindlichen Aufsatzes über die Jesuiten, an einem und demselben Tage gleichzeitig mit noch zwei andern, auswärts erschienenen Schriften verboten worden.

Von Bruno Bauer sind in Kiel bei Bünsow die Aktenstücke über den ersten Band seiner „Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" erschienen, aus welchem bekanntlich durch obercensurgerichtliches Erkenntniß mehrere Stellen vernichtet wurden. Bruno Bauer scheint sich überhaupt ganz in Aktenstücke seines Ich's verkrochen zu haben; die Literatur-Zeitung, deren letztes dürftiges Heft soeben erschienen ist, war auch nur ein Aktenstück, ein Aktenstück über seine „Stellung" zu den Socialisten und Radikalen, und der Briefwechsel zwischen ihm und seinem Bruder, der so glänzendes Fiasko gemacht, was war er anders als ein Aktenstück zu der „Stellung" der Brüder und den Kindtaufgeschichten und dem Wachsthum ihrer Verwandtschaft? In dem vorliegenden Aktenstück findet sich ein erbaulicher Passus über den Werth, nicht den moralischen, — darüber ist Bruno Bauer längst mit sich einig — sondern über den klingenden Werth seiner Geistesprodukte. Er sagt in seiner Vertheidigung, daß das Werk auf 6 Bände berechnet und „gleich einem Kapital von 45,000 Thlrn." sei. Bei solch werthvoller Produktionskraft ist es natürlich nicht mehr zu verwundern, daß sich Bauer von den „Kommunisten" losgesagt. Uebrigens ist die in dem Buche enthaltne Vertheidigung sehr fein durchdacht, und mit vorzüglicher Leichtigkeit und Eindringlichkeit geschrieben. In der Universität hat am vorigen Montag Hr. Gruppe seine erste Vorlesung gehalten, eine Vorlesung im buchstäblichsten Sinne, denn er las Alles aus einem, wahrscheinlich unleserlich geschriebnen Hefte, das ihn mehrmals in Verlegenheit setzte. Der Inhalt seiner Worte war sehr unklar und verwirrt, obwohl oder weil er eine Einleitung in die Philosophie geben wollte. Eine Phrase, die übrigens die Konsequenz seiner Stellung bewährt, kam nach langen Tiraden über die Nothwendigkeit der freien Forschung

sehr komisch zum Vorschein, daß nämlich der Konflikt mit Staat und Kirche eine „Verirrung" sei. Das ist wie „Freiheit, aber in Grenzen." — Wie Gruppe auf dem Katheder so war Mad. Birch-Pfeiffer auf den Brettern ein Ereigniß. Gruppe und Birch-Pfeiffer, leben wir nicht in dem Brennpunkt der ewig fortschreitenden deutschen Bildung? Die Universität wird zum Komödienhaus, und die Bühne ein Salbaderstühlchen. Mad. Birch-Pfeiffer ward vom Publikum etwas kühl aufgenommen, die Klaque sogar einigemal zur Ruhe verwiesen; — und doch hatte sie die Bescheidenheit gehabt, nicht in ihren eignen Stücken, sondern vorerst in Iffland's „Jägern" und Blum's „Christoph und Renata" aufzutreten. Uebrigens hat es im Schauspielerpersonal schon Scandal gegeben, und Mad. Krelinger hat einen sehr energischen Brief an den Intendanten geschrieben, worin sie sich vor Eingriffen der Mad. Birch-Pfeiffer in ihr Rollenfach verwahrt. Der Zankapfel ist die Rolle der Maria Theresia in „Thomas Thyrnau." Hr. v. Küstner erachtete, daß, da Mad. Birch-Pfeiffer die Verfasserin sei, ihr auch die Hauptrolle gebühre, aber Mad. Krelinger schien davon noch nicht so ganz überzeugt, und fragte weiter an, ob denn, wenn Hr. Bethge eine fünfaktige Tragödie schriebe, diesem auch die Heldenrolle zukäme? Hr. Bethge ist nämlich noch ein angehender Künstler, der in Luftspielen meldet, daß angerichtet sei. — Vorgestern ging ein neues Lustspiel, der „Encyclopädist" über die Bühne, welches das alte Thema des „Vielwissers" in geistloser Manier variirt und zuletzt gar dem Brockhaus'schen Konversations-Lexikon ein „Hoch" bringt. Die Hauptrolle spielte Hr. Schneider, und da bei uns gemeine Possenreißerei für Witz und Humor gilt, so wurde er am Schluß beider Akte hervorgerufen. Trotzdem aber wird das fade Stück sich kaum noch kurze Zeit auf dem Repertoir erhalten können. — Ueber eine neue, von einem Dr. Cohnfeld etablirte Theaterschule das Nähere in meinem nächsten Bericht, da der heutige schon zu sehr angelaufen ist.

Das Goethefest. Dingelstedt hat es ausführlich und interessant in der A. Allgemeinen geschildert, und nach dieser Schilderung ist es durchaus dürftig und ungenügend ausgefallen. Die Uebereilung, welche es an Anzeigen und Einladungen hat fehlen lassen, ist traurig gerächt worden. Eine Stadt wie Frankfurt, welcher wir die kostspielige Gründung des Denkmals zu großer Ehre anrechnen, hat in sich allein nicht die Mittel, solch ein Fest würdig zu begehen. Von namhaften Literaten ist nur Gutzkow und Dingelstedt dagewesen und der Haupt-Toast auf den Dichter ist nicht einmal von einem dieser Beiden ausgebracht worden, sondern von einem in der Literatur ganz unbekannten Manne. Gutzkow hat in seinem Toaste „Weimar" gepriesen. Soll wohl heißen „Karl August", denn er war und ist, was es von Weimar zu preisen giebt.

Klöster und Klosterthum im weiteren Sinne des Worts breiten sich plötzlich auf eine erschreckende Weise aus. Ich habe dieser Reaktion lange ungläubig zugesehn. Sie kann ja doch keinen Bestand haben, dachte ich, mitten in einer durchweg anders gebildeten Welt! Jetzt ist nicht mehr zu verkennen, daß diese systematisch angelegte und geleitete Welt-Intrigue uns auf Jahrzehnte aufhalten kann. Sie greift Platz an allen Orten, ja mitten unter uns, die Kapelle an der Wartburg ist wirklich nichts Vereinzeltes, sondern ein höhnendes Symptom, Scholle für Scholle wird uns Protestanten entrissen, Proselyten auf Proselyten werden uns abgezwungen, die Jesuiten sind bereits vollständig wieder so in Macht, wie sie uns Ranke in seiner Reformationsgeschichte beschrieben hat. Damals erdrückten sie das Wachsthum des Protestantismus und schnitten uns Zweige ab in Ländern, die erfüllt waren von Protestanten und denen es jetzt kein Mensch mehr ansieht, in Oestreich, in Salzburg, in Baiern, am Rheine! Jetzt nähern sie sich dem Wurzelstamme der Reformation selbst. Alles wohl erwogen muß jetzt, da keine politische Hauptmacht mehr mit gewaffneter Hand den Protestantismus unter uns schützt, da die pietistischen Sekten aller Farben dem Katholizismus näher gestellt sind als dem Protestantismus, Alles dies wohl erwogen muß jetzt zugestanden und es muß gesagt werden: der deutsche Protestantismus ist in Lebensgefahr!

Schuster, Redakteur des Frankfurter Conversationsblattes, ein Protestant, ist von dieser Stellung verdrängt worden durch Antrieb der Ultramontanen. Sue's ewiger Jude, welcher die Jesuiten geißelt und in jenem Blatte gegeben wurde, hat die äußere Veranlassung gegeben. Die Verbreitung dieses Romans ist also plötzlich ein unverhofftes Schwert für uns geworden, vor dessen willkommener Schärfe alle nationale und ästhetische Diskussion zurücktritt.

Zum Ruin des deutschen Theaters. In Folge des Moritz von Sachsen ist an Direktionen preußischer Provinzialtheater eine Verordnung ergangen, welche die größte Aufmerksamkeit und genaueste Würdigung erheischt. Bestätigt sie sich in all der Ausdehnung, wie sie der Theater-Direktion in Magdeburg zugegangen sein soll, so ist sie ein vollständiger Grabstein zu dem vaterländischen Schauspiel, welches im Entstehen begriffen ist, und die „Frösche", „Sommernachtsträume", „gestiefelte Kater", „Blaubärte" sind nur die ironische Kehrseite einer Medaille, welche auf der andern Seite das blanke Nichts darstellt. In der

Verordnung soll nämlich gesagt sein: Alle historischen Figuren, welche nicht nur in direkter, nicht nur in indirekter Linie mit dem regierenden Fürstenhause zusammenhängen, sondern auch diejenigen, von denen eine nähere oder fernere Verwandtschaft mit demselben nachzuweisen sei, sollen nicht nur in neuen, sondern auch in alten Stücken Veranlassung bieten, die Aufführung des Stücks zu behindern. Die Direktion soll gehalten sein, vor Aufführung eines jeden solchen Stückes bei der obersten Stelle um specielle Erlaubniß einzukommen. Wir sagen nichts davon, wie diese Weitläufigkeit den Geschäftsgang dergestalt lähme, daß die Direktion von vornherein auf alle Stücke mit historischen Personen verzichten muß, nichts davon, wie jede Theater-Direktion einen Special-Historiker haben müsse, um allen Verwandtschaftsgraden historischer Personen nachzuspüren, wir fassen nur den ganzen Grundsatz in's Auge, welcher die Herrscher-Figuren der vaterländischen Geschichte als erimirte Personen bezeichnet, die von der Theilnahme der Nation ausgeschlossen sein sollen. Das deutsche Drama wäre somit eine Profanation, und die deutsche Geschichte ein römisches Dogma, welches nur nach den konventionellen Ansichten der Kurie vor den Augen der Nation erscheinen dürfe. Gott segne Sachsen! Es läßt den schwach dargestellten Moritz unbehindert in Leipzig aufführen, und drückt damit diejenige Hochachtung vor der Geschichte aus, welche dem neunzehnten Jahrhunderte wohl ansteht und nicht vor dem dritthalb Jahrhunderte zurückliegenden Zeitalter der Elisabeth zu erröthen braucht.

Besteht jene Verordnung in Kraft und Dauer, so ist eine Reaktion von unabsehbarer Folge begonnen: sie trennt in einer ohnedies so unruhigen Zeit die fürstlichen Personen von der Nation, sie nöthigt die Autoren, nur demokratische Geschichtsstoffe für dramatische Stoffe zu wählen, und bringt das deutsche Drama, wenn man auch gegen *diese* neue Verbote erläßt, zu bedeutungsloser Nichtigkeit herunter. Wir verlieren kein Wort über die Förderung oder Hemmung einer wichtigsten Kunst, wir machen nur den Politiker darauf aufmerksam, ob es in heutiger aufgeweckter Zeit gerathen sei, dem Publikum die gesuchteste öffentliche Unterhaltung zu verleiden. Wohin wird sich der einmal geweckte Trieb wenden? — Es giebt heutiges Tages kein größeres Mittel zu organischer Bildung einer Nation als das Theater. Will man es vernichten, systematisch vernichten? Hofft man ernstlich, daß eine gemachte Kirche bessere Dienste thun werde? Wir haben einen Schrecken vor alle dem, was *gemacht* wird in der Geschichte, und was nicht aus den vorliegenden, wirklich lebendigen Bedingungen entsteht. Wir haben Oestreich einerseits, Rußland andrerseits als warnende Bilder neben uns. Sie sind allerdings unbehindert durch ein schöpferisches Nationaltheater, und diese Ruhe im Eskurial erwartet uns mit dem Ruin des deutschen Theaters.

Nikolaus Lenau. Die schreckliche Nachricht über diesen uns allen so werthen Dichter bestätigt sich leider. Sein poetischer Geist liegt im Wahnsinn. Es fehlt indessen nicht an tröstlicher Aussicht. Allem Anscheine nach ist es ein körperlicher Ausbruch, der in der Heilanstalt welche ihn aufgenommen, beseitigt werden kann. Gelingt dies, so wird der nur verschleierte Geist von selbst wieder frei. Lenau hat geistig nie die geringste Anlage zu Irrsinn gezeigt: er war stets ruhig und klar, und er ist wahrscheinlich nur von einem plötzlich ausbrechenden Nervenfieber so zerrüttet worden. Für sein Leben haben wir zu fürchten, aber wohl nicht für seinen Geist.

Otto Prechtler widerspricht in einem Briefe an die Redaktion dem Berichte über erste Aufführung seiner „Kronenwächter", insoweit dieser Bericht von Asmodeus jun. die Gesinnung des Autors und die Thatsachen der Aufführung unrichtig darstelle. Zunächst sei das Drama „Isfendiar" nicht nur *einmal*, sondern *dreimal* gegeben worden. Dann seien „die Kronenwächter" nicht nur nicht durchgefallen und vom Publikum „als Leiche begraben worden", sondern sie haben reichen Beifall und den Hervorruf des Verfassers veranlaßt. Jetzt habe bereits die sechste Darstellung stattgefunden und jede bei gedrängt vollem Hause. Die Verdächtigung servilen Sinnes erklärt er so lange für eine strafwürdige Verläumdung, bis der Referent sich ihm nenne und seine Anschuldigung beweise. Er, der Verfasser, sei zufällig östreich'scher Beamter, und thue als solcher seine Pflicht. Aber ein unbefangener Referent hätte in den „Kronenwächtern" viele mit Akklamation aufgenommene Stellen bemerken müssen, die im gewöhnlichen Stile keineswegs geeignet wären, ihm Gehaltszulage zu erwerben. — Diese Entgegnung ist zur Bekräftigung der Thatsachen auch von Hrn. C. A. Kaltenbrunner unterzeichnet, und ich halte mich für verpflichtet, sie sogleich mitzutheilen, da ein Bericht über Bühnenmanuskripte, die nur einzelnen Orten zugänglich sind, die größte Gewissenhaftigkeit in Anspruch nimmt. Unser Wiener Korrespondent wird wohl nicht unterlassen, das Erforderliche darauf zu erwidern. **H. L.**

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: **Die Mode** № 45.

№ 45. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Die Moden.

Aermelmäntel von Atlas, Mäntel von Sammt, Mantelets mit Pelz verbrämt und Ueberröcke vorn herunter mit Knöpfen geschlossen, dies Alles erscheint täglich neu arrangirt, ohne aber im Wesentlichen die dafür längst angenommenen Schnitte zu wechseln. Alle Mäntel haben Aermel, sind oben wenig faltig, unten aber desto weiter geschnitten, der Rock derselben ist viel kürzer als das Kleid, sodaß der Rand nicht den Knöchel des Fußes erreicht. Mäntel wie Ueberröcke sind meist mit Pelerinen versehen, die man oft mit Pelz oder Sammt bedeckt und die man dann auch ohne den Mantel über die Kleider tragen kann. Sind diese Pelerinen von Sammt gemacht, so besetzt man sie mit schwarzen Spitzen oder Posamentirarbeit. Sind sie aber ganz mit Pelz bedeckt, so giebt man ihnen den Schnitt der Pelerine russe, d. h. sie bilden hinten einen großen runden Kragen und fallen vorn wie eine Echarpe bis an den Saum der Mantellänge herab. Diese Pelerine russe trägt man aber auch im Theater, Concert u. s. w. wie eine Mantille über einer eleganten Halbtoilette, dann macht man die Pelerine von ächtem Hermelin mit blauem Atlas gefüttert, von Zobel mit rosa Atlasfutter und von Marder mit violet oder brauner Seide innen versehen. Eine ganz eigenthümliche Art von Pelerine zeigt das beiliegende Modebild Nr. 93. Denselben Schnitt führt man von schwarzem Sammt aus, trägt sie auf der Straße über die so beliebten hohen Tuchkleider und nennt sie Pelerine-Echarpe.

Außer der voll-blauen Farbe, die die mannichfachsten Abschattirungen hat, bleu de Némours, bleu Napoleon, bleu de France, bleu de Paris etc. ist das Schwarz außerordentlich modisch, sowohl für Hüllen und Kleider als zu Hüten und zum Ausputz. Demgemäß sind die schwarzen Spitzen mehr als je verwendet. Man garnirt sie als zwei oder drei Falbeln auf die buntfeidnen Kleider, wo sie zwei Drittel der Rocklänge decken, dicht über einander stehen müssen und jede Reihe nicht unter der Breite einer halben Elle haben darf. Die Paletots und Mantelets umrändert man mit schmäleren Spitzen.

Auch die Pelerine-Echarpe unseres Modebildes verfertigt man ganz von Spitze und trägt sie dann zur Halbtoilette, zum vollen Putz wählt man eine Echarpe von schwarzen Spitzen. Schleier, Berthe, Halstuch, lange und kurze Aermel, Hüte, Hauben, Coiffüren, Alles dies wird von schwarzer Spitze gemacht und ist so neumodisch und elegant. Aber auch vollständige schwarze Spitzenkleider über blauen oder violet Atlas gezogen, geben einen vornehmen Gesellschaftsanzug, auch zeigt man einzelne Models von schwarzen Spitzenkleidern mit Gold gestickt. Selbst zum Morgenrock sah man bei einer eleganten Dame einen schwarzen Spitzenpeignoir mit rosa Futter.

Ueber die Hüte giebt es nichts Neues zu berichten, als daß die Federn zum Ausputz mehr und mehr die Blumen verdrängen und daß die einfarbig weißen und schwarzen Hüte mit buntfarbigem Ausputz sehr gefallen. Zu weiß liebt man besonders gelb und grün,

z. B. ein weißer Hut von ungerissenem Sammt gemacht, mit gelben Schirmfutter von vollem Sammt und einer abschattirten gelben Feder geschmückt. Die schwarzen Sammthüte sind meist mit rosa oder lila Atlas gefüttert und verziert. Auf den Capoten ist der Schleier und auch sonstiger Spitzenbesatz unerläßlich.

Täglich aber erscheint Neues für den Kopfputz, und das beiliegende Modebild Nr. 92 bringt dafür einige hübsche Ausführungen zur Ansicht. Neu ist auch eine Coiffüre Ceres, die aus einem gewundenen Bande besteht, das an der Seite über dem Ohr mit Goldähren gefaßt ist; eben so geschmackvoll ist auch die Sicilienne, die aus vier schmalen Sammtstreifen mit Silber gesprenkelt verfertigt, und an einer Seite mit einer Rose und an der andern Seite mit einer Bandschale verziert ist. Außerordentlich häufig sind die Spitzenbarben getragen, und zwar nicht nur zu beiden Seiten des Gesichts arrangirt, wie bei der Mittelfigur des Modebildes Nr. 92, sondern auch in Form eines Hutbartes unter das Haarnest gereiht und auf den Nacken fallend; indeß über dem Ohr eine große Bandschleife das Ende der Barte befestigt. Bei geputzteren Anzügen sind gern Blumen zum Kopfputz verwendet, die Georginen benutzt man viel zu Agraffen, zu vollen Kränzen sind Disteln mit Sammtblättern eine Neuigkeit.

Palmyre, die erste Schneiderin von Paris, macht dies Jahr alle Kleider von schweren Stoffen, verfertigt aber Diejenigen, die vollen Besatz haben, viel weniger weit als vorigen Winter. Für Stadtanzüge macht sie auch die Röcke kürzer wie bisher, für den Gesellschaftssalon aber desto länger, so daß der Schleppschnitt die nächste Verlängerung sein wird. Zu glatter Schneppentaille wählt Palmyre noch immer die so kleidsame Berthe und sehr kurze aber bauschige Aermel. Für Ueberröcke von Atlas, Sammt oder Tuch giebt sie einen großen Kragen. Zum Hausanzug sind Schooßspenzer sehr gesucht, man macht sie meist von schwarzem Sammt und trägt einen schwarzseidenen Rock dazu, der mit mehreren Sammtstreifen verziert ist. Dazu eine Unterchemisette mit Spitzenkrause und Spitzenjabot, und ein Spitzenhäubchen à la paysanne mit Bandrollen und Schleifen verziert, und ein Hausanzug ist vollständig.

Die Pelzboa wird immer wieder hervorgesucht, weil sie dem Teint zu vortheilhaft zusteht. Die elegantesten Pelzhandlungen zeigen eine neue Auswahl darin, doch ist die Boa nur im feinsten und theuersten Pelzwerk als elegant gestattet.

Ein neuer Luxusartikel sind die Handschuhschließer, die man reich in Gold und mit guten Steinen bereichert ausführt. Die Steine müssen natürlich immer der Lederfarbe zupaßlich sein und so muß man verschiedene solche Schließer besitzen.

In den Herrenmoden ist vor Allem die Weite aller einzelnen Stücke durchgehend charakteristisch. Weite Fracks, weite Paletots und weite Beinkleider, aber gut formende Westen, das ist neumodisch. Die Tweeds zum Geschäftsanzug macht man in allen Formen und Stoffen und füttert sie mit Moor oder Sammt in der Stofffarbe. Die Paletots-Pardessus wählt man oft von englischem Ratine und giebt ihnen sehr breite Aufschläge und weit auseinander stehende Knöpfe. Will man nicht sehr winterlichen Ueberziehrock oder einen modernen Mantel zum Ausgehen anziehen, so ist der kurze halbwattirte Gehrock, wie ihn das Modebild Nr. 93 zeigt, sehr beliebt. Auch die Mantelform desselben Blattes ist eben so neu als elegant. Die zu Röcken gesuchteste Farbe ist das bleu de Nemours. Die Fracks sind noch nicht erneut und so bleibt es noch bei den weiten Schößen, den langen Taillen und halbgroßen Knöpfen.

Die Westen auch behalten vorn ihre Länge und Spitze und zeigen in dem tief und breit offnen Ausschnitt allen Luxus des Battisthemdes. Die Weste Joinville, im Schnitt mit Aufschlägen nach Art der Militairwesten, nennt man als Neuigkeit. J.

Der Ungar in Paris.

Auf einem der berühmtesten Pariser Kaffeehäuser pflegte sich ziemlich häufig ein Ungar einzufinden, ein junger, feuriger Mann, von sehr reizbarem Temperamente. Mehrmals schon hatte ihm sein stolzes Auftreten, sein kühner Blick und seine unerschütterliche Dreistigkeit Händel zugezogen, die aber stets zu seinem Vortheil abgelaufen waren. Er

verſtand ſich auf alle möglichen Waffen und ſeine Geſchicklichkeit war merkwürdig. Eines Tages hörte ein junger Mann aus Nantes, als er bei ihm vorbeiging, ihn bei ſeinem Namen nennen. Schon oft hatte er von ſeinen Heldenthaten reden hören, er blieb alſo ſtehen, wahrſcheinlich um ſich zu verſichern, ob der Held ſeinem Rufe entſpräche. Nachdem er ihn einen Augenblick mit den Augen gemeſſen hatte, entfernte er ſich achſelzuckend und verächtlich lächelnd. Ein ſolches Benehmen hätte Niemand ertragen. Er hatte ſich noch nicht zehn Schritte entfernt, als der Ungar, der ihm nachgefolgt war, ihn mit affectirter Höflichkeit anredete:

„Mein Herr! ich heiße Kesru Garap.“

„Und ich Jacques Menou. Warum?“

„Ich würde Ihnen verbunden ſein, wenn Sie mir das mitleidige Lächeln erklären wollten, mit dem Sie mich ſoeben betrachteten?“

„Liegt Ihnen viel daran?“

„Allerdings.“

„Nun, mein werther Herr, das bedeutet, daß, wenn ich ein halb Dutzend Großſprecher, wie Sie, vor mir hätte, ich ſie alle auf einmal zu verſchlingen mir getraute.“

„Von Ihnen möchte ich nicht ein Gleiches behaupten; Sie ſind zu groß, ich würde an Ihnen erſticken.“

„Was wollen Sie alſo von mir?“

„Ihnen die Ohren nehmen, wenn Sie es erlauben.“

„Unver . . .“

„Sprechen Sie nicht aus, ich werde ſonſt noch etwas hinzuſetzen.“

„Wollen Sie eine Lection haben?“

„Wenn Sie keine Abhaltung haben,“ ſagte kaltblütig der Ungar, „ſo wollen wir nach Vincennes gehen und ich will Ihnen dort eine geben.“

Jacques Menou's Waffenruhm war auch über die Grenzen ſeines Departements gedrungen, und das Glück, das ihn begleitete, hatte ihm eine gewiſſe Zuverſicht gegeben. Er zweifelte nicht einen Augenblick, daß er über den Ungar den Sieg davon tragen würde und ſchwelgte ſchon im Vorgefühl des Ruhms, der ihm nun auch in Paris zu Theil werden würde. Jacques Menou hätte ſich nicht mit dem erſten beſten Raufbold geſchlagen, aber ein Mann wie Kesru ſagte ihm zu.

„Welche Waffen?“ fragte er.

„Ganz nach Ihrem Belieben.“

„Alſo Piſtolen?“

„Gut.“

„Und die Stunde?“

„Zwölf Uhr Mittags.“

„Der Ort?“

„Der Platz bei St. Maur.“

„Sehr wohl.“

Zur feſtgeſetzten Stunde finden ſich die Gegner ein. Man ſetzt die Bedingungen des Duells feſt.

„Auf wieviel Diſtanz?“ fragt Kesru.

„Zehn Schritte.“

„Das iſt zu wenig; wenn Sie es nicht unpaſſend finden, ſo wollen wir dreißig feſtſetzen.“

„Fürchten Sie?“ ſagte hohnlächelnd der Franzoſe.

„Sie zu erſchießen, meinen Sie? das wäre möglich,“ antwortete ruhig der Ungar. „Ich bin wie die guten Jäger, ich liebe den weiten Schuß.“

„Gut, alſo dreißig,“ erklärte Menou.

„Erlauben Sie mir noch Ihnen zu bemerken, daß ich meine Abſicht geändert hatte, als Sie die Piſtolen wählten.“

„So.“

„Ja; ich wollte Ihnen nicht mehr ein Ohr nehmen, ſondern blos eine der ſchönen Haarlocken, die auf ihre Schultern herabfallen.“

„Nun?“

„Nun und jetzt, da Sie erſt wieder auf zehn Schritte Diſtanz beſtanden, hätte ich Luſt, auf meine frühere Intention zurückzukommen.“

„Ich bin ſehr begierig, wie Sie dieſelbe ausführen wollen.“

„Wirklich?“

„Wie ich die Ehre habe, Ihnen zu ſagen.“

„So wollen wir uns dazu halten, damit Ihre Erwartung nicht länger geſpannt wird.“

Die Diſtanz wurde ausgemeſſen. Menou hatte den erſten Schuß, er drückte ab.

„Sie hatten Recht, die Diſtanz etwas zu groß zu finden,“ ſagte ruhig Kesru, der unverletzt war. „Ihr rechtes Ohr!“ rief er und ſchoß.

Menou griff rasch nach dem Kopfe, das rechte Ohr war weg.

„Ich habe unterlassen, Sie vorher zu fragen, aus welchem Ohre sie sich am wenigsten machten," bemerkte der Ungar kaltblütig; „da ich mir einmal vorgenommen hatte, Ihnen beide zu nehmen, so glaubte ich, es sei dies überflüssig. Ist es Ihnen jetzt genehm, so wollen wir das zweite vornehmen."

„Das ist nicht nöthig," murmelte Menou, der noch schlimmer aussah, als ihm wirklich zu Muthe war. „Ich habe sie falsch beurtheilt."

„Ist dies ein aufrichtiges Bekenntniß?"

„Ganz aufrichtig."

„Dann Ihre Hand!"

„Hier ist sie."

Der Friede war geschlossen. Aber Menou konnte sich nicht beruhigen, er verließ den Tag darauf Paris. Kesru hatte kurze Zeit darauf ein neues Duell, in welchem er seinen Gegner tödtete und in Folge dessen flüchten mußte. Wie das Gerücht geht, ist er in spanische Dienste getreten.

Feuilleton.

* Unter gewissen Umständen — erzählt ein englischer Reisender aus China — betrachteten uns die Chinesen als Götter, unter andern wieder als Teufel, in allen aber als ein ganz außergewöhnliches Volk. Hier ein sehr drolliger Fall, der einem Kameraden von mir begegnete. Derselbe war nach unserm Besuche des Porzellanthurmes bei einem Barbier eingetreten, um sich von ihm scheeren zu lassen. Er trug für gewöhnlich eine Perrücke, hatte sie aber, weil sie ihm bei dem Ersteigen des genannten Thurmes zu heiß geworden war, vom Kopfe heruntergenommen und in die Tasche gesteckt. Während des Rasirens aber abgekühlt, setzte er sich dieselbe wieder auf, als der Barbier, über die Ehre, einen der berühmten Fremden unter seinem Messer gehabt zu haben, hocherfreut, den Rücken gewandt hatte, um sein Geräth aus der Hand zu legen. Als dieser sich dann aber umkehrte, und den üppigsten Haarwuchs erblickte, wo einen Augenblick zuvor ein dünnes Stoppelfeld gewesen war, da stierte er ihn erst wie versteinert an, ließ dann vor Schreck sein Messer aus der Hand fallen, und versetzte sich durch einen mächtigen Sprung aus seiner Bude mitten auf die Straße, wo er, wie toll durch die Menge rennend, seinen Landsleuten zurief, daß der Teufel bei ihm eingekehrt sei. Ein Wunder, wie er es so eben gesehen, überstieg nach seiner Meinung alles, was die Götter oder die Dämonen des buddhistischen Kalenders zu leisten im Stande gewesen wären.

* Die Theatersaison in Nordamerika — berichtet ein neuerer Reisender — dauert vom 1. November bis zum April, bei ungünstigem Wetter auch länger. Es werden Schauspiele, zuweilen Shakspeare'sche, am häufigsten jedoch Lustspiele, Melodramen und Vaudevilles gegeben, wobei selten ein talentvoller Künstler erscheint, dahingegen unmäßiges Brüllen und Koulissenreißerei von diesem Publiko willkommen geheißen wird. Der Beifall spricht sich in Klatschen, Pfeifen, Hurrah und Trommeln mit Füßen, Fäusten und Stöcken aus und ist unerschöpflich, so daß trotz des schlechten Spieles an jedem Abende mindestens zwei, auch oft drei Stücke gegeben werden, wobei regelmäßig eine arge Posse den Schluß macht. Opern geben zuweilen ankommende Gasttruppen, von deutschen oder italienischen Musikern begleitet. Eine dergleichen gab im Laufe mehrer Wochen Norma, diebische Elster, Aschenbrödel, Barbier von Sevilla, Nachtwandlerin, sowie einige Donizetti'sche Opern, die sehr in Aufnahme sind. Auch geben zuweilen reisende Virtuosen Concerte und machen in der Regel viel Glück. Wie fast allerwegen, so muß auch hier das Theater den meisten Stoff zur Unterhaltung in Gesellschaften geben, welcher namentlich von der Frauenwelt stark ausgebeutet wird. Es scheint mir jedoch, als habe sich das Interesse und der Besuch gegenwärtig stark verringert.

* Der Luftschiffer Hempton, der bei Portobello am 14. October eine Luftfahrt veranstaltete, hat dabei eigenthümliches Geschick gehabt. Seine Absicht war, sich nicht sehr hoch zu erheben, um dem Publikum den Anblick des Ballons länger zu gewähren; er

hatte daher ein langes Seil an dem Schiffchen befestigen lassen. Als er eine Meile hoch war, wollte er sich auf eine Ebene niederlassen, er ließ das Gas aus und der Ball fiel sehr rasch. Als das Schiffchen die Straße berührte, bat Hempton die Zuschauer, das Seil festzuhalten; allein der Ballon wurde von einem Windstoße den Dächern der benachbarten Häuser zugetrieben. Unglücklicherweise kam er an einen rauchenden Schornstein und das Gas explodirte. Hempton erhielt sich auf dem Dache und kletterte längs der Mauer herunter, bis ihn die Arme der Untenstehenden auffingen, die ihn schon verbrannt glaubten. Vom Ballon ist fast gar nichts gerettet: er war in wenig Minuten von den Flammen verzehrt. Seine Höhe betrug 50, sein Durchmesser 40 Fuß und er kostete 4—500 Pfund Sterling.

* Von Kaiser Joseph II. erzählt dessen neuester Biograph, Ramshorn, unter andern folgende ansprechende Anekdote:

Knüpfte sich an das Aufgeben des strengen Incognito (das der Kaiser bei seiner Reise in Frankreich beobachtete) ein kleines Abenteuer, so ging Joseph gern darauf ein. So kam er einst in ein nahe an einem Walde gelegenes Dorf. Es war Mittag, das Mittagessen aber noch nicht bereitet. Joseph begab sich daher mit einem Einzigen seiner Reisegefährten in die Umgegend und ergötzte sich an der reizenden Lage des Ortes. Plötzlich hatten sich die beiden Reisenden im Gehölze verirrt. Endlich erblickten sie einen Lustgang zu einem Schlosse. Sie schlugen denselben ein und fragten bei ihrer Ankunft nach dem Herrn des Ortes.

„Er ist nicht zu Hause," war die Antwort; „Madame ist aber hier."

Nun wurden die Fremden in einen Saal geführt, und nachdem dieselben der Frau vom Hause mitgetheilt hatten, wie es ihnen ergangen sei, ließ die gnädige Frau dieselben zu Mittag bewirthen, bat sich jedoch die Erlaubniß aus, wegzugehen, um den Kaiser zu sehen, der, wie sie gehört habe, in Kurzem durchreisen werde. Beide Herren sagten, Se. Kaiserl. Majestät würden nicht so bald eintreffen, sie wüßten dies bestimmt, indem sie zu dessen Gefolge gehörten.

„Versichern Sie mir dies auf Ihr Wort, meine Herren," sagte die Dame, „so werde ich meinen Gemahl nicht aufsuchen."

Während der Tafel ward von mancherlei Dingen, am meisten aber vom Kaiser gesprochen. Die Dame pries seine Naturgaben, seine Tugenden, die vorzüglichen Eigenschaften seines Herzens und seines Geistes. Endlich sagte sie: „er ist ein vollkommner Fürst und ich verlange heftig darnach, ihn zu sehen. Meine Herren," fügte sie hinzu, „Sie haben mir versichert, daß der Kaiser noch nicht in zwei Stunden kommen würde."

„Ja," antworteten sie abermals.

Endlich wollte man sich trennen, Joseph nahm das Wort und sagte: „Madame, Sie scheinen große Lust zu haben, den Kaiser zu sehen."

„Ja, mein Herr," erwiederte sie, „denn er ist ein so gütiger Fürst."

„Ich kann," fuhr Joseph fort, „Ihre Sehnsucht auf gewisse Art stillen. Hier haben Sie eine Tabaksdose, auf welcher sich sein Portrait befindet."

Die Dame nimmt die Dose an, betrachtet das Bild und erkennt darin ihren Gast. Freudenthränen strömen aus ihren Augen, die Worte erstarben in ihrem Munde.

* Die deutsche Mikrologie hat wieder ein seltsames Product der Presse entstehen lassen. Es ist dies ein von einem Seminardirector in der Wetterau herausgegebenes „Tagebuch der Erziehung", welches nach Art eines Schreibkalenders auf die ersten achtzehn Lebensjahre eingerichtet und mit einer Reihe von Rubriken für Notizen versehen ist, welche von den Erziehern ausgefüllt werden sollen. Das erste Blatt ist der Geburt, das zweite dem ersten Lebenstage, das dritte dem Tauftage bestimmt, die vier nächsten den vier ersten Lebenswochen. Bei der ersten Lebenswoche sind die auszufüllenden Rubriken z. B. folgende: Gesundheit des Kindes — Nahrung — wie oft? wie viel? — nächste Wirkungen derselben — Schlafen, Wachen — Wiegen — Schreien — Beweise für das Sehen — Kleidung — Waschen — Witterung — Temperatur — Befinden der Mutter und besondere Vorfälle. Bei der zweiten Lebenswoche wird unter andern die Beifügung einer biographischen Notiz über die „Temperatur des Waschwassers" verlangt. Später werden die Fristen der Aufzeichnung länger, erst monatsweise, dann alle Vierteljahre, Halbjahre und vom zweiten Lebensjahre an jährlich, wonehen jedoch der Geburtstag noch sein besonderes Blatt behält. Im zweiten Lebensmonate sollen unter andern auch die „Modificationen des Schreiens" notirt werden. Ein in der dritten Lebenswoche aufzunehmendes höchst ausführliches Signalement ist, nach der Ansicht des Herausgebers, bei jedem Geburtstage mehr oder minder vollständig zu erneuern; bei mehren, auch späteren derselben wird sogar die Angabe des „Pulses" verlangt.

Dieses Tagebuch ist übrigens auf das eleganteste ausgestattet und die Farbe des Arabeskenrandes, welcher jedes Blatt umgiebt, ist nach den verschiedenen Lebensperioden ver-

schieden: bis zum zweiten Jahre grün, bis zum achten rosa, bis zum sechszehnten blau, von da an — bräunlich!

* Man hat wiederholt von den überaus reichen Geschenken gelesen, welche der Kaiser von Rußland bei seinem Besuche fremder Höfe der Dienerschaft zu machen pflegt. Eine Parallele dazu finden wir in dem, was Kaiser Joseph II. bei seinem Aufenthalt in Paris im J. 1777 spendete. Sein dasiger Cicerone, ein gewisser Souflot, erhielt einen Diamant von 10,000 Franks an Werth. Dem Lohnkutscher, der den Kaiser in Paris gefahren hatte, wurde ein jährliches Einkommen von 800 Franks, den Bedienten des österreichischen Gesandten 500—600 Franks ausgesetzt. Der Gasthalter vom Hotel de Treville, wo der Kaiser abgestiegen war, ward mit einem Geschenk von 1000 Louisd'ors, und dessen Frau mit 1000 Livres bedacht.

* Der letzte französische Geschäftsträger in Texas, der gerade frisch von allem Luxus und allen Agrémens des pariser Lebens dahinkam, hielt einst Nachts in einer der Herbergen am Wege an und begab sich alsbald zu Bette. Der Wind pfiff zwar durch die Breterwand und die Sterne blickten durch das Dach herein, aber die Müdigkeit schloß bald seine Augen. Er hatte indeß nicht lange geschlafen, als ihn das Eintreten eines Mannes von furchtbarem Ansehen weckte. Es war ein stämmiger Kentuckyer, gehörig bewaffnet mit Pistolen und einem Bowie-Messer, und sagte, während er sich seiner Oberkleidung entledigte, mit rauher aber nicht unfreundlicher Stimme:

„Ho! Fremder, ich denke, ich will die innere Seite des Bettes nehmen, wenn es Euch eins ist."

Ich glaube, der Pariser brachte lieber die Nacht auf dem Boden zu, als daß er einen Yankee zwischen sich und der Wand hätte liegen lassen. Kein Gasthofsbesitzer denkt ja daran, einen Reisenden gehen zu lassen, so lange noch ein Bett in seinem Hause ist, wo noch weniger als zwei Personen schlafen.

* Heller's „Rosen" erzählen, wie das Lieblingsstück der Lortzing'schen Lieblingsoper „Czaar und Zimmermann" entstand, die Arie nämlich: „Einst spielt' ich mit Scepter ꝛc." Lortzing hatte die Melodie zu dem Refrain gefunden, noch ehe er den Text der Verse besaß oder überhaupt genau wußte, wohin der Gesang gelegt werden sollte. Er wendete sich an Herlobsohn und bat um ein Gedicht des Inhalt, daß der wiederkehrende Schluß den Gedanken ausspräche: „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein." Herlobsohn versäumte es, das Thema auszuführen. Lortzing sprach sodann mit Reger darüber, seinem damaligen Collegen an der Leipziger Bühne, von dem ihm später das Buch zu „Hans Sachs" geliefert ward. Reger umschrieb darauf in wenigen Versen die angegebene Schlußzeile, Lortzing brachte das musikalische Thema, für das er nur nach Form und Ausdruck gesucht hatte, in jener Czaarenarie zu Papier und legte sie in den letzten Akt, an einer Stelle ein, die einen lyrischen Ruhepunkt zu erfordern schien. Auf diese Weise empfingen wir ein neues Volkslied, welches auf allen Märkten und Straßen gesungen wird, ohne desbalb an Wirkung auf der Bühne zu verlieren.

* Liszt im südlichen Frankreich. Man hätte glauben sollen, daß der Liszt-Enthusiasmus bereits bis aufs Aeußerste gestiegen sei, daß alle Formeln der Bewunderung erschöpft wären, und daß er nach den Dithyramben, die dem Künstler geweiht wurden, nun verstummen müsse. Aber das südliche Frankreich hat noch ein Paar Töne mehr auf dieser Bewunderungsscala herauszufinden gewußt, und nach den Berichten der Journale aus den Departements hat Liszt's Erscheinen wahrhaftes Delirium hervorgerufen. Man höre z. B. folgenden Bericht über seine Aufnahme in Pau:

„Nach acht Tagen des ängstlichsten Erwartens ist endlich Franz Liszt bei uns angelangt, mitten unter dem letzten Wiederhall des Enthusiasmus, der wie ein Lauffeuer seine Reise durch die von Begeisterung erglühenden Departements des Südens bezeichnete. Während zwei Stunden, die wie ein Blitz verschwanden, war nichts als eine fieberhafte Bewunderung, eine anhaltende Verzückung (délire); von allen Seiten ward geklatscht, gepocht, Bravo gerufen u. s. w."

Diesem Journalartikel folgt eine Dithyrambe, deren letzte Strophe ungefähr also lautet:

Liszt! Du hast uns gebeugt wie Deine spröden Tasten!
Und Dein Genie, durch der Accorde Siegesmacht,
Hat Thränen in die Augen, Beifallsruf in unsern Mund,
In unsre Herzen brennende Gluth gebracht!

* In der Nähe von Brüssel lebt ein Engländer, T. Forster, der, als sein Lieblingshund, ein Pudel, Namens Shargs, vor einigen Jahren starb, die Biographie desselben nebst einer Abbildung des Thieres im Druck erscheinen ließ. Diesem Schriftchen fügte er eine zweite Biographie des Nachfolgers jenes Lieblings und eine Liste von Namen ausgezeichneter anderer Hunde bei, deren Lebensbeschreibungen er bei größerer Muße nach-

folgen laſſen wollte. — Zur Notiz für Thierfreunde diene noch, daß er dieſem zweiten Favorithund, der erſt Mylord hieß, die Namen: Loski Posche Cerberus Paddlebor Mugs gab, welche, ſeiner Verſicherung nach, ſehr ſinnvolle Anſpielungen auf ausgezeichnete Hunde älterer und neuerer Zeit enthalten.

* Der berühmte Sänger Lablache war in London und machte daſelbſt großes Aufſehen. Eines Tags fragt ein Freund bei ihm an, für welchen Preis er wohl geneigt wäre, dem Sohne eines Lords Privatunterricht zu geben. Der Sänger verlangt eine Guinee für die Stunde. Man kommt überein, und Tag und Stunde werden feſtgeſetzt.

Zur beſtimmten Zeit begiebt ſich Lablache zu dem Lord. Ganz überraſcht, dort eine große Geſellſchaft zu finden, glaubt er ſich in der Stunde geirrt zu haben. Man verſichert ihm jedoch, dies ſei nicht der Fall, und nachdem man ihn gebeten hat, Platz zu nehmen, unterhält man ſich mit ihm von Regen und ſchönem Wetter, von dem Rheuma, welches die Nebel der Themſe leicht verurſachten, u. ſ. w. Nach einer Viertelſtunde ſolcher banalen Unterhaltung glaubt indeß der Künſtler nicht länger ſeinem neuen Schüler die Zeit durch ſolche Redensarten entziehen zu dürfen und fragt, welches die Perſon ſei, der er Unterricht geben ſolle.

„Es handelt ſich nicht um Geſangunterricht," antwortet ihm artig die Frau vom Hauſe, „dieſe Damen und ich wünſchten nur Sie in der Nähe zu ſehen und ſprechen zu hören; deßhalb haben wir Sie gebeten, den Preis zu beſtimmen, für den Sie die Stunde geben wollen und haben Sie kommen laſſen."

Dabei griff die Dame nach ihrer Börſe und öffnete ſie.

Entrüſtet erklärte Lablache, daß er zwar für Geld Unterricht geben, aber nicht für Geld ſich ſehen laſſen wolle, und eilte fort.

* Man kennt die Aeußerung, welche einem bekannten deutſchen Dichter in den Mund gelegt wird: „daß ich ein ſchlechter Dichter, kann Jeder ſagen." Es wird erzählt, daß neuerlich ein Bild erſchienen ſei, welches denſelben darſtellt, wie er eben vom Pegaſus herabſteigt, mit der Unterſchrift: „N. N. tritt dem Münchner Vereine gegen Thierquälerei bei."

* Die deutſche Titelſucht hat im „Dresdner Anzeiger" neuen Succurs gefunden. In der Frembenliſte deſſelben befindet ſich nämlich ein Herr Rieſe aus Berlin mit dem Beiſatze: „Mitglied der Frankfurt-Berliner Eiſenbahngeſellſchaft" aufgeführt.

* Als Seitenſtück zu dem in der vorigen Nummer dieſes Blattes mitgetheilten Specialreſcripte eines deutſchen Souverains kann in mancher Hinſicht folgendes Decret vom 7. Juni 1755 gelten, mit welchem der Fürſt Wilhelm zu Naſſau-Saarbrücken eine ihm von ſeinen Unterthanen wegen der Geneſung des Erbprinzen zugekommene verſificirte Gratulationsſchrift beantwortete:

Decretum auf das Ehrenfeſt,
ſo wegen meines Sohns Geneſen
von beider Städte Bürgerſchaft
den 4ten angeſtellt geweſen.

Die Treue, Freude, Lieb' und Pflicht
der Unterthanen beider Städte
war viel zu edel eingericht,
daß ſie mich nicht gerühret hätte;
drum nehmt für eure Redlichkeit
dieß Zeugniß der Zufriedenheit:

Zwei Jahre ſeid ihr zehntenfrei
von allen Stifts- und Herrſchaftsfrüchten.
Glaubt daß es meine Freude ſei,
euch ein Vergnügen anzurichten.
Mein Eifer wird beſtändig ſehn
auf meiner Bürger Wohlergehn.

Wilhelm
Fürſt zu N.-S.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 92. Pariſer Moden. Damenmoden: Die Mittelfigur zeigt einen Ballanzug von roſa Atlas mit weißem Tarlatan-Ueberwurf, eine Spitzenbarbe mit Blumen ſchmückt das Haar. Die Büſte links oben hat eine Sammttoque mit Schmelzfranſen, ihr gegenüber rechts eine Blätterkrone mit Goldregen. Unten Hut und Haube.

No. 93. Pariſer Moden. Herren- und Damenmoden: Ein Stadtanzug von blauem Atlas mit Pelerine-Echarpe von gleichfarbigem Sammt. — Ein brauner Gehrock zum Stadtanzug des Herrn, und ein neuer Herbſtmantel.

Anzeiger. № 43.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Originalien
aus dem Leben gegriffen.

Eine Sammlung von Aufsätzen aus dem Gebiete der Wahrheit und Dichtung, der Laune und Satyre, des Scherzes und Witzes,

zur **Unterhaltung für Alt und Jung.**

Zusammengestellt von dem Verleger

Ferdinand Rubach in Berlin.

Mit 1 Titelkupfer. Preis 1/2 Thlr.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Gedichte

von

Anastasius Grün.

Fünfte verm. Aufl.

gr. 12. broch. Preis 2 Thlr.

Leipzig, Oct. 1844.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Humoristisches

Hundert und Eins.

Der gesellschaftlichen Belustigung gewidmet.

Enthaltend:

Travestien, Schwänke, Schnurren, Berliner Jokositäten und dergl.

Von **F. E. Moll.**

Mit 1 Titelkupfer. — Preis 2/3 Thlr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Französische Thronfolger.

Eine Vision

von

Eduard Boas.

8. br. 18 3/4 Ngr. (15 gGr.) oder 1 Fl.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sternberg, A. v., Gesammelte Erzählungen und Novellen. 1r—4r Bd. 12. geh. 4 Thlr. 12 gGr.

Reefe, R., Drei Erzählungen. 12. geh. 1 Thlr. 12 gGr.

Karl Aue in Dessau.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zeitung für die elegante Welt.

13. November **№ 46.** 1844.

Uebersicht: Nächtlicher Ritt, von Moritz Hartmann. — Geistererscheinungen, Ahnungen und Träume, Geschichten, von F. Schrader (Schluß). — Berlin, von Geldern. — Nachrichten.

Nächtlicher Ritt.

I.

Ich reite einsam durch die Nacht,
Mein Roß selbst scheint zu fühlen
Des Mondes heil'ge Weihenacht,
Und sich im Thau zu kühlen.

Der thauige Nebel steigt im Thal —
Das sind der Erde Thränen,
Die traumhaft mit dem Himmelsstrahl
Sich zu vereinen sehnen.

Und friedvoll Alles, was da sprießt
Im stillen Pflanzenleben,
Die Welle, die um Blumen fließt,
Kann nur in Liebe beben.

Nun wurden Wochen, Monde schon
Die seligen Minuten,
Seit mir im Herzen Reu und Schmerz
Im Zauberschlafe ruhten.

O daß sie nicht verklängen, schnell
Die holden Liebeslieder,
O kling in Liebe fort, mein Herz!
Sonst wird es dunkel wieder.

Gedanken kehrten wieder bald,
Die wie die Wolken wären,
Und ungeliebte Blumen gäb's
Und unsichtbare Zähren.

II.

Mir aber zeigt der Mondenschein
Ein Ziel, nach dem ich trabe,
Es ist der weiße Leichenstein
Auf einem Mädchengrabe.

O daß es immer hin mich zieht
Nach einem Kirchhoffrieden,
Und daß mich mahnt jedwedes Lied
An's Glück, das längst geschieden!

Daß man's nicht wieder fassen kann
Was einmal Freuden brachte!!
Und daß man nimmer lassen kann,
Was einmal elend machte!

Der ersten Liebe Mondenlicht
Kann keine Macht vernichten,
Es blickt ihr weinend Kindgesicht,
Durch Lieben und durch Dichten.

III.

Glückselig Jener, dessen Herz
Verlor kein erstes Lieben —
Und dreimal selig wer im Schmerz
Sich selbst getreu geblieben.

Mein Rößlein, trabe immer zu!
Ich werde nie gesunden —
Die Liebe läßt mir nimmer Ruh'
Mit immer neuen Wunden.

Moritz Hartmann.

Geistererscheinungen, Ahnungen und Träume.

(Schluß.)

Die Literaturgeschichte hat noch manche Beispiele von übernatürlichen Erscheinungen aufzuweisen; mehrere von ihnen sind sogar gerichtlich niedergeschrieben und von glaubwürdigen Personen bezeugt worden, ohne daß sie dadurch der Wahrheit näher gerückt worden wären. Wir erlauben uns, hier nur an einige zu erinnern. Als z. B. die Königin von Schweden, Ulrika, gestorben und ihr Leichnam, dem Gebrauche gemäß, in einem schwarzausgeschlagenen, hellerleuchteten Zimmer auf dem Paradebette ausgestellt war, fuhr an einem Nachmittage der Wagen der ersten Palastdame, der Gräfin Steenbock aus Stockholm, vor. Sie ward von dem wachthabenden Offizier empfangen und in das Trauergemach geführt, dessen Thüren sie hinter sich schloß. Ihre Rückkehr währte lange, und als sie gar nicht erfolgen wollte, befürchtete die anwesende Trauerwache, daß ihr ein Unfall zugestoßen sei, und veranlaßte den Kapitän der Garde nachzusehen. Kaum daß dieser aber die Thür geöffnet hatte, so stürzte er entsetzt zurück. Alle anwesenden Offiziere eilten nun herbei und bemerkten deutlich durch die geöffnete Thür die verstorbene Königin aufrecht in ihrem Sarge stehend und die Gräfin Steenbock innig umarmend. Wie sie aber noch längere Zeit hinblickten, löste sich die Erscheinung in dichtem Nebel auf und verschwand. Einen Augenblick später lag der Leichnam der Königin wieder in der vorigen Stellung auf dem Paradebette, allein die Gräfin Steenbock war nirgends zu finden. Man sah nach dem Wagen, aber auch dieser war nicht mehr zu sehen. Nun sandte man eiligst einen Kourier nach Stockholm, um über die Gräfin Steenbock Erkundigung einzuziehen, wobei sich ergab, daß sie zu derselben Zeit, wo man sie mit der Königin in traulicher Umarmung gesehen hatte, verschieden war. Diese Thatsache ist ausführlich zu Protokoll gegeben und von allen Gegenwärtigen unterschrieben worden.

Eine ähnliche Vision hatte bekanntlich der König Karl XI. von Schweden in der Nacht vom 16. zum 17. Dezember 1676. Er sah den Reichssaal erleuchtet und glaubte, es sei Feuer. Der Reichsdrost Bielke meinte aber, es sei der Schein des Mondes, welcher gegen die Fenster glittere. Davon konnte sich der König nicht überzeugen; ihm schien es vielmehr, als ob Lichter darin brennten und Schatten, wie Menschen, sich hin und her bewegten. Er sagte darauf zu seiner Umgebung: „gute Herren, hier geht es nicht richtig zu, kommt und laßt uns die Sache untersuchen.“ Man ging; aber Niemand wagte die Thüre zum Reichssaal aufzuschließen. Da nahm der König selbst den Schlüssel und öffnete; kaum daß er aber einen Fuß in den Saal gesetzt, zog er ihn bestürzt wieder zurück; sein Gesicht hatte sich entfärbt; doch faßte er sich augenblicklich wieder und sagte, zu seiner Umgebung gewendet: „Gute Herren, wollt Ihr mir folgen, so wollen wir sehen, wie es sich verhält, vielleicht daß der gnädige Gott uns etwas offenbaren will!“

Wer konnte einer solchen Bitte widerstehen? Sie antworteten alle mit bebenden Worten: Ja, und gingen hinein.

Ueber diesen Vorgang ist eine von dem König selbst verfaßte Urkunde vorhanden. Sie wurde später veröffentlicht und kam im Jahr 1760 in Umlauf. Darin heißt es unter Anderm:

„Allzusammen wurden wir eines großen Tisches gewahr, von 16 würdigen Männern umgeben; Alle hatten große Bücher vor sich, unter ihnen ein

junger König von 16, 17, 18 Jahren, mit der Krone auf dem Haupte und dem Zepter in der Hand. Zur rechten Seite saß ein langer, schöner Herr von ungefähr 40 Jahren, sein Angesicht verkündigte Ehrlichkeit; und zu seiner linken Seite ein alter Mann von ungefähr 70 Jahren. Es war besonders, daß der junge König mehrmals den Kopf schüttelte, da alle diese würdigen Männer mit der einen Hand hart auf die Bücher schlugen. Ich warf dann meine Augen von ihnen weg und ward stracks neben dem Tische Richtblock bei Richtblock und Henker gewahr, alle mit aufgezogenen Hemdärmeln, und hieben einen Kopf nach dem andern ab, so, daß das Blut längs dem Fußboden fortzuströmen anfing. Gott soll mein Zeuge sein, daß mir mehr als bange war; ich sah auf meine Pantoffeln, ob etwa einiges Blut auf sie gekommen wäre; aber das war es nicht. Die, welche enthauptet wurden, waren meistentheils junge Edelleute. Ich warf meine Augen davon weg und ward hinter dem Tische in der Ecke eines Thrones gewahr, der fast umgestürzt war, und daneben einen Mann, der aussah, als sollte er Reichsvorsteher sein; er war ungefähr 40 Jahre alt. Ich zitterte und bebte, indem ich mich zur Thüre zog und laut rief: Welche ist des Herrn Stimme, die ich hören soll? Gott, wenn soll dieß geschehen? Aber es wurde mir nicht geantwortet; allein der junge König schüttelte mehrmals den Kopf, indem die andern würdigen Männer hart auf ihre Bücher schlugen. Ich rief wieder, stärker denn zuvor: o Gott, wann soll dieß geschehen? so sei denn, großer Gott, so gnädig und sage, wie man sich dann verhalten soll. Da antwortete mir der junge König: nicht soll dieß geschehen in deiner Zeit, sondern in der Zeit des sechsten Regenten nach dir, und er wird sein von eben dem Alter und Gestalt, wie du mich siehest; und der, welcher hier steht, offenbaret, daß sein Vormund aussehen wird, wie dieser; und der Thron wird grade in des Vormunds letzten Jahren an seinem Fall sein durch einige junge Edelleute; aber der Vormund, der unter der Regierung seinen jungen Herrn verfolgt, wird sich da seiner Sache annehmen, und sie werden den Thron stärker befestigen: daß nie zuvor ein so großer König in Schweden gewesen und nie nachher kommen wird, als dieser werden wird, und daß das schwedische Volk in seiner Zeit glücklich werden wird; und er wird ein seltenes Alter erreichen; er wird sein Reich ohne Schulden und mehre Millionen in der Schatzkammer hinterlassen. Aber ehe er sich auf dem Throne befestigen kann, wird es ein großes Blutbad werden, als nie desgleichen im schwedischen Lande gewesen und auch nimmer werden wird. Gieb du ihm, als König im Schwedenlande, deine guten Vermahnungen. — Und als er dieß gesagt; verschwand Alles, und allein wir mit unsern Lichtern waren noch da. Wir gingen mit dem allergrößten Erstaunen, wie Jedermann sich vorstellen kann, und als wir in das schwarze Zimmer kamen, war es auch weg, und Alles in seiner gewöhnlichen Ordnung. Wir gingen da hinauf in mein Zimmer, und gleich setzte ich mich, diese folgenden Vermahnungen zu schreiben in Briefen, so gut ich konnte. (Diese Vermahnungen liegen versiegelt, werden von König zu König erbrochen, gelesen und wieder versiegelt.) Und alles dieses ist wahr. Dieß bekräftige ich mit meinem leiblichen Eide, so wahr mir Gott helfen soll!

Karl der Eilfte,
heute König in Schweden.

Als Zeugen, welche bei diesem Ereigniß gegenwärtig gewesen, haben diese Urkunde bestätiget:

Karl Bielke,	U. W. Bielke,	A. Oxenstierna,	Peter Granslén,
Reichsdroſt.	Reichsrath.	Reichsrath.	Vice-Wachtmeister.

Wer erinnert sich dabei nicht der wunderbaren Erscheinung des Kurfürsten August I. von Sachsen auf dem Schlosse Augustenburg im Erzgebirge? Er und sein Kanzler v. Pflug sahen, im völlig wachen Zustande und bei brennendem Lichte, eine Nonnengestalt mit einem Manne in geistlicher Amtskleidung in's Zimmer treten. Beide blätterten in einer auf dem Tische liegenden Bibel, wobei ihre lebhaften Geberden einen Meinungsstreit über verschiedene Stellen anzudeuten schienen. Endlich blies die Nonne nach dem Lichte, so daß die Flamme tief herunter schlug, als sollte es verlöschen. Es erholte sich aber wieder und gab eine hellere Flamme als zuvor. Als die Erscheinung vorüber war, standen Beide, der Kurfürst und sein Kanzler, ohne ein Wort zu sagen, auf, setzten sich an einen Tisch, und Jeder schrieb nieder, was er gesehen hatte. Man verglich dann gegenseitig die Schriften und sie stimmten beide in ihrem Inhalte überein. Der Kurfürst bezog die wunderbare Erscheinung auf die damals im Erstehen begriffene neue Glaubenslehre und sagte zu seinem Kanzler: „Was kann dieß anders bedeuten, Pflug, als daß unter meinen Nachkommen eine Frau sich finden wird, welche das reine Gotteswort in meinen Landen auszulöschen oder zu verdunkeln bemüht ist?“ Der Kanzler nickte bejahend; aber Beide waren außerordentlich überrascht.

Auch Thüringen hat eine wunderbare, durch Zeugen beglaubigte Geschichte dieser Art aufzuweisen. Die Gemahlin des Grafen von Eberstein, Philippine Agnes, wurde vom 9. Oktober 1683 bis zum Sonntage Quasimodogeneti des folgenden Jahres auf ihrem Schlosse Gehrsten von einem Gespenst in der Gestalt einer Nonne tagtäglich bei Tage sowohl, als bei Nacht, gekniffen, geschlagen, in die Höhe geworfen u. s. w., damit sie einen Schatz heben sollte, was sie aber aus Furcht zu thun verweigerte. Sogar bei einer Schlittenfahrt, welche die Frau v. Eberstein am 19. Januar 1684 in einer Gesellschaft von Freunden und Anverwandten nach Bachra unternahm, trat ihr das Gespenst nahe an einer Brücke drohend entgegen, wodurch die Edeldame zur Verzweiflung getrieben, ein Paar Pistolen erfaßte und nach ihm schoß. Dadurch hatte sie aber das Gespenst erst recht erbost; ihre Qualen steigerten sich von Tage zu Tage, so daß sie von einem bösartigen Fieber überfallen wurde, welches sie wochenlang an's Lager fesselte. Erst als ihr Quälgeist sah, daß sie durchaus nicht zu bewegen war, den Schatz zu heben, verließ er sie und sie hatte von diesem Tage an Ruhe.

Wir theilen diese Geschichten nicht mit, um einen größeren Glauben an das Geisterreich zu erwecken, sondern vielmehr auf das Unwahrscheinliche dabei aufmerksam zu machen. Denn beruht jemals eine Geistererscheinung auf Sinnentrug, so ist es die der Gräfin v. Eberstein. Es ist offenbar, daß dem Fieber dieser Frau ein krankhaft nervöser Zustand vorhergegangen war, in welchem ihr eine Gestalt in der Tracht einer Nonne vorgeschwebt haben mag. Furcht und Einbildung haben das übrige gethan. Wie mächtig oft die Einbildung auf das Gemüth des Menschen wirkt, ist bekannt. Jedenfalls würde der qualvolle Zustand dieser Frau sich weniger in die Länge gezogen haben, wenn man zu einem einsichtsvollen, geschickten Arzt, deren es auch damals schon gegeben hat, seine Zuflucht genommen hätte. Wem sind nicht die Mittel bekannt, welche oftmals angewendet werden, um die eingebürgerte Idee von geistig-kranken Menschen zu entfernen? So glaubte z. B. Jemand, ein Sperlingsnest im Kopfe zu haben, von welchem Glauben er nicht eher befreit werden konnte, bis der Arzt sich ein Nest mit jungen Spatzen verschaffte, dem Kranken am Kopfe eine leichte Schnittwunde beibrachte und ihn hierauf

das angeblich herausgenommene Nest vorzeigte, durch welche List der Kranke alsbald genaß.

Zufällige Ereignisse, in welchem man übernatürliche Erscheinungen, ja oftmals einen Fingerzeig Gottes zu sehen glaubte, haben nicht selten schon den Tod zur Folge gehabt. So hatte der bekannte Lord Lyttleton einst von London aus mit einer lustigen Gesellschaft einen Ausflug nach einem entfernten Landhause unternommen. Als er nach einem heiter verlebten Tage sich in ein Zimmer zur Ruhe begeben hatte, in welchem noch zwei seiner Freunde mit schliefen, hörte er an seinem Fenster ein Geräusch wie Flügelschlag von Tauben; er blickte dahin und sah, oder wähnte zu sehen, eine weibliche Gestalt, welche, dem Fuße seines Bettes nahend, ihm ankündigte, in drei Tagen, gerade um dieselbe Zeit, werde er aus dieser Zeitlichkeit abgerufen werden. Wie nun diese Kündigung bewirkt worden, ob durch Stimme, oder innere Einwirkung, ist ungewiß, wenigstens hatten die beiden andern Herren weder etwas gesehen, noch gehört. Lord Lyttleton aber hielt den Umstand für wirklich, erzählte ihn allen, welche bei ihm im Hause waren, und war davon tief erschüttert. Seine Freunde bemühten sich ihn durch allerlei Zerstreuungen von dem ernsten Gedanken abzubringen, aber vergebens; die gehabte Erscheinung stand immer vor seiner Seele und mahnte ihn an die letzten Augenblicke seines Lebens. Da erschien der Abend des dritten Tages; er legte sich zur Ruhe, aber der Gedanke an die Verkündigung seiner Todesstunde ließ ihn kein Auge schließen. Anscheinend wohl, aber ungewöhnlich aufgeregt, verlangte er um Mitternacht von seinem Kammerdiener, daß er ihm etwas Rhabarber mische, und setzte sich im Bette aufrecht, um die Arznei zu nehmen. Der Diener verließ einen Augenblick das Zimmer, um einen Theelöffel zu holen, als er zurückkam, war Lord Lyttleton zurückgesunken, und lag so ohne Bewegung. Alle Versuche, ihn wieder zu sich zu bringen, waren umsonst. Ob nun sein Tod von einem Nervenreiz, oder Schlagfluß herrührte, muß unentschieden bleiben, genug, die Verkündigung war in Erfüllung gegangen.

Obgleich die Mutter des Lord Lyttleton von der Wahrheit des Ereignisses so fest überzeugt war, daß sie in Bezug darauf ein Gemälde anfertigen ließ, auf welchem eine weiße Taube an einem Fenster, und eine weiße weibliche Gestalt, welche dem Lord seine Auflösung verkündete, dargestellt waren, so möchten wir doch bezweifeln, ob ihm jemals etwas Aehnliches erschienen sei. Annehmen läßt sich aber, daß durch eine tiefe Ahnung der Seele, wie es zuweilen zu geschehen pflegt, ihm die Stunde seines Verbleichens kund geworden ist. Ahnungen und Träume, in welchem der Geist in ein fremdes Gebiet hinüberschweift, sind fast gleichbedeutend. Wir wissen, daß, wenn der Körper in Schlaf versunken ist, die Seele anfängt, thätig zu werden, was mittelst der Organe des leitenden oder vermittelnden Nervensystems möglich wird. In diesem Zustande verschwinden alle äußern irdischen Eindrücke und sie schafft sich eine neue, eigene Welt, welche sie unserm innern Auge oft in den wunderlichsten Gebilden vorführt. Während so das Vermögen der Bildersprache immer lebendiger in ihr aufblüht und sie alle Gefühle, Vorstellungen und Gedanken in Bildern sich denkt, erwacht das tiefverborgene Fernsehen, wodurch sie im Stande ist, Blicke in das Leben entfernter Personen, selbst in die fernste Zukunft hinaus, zu thun. Dieß ist der Punkt, wo uns im Traume oft Begebenheiten vorgeführt werden, die an das Reich des Wunderbaren gränzen und wobei uns nicht selten Bilder vorschweben, welche künftige Ereig-

nisse sowohl aus unserm, als auch aus dem Leben andrer Personen andeuten. Einige der merkwürdigsten Träume dieser Art mögen hier eine Stelle finden.

Im Jahre 1790 ward zu Amsterdam ein Mann, ein Uhrmacher aus Locle, an Händen und Füßen gebunden, in den Kanal geworfen. Man zog ihn noch lebend aus dem Wasser, doch starb er kurz darauf, ohne etwas anderes zu sprechen, als: „Ach, die Schurken!“ Unter seinen Papieren fand sich nachstehender Brief, den er wahrscheinlich kurz vor seinem Tode geschrieben hatte:

„Diese Nacht habe ich einen schrecklichen Traum gehabt. Ich träumte, daß zwei Männer mich faßten, banden und in's Wasser warfen. Das ist das vierte Mal, daß ich das in 5 Wochen träumte: Gott behüte mich!! Sollte ich aber das Leben durch irgend ein Unglück verlieren, so ersuche ich diejenigen, die dieses Billet finden werden, Nachricht von meinem Schicksale meinem tugendhaften Vater zu geben, — Rathsherr zu Locle — damit er wisse, was seinem Sohne begegnet ist.

Nieuwland.“

Auch der berühmte Feldherr, Prinz Eugen von Savoyen, hat in seinen hinterlassenen Schriften in einem Briefe an den Fürsten Adam von Lichtenstein eines Traumes gedacht. Derselbe ist aus Ryssel vom 2. Nov. 1708 datirt und lautet: „Der Tod meiner Mutter geht mir sehr zu Herzen. — Es ist sonderbar, mich überfiel den 14. Nachmittag, als sie starb, nach Tische ein Schlaf, dem ich, um die Fatiguen der Nacht desto besser aushalten zu können, nachgab. Mir träumte, meine Mutter in den Trancheen todt zu sehen; die Anstrengung, zu ihr zu kommen, machte mich wach. Meinem General-Adjutanten, der im Zimmer saß, erzählte ich meinen Traum — dieser schien mir etwas betroffen zu sein. — Rasch fragte ich ihn: — „vielleicht ist es wahr? — wissen Sie etwas von ihr?“ — «Ja, ich hörte von ihrer schweren Unpäßlichkeit reden.» — „O!“ sagte ich: „so kann der Traum wahr sein“; und er war es.

Ebenso träumte der Schauspieler Champmeslé zwei Tage vor seinem Tode, er sähe seine Mutter und seine Gattin, welche längst gestorben waren, und die letztere winkte ihm, auch dahin zu kommen, wo sie jetzt sei. Dieser Traum machte auf sein Gemüth einen so tiefen Eindruck, daß er von dieser Zeit an immer niedergeschlagenen Sinnes war, so viel sich seine Freunde, denen er seinen Traum erzählt hatte, auch bemühen mochten, ihn zu erheitern. Zwei Tage später ging er in eine Kirche, und gab dem Küster dreißig Sous, und bat, eine Seelenmesse für seine Mutter und eine andre für seine Frau lesen zu lassen. Der Küster wollte ihm zehn Sous zurückgeben; Champmeslé aber sagte: „die dritte soll für mich sein, und ich werde sie selbst anhören.“ Er verließ hierauf die Kirche und stieß in der Nähe derselben auf mehrere seiner Freunde, mit denen er sich in die Versammlung der dramatischen Künstler begab. Kaum hatte er sich dort niedergelassen, so stützte er den Kopf auf beide Hände und fiel entseelt nieder.

Diese merkwürdigen Träume geben abermals einen Beweis von der wunderbaren Wirkung des Ahnungsvermögens der menschlichen Seele, und fast möchten wir behaupten, daß es Augenblicke giebt, wo sie sich von allen sinnlichen Eindrücken losreißt und dann mit höheren Wesen in engere Berührung tritt. Wer möchte daher noch Zweifel hegen an der Existenz eines Geisterreiches? und, da es ein solches zu geben scheint, warum dann die Möglichkeit des Hereinragens der Geisterwelt in die Menschenwelt gänzlich in Abrede stellen wollen?

F. Schrader.

Berlin.

Ich soll Ihnen den ersten Eindruck Berlins auf einen Fremden schildern? Nun, wohl zu jeder andern Zeit wäre er unbestimmter gewesen, aber in einem Momente da überall, in Gesellschaften, Lesekabinetten, Gasthäusern, Konditoreien darüber debattirt wird, ob Tschech von oben nach unten oder von unten nach oben gerädert, oder ob er nur enthauptet wird, in einem Moment da Beck, Heine, Freiligrath auf einmal verboten werden, kann ich nicht einen Augenblick schwanken und muß den ersten Eindruck einen höchst unangenehmen nennen. — Allein zu einer Zeit, wo in allen Ländern Volk und Regierung so sehr getrennt sind wie Essig und Oel in einer Flasche, daß man genau bestimmen kann, wo das Volk aufhört und die Regierung beginnt, will auch ich den Berlinern nicht Unrecht thun und ihnen den üblen Eindruck zuschreiben.

Die Stadt selbst gefällt in dem Augenblicke, da man die Barrièren passirt, um so mehr da sie nicht wie andre Städte, z. B. Cöln, Prag, Wien, Venedig, Mailand schon von Außen etwas verspricht. Die ungeheuren Häuserreihen imponiren, das Systematische in den Straßenzügen giebt eine gewisse Sicherheit, die hellen Gassen thun wohl, die niedern Häuser sind freundlich. — Doch fühlt man sich nicht heimisch. Man ist nicht gemüthlich zusammengedrängt wie in Wien; die Fenster sehen einander nicht freundlich Aug in Auge; man steht sich schroff und gemessen gegenüber; man weiß nicht, steht man steifen Militairlinien gegenüber oder befindet man sich in einer zeremoniösen Gesellschaft niedern Adels. Nur unter den Linden ist es großstädtisch nobel und da fühlt man sich ungenirt; hier kann es einmal schön und lebhaft hergehn wie auf den Boulevards; auch der sogenannte Lustgarten erinnert an Paris und rivalisirt mit der Place de la concorde. — Nur der Dom, der Dom! er ist eine Schmach des Lustgartens und Berlins. Das Ding sieht ja aus wie eine Spielerei in einem Ziergarten, Tempelchen und Pagoden. Die große Kuppel mahnt an das Käppchen eines Pastors: Palladio wollte mit seinen Kuppeln an den Himmel erinnern. Wer mag der Mann gewesen sein, der einen solchen „Dom" gebaut? Schinkel war es nicht, das beschwöre ich. Welche Begriffe muß der Mann von Gottes Größe gehabt haben? War er ein Abkömmling jener alten Deutschen, denen jeder Tempel zu klein und die lieber im unendlichen Wald gebetet und geopfert? So schrumpfen die Menschen, so schrumpft ihr Gott mit ihnen ein. Der Gott, der früher im Walde, später im Cölner, im Stephansdome ꝛc. gewohnt hat, kann sich jetzt schon ganz bequem im „Dome" zu Berlin einrichten. Von Kunst zu Kunst! Vom Dome zu den beiden russischen Pferden, von denen in den Zeitungen die Rede war. Man machte viele Witze darüber, der Eine nannte sie trojanische Pferde, der Andere den geflügelten Rückschritt und den gehemmten Fortschritt. Mir aber verging aller Humor beim Anblick dieser russischen Pferde. Nicht nur dachte ich an das „Timeo Danaos"; wie sie da stehen die häßlichen Thiere und bei aller Magerkeit und Häßlichkeit, bei allem Mangel an Werth und Würde sich stolz zu bäumen wagen und sich ein Ansehen geben; wie sie den unvergleichlich schönen Platz verunzieren und gleich Wachen vor einem deutschen Schloßportale stehen: schien mir das Ganze eine Allegorie von trauriger Bedeutung. Die Tendenz findet sich jeder leicht selbst heraus. Aber ich komme da in die Politik und war doch schon zwei Tage nicht bei Stehely und will nur über Berlin und die Berliner sprechen.

Berlin ist ein Parvenü der Weltgeschichte. Man bemerkt das nicht nur an seinen Kindern, die gerne nobel thun und sich mit Altadeligen ängstlich und wohl-

gefällig vergleichen, man merkt es wenn man durch die Straßen geht. Der Parvenü hat sich trefflich eingerichtet; Alles was zur Wirthschaft gehört, was sie fordert ist im Ueberfluß da. Was in einem Hause Fauteuils, Nippes, Sophas, Bibliothek, Bilder ꝛc., sind in einer Stadt Promenaden, Restaurationen, Institute, Paläste, Monumente ꝛc. Aber man sieht alle dem die Neuheit an; es ist nichts da, das uns die Geschichte der Urahnen erzählte; den Sachen allen fehlt die aerugo nobilis mit einem Worte, welche die Aechtheit alter Münzen und Kunstwerke beweist. Nur die Königsstadt, die alte unbequeme Tante, deren man sich schämt, ihrer alten Manieren, ihres altfränkischen Kostüms wegen, der man eine entfernte Hinterstube angewiesen, wo sie stille und unbeachtet im Großvaterstuhle sitzt, während man im Vorderhause glänzende Gesellschaft empfängt und die Honneurs macht, Thee trinkt, politisirt, die neuesten Moden bewundert und ästhetisch ist, nur diese alte Tante eben hat etwas von dem edeln Rost und könnte dem Hause Berlin ein altehrwürdiges Aussehen geben; aber sie ist von der hochmüthigen Jugend verachtet, und der Parvenü versorgt zwar seine alten Anverwandten, schämt sich ihrer aber in glänzender Gesellschaft.

Berlin ist ein Parvenü, sonst würde es sich nicht so sehr um die Meinung Anderer kümmern, sonst würde es nicht rechts und links herumfragen: Was sagt man draußen in der Welt? was spricht man von uns? sind wir ein zweites Paris? ꝛc. sind wir eine große Stadt? Eine große Stadt aber ist wie ein alter solider Kaufmann, wie ein großer Staatsmann, wie ein König, die lassen sich nicht irre machen durch Gerüchte, Geschwätz und Journalartikel.

Kommt man aus dem schönen Süden, muß man den gewaltigen Erdgeist in den Lokomotiven segnen, der pfeilschnell dahin fährt über die Trostlosigkeit der Brandenburger Ebene, muß man staunen, daß in dieser Wüste eine Stadt entstand und daß Menschen den Weg nicht scheuen durch diese Steppe, wo der Kreuzberg ein Berg ist, ein Berg der das Monument braucht, wie der Brief den Briefbeschwerer, daß ihn der Wind nicht hinwegwehe. Nach Mekka führt der Glaube und läßt den Gläubigen die Gefahren und die Langweiligkeit der Wüste vergessen, nach Darfur lockt das Gold und die Gewürze, was lockt nach Berlin? Es ist der Geist, der Prophet; es ist der Gedanke, das Gold in unsrer Wüste. Ja der Geist, der Gott der neuen Religion, der jüngste Heiland und Erlöser. Allüberall hat er hier die Spuren eingedrückt, allüberall sieht man die Fußstapfen und verehrt den Boden, darauf er gewandelt. In der neuen Bibel ist Berlin Jerusalem, das verderbte, verstockte, unterjochte Jerusalem, aber der Erlöser hat da gepredigt und der Boden ist heilig. Hier hat Lessing, seit Luther der größte Reformator, der deutscheste Deutsche ohne die deutschen Schwächen, gedacht, gedichtet, geliebt und sich um Deutschland gehärmt; hier hat Fichte, der Philosoph der That, die deutsche Nation geweckt; hier haben die Romantiker ihre schönen Träume geträumt. Sie sind nun alle todt, oder sehr, sehr alt. Nur Eichendorf schwingt noch die blauen Fetzen der romantischen Fahne. Hier hat Sokrates-Schleiermacher gepredigt; hier — ach wie viele könnte ich noch aufzählen bis auf diesen Tag, die hier gelebt, gedacht, die hier noch leben, denken und — nichts thun. —

O unglückselige Philosophie der heutigen Berliner, die sich mit dem thatenlosen Gedanken begnügt, die sich in Gesellschaft körperloser Seelen wohl fühlt; die das Verbot eines Blattes mit dem Falle Polens, das Erscheinen eines Buches mit der Julirevolution, und einige geistreiche Schriftsteller mit Pethion, Desmoulin, St. Just, Danton u. a. vergleicht. Sprecht von einer That, einer neuen Institution, was ist die Antwort? Darüber sind wir hinaus! Natürlich nur in Gedanken und im Bewußtsein. Freilich wohl seid ihr über Alles hinaus, denn euer

Gedanke gleicht dem fabelhaften fußlosen Vogel, der immer höher und höher und so lange steigt, bis er niederstürzt auf die Erde, auf der er nicht fußen kann.

Die hoffenden Freunde der Freiheit vergleichen unsre Zeit und ihre Literatur mit den Zeiten Voltaire's, Rousseau's und der Encyklopädisten, und glauben, daß es nun kommen werde wie damals. Aber sie vergessen, daß in Deutschland zwischen Theorie und Praxis unendliche Zeit verfließen muß und lassen sich durch die Theoretiker mit dem Satze: Die Weltgeschichte rechnet nach Jahrtausenden, beschwichtigen. Sie vergessen, daß der Franzose nur die Parole braucht um sich zu waffnen, und daß sich der Deutsche auf dem dicken Sopha seiner Theorie viel behaglicher streckt als im Bivouak.

Liest man Dahlmann's neustes Buch muß man sich auf jeder Seite Preußens erinnern. Dieselbe Regierung, dieselbe Stimmung im Volke, dieselbe Religion, dieselben sozialen Mißverhältnisse wie zur Zeit der Puritaner in England; wird Preußen thun, was England that? Man sagt, dieselben Ursachen haben dieselben Wirkungen. Man irrt sich. Die Ursachen sind nur die Mutter, und eine Mutter hat neunerlei Kinder, sagt das Sprichwort. Dieselbe Mutter, die England einen energischen, thatkräftigen Mann geboren, bringt uns in Deutschland vielleicht einen schwächlichen, schwindsüchtigen Gelehrten.

Doch will ich ein gutes Symptom, das ich mit Freuden bemerkt habe, nicht verschweigen. Der deutsche Fehler, sich immer mehr mit dem Fremden als mit sich selbst zu beschäftigen, ist in Berlin in bedeutender Abnahme. Man hört fast nur über Deutschland und Preußen politisiren, man beobachtet Frankreich, England, Rußland immer nur in ihren Verhältnissen zu Deutschland; man sucht immer mehr Einblick in die Geheimnisse der Staatsmaschine zu erlangen; man beobachtet und prüft, und die Büreaux können den Einflüssen der Raisonnements in Familien und Conditoreien nicht mehr entgehen. Sie können nicht mehr genug Servilismus zum inneren Verbrauche auftreiben und sind erstaunt, überrascht, wie oft der Liberalismus in ihrer eigenen Mitte seine Stimme erhebt. Wie ganz anders war das Alles noch vor zwanzig, vor zehn, ja noch vor fünf Jahren; wie ganz anders ist das noch in Wien! Der Wiener hat sein theilnehmendes Gemüth zwar auch schon von der Familie über die auswärtige Welt ausgedehnt, aber es bleibt immer die auswärtige. Er liest Zeitungen, kümmert sich um Alles was auswärts vorgeht, leidet und freut sich mit; klatscht Itzstein, den Königsbergern, O'Connell Beifall zu, ärgert sich über Guizot, Eichhorn ꝛc. und freut sich fast der Stille in seiner Nähe, bei der er besser sehen und hören kann. Er steht ganz bei Seite und ist unparteiischer Zuhörer, urtheilt, lobt, verdammt, Alles wie es ihm sein gutes Herz eingiebt. Aber es fällt ihm gar nicht auf, daß die Augsburgerin, die er studirt, aus seinem eignen Vaterlande nur drei Zeilen zu sagen weiß, ja er liest selbst diese drei Zeilen nicht, er weiß ja was sie enthalten: eine Ankunft, Zusammenkunft und Niederkunft. Erfährt er doch einmal etwas Anderes, behandelt er es wie eine Sage, glaubt nie so recht, denn wer kann wissen was da oben vorgeht; oder verdrießt ihn die Neuigkeit, macht er seinen Spaß darüber und die Sache ist wieder gut. Ganz anders beim Berliner. Sein Witz ist grausam, spitz, verwundend, er nennt ihn selbst Malice, ist aber eine sehr bissige Malice, die höhnisch lächelt, spitze Augen macht und manchmal die Zähne knirscht. Mein Aufenthalt fiel in eine fruchtbare Zeit, der Boden war durch manche Ereignisse aufgelockert und ich sah die Malice in ihrer Blüthe. Ich bewunderte sie, staunte, aber lachen konnte ich nicht. Es waren Witze à la „Nain jaune". Auf jeden mit der Zeit lebenden und fühlenden Menschen, zumal auf den Dichter wie auf den Schriftsteller überhaupt mag Berlin Anfangs sehr anregend und produktiv

wirken; mit der Zeit macht sich gewiß das kritische, negative Element des heutigen Berlin geltend. Doch wird ja heut zu Tage auch die Negation Gegenstand des Dichters und wird der Produktion gleichgestellt. Wie habe ich Karl Beck verändert gefunden! Ihn, der im lebenslustigen Wien ein einsamer, verschlossener, lebensüberdrüssiger Misanthrop schien, fand ich heiter, lebenslustig, mittheilsam, liebend und liebenswürdig im kalten, schroffen Berlin.

Habe ich Ihnen nun, verehrter Freund, den ersten Eindruck Berlins auf einen unbefangenen Fremden deutlich und bestimmt genug geschildert? Ich glaube es nicht. Er war selbst zu undeutlich und unbestimmt, hoffnungsreich und niederschlagend, erhebend und demüthigend zugleich. Darum seien Sie mit diesem Wenigen zufrieden, sonst fange ich mich im eigenen Dilemma, komme zu gewissen Stellen wo ich nicht weiß ob ich mich freuen oder trauern, ob ich loben oder tadeln, ob freisprechen oder verdammen soll. War es vielleicht anmaßend, gleich nach dem ersten Eindrucke auch an ein Urtheil zu gehen, schiebe ich Ihnen allein die Schuld zu, denn ohne Ihre Aufforderung hätte ich mir nie Stimmfähigkeit in solchen Angelegenheiten zugetraut.

Geldern.

Aus der Lombardei.

Die Mailänder Kunstausstellung im Jahr 1844.

Eine Flugreise hatte mich in den ersten Septembertagen nach Mailand geführt. Es lag nicht in meinem Plane, mich länger aufzuhalten, als nöthig, um die Merkwürdigkeiten zu sehen, daher konnten mich auch die großartigen Anstalten, welche zu der bevorstehenden Versammlung der Naturforscher getroffen wurden, nicht fesseln. Selbst die Kunstausstellung, welche nächstens eröffnet und eine der vortrefflichsten werden sollte, eben den gelehrten Herren zu Ehren, glaubte ich mit Bedauern aufgeben zu müssen, als mir der Zufall die Vergünstigung schaffte, sie noch vorher zu schauen.

Im Hotel Reichmann — jeder Deutsche, der Mailand besuchte, erinnert sich wol des stattlichen Hauses am corso della porta romana — lernte ich nämlich einen preussischen Justizbeamten kennen, sein Name wird denen, welche sich um die Interessen der Gegenwart näher kümmern, gleich in das Gedächtniß fallen, wenn ich ihn unter den Vertheidigern Jordan's nenne. Ihm war eine mailänder Familie verwandt, welche wiederum durch den Bildhauer, Professor Monti, grade an dem Tage vor der Eröffnung, wo der Vicekönig die Ausstellung in Augenschein nahm, Gelegenheit fand, sie gleichfalls zu sehen; Herr F., jener Beamte, hatte als Vetter die Erlaubniß, seine Verwandten zu begleiten und außerdem die Ermächtigung gewonnen, Bekannte mitzubringen. Zwei Reisegefährten, welche andere Interessen verfolgten, schlugen die Einladung aus, ich aber nahm sie mit Freuden an.

Um die Mittagsstunde sah ich vom Portale des Domes, wohin es mich in jeder freien Minute zog, den Vicekönig mit seiner Begleitung vom Palazzo reale aufbrechen. Der ungarische Grenadier am Thore rief donnernd in's Gewehr, die Wache trat an und präsentirte, die Trommel wurde gerührt; ein gelber Stallmeister erschien und trabte mit flatternden Ellenbogen, in die Bügel gestemmt, sehr überfallend, voraus, dann kamen drei Staatswagen — des Vicekönigs mit Sechsgespann — erbsgraue Livreen, gelbe Jokeys, Jäger mit Federhut und Epaulettes — die Leute grüßten, die hohen Personen verneigten sich, — wie überall! Ich

wandte mich von dieser Herrlichkeit zu einer ganz andern. Im Dome war es still und feierlich, wenige Beter knieten vor den Altären, ich wandelte leisen Schrittes durch die Riesenhalle, ließ meine Blicke zu der erhabenen Wölbung schweifen und über die brennenden Farben der Kirchenfenster, deren heilige Geschichten mich nicht so andächtig stimmten, als die wunderbaren Zauber der Lichtdämmerung, die sie um den Hochaltar verbreiten. Was man auch sagen und schreiben möge über den Wunderbau ganz aus weißem Marmor, über seine reiche, verschwenderische Pracht von Außen, seine großartige Einfachheit im Innern — so einfach erhaben, wie die reine ursprüngliche Lehre des Heilands, ehe Menschen sie dogmatisch verschnörkelt — Alles erblaßt zum Schatten vor dem wirklichen Anblicke. Ich hatte viel über den Dom gelesen, war vorbereitet auf seine Herrlichkeit, und fand mich doch von ihr so mächtig überrascht, emporgerissen, daß es mich ganz aus den Fugen der conventionellen Fassung löste. Aber ich will ja nicht vom Dome, sondern von der Kunstausstellung berichten.

Die Mailänder Familie, welcher ich den Eintritt verdankte, empfing den fremden Gast sehr gütig, eine Stunde anziehender Unterhaltung verrann schnell, bis der Sohn des Professors Monti erschien, uns abzuholen: ein junger bildschöner Mann von den liebenswürdigsten Manieren. Als wir am Palazzo Brera anlangten, fuhr der Vicekönig eben ab, das ganze Personal der Akademie war in großer Uniform und noch größerer Bewegung über die hohe Gegenwart, Professor Monti, ein kleiner lebhafter Mann, begrüßte seine Bekannten nur flüchtig und überantwortete sie wieder seinem Sohne: besseres Geleit konnte er uns nicht geben.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Dresden, im November. Der Wiederbeginn der Virtuosenconcerte und der öffentlichen Vorlesungen über Allerhand und noch Etwas, bezeichnen für unsre Residenz den Beginn der Wintersaison. Aber auch hier ist, wie bei allen Aeußerungen unsres gesellschaftlichen Lebens, die Theilnahme nur eine theilweise, geringe; zu einem warmen, frei sich hingebenden Interesse läßt der Dresdner aus seiner Rücksichtsüberfülle und seinem Kleinigkeitssinne nun einmal sich nicht emporreißen. Den verhältnißmäßig allgemeinsten Anklang findet noch das Theater, doch manifestirt sich da bisweilen ein mehr als zweideutiger Geschmack, wie die beifällige Aufnahme von Nestroy's „Zerrissenen" und die fortdauernde Zugkraft von Räder's „Weltumsegler" nachweist. Es ist daher sehr zu bezweifeln, ob die Theaterkasse sich wohl befinden wird bei der unverkennbaren Umgestaltung, dem wahrhaft künstlerischen Aufschwunge unsrer Bühne seit Hrn. Ed. Devrient's Ober-Leitung. Während Ihr neuerstandenes Stadttheater den Vortheil und das Verdienst eines neuen, mit der neu beschwingt sich regenden, nationalen Dramatik fortschreitenden Repertoirs für sich geltend zu machen hat, wird auf unsrer Bühne viel Klassisches wieder lebendig. Mag auch dahin nicht die Schiller'sche „Phädra" gerechnet werden, so sahen wir doch kurz aufeinander folgend den „Egmont", in den Volksscenen meisterhaft einstudirt, und den „Cladigo" — eine bis auf Hrn. Heese's Darstellung der Titelrolle wohlgelungene Produktion. In der nächsten Zeit bietet man uns „Emilie Galotti", „Minna von Barnhelm" und „Richard III.", dem bei der Uebertragung des Hauptcharakters an Hrn. Quanter eine mehr ängstlich als freudig gespannte Erwartung entgegensieht. Selbst für Michel Beers „Struensee" sollen dringliche Verwendungen bei unsrer Direktion nicht erfolglos geblieben sein. Das Neue erhalten wir bekanntlich in der Regel nur altbacken; seit der auf speciellen Gründen beruhenden Ausnahme mit Gutzkow's „Zopf und Schwert" waren wir meist auf officielle Novitäten beschränkt; Reibisch' „Heinrich der Löwe" scheint trotz Hrn. Emil Devrient's heldenhafter Anstrengung kein Zugstück zu werden; der Verf. selbst hat das strenge Urtheil gefällt: sein Stück leide an dem einen Fehler, daß es um fünf Akte zu lang sei. „Thomas Thyrnau", der in die-

sen Tagen über die Bühne ging, gehört zu den schwächsten Bearbeitungen der überfleißigen Birch-Pfeiffer; er ist eine breite magre Brühe, in der ein einzig Stückchen Fleisch schwimmt, die Rolle der Kaiserin. Sehen oder Nicht-Sehen von Gutzkow's „Pugatscheff" beruht für uns dem Vernehmen nach auf königlichem Ermessen. Die Dichtung soll noch höheren, dramatischen Werth haben, als der „Pakkul", und Nichts enthalten, was einer unbefangenen Politik Anlaß geben könnte, ihr das scenische Leben vorzuenthalten. Die Berliner werden sie wohl bald sehen, nachdem „Zopf und Schwert" in Petersburg zur Aufführung gekommen ist. Von Oehlenschläger's „Dina" hörten wir bis jetzt nur, daß der Hauptcharakter auf der Schärfe eines Messers hinlaufen solle. Mit der Oper bleibt's bei uns auch gern beim Alten, und das ist am Ende noch gut; denn das Neue hat Unglück. „Don Pasquale" hat leider! nur ein stilles Fiasco gemacht, die Oper des General Lvoff, dem der Spaß ihrer Aufführung 4—5000 Thlr. gekostet haben soll, kaum einen halben succès d'estime erlangt. Ende November wird „die Vestalin" unter Spontini's eigner Direktion endlich, nach langem Hin- und Wiederreden uns erfreuen. Die „Mara" Ihres Netzer, von der so Treffliches berichtet wird, scheint vor der Hand noch ruhen zu sollen; denn vor Allem hat „Oberon" die enormen Kosten seiner Ausstattung wieder einzubringen; noch füllt er auch bei jeder Vorstellung unser weites Haus. — Von sonstigen Erheblichkeiten hat unsre Residenz nichts aufzuweisen; ihre bürgerlichen Interessen drehen sich gegenwärtig gewaltig um die Frage der erhöhten Hundesteuer und des Tabakrauchens auf der Straße — Gegenstände, reichhaltig genug um den „Eselsplatz" unsers Anzeigers, wie einer der Ihrigen die Rubrik: Oeffentliche Besprechungen getauft hat, mit dem gewichtigsten Für und Wider zu füllen.

E. P.

† **Berlin,** den 6. November. Thomas Thyrnau, von Frau Birch-Pfeiffer, wird unsre nächste Freude sein, und die Besorgniß des besseren Publikums vor dieser hereinbrechenden Fluth sogenannter gut gemachter Theaterstücke, die in der That nur Schwamm sind und das grobe Bedürfniß befriedigen, ist nicht gering. Die Armuth mit Rauschgold verbrämt und mit Kartoffeln gestopft heißt dann nicht mehr Armuth; einen leiblichen Beifall findet sie doch in einer so großen Stadt, und es heißt dann: es fehlt Euch ja nicht an neuen Stücken! Dies ist der niedrige Standpunkt, der hier wie an der Burg herrschend wird und neben den pedantischen Peinlichkeiten bei historischen Stoffen die ersten Theater Deutschlands augenscheinlich in den bereits offnen Abgrund führt. Mad. Crelinger hat übrigens obgesiegt und ist Maria Theresia. Augenblicklich macht eine Rezension großes Aufsehen, die in der Neuen Jena'schen Literatur-Zeitung steht, und die kriegsgeschichtlichen Versuche des Lieutenants v. Orlich einer scharfen, ausführlichen Prüfung unterzieht. Sie ist von dem bewährten Historiker Geh. Rath Stenzel aus Breslau, der sie auch mit seinem vollen Namen unterzeichnet hat. Hr. v. Orlich ist vor einiger Zeit von einer nach Ostindien gemachten Reise zurückgekehrt, und im Begriff, seine Reisebeschreibung, unter der Form von Briefen an Humboldt und Ritter, im Druck herauszugeben, wozu dem Vernehmen nach der König die sehr beträchtlichen Kosten — man sagt 20,000 Thaler — angewiesen hat. — Warnhagen von Ense schließt einen in der Augsburger Allgem. Zeitung abgedruckten Aufsatz über das Leben und die Schriften des Freiherrn v. Knigge mit folgenden bemerkenswerthen Worten: „In einer Zeit, die durch manche Erscheinungen an das traurige Nachtgevögel erinnert, mit dem unsre Väter sich herumschlugen, scheint es wohlgethan, auf die Verdienste zurückzuschauen, welche jene Kämpfer um unsre Geistesfreiheit sich erworben, im harten Streite mit Schwärmern und Schelmen, die zum Theil in Macht und Ansehen standen, und denen die Spitze zu bieten um so edler und muthiger war, als viele der besten Zeitgenossen die Gefahr nicht erkannten, und den Kampf mißbilligten und verhöhnten."

Berlin, den 7. November. Es ist bekannt, daß Hogarth Lächerlichkeiten, die er in Gesellschaften wahrzunehmen Gelegenheit hatte, auf seine Fingernägel zeichnete, um sie nachher in seinen Bildern irgendwo einmal anzubringen. Mit meinen Correspondenzen ist es etwas Aehnliches: es sind auch nur Skizzen auf den Fingernägeln, die ich aus der Welt mit nach Hause bringe, und später einmal zu größeren Arbeiten zu verwenden die Absicht habe. Vorläufig steht ihnen kein anderer Werth zu, als der, daß sie aus dem Leben gegriffen. Es sind die Stellungen der Zeit, die Thorheiten der Mode, die Zerrgemälde der Tagesgeschichten. Man ist im Irrthum, wenn man glaubt, es komme mir darauf an in der „Eleganten" alle Neuigkeiten und Ereignisse, die in Berlin entstehen mögen, zur Sprache zu bringen. Ich muß bekennen, daß dies auszuführen ich keineswegs im Stande bin. Mir ist nur möglich über etwas zu schreiben, was ich mit meinem Denken, nicht über alles Das, was ich mit meinen Sinnen wahrnehme. Es giebt darum tausend Dinge, die sich ereignen, und die anderen Correspondenten Stoff zu langen Abhandlungen geben, mir selbst aber un-

möglich machen auch nur das kleinste Wort darüber zu verlieren. Gern und aufrichtig gebe ich deswegen zu, daß ich, im Grunde genommen, ein schlechter Correspondent bin, behaupte aber dagegen mit Standhaftigkeit, ein Beobachter mit nicht ungeübter Reflexion zu sein. Man hat mir häufig gesagt: meine Correspondenzen zeugten von Witz. Sogar auf dem hiesigen Polizei-Präsidium ist man dieser Meinung gewesen. Aber darin irrt man sich sehr. Mein Witz ist nichts als ein rasches Reflektiren. Ich liefere darum auch keine eigentlichen Berichte, ich liefere Reflexionen. — Wenn alle Diejenigen, die meine Correspondenzen des Lesens würdigen, die Freundlichkeit haben wollen dies festzuhalten, so werden sie weniger Veranlassung finden, mir Vorwürfe und Verdächtigungen unterzuschieben, wie mir dies bisher geschehen, und wie ich sie weder verdiene noch hervorrufe. Ueberdies muß man bedenken, daß ich bei allen Reflexionen über bedeutende Ereignisse die Voraussetzung habe, der Leser sei über den eigentlichen Hergang derselben schon aus den Zeitungen genugsam unterrichtet. Manche meiner Worte klingen nur deswegen so schneidend, weil sie den Zeitungen gegenüber den Gegenstand von einer andern und entgegengesetzten Ansicht auffassen, um, wenn nichts Anderes, doch wenigstens den alten Ausspruch zu rechtfertigen: daß Alles in der Welt zwei Seiten habe. Habe ich solcher Gestalt meinen Lesern für meine Correspondenzen den richtigen Standpunkt, von dem aus ich sie beurtheilt sehen möchte, angeben wollen, so kann ich nicht umhin hier gleichzeitig meinen schon früher einmal gethanen Ausspruch, daß ich nichts, was ich geschrieben, bereue, auf's Neue zu wiederholen. Es könnte leicht den Anschein gewinnen, als hätten gewisse Einwirkungen und Umstände auf meinen Muth und die Ehrlichkeit meiner Gesinnung niederdrückenden Einfluß gehabt. Dem ist aber nicht so. Ich werde schreiben, wie ich bisher geschrieben: frei und offen, wie ich es für recht und für gut erachte. Mehr als je habe ich jene Worte Ludwig Börne's in mein Bewußtsein aufgenommen, die da heißen: „Die Aussagen der Zeit zu erlauschen, ihr Mienenspiel zu deuten, und beides niederzuschreiben, wäre ein ehrenvoller Dienst, selbst wenn er nicht gefahrvoll wäre. Daß er auch dieses ist, vermehrt seinen Reiz, und nur die Schwachheit vermag einer solchen Lockung zu widerstehen." — Alles dies hielt ich mich für verpflichtet vorauszuschicken, ehe ich auf's Neue meine Correspondenzen anknüpfe. Sie sollen von nun ab wieder wie früher erscheinen, mögen meine Leser ihnen ein so freundliches Interesse bewahren, wie sie es bisher gethan haben.

Feodor Wehl.

Berlin, den 7. November. In Bezug auf die Hindernisse, welche die weitere Aufführung des Prutz'schen Moritz von Sachsen hier gefunden, sind erst jetzt die ganzen und eigenthümlichen Verhältnisse an den Tag gekommen, welche nicht die königl. Hofbühne treffen dürften. Das Stück war ohne Weiteres der Intendanz von dem Hausministerium weggenommen worden, und erst als sich der Dichter über diese Beeinträchtigung und den damit verbundenen pecuniären Schaden in einer Beschwerde an den König wendete und wenigstens die Gründe zu einem solchen Verfahren wissen wollte, wurde ihm eröffnet, daß die Darstellung eines Verwandten des königlichen Hauses — Albrecht von Kulmbach — das Verbot veranlaßt habe. Das Gesetz hierüber besteht, und ist, obwohl es nicht publicirt wurde, natürlich für die Intendanz bindend. Darauf nun reichte Prutz eine neue Bearbeitung und Umänderung des Stückes ein, durch welche jener Grund wegfiel, und glaubte damit die ungehinderte Wiederaufführung in Anspruch nehmen zu dürfen. Nichtsdestoweniger aber blieb die Sache beim Alten, und Prutz erhielt auf eine neue Beschwerde den sehr verständlichen Bescheid des Stillschweigens. Das wäre nun wohl Alles hier für Berlin nichts Wunderbares, und wenn man die Hofbühne für ein Privattheater des Königs ansieht, wie dies bisweilen geschieht, so kann man das unumschränkte Recht desselben nicht bezweifeln, die Wahl eines Stückes zu bestimmen oder abzulehnen. Ein Anderes aber ist es mit den Bühnen der übrigen Städte der Monarchie. Diese sind ebenfalls Privatbühnen, Privatbühnen der Unternehmer, und die Annahme eines Stückes nur von ihrer Neigung oder Abneigung abhängig. Wenn daher ein mit preußischer Censur und der ausgesprochnen Absicht der Aufführung gedrucktes Bühnenwerk nach der Annahme und theilweise sogar nach der Aufführung den Privatbühnen entzogen wird, so kann man auch dem Dichter die Mittheilung der Motive und ihrer rechtlichen und gesetzlichen Begründung nicht vorenthalten. Und hätte nicht in diesem Fall die Bereitwilligkeit des Dichters, den vorgeblichen Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen, vorzugsweise einen bessern Dank verdient? Man bedenke doch, was Alles die „schlechte Presse", die neuerdings keinen Sumpf mit dem Senkblei ihrer Kritik mehr verschont, aus dieser anscheinenden Inconsequenz herausdeduciren könnte! Prutz, der sich im Augenblick hier befindet, hat eine neue Tragödie, Erich XIV., eingereicht, ein Stück, welches gegen den Moritz ein bedeutsamer Fortschritt ist, indem das politische Element, das es durchweht, sich nicht mehr in Einzelheiten kund giebt, die ihm früher den

unmotivirten Vorwurf der Effecthascherei zuzogen, sondern den Grund und die Seele des Stückes bildet. Nach den Antecedenzien des Moritz dürfen wir indeß wohl kaum die Aufführung hier erwarten. Was das Institut einer neuen Theaterschule betrifft, von dem ich Ihnen bereits meldete, so ist dasselbe leider in nicht vielversprechende Hand gerathen und wird für die Wichtigkeit der Sache selbst von keinem wesentlichen Vortheil sein. Hr. Kohnfeld unterzeichnet sich zwar als Besitzer eines Theateradreßbüreau's, ist auch „literat", ob er aber den geistigen Fond und den praktischen Sinn zur Leitung eines solchen Instituts, das mehr als ein bloßes „Geschäftchen" ist, besitzt, wäre noch nachzuweisen. Daß sich Schüler dazu finden werden, ist nicht unwahrscheinlich. Die meisten Schauspieler, namentlich die jüngern, haben eine außerordentliche Scheu vor der Journalistik, die sich auch auf die erbärmlichsten Winkelscribenten erstreckt. Ein bekannter hiesiger Kritiker, der übrigens nichts weniger als diesen Namen verdient, weiß diese Schwäche sehr wohl zu seinem Erwerbszweig zu machen. Auch Hr. Rousseau, der früher hier ein „Nationalblättchen" herausgab, benutzte diese seine Macht sehr geschickt, indem er vierzehn Tage vor Ableben des Zeitschriftleins von den meisten und ersten Mitgliedern der Bühne den Pränumerationspreis auf einen ganzen Jahrgang in Anspruch nahm. Da nun Hr. Kohnfeld ebenfalls ein Theaterblättchen besitzt, redigirt und selbst schreibt, so werden sich vielleicht manche verkannte und verfolgte Künstler in seine Schule flüchten. Den Erfolg mag die Zeit lehren. Auf der Bühne scheint die Unsitte der Benefizvorstellungen wieder einzureißen, auf welche die Tänzerinnen namentlich das Privileg erhalten. Fräul. Polin, die doch wahrscheinlich neben dem Spielhonorar für jeden Abend, an welchem sie tanzt, auch Gehalt erhalten wird, da sie selbst keinen hat, Fräul. Polin gab am verflossenen Montag eine Benefizvorstellung, zu deren Unterstützung ihr Oper und französisches Schauspiel überlassen wurde. Das Haus war natürlich gedrängt voll, da eine Tänzerin immer Begeisterung und dergleichen weckt, am Tage der Vorstellung waren bereits keine Billets zu bekommen, und ihre speziellen Verehrer gaben ihr bei der Nachhausekunft durch ein solennes Ständchen neue Beweise ihrer Popularität. Fräul. Polin soll später zu Hrn. v. Küstner geäußert haben, daß sie mit ihm „zufrieden" sei. Im Uebrigen hat uns das Theater nichts Neues gebracht, man scheint auf die Eröffnung des Opernhauses zu feiern. Mad. Birch-Pfeiffer ist noch nicht wieder aufgetreten, wiewohl es mehrmal angesagt war, vielleicht fühlt sie selbst das Zweifelhafte ihrer Stellung. Dem Stich soll angewiesen sein, künftig mit Aug. v. Hagn zu alterniren, ein Schritt der Intendanz, der endlich von Einsicht des Repertoirs zeugt, denn in ihrem bisherigen Rollenfach war Dem. Stich nur mittelmäßig und schwach. — In vielen Kreisen macht die Freigebung der Beck'schen Gedichte Aufsehen. Das obercensurgerichtliche Erkenntniß darüber, welches Sie schon in den Zeitungen gefunden haben werden, ist ein wohlberechneter Schritt dieses Kollegiums, sich den Ruf der Freisinnigkeit wiederzugewinnen. Die Richter finden und sprechen es aus, daß der Inhalt der Gedichte dem Bestehenden entgegengerichtet sei, dennoch aber glauben sie die Freilassung erkennen zu müssen: weil dieselben in einem so schwunghaften poetischen Gewande geschrieben, daß dem Gedanken seine Schärfe benommen würde und sie dem größern Publikum bei weitem unzugänglicher gemacht seien, als viele in ähnlichem Geist geschriebne Dichtungen. Daß Beck durch seine oft forcirte Bildersprache nicht die Popularität von Dingelstedt, Prutz, Herwegh erlangen werde, ist wohl nicht zu bestreiten, aber seit wann legt denn das Obercensurgericht diesen Maßstab seinen Erkenntnissen zu Grunde, und wo ist derselbe motivirt? Die ausgesprochne Vernichtung zweier Gedichte der Sammlung, die schon früher gedruckt sind, wird motivirt, daß die nachlässige Verwaltung seines Amtes Seitens des Censors nicht maßgebend sei. Das eine davon betrifft die sächsische Censur. Das Buch enthält außer einer Auswahl seiner früheren Gedichte, welche den größten Theil der Sammlung ausmachen, noch die in letzter Zeit so oft besprochne „Auferstehung." Der Inhalt dieses Gedichts ist eigentlich nur ein Vorsatz, der Vorsatz nach langem Schweigen sich wieder der Poesie zuzuwenden, und deßhalb würde ich es für angemeßner halten, wenn Beck dasselbe entweder besonders, oder im Vordergrund von neuen Gedichten gegeben hätte, in keinem Fall aber am Schluß einer aus schon Bekanntem bestehenden Sammlung. Das Ganze ist J. Kaufmann, dem Redakteur der Grenzboten*), gewidmet.

Zur Abwehr. Ein Artikel im Leipziger Tageblatte vom 5. November, von einem Mitgliede des Schillervereins verfaßt, macht einige wenig freundliche Anspielungen auf die Frankfurter Enthüllung des Goethe-Denkmals. — Wenn man diese Bemerkungen auch als Folge der Dingelstedt'schen Artikel in der Augsb. Allgem. Zeitung, welche ihre Würdigung

*) Will sagen Vertreter Kuranda's, der wohl in den nächsten Wochen von seiner italienischen Reise zurückkehren wird. D. R.

in mehreren öffentlichen Blättern bereits gefunden haben, ansehen kann, und welche im Allgemeinen damit zu widerlegen wären, daß man gerne größere Erfolge mit wenig Lärm hervorbringt, so kann mein Frankfurter Herz doch unmöglich zugeben, daß, gelinde zu benennen, Unrichtigkeiten hier öffentlich ausgesprochen werden, wie die, der Senat habe sich der Uebergabe des Denkmals entzogen, weil an demselben noch einige tausend Gulden Schuld zu decken gewesen. — Ueber die Festfeier will ich mich hier nicht einlassen, da ich die Gründe nicht schreiben kann, warum kein Volksfest daraus zu machen war. Die Uebergabe an den Senat ist aber unmittelbar nach der Enthüllung erfolgt und von diesem angenommen worden. Auch haftet keine Schuld auf dem Denkmal, denn die 37,000 Gulden die es (einschließlich eines Ehrengeschenks an den Meister Schwanthaler von 5000 Gulden) gekostet, waren von etwas mehr als 300 Beitragenden in Frankfurt allein zusammengebracht. — Als Beweis daß man auch außerdem den großen Dichter bei uns zu schätzen wußte, mag noch gesagt sein, daß schon seit Jahren seine lebensgroße Statue aus Marmor in der dortigen Bibliothek steht, ein Meisterwerk von Marchesi in Mailand, durch die Herren H. Mylius, G. M. Seufferheldt und Eduard Rüppel der Vaterstadt verehrt.

Ein Frankfurter.

Hannover'sche Morgenzeitung. Unter diesem Titel wird in Form des Morgenblattes von der achtungswerthen Hahn'schen Buchhandlung ein neues schönwissenschaftliches Journal in Probenummern versendet. Es soll vom neuen Jahre wöchentlich zu fünf Nummern und für einen Preis von etwa sechs Thalern erscheinen. Als Redakteur ist H. Harrys genannt, die beiliegende Nummer Kritik scheint vorzugsweise von K. Gödecke geschrieben zu werden. — Es ist überraschend, heutiges Tages ein neues Blatt dieser Art entstehen zu sehn, da die politischen Zeitungen mit ihren Feuilletons das Terrain immer streitiger machen und die große Anzahl belletristischer Blätter dem einzelnen kaum noch eine große Ausdehnung gestatten. Den Probenummern nach ist es auf ein solides Blatt abgesehn, und wir müssen wünschen, daß es freundliche Aufnahme finde. Die hannöver'schen und braunschweig'schen Länder haben außer der Posaune, welche bei Harrys' und Gödecke's Zutritt zu dieser Morgenzeitung wahrscheinlich aufhört, gar kein schönwissenschaftliches Organ, und das Bedürfniß eines solchen mag wohl gefühlt werden.

Halm feiert auf eine befremdliche Weise. Er soll auch nicht mit irgend einer dramatischen Arbeit beschäftigt sein. Die Nachricht, er wolle Attila zu einem Dramenstoffe machen, ist als ungegründet bezeichnet worden. Es wäre kein Wunder, wenn die unwürdige Verläumdung mit Ernst, welche dem Sampiero vorauslief, und die unfreundliche Behandlung, welche Sampiero erfahren, ihm die Lust am deutschen Theater verleidet hätte. Unsre Bühnen, Publikum und Recensenten treiben's darnach, einen guten Eifer abzukühlen. Wenig Bühnen haben zwei ausreichende Darsteller für Sampiero und Vanina, und diese wie die andern fragen nicht viel nach einem, wenn auch übrigens verdienstlichen Stücke, sobald es nicht Zug hat. Wie immer muß ich Moritz in Stuttgart ausnehmen, der dies Halm'sche Stück zur Aufführung und Anerkennung gebracht. Aber da es nicht wie Griselbis und der Sohn der Wildniß für 20 bis 40 Thaler einige tausend Thaler Gewinn verspricht, so sieht man es über die Achseln an, und reichlich unterstützte Hoftheater gehen mit diesem guten Beispiele voraus. Es lohnte überhaupt der Mühe, einmal im Positiven und Negativen aufzuzählen, was die einzelnen Intendanten für die jungen Talente, welche in den letzten Jahren für die Bühne geschrieben, in irgend einer Weise, sei's nur in freundlicher Berücksichtigung gethan haben. Ich fürchte, man wird zu erschrecken haben. „Nach uns die Sündfluth!" ist durchgängig die Devise der Intendanzen, wenn's überhaupt zum Gedanken an eine Devise kommt, der seltnere Fall. Dies und die historischen Bedenklichkeiten kleinstaatiger Art geben eine so stattliche Summe, daß das dürftige Bischen Talent, welches unter uns zu finden und der Ausbildung bedürftig hoch in die Luft schnellen, und bei dem nun endlich geweckten Bedürfnisse des Publikums das deutsche Repertoir bald dem Nichts gegenüber sein wird. Uebersetzungen aus dem Französischen werden dann wieder Cours haben.

Ein gutes Beispiel. „Der Minister will seine Meinung nicht aufgeben, die Mehrheit der Stände kann es nicht. Da nun Ersterer dessenungeachtet Minister bleibt, so ist die Folge davon die Beibehaltung eines von allen Seiten als mangelhaft anerkannten Systems, Stillstand und Tod der Gesetzgebung." —

„Nach nochmaliger aufmerksamer Prüfung finde ich, daß ich über und gegen unsre Censur und Preßpolizei bei Weitem zu wenig gesagt habe."

Diese Stellen waren von sächsischer Censur gestrichen worden, und der jetzige Minister des Innern, Herr v. Falkenstein erklärt, daß sie nicht zu streichen seien. Möge sich die

bekannte Behörde, deren drittes Wort „Schutz des Bestehenden" ist, hieran ein Beispiel nehmen. Man schützt nicht besonders, wenn man jeden Tadel unterdrückt, und man vernichtet sich selbst den Keim der Dauer, wenn man jede Aeußerung der Presse in den Kreis dessen einpferchen will, was bereits gültig ist. Die Presse ist eben die Waffe für Zukunft. Es ist sehr die Frage, ob ihr nicht durch Censurgerichte, welche starr nach Buchstaben richten, noch mehr geschadet wird, als durch einzelne Censoren. Letztere können doch wenigstens mit der Bildung der Zeit fortschreiten, und diese gelten lassen in den vorgelegten Manuskripten, weil ihre Instruktionen weiteren Spielraum gewähren. Jene mögen fortschreitender Bildung theilhaftig sein oder nicht, sie haben den alten Buchstaben an die neue Sache zu legen. — Es scheint kaum noch zweifelhaft, daß all unsre künstlichen halben Mittel die Probe nicht halten neben den beweglichen Gerichtsinstitutionen, welche das praktische Leben selbst in den ausgebildeteren Constitutionsländern hervorgebracht hat. Die Presse als ein immerdar werdendes und niemals fertiges Geschöpf muß an ein ebenfalls immerdar wechselndes und sich lebendig erneuendes Gericht gewiesen sein. Mit unsern halben Mitteln oder gar mit unserm Besserwissenwollen verlieren wir nur die Zeit. Was die Geschichte längst hervorgebracht sollen wir zu verbessern, nicht aber durch ein künstlich Erdachtes zu ersetzen trachten.

Obige Verordnung des sächsischen Ministeriums ist darum so lehrreich, weil sie von einem Chef ausgeht, der Jahre lang eine entscheidende Stelle hier in Leipzig eingenommen und also durch die reichste Praxis in Preßfragen einsehn gelernt hat, daß die bloße Unterdrückung des Mißfälligen das sterilste und traurigste Mittel sei.

Betty Paoli, die sinnige Dichterin aus Oestreich, hat sich, aus dem Norden kommend, einige Tage in Leipzig aufgehalten. Es wird ein dritter Band ihrer Gedichte, lyrische Novellenbilder enthaltend, hier vorbereitet. Unter diesen Bildern ist „Maria Pellico", die Schwester des gepeinigten Italieners.

Max von Eigl heißt ein dreibändiger Roman von Ludwig Storch, der erste nach langem Stillschweigen dieses tüchtigen Romantalentes, welcher in diesen Tagen von Leipzig aus versendet werden wird. Es sind wohl sechs Jahre her, daß Storch keinen Roman gebracht hat.

Die Wiener Zeitschrift verjüngt sich, und das ist uns sehr erwünscht, da sie neben den Blättern des Witzes und der Nachrichten eine eigenthümliche und wichtige Stelle in Wien auszufüllen hat. Wir sehen, daß sie für Schilderungen des norddeutschen Lebens Julius Hammer, einen geschmackvollen Schriftsteller, daß sie für Theaterkritik in Kolisch einen geistvollen Schriftsteller gewonnen hat. Alles was Paris betrifft versieht Duesberg, welcher mit Takt und guter Darstellung das weite, ihm wohlbekannte Feld behandelt. Seine neulichen Schilderungen französischer Schauspieler waren nicht nur werthvoll, sondern auch unterhaltend. Möchte Witthauer nur die Miscellen über geographische und dergleichen Curiosa über Bord werfen oder sparsamer auswählen können. Was ihn selbst anbetrifft, so ist er geübter Fährmann genug, um das ungestört zu umschiffen, was ihm neulich einmal zu schaffen machte durch Aufnahme einer unbedachten Nachricht aus Dresden über Beck's Auferstehungslied. Man machte auch über die Unvorsichtigkeit ein zu großes Aufhebens, da man doch hinlänglich weiß, daß Witthauer ein zuverlässiger Vertreter edler Interessen und freisinniger Schrift in der guten Kaiserstadt ist und immerdar bleiben wird.

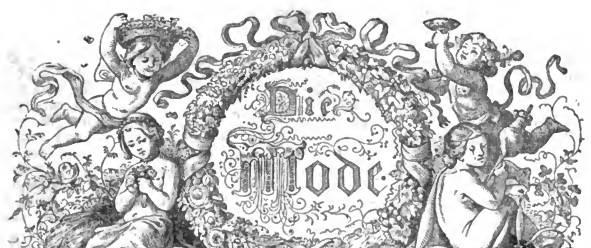
Grillparzer's Libussa ist fertig und dem Burgtheater eingereicht. Man weiß, daß das Vorspiel zu diesem Stücke schon einmal aufgeführt worden ist. Was geschieht jetzt? — Die Aufführung des Ganzen wird nicht erlaubt! Ist es möglich? Warum nicht erlaubt? Man fürchtet wohl, die alte böhmische Dynastie der Przymisliden zu beleidigen.

Notiz.

Der schon vollendete Abdruck des ersten halben Bogens macht es unmöglich, ein Versehen im Gedichte „Nächtlicher Ritt" zu ändern. Die drei letzten Verse nämlich der I. Abtheilung von „Nun wurden Wochen" 2c. bis „Und unsichtbare Fähren" sind aus einem anderen Gedichte in diesen „nächtlichen Ritt" gerathen, gehören gar nicht in denselben, und sind also auszustreichen.

Red.: Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hierbei: Die Mode № 46.



№. 46. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Sgr. 1844.

Moden.

Kaum daß einzelne Soirées beginnen und schon wendet sich alle Modesorge und Erfindung nur auf die Zusammenstellung der Gesellschaftsanzüge. Die elegante Einfachheit der Stadtanzüge für Damen beschränkt sich unverändert auf den Amazonenschnitt mit Schoß, in den verschiedensten Stoffen ausgeführt, irgend eine wenig abstechende Winterhülle darüber, die dunkle Sammtcapote, den Muff und die Sammtstiefeln mit Pelz besetzt. Auch die Stadtanzüge der Herren, obgleich die größte Auswahl der verschiedenartigsten Schnitte dafür gemacht wird, müssen stets eine wenig in die Augen fallende Einfachheit und eine elegante Bequemlichkeit haben. Bei der noch geringen Kälte wählen die Herren immer wieder den beliebten Gehrock zum Ausgehen. Man macht ihn mit einem kurzen weiten Rock, ein wenig überlanger, sehr gewölbter Taille; der Kragen derselben ist im Umschlage breit und niedrigstehend, auch die Brustklappen sind breit und schlagen sich bis in die Taille um, können jedoch auch bis an den Halsausschnitt zugeknöpft werden. Das seidne Futter dieser Röcke ist in gleicher Farbe mit dem Tuch gewählt, die Knöpfe dazu sind meist übersponnen, mittelgroß und halbgewölbt. Die Unterlage muß in allen Röcken ganz dünn und ohne alle Steife sein. Die beliebtesten Farben zum Gehrock sind die amerikanische Bronze, schwarze Bronze, Victoria-Bronze, indisch Braun, Dragoner-Grün und Rauchbraun.

Die Westen zum Stadtanzug haben drei Schnitte, das ist 1) die einfach geraden Westen mit Stehkragen, 2) die Shawlwesten, 3) die gekreuzten Klappenwesten. Alle Westen sind unten lang und umschließen zwei Finger breit die Hüfte, und alle Westen werden um so sorgsamer und den Körper gefällig fassender gearbeitet, je mehr die Röcke bequem und weit getragen werden. Die Stoffe zu den Mittelwesten nimmt man zwar meist buntfarbig, aber dunkler als voriges Jahr, z. B. den ombrirten Caschmir d'Isly und Mogador und die mit feinen Strichen gegitterten Sammte in dunkelbraun, vollgrün oder lila.

Das Beinkleid znm Stadtanzug ist im Bein weit geschnitten, fällt grade nach unten, hat an der Seite einen Schlitz und sitzt rund auf dem Stiefel, die Fußriemen fest angenäht. Der Atlas-Bonjean in dunkler Grundfarbe mit feinen Doppellinien, von zwei abstechenden Farben, gestreift oder gegittert wird sehr häufig verwendet. Zum Negligée wählt man auch einfarbiges Zeug, besonders in perlgrau, nußbraun und gelbbraun.

Man verspricht viel Neuigkeiten für den Gesellschaftsanzug der Herren, hat aber noch nichts Hervorstechendes geliefert. Der Gesellschaftsfrack wird mit über den Hüften scharf einschneidender, gewölbter Taille gemacht, der Kragen derselben ist wie an den andern Röcken niedrigstehend und breit im Umschlag. Die Schöße sind eher kurz als lang, d. h. sie reichen nicht bis zur

Kniekehle, sind aber sehr breit unten und meist vorn leicht abgerundet. Die vorn auf dem Schenkel aufsteigende Linie derselben geht fast grade und bildet selbst unten an der Brustklappe nur einen geringen Absatz. Die Brustklappen sind breit, schlagen sich bis in die Taille um und haben oben einen graden, scharf eckigen Schnitt. Gewöhnlich macht man fünf Knopflöcher auf der Brustlänge, und die Knöpfe, in zupaßlicher Farbe, sind mit Atlasgespinnst, matter Seidenweberei oder mit glattem Caschmir überspannen. Die vorherrschende Tuchfarbe des Fracks ist schwarz, schwarzgrün, braun Mogador, blau Isly und bronze Robert. Die Westen unter dem Frack schneidet man ganz grade oder in Shawlform, aber immer sehr lang und mit einer Spitze unten endigend. Man nimmt dazu meist glatten Sammt von smaragdgrüner, gelbbrauner, rubinrother, dunkelvioletter oder schwarzer Farbe. Auch von weißem Piqué und wieder reich gemusterte und buntgestickte Seidenwesten zeigen sich. Das Beinkleid zum Gesellschaftsanzug wird halbweit und unten anschließend gemacht. Gewöhnlich bringt man unten einen Schlitz an, der mit Knöpfen von Schmelz oder gleichfarbigen Knöpfen geschlossen wird; macht man sie ohne diese Oeffnung, so müssen sie innen mit einem ganz schmalen Fußriemen befestigt sein. Schwarzer Hosenatlas oder weißer Casimir oder Caschmir sind die Stoffe zu solchem Beinkleid.

Für die Damenmoden liefern die beiliegenden Modebilder Nr. 94 zwei Soiréeanzüge und Nr. 95 zwei Halbtoiletten, d. h. Anzüge für kleine Gesellschaft, Concert und Theater. Auffallend ist es, welche große Vorliebe für hohe Kleider die neue Mode hat. Die schwersten Stoffe, die man sonst nur zu Hoffesten trug, macht man jetzt im sogenannten Ueberrockschnitt und zeigt sich also in dieser Kleiderform in den glänzendsten Cirkeln. Drei höchst elegante Toiletten dieser Art mögen hier als Beleg dienen.

Die erste Toilette bestand aus einem rosa Moorkleide, dessen glatter, hoher Leib vorn mit Brustklappen versehen war und sich über einem Chemisette von alençonner Spitzen bis zum Gürtel öffnete. Die langen Aermel waren von gleichen Spitzen gemacht und mit rosa gefüttert und oben mit etwas langen Ueberärmelchen von rosa Moor gefaßt. Der Rock des Kleides war mit breiten Spitzenfalbeln garnirt. Die blonde Dame, die dieses Kleid trug, hatte ihr Haar mit einem schwarz und goldnen Netz umschlungen, von dem auf den Nacken ein Gehänge von schwarzer Chenille und Gold fiel, was sehr graziös aussah.

Der zweite Anzug zeigte ein weißes Damastkleid mit goldgelbem und orange schimmerndem Muster brochirt. Dies Kleid hatte eine hohe Schoßtaille, die vorn mit einem Rokokogehänge von Perlen und Marcassit geschlossen war. Die Garnirung des Rocks, sowie der Ausputz des Leibes war aus Atlasrollen und zweifarbigen (orange und goldgelb) Tüllrüchen phantastisch zusammengestellt. Der Kopfputz zu diesem Kleide bestand aus einem Halbturban von ponceau Sammt mit weißen Blondenbarben.

Die dritte Toilette hatte sogar ein reiches Kleid von lichtblauem Atlas-Mogador mit Silber brochirt, im etwas ausgeschnittenen Ueberrockschnitt gemacht. Den Ausputz desselben bildete eine sehr schöne Posamentirarbeit von blauer Seide und Silber durchbrochen gearbeitet. Eine weiße Blondenbarbe mit Brillantagraffen hier und da gefaßt schmückte das reiche braune Haar der elegänten Dame, die dies Kleid trug.

Die Posamentirarbeit wird jetzt in großer Vollendung geliefert und man führt darin Muster von Schmelz, Perlen, Gold- und Silberfaden, ja selbst eingelegten Steinen wunderbar schön aus. Auch ist diese durchbrochene Posamentirarbeit noch viel verwendet und viel empfohlen und doch ist ihre Herrschaft im Abnehmen. Die glatten Borden dagegen halten die Tuchkleider zur Verzierung noch fest.

Die Blonde ist in immer steigender Modegunst, sie nimmt sich zu Feder und zu Gold und Silber so gar vortheilhaft aus. So hat man jetzt allerliebste Putzhäubchen von Blonde, die in türkischem Muster in rosa oder ponceau Seide und mit Gold- und Silberfaden ausgeführt sind.

Die Blumen dieses Winters haben meist keine Blätter oder sind bloße Blätterkränze. Ganz neu auf Hüte liefert Constantin Schilfbüschel, von abschattirtem Sammt gemacht und federartig zusammengestellt. Zum Putz kommt die vorjährige Mode, im Kelch der Blumen ächte Steine anzubringen, wieder in Aufnahme.

Sonst wendet sich der Goldschmuck der Damen besonders auf Armbänder, Taillengehänge, Knöpfe und vielleicht Ohrringe. Der alte Schmuck, die Silberfassung und Rokokonachahmungen waren und sind neumodisch. Medaillen, Caméen und sonst hübsche Kunstfächelchen hängt man gern an die Armbänder, besonders beliebt sind auch dafür religiöse Kunstreliquien.

Sehr vornehm ist der neue Velours spouliné zu Soiréeanzügen. Dieser Sammt ist mit bunten Bouquets so schön brochirt, daß man ihn für durchaus gestickt hält.

Neuerdings macht man an Winterhüten eine Verzierung, die aus abgesteppten Mustern mit abstechender Seide genäht besteht. Z. B. ein Mäntelchen von dunkelblauem Atlas war die ganze Länge entlang mit weitläufigen auseinanderstehenden Blättergewinden, die in schwarzer Seide abgesteppt waren, gemustert. J.

Anna ***

Vor Kurzem bemerkt ein Arbeitsmann in Paris, als er an einem kalten, düstern Abend mit seiner Frau nach Hause geht, an einem Eckstein eine unbeweglich liegende menschliche Gestalt: er nähert sich und findet, daß es eine Frau ist, die ein Kind im Arm hält. Die beiden Leute reden sie an, sie antwortet nicht; sie sprechen lauter, sie fassen sie an, endlich gelingt es, sie ins Leben zurückzurufen und ihre erste Lebensäußerung ist ein Ausdruck der Mutterliebe: sie streckt ihre Arme aus und hält ihnen das Kind entgegen, als wollte sie ihnen sagen: Rettet es! Als sie die Sprache wiedergewinnt, will sie ihnen danken, aber sie spricht eine fremde, den Leuten nicht verständliche Sprache.

Doch die Wahl ist bald getroffen: der brave Arbeitsmann nimmt Mutter und Kind mit in seine Wohnung und läßt es ihr an Pflege nach seinen Kräften nicht fehlen.

Zu Hause angelangt — welche Ueberraschung bietet sich den Leuten dar! Die Fremde ist eine Frau in schönster Jugendblüthe. Eine reizende, durch den Schmerz etwas alterirte Physiognomie; ihre Gesichtszüge, ihre edle Gestalt, ihr ganzes Aeußere deutet auf vornehme Abkunft. Ihre Kleidung, eben so fremdartig wie ihre Sprache, zeigt durchaus keine Armuth an. Man verwendet alle mögliche Sorgfalt auf sie und des andern Tags stellt man Nachforschungen an, um das Geheimniß dieses Vorfalls zu enträthseln.

In der ganzen Nachbarschaft machte das plötzliche Erscheinen der schönen Unbekannten das größte Aufsehen. Mehrere Tage lang sprach man nur von ihr; Jedermann wollte sie sehen, sie bewundern; aber auf alle Fragen, die man an sie that, antwortete sie mit unverständlichen Worten. Ihre Stimme war so sanft und traurig, ihre Geberden waren so edel und ausdrucksvoll, daß man nicht anders als auf ein großes Unglück, das ihr begegnet war, schließen konnte. Besuche auf Besuche häuften sich, aber es lag ihnen ein edleres Gefühl als das der Neugier, selbst der Neugier des Wohlwollens, zu Grunde. Der großmüthige Arbeitsmann, der sie so gastfreundlich aufgenommen hatte, hoffte unter der Menge von Leuten, die zu ihm kamen, Jemanden zu finden, der ihre Sprache verstände; seine Hoffnung täuschte sich nicht. Ein alter Soldat, der die Feldzüge in ganz Europa mitgemacht hatte, kam, um, wie Andere, seinen Tribut des Mitleids der unglücklichen Fremden zu bringen. Bei den ersten Worten, die sie an ihn richtet, erkennt er die Spanierin. Glücklicherweise hatte bei seinen Feldzügen Spanien eine Hauptrolle gespielt und er verstand noch genug von der spanischen Sprache, um die Erzählung der jungen Frau seinen Freunden verdollmetschen zu können. Als sie ihre Muttersprache vernahm, strahlten ihre bisher thränenfeuchten Augen vor Freude, ein Lächeln trat auf ihre Lippen, endlich konnte sie ihre Schicksale erzählen, ihren Wohlthätern danken, und vielleicht an das Ziel ihrer Leiden gelangen.

Anna *** war kaum achtzehn Jahr alt; sie war unter dem schönsten Himmelsstriche Spaniens, in Valencia, geboren. Hier herrscht ein ewiger Frühling; stets fruchtbeladene Orangenbäume, blühende Granatbäume; des Nachts Jalousieen, die sich öffnen und schließen; Serenaden unter den Fenstern der Geliebten; kurz alles, was Natur und Sitte an verführerischen Reizen haben können! In Valencia ist die Liebe die ernsthafteste Beschäftigung für Männer und Frauen. Unter

diesen Spanierinnen mit den großen Augen und den kleinen Füßen, mit den feinen Taillen und den schwarzen Haaren gelten die Valencianerinnen für die schönsten. In Valencia hat sich der Typus jener engelhaften Gestalten erhalten, wie wir sie bei Murillo finden.

Anna lebte bei ihrem Vater; sie war glücklich. Auf der Promenade der Glorietta, unter Rosen und Citronenbäumen, folgte ihr mehr als ein galanter Cavalier. In der Kirche ward ihr von solchen das Weihwasser gereicht; Abends schlief sie unter dem Gesange einer reizenden Stimme ein, des Nachts umgaukelten sie liebliche Träume, und am andern Morgen begann dieses romanhafte Leben von Neuem.

Eines Tages kam ein Fremder nach Valencia und sah die wunderbare Schönheit; jung, unternehmend wie er war, schrieb er ihr: sein Brief wurde zurückgeschickt. Ein zweiter Versuch, der gleich vergeblich blieb, erhöhte seine Leidenschaft für sie. Seitdem folgte er Anna überall hin; überall traf sie ihn. Soviel Ausdauer überraschte sie; sie fühlte sich geliebt, sie liebte, und bald lebte sie nur für ihn allein; aber bald sollte der erste Schmerz ihre Liebe trüben; ihr Fehltritt drohte bekannt zu werden, sie konnte ihn ihrem Vater nicht mehr verhehlen. Anna reiste nach Madrid; hier, bei ihrem Kinde und dem Manne ihrer Wahl, glaubte sie an eine ewige Liebe. Der Name dessen, der sie liebte, hatte ihr genügt, sie hatte weder seine Verhältnisse, noch seine Familie kennen zu lernen Verlangen getragen; vertrauensvoll dachte sie nicht entfernt daran, daß sie je verlassen werden könnte.

Eines Morgens trat der Fremde in Anna's Zimmer. „Hier ist eine Börse voll Gold," sagte er zu ihr; „eine wichtige Angelegenheit ruft mich nach England; aber gräme Dich nicht, wir werden uns bald wieder sehen. Sei den 1. October in Paris im Hotel ***, Du wirst mich dort finden; Muth, Anna!"

Er schloß sie in seine Arme, schwur ihr ewige Treue und ging. Anna *** beruhigte sich über diese vorübergehende Trennung. Ihre Vorbereitungen waren bald getroffen; sie verließ Madrid, wie sie Valencia verlassen hatte, die geliebte Vaterstadt, zwar unter Thränen, aber ohne Besorgniß. Nur ehe sie Spanien, vielleicht für immer, verließ, wollte sie ihren Vater noch einmal wiedersehen, ohne von ihm gesehen zu werden; und gleich darauf ging sie nach Barcelona.

Ihr Kind wurde krank, sie zitterte für sein Leben; glücklicherweise genas es, aber nur langsam. Anna sah mit Schrecken die Zeit verstreichen; der erste October rückte immer näher. Wie sollte sie eine so anstrengende Reise mit einem noch kranken Kinde unternehmen? wie sollte sie aber auch ihrem Geliebten nicht Wort halten, der sie zu Paris erwartete? Endlich konnte sie an die Reise gehen. Anna hatte nie den Werth des Geldes gekannt; sich selbst überlassen, verstand sie nicht, ihre Börse gegen die gehäuften Ausgaben zu wahren, sie hielt sich für reich genug, um auf ihrer Reise die Unglücklichen, die sie traf, unterstützen zu können. Ihre Mittel waren bald erschöpft. Als sie in Paris ankam, blieben ihr kaum noch einige Goldstücke.

Einmal in Paris, wie verzweiflungsvoll war nicht ihre Lage! sie wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte. Sie hatte den Namen des Hotels vergessen, wohin sie kommen sollte; vergebens suchte sie sich darauf zu besinnen. Unbeweglich, ihr Kind im Arm haltend, stand sie da. Ein mitleidiger Mensch führte sie in ein kleines Gasthaus in der Nähe; man gab ihr ein dürftiges Zimmer. Wie sehnsuchtsvoll dachte sie jetzt an ihre reizende Wohnung in Valencia, an die Genüsse und Annehmlichkeiten ihres früheren Lebens. Jetzt stand sie einsam mitten in betäubendem Geräusch; ein düsterer Himmel, rauhe Luft umgab sie. Man schenkte ihr keine Aufmerksamkeit; man ahnte die Armuth ihrer Kasse; keine heitere Miene, kein Ohr, das ihre Sprache verstand. Einen Augenblick war sie im Begriff, den Muth zu verlieren; aber sie umarmte ihr Kind und das Vertrauen kam ihr wieder. Jeden Tag irrte sie in den Straßen umher, völlig fremd, auf gut Glück weiter gehend, die Physiognomieen der Begegnenden prüfend, immer in der Hoffnung, in jeder neuen Straße den, den sie suchte, zu treffen.

Der erste October war vorüber; ungeach-

tet ihrer Sparsamkeit besaß sie kein Geld mehr. In ihrem Gasthause sprach zwar Niemand ihre Sprache; aber man hatte ihr doch gut begreiflich machen können, daß sie entweder das, was sie schuldig war, zu bezahlen oder sich zu entfernen hätte; und am Abende, wo dieser ehrliche Arbeiter und seine Frau sie an einem Eckſteine fanden, war sie im Begriff, vor Hunger, Elend und Verzweiflung zu sterben.

So viel Vertrauen und Unglück, traurige Folgen eines ersten Fehltritts, flößten den guten Leuten, die sie aufgenommen hatten, das zärtlichſte Interesse für die junge Valencianerin ein.

Man führte sie zu Herrn von Aguileira, dem spanischen Gesandten. Sie erzählte ihr Unglück von Neuem, der Gesandte bezeigte ihr seine lebhafte Theilnahme, zog Erkundigungen ein und bot ihr seine hülfreiche Hand. Ihre kleinen Schulden wurden bezahlt; man verschaffte ihr eine neue, bessere Wohnung, eine Sammlung wurde veranstaltet und bald besaß sie genug Geld, um nach Valencia zurückkommen zu können.

Als man ihr ankündigte, sie würde nun bald ihren Vater und ihr Vaterland wiedersehen können, glaubte man sie freudig bewegt zu sehen; aber Anna weigerte sich entschieden. — „Ich soll die Stadt verlassen, wo er mich zu erwarten versprochen hat? bald werde ich ihn finden, ich bin dessen gewiß.“ Vergebens bemühte man sich, sie über die wahrscheinlichen Absichten ihres Geliebten in's Klare zu bringen; sie wollte nichts davon hören, nichts glauben. „Er wird kommen, zweifelt nicht daran! in diesem Augenblick sucht er mich, er ist eben so besorgt, eben so unruhig, wie ich!“ Aber man hielt ihr ein, daß er vielleicht krank, vielleicht gar todt sei. Bei diesem Gedanken vergoß sie Thränen; sie konnte sich dessen nicht wieder entschlagen: ihr Geliebter untreu? das war unmöglich; aber todt? ja, das glaubte sie. Sie willigte ein, in ihr Vaterland zurückzukehren.

Der spanische Viceconsul Rubio vermittelte, daß sie in Begleitung zweier Spanierinnen in ihre Heimath gelangen konnte.

— Diese Erzählung ist vollkommen wahr; Pariser Blätter verdffentlichen sie, damit vielleicht der untreue Fremdling, wenn sie ihm zu Augen kommt, bei der Schilderung des Unglücks seiner Geliebten von einem Rest von Pflichtgefühl ergriffen werde.

Feuilleton.

* Die Geige von Amati. Bei dem Marquis *** in Paris, der ein großer Musikfreund und Instrumentsammler ist, erschien unlängst ein Musikhändler und trug ihm eine echte Geige von Amati zum Verkauf an. Der Marquis ließ die Geige von mehreren Violinspielern prüfen, und nach befundener Echtheit wurde der Preis von 5000 Francs gezahlt. Die Geige wurde nun numerirt, sie prangte unter andern Cabinetsstücken im Instrumentensaale und man kann sich denken, daß der Marquis sogleich in Entzücken gerieth, wenn er selbst oder sonst Jemand die Geige mit dem Bogen berührte. Natürlich führte der Marquis jeden Künstler, der sich ihm vorstellte, in seinen Concertsaal, und da jeder vorzüglich fand, was der Herr vom Hause lobte, so sah unser Beschützer den Himmel voller Geigen.

Der Marquis befand sich noch in den Flitterwochen seiner Vermählung mit der Tochter Amati's, als seine Freude plötzlich gestört wurde. Als er eines Morgens mit der schönen Amati tändelte, trat sein Neffe und einziger Erbe ein und stellte dem lieben Onkel die dringende Nothwendigkeit eines neuen Reitpferdes vor. Der Onkel war zu sehr vertieft, er hörte nicht oder wollte nicht hören.

„Ein herrlicher Goldfuchs, lieber Onkel, fünfzehn Faust hoch.“

— „Höre zu, mein Junge, bewundere die Fülle dieses Tones.“

„Sie sollten ihn traben sehn.“

— „Ich fühle eine beſondere Geläufigkeit in meinen Fingern, wenn ich dieſe Geige in die Hand nehme.“

„Und koſtet blos 5000 Francs.“

— „Wie? 5000 Francs für ein Reitpferd (!), lieber kaufe ich noch eine Geige von Amati.“

Und ſomit wurde die Bitte rein abgeſchlagen. Der liebe Neffe wollte aber durchaus ein Reitpferd beſitzen, und erſann folgende Liſt. Er kaufte in der rue du Temple eine alte Violine mit einem Pferdekopfe am Ende des Halſes, ganz ähnlich der Amati'ſchen Geige, für einige Franken, numerirte ſie wie den Liebling ſeines Onkels, hängte ſie an die Stelle der ächten Geige und verkaufte dieſe. Für die erhaltene Summe wurde der Goldfuchs angeſchafft, der Neffe reitet nun alle Tage ins Boulogner Wäldchen und der Onkel windet ſich noch immer vor Entzücken bei den Tönen der Pſeudo-Amati, als wenn es die echte wäre. — Der Neffe iſt nun Muſikfreund geworden und wünſcht, daß der Onkel recht viele Geigen kaufen möge.

(Komet.)

* Die neuen Verkaufsmagazine, die man in Paris täglich eröffnen ſieht, gebrauchen jetzt, nachdem ſo Vieles ſchon erſchöpft iſt, die Liſt, bezahlte Leute ſich unter ihren Thüren drängen zu laſſen, und ebenſo Remiſewagen und Fiaker zu bezahlen, die vor den Thüren halten müſſen, um das Publikum glauben zu machen, man dränge ſich ſo, um bei ihnen zu kaufen. Vor dem erſt kürzlich eröffneten Magazin à la chaussée d'Antin konnte man ein breites, blaulackirtes Coupé mit einem iſabellenfarbenen Pferde ſehen, welches drei Tage lang vor dem Hauſe hielt, und nicht einmal vom Flecke kam. Der Kutſcher auf dem Bocke ſchlief und das Pferd hatte einen Futterſack vorgebunden.

* Einem der bekannteſten „Löwen“ in Paris, Herrn C** aus Amiens, begegnete im letzten Carneval Folgendes:

Er gab einen Maskenball; wie ſtreng der Ton auf demſelben war, kann man daraus abnehmen, daß Jeder als Pierrot erſcheinen mußte. Als Alles gerade am lebhafteſten zuging, erſcheint auf einmal der Notar des Herrn C** an der Thür, und zwar in ſchwarzer Kleidung.

„Der Eintritt iſt nicht geſtattet“, redet ihn der Bediente, der als Polizeidiener verkleidet iſt, an; „Sie gehen nicht als Pierrot.“

„Aber ich bin der Notar des Herrn C**!“

„Das kann ſein.“

„Ich muß eintreten.“

„Nur als Pierrot.“

„Ich will mit ihm ſprechen.“

„Nur als Pierrot.“

„Aber ſo melden Sie mich ihm doch..“

„Ich kann ſelbſt nicht mit ihm ſprechen, weil ich als Polizeidiener verkleidet bin. Nur Pierrots haben das Recht, hineinzugehen.“

Der unglückliche Notar, ein Mann von ſehr ernſtem und gemeſſenem Aeußern, war genöthigt, ſich dem zu unterwerfen; glücklicherweiſe war noch eine Pierrotmaske vorhanden. Er warf ſich in dieſelbe und hatte nun Zutritt zum Ball. Er ſah Herrn C** und meldete ihm, — daß ein Onkel ſoeben geſtorben ſei.

Unſer Löwe hatte ſchon ſeine Großmutter und zwei Couſins beerbt; er ſtand auf dem Punkte, die Koſten des Balles nicht bezahlen zu können, und ſchon war ein Wagen bereit, um ihn noch in derſelben Nacht unter dem Vorwande einer Jagdpartie nach Brüſſel zu führen. Der Notar konnte alſo nicht zu willkommnerer Zeit erſcheinen. Er wurde genöthigt, an allen Ausgelaſſenheiten des Balles mit Theil zu nehmen, und kehrte als Pierrot gekleidet um zehn Uhr Morgens in ſeine Wohnung zurück. Dies fiel im vorigen Jahre vor; jetzt iſt Herr C** nach Brüſſel gegangen, um dort eine Tante zu beerben.

* Von den Amerikanerinnen bemerkt Dr. Griſſon in ſeinem neuen Werke über die Vereinigten Staaten unter andern Folgendes:

In Amerika liegen dem Manne außer ſeinen gewöhnlichen Geſchäften auch die geſammten Sorgen für den Hausſtand ob, er iſt die Hausfrau und ihn findet man einkaufend auf dem Markte; ihn ſieht man, was ſich lächerlich genug ausnimmt, mit einem großen Korbe voll Grünigkeiten am Arme, oder einer Hammelskeule oder einem Fiſch in der Hand vom Markt nach Hauſe wandeln, ihn würde man überall finden, im Rathsſaal, im Gerichtszimmer, im Comptoir und an der Börſe, in der Küche und in der Kinderſtube. Die Damen finden ſich nur heimiſch im Schlafzimmer, im Beſuchzimmer und Nachmittags auf dem Broadway. Dort ſieht man ſie ſchaarenweiſe luſtwandeln, und die Männerwelt folgt ihnen gern, um ſich an dem Anblicke ihrer Schönheit zu erlaben: denn das muß man einräumen, ſchön ſind die Amerikanerinnen von Boſton, Newyork, Philadelphia, Baltimore und Charlestown, und in geſchmackvollen Toiletten thut es ihnen Keine zuvor. So wandeln ſie mit ihren Gatten, Vätern und Brüdern, ſo wandeln Spaziergänger jeden Alters nach vollbrachten Tagesgeſchäften den Broadway auf und ab, während ihnen zur Seite aus den geöffneten Fenſtern der prächtigen Gaſt- und Privathäuſer die Stiefel- und Schuhſohlen derer

in unzähliger Menge entgegenstarren, die nachlässig auf Stühlen hingegossen, Cigarren im Munde, die Beine bequem auf die Fensterbänke hingestreckt, ihrerseits die Vorübergehenden die Musterung passiren lassen.

* Während des französischen Feldzugs in Afrika war ein Kontrafagottist hinter seinem Regimente zurückgeblieben. Plötzlich erblickt er hinter einem nahen Gebüsch drei Marokkaner mit Karabinern bewaffnet. Der arme Musikant hatte nichts als sein Instrument. Allein schnell kommt ihm ein glücklicher Gedanke. Er legt es an und zielt auf die drei Kerle. Wie diese das kupferne Ungeheuer erblicken — die Leser werden wissen, daß die Mündung eines Kontrafagottes einem Mörser nicht unähnlich ist — entsetzten sich die Marokkaner und in der Meinung, daß es gleich losgehen werde, ergreifen sie die Flucht. Der Musikant holt das Regiment ein und bläst auf demselben Werkzeuge den Siegesmarsch, das ihm den Sieg verschafft hatte.

* Ein deutscher Reisender giebt folgende Schilderung von dem berühmten italienischen Opernhaus in London: Es enthält ein Pit oder Parterre mit steigenden Bänken, und 6 Reihen rothdrappirter Logen. Schon beim Billetverkauf wird das Modell des Ganzen vorgelegt, sodaß man die zu wünschende Loge mit Sicherheit erwählen kann. Die beiden unteren und die beiden höchsten Reihen Logen gelten für geringere. Die dritte ist die vornehmste. Eine Loge für 5 Personen kostet indeß 6 Guineen. Die vierte zahlt für 5 Personen 5 Guineen, und der Fremde wird sie nicht umgehen können, wiewohl ihm sein einzelner Platz über 7 Thaler kostet. Er wird jedoch nur in festlichem Kleide und mit entblößtem Haupte zugelassen. Mit Anstand wird er dabei zur Loge hinaufgeführt und ihm ein Zettel, versteht sich gegen ein don gratuit, dargeboten. Zuschauer-Raum und Bühne sind sehr geräumig, und man dürfte sich nicht irren, wenn man den kubischen Raum auf das Doppelte des berliner Opernhauses anschlägt. Die Beleuchtung ist dem Raume entsprechend, von Gas, der Kronenleuchter ein Flammenmeer, die Decorationen der Bühne sind vielleicht zu mühsam gemalt, jedoch von großer Wirkung, da aus der Höhe der Bühne von einer Seite ein sehr helles Licht darauf fällt; die Damen, welche vorzugsweise die Logen füllen, in elegantester Kleidung und feine ihrer Logen ohne große Blumensträuße.

* Eine der neuern Hofzeitungen des himmlischen Reichs publicirt folgendes Rescript des Kaisers in Antwort auf das Gesuch des Vice-Gouverneurlieutenants von Ganhwuy, ihm die Stelle des an einem Schlagflusse verstorbenen Titular-Gouverneurlieutenants zu verleihen:

„Das Zuchtgericht soll dem Sollicitanten, der es gewagt hat, seine Beförderung nachzusuchen, hundert Stockstreiche geben lassen, doch soll er, da sein Gesuch in schicklicher Form abgefaßt ist, in seinem Amte verbleiben."

* Die Ausschmückung der Kramladen in London ist sehr reichhaltig, es kommen Glasfenster vor, welche man auf 12 Fuß Höhe und 7 Fuß Breite schätzen kann, deren Preis auf 1000 Pf. St. angegeben wird, und welche man des Nachts mit massiv-eisernen Jalousien verwahrt. Es kommen Laden vor, wo das Schaufenster zwei Etagen einnimmt, das natürlich aber zusammengesetzt ist. Die Verkaufslocale und die Ladentische sind sehr geräumig, und fast überall ist der Preis fest und schon auf den Aushängestücken mit großen Zahlen bezeichnet. Viele Querstraßen als Passagen dienend, sind nur für den Fußgänger zugänglich, und nichts als Verkaufsläden. Von dieser Eleganz macht nur die Räuberstraße und der Lumpenmarkt eine Ausnahme. Die Verkäufer in der ersteren sind eigentlich Diebshehler; sie bieten gute seidne neue Taschentücher zu 15 Sgr. aus. An diesen Orten ist man nicht besser situirt, als in Prag auf dem Tandelmarkt; hier giebts nichts als das Wohlfeilste und Trödel aller Art.

* Dem Verdienste seine Kronen. Bosco, dem bei seiner letzten Anwesenheit auf der leipziger Messe eine Menge poetischer und prosaischer Huldigungen gebracht wurden, hat auch von dem Kunst- und Gewerbvereine zu Leipzig das Mitgliedsdiplom erhalten und dafür diesem Vereine ein Geschenk von zehn Thalern gemacht. So berichtet die „Constitutionelle Staatsbürgerzeitung."

Hierzu zwei Kunstbeilagen:

No. 94. Pariser Moden. Damenmoden: Soiréeanzüge; ein lila Sammtkleid mit Spitzenbesatz und eine Barbe mit Silberspitze. Weißes Seidenkleid mit Franzen und Blondenhaube.

No. 95. Pariser Moden. Damenmoden: Zwei Mitteltoiletten. Ein gelbes Seidenkleid, darüber eine graue Mantille mit Filetspitzen umrändert, ein Bandkopfputz mit Spitzenbart. Ein lila und malveschillerndes Seidenkleid mit breiten schwarzen Spitzenfalbeln garnirt und mit Rosettenknöpfen bereichert.

Im Verlage von **J. Urban Kern** in Breslau ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hugo.

Novelle von der Verfasserin von „Schloß Goczyn".

2 Bände. 8. Preis 2 Thlr.

Von derselben Verfasserin erschienen bis jetzt bei mir:

Schloß Goczyn. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Marie, Novelle. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Haraldsburg, Novelle. 8. 1 Thlr.

Magdalene, Roman in 2 Bänden. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

In der Heimath, Briefe eines Halbjahrs ꝛc. 2 Thlr.

Es genügt hier die Titel dieser Werke aufzuführen, die sich in so kurzer Zeit in der schöngeistigen Literatur einen so ehrenvollen Platz erworben haben. Das neueste: „Hugo," wird gewiß überall willkommen sein.

Ferner ist bei mir erschienen:

Komus. Etui-Repertoir für deutsche Bühnen. 3tes Heft: Hydropathie auf der Eisenbahn. Dramatischer Scherz in 1 Akt, von **E. Milius.** 32mo. geh. 5 Sgr.

Neu erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und **Dr. W. Häring (W. Alexis).**

Sechster Theil.

Mit einer lithographirten Tafel.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

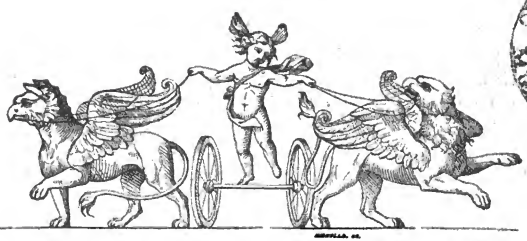
Inhalt: Der Tod des Prinzen von Condé. — Rudolf Kühnapfel. — Jonathan Wild. — Urban Grandier. — Rosenfeld. — Die beiden Christusfamilien zu Zöllenbeck. — Matheo von Casale. (Mit einer lithographirten Tafel.) — Burke und die Burkiten. — La Roncière und Marie Morell. — Maria Katharina Wächtler, geb. Wunsch.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis fünfte Theil jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Novbr. 1844.

F. A. Brockhaus.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

20. November **№ 47.** 1844.

Uebersicht: Die Läuter, von Ludwig Storch. — Aus der Lombardei, von Bernd v. Guseck. — Nachrichten.

Die Läuter.

Es verursacht mir stets einen stillen wehmüthigen Schmerz, wenn ich, mit dem „gemeinen Manne" verkehrend, wahrnehme, daß das Gepräge der Volkseigenthümlichkeit immer mehr verschwindet, wie der Stempel auf den alten feinen Silbermünzen, die schon längst außer Cours gesetzt oder in der Umprägung stark mit Kupfer legirt worden sind, und einer glatten, nichtssagenden Politur Platz macht, die im Norden und Süden sich gleich sieht und am Ende nur Bilder der Außendinge spiegelt, ohne selbst etwas zu sein. Bald wird alles Volk nur ein Gesicht haben, ein flaches Allerweltsgesicht, zwar recht hübsch, auch glatt rasirt und gewaschen, aber es wird kalt lassen und keinen Eindruck in der Seele des Beschauers hinterlassen; man wird es vergessen haben, wenn man sich von ihm wendet. Ich begreife recht gut, daß diese Verwischung des Volkscharakters nothwendig ist zu der großen Umgestaltung des Lebens, welche der Welt bevorsteht; denn in der Umwandlung des Ganzen kann natürlich das Einzelne nicht bestehen, und nur aus dem Untergange des Volkstypus kann jene große Allgemeinheit erwachsen, die der Genius der künftigen Zeit als Grundlage seiner Gebäude fordert, von deren Gestalt und Einrichtung wir noch keine Ahnung haben. So lange wir in den schroffen poetischen Volkseigenthümlichkeiten lebten, die von den Urvätern auf uns gekommen waren, hießen wir mit Recht nur Epigonen; wir waren nichts als das junge Reiß eines alten knorrigen, zum großen Theil abgestorbnen und immer mehr verdorrenden Stammes; sobald aber jener Volkscharakter, der sich in jedem Gebirge, in jeder Provinz, ja schier in jedem Dorfe individuell und besonders gestaltete, wie die Mundart, sein Kind, gänzlich aus dem Bewußtsein des Volkes verschwunden sein wird, dann sind wir selbst Urväter; wir hängen nicht mehr mit der Geschichte der Vorzeit zusammen und von uns datirt die neue Weltperiode. Das vom alten Stamme abgerissene Reiß ist in die junge Erde gelegt, treibt Wurzeln und Zweige und hat bald

die Erinnrung an den verfaulten Stamm verloren. Das Alles weiß ich und seh' die mir so liebe Volkseigenthümlichkeit gern als nothwendiges Opfer am Altare der neuen Zeit fallen, der ich aus hoffnungvollem Herzen entgegenjauchze, aber sie muß mir den elegischen Schmerz gönnen, die wehmüthige Trauer über dem Grabe poetischer Zustände, die nie wiederkommen werden. Ich schätze es mir für ein Glück besondrer Art in einem hochromantischen Gebirge voll des keckſten, naivſten Volkscharakters und noch zu einer Zeit geboren zu sein, wo er noch kräftige Blüthen — vielleicht die letzten! — trieb, deren meine frühe Jugend sich erfreuen durfte. Ich sah die seltsame naturkräftige, wilde Gestalt eines durch und durch eigenthümlichen Volkscharakters im letzten Abendsonnenschein verklärt; jetzt ist die Nacht über mein schönes Heimaththal hereingebrochen, die Nacht des Schmerzes, der Verzweiflung, der Lebensnoth und des Todes. Wenn der Morgen der neuen Zeit wieder in jenes tiefe Thal leuchten wird, werden die Söhne nichts mehr wissen vom Geist ihrer Väter und von dessen wunderlicher, eckiger Verkörperung, von dessen treuherzig schelmischer Entäußerung; man wird nicht mehr den merkwürdig eigenthümlichen Dialekt reden, den letzten in diesen Gebirgswinkel geflüchteten Rest der thüringischen Volkssprache, man wird sich nicht mehr die schönen hochpoetischen Sagen erzählen, denen ich als Knabe mit den heiligen Schauern süßer Herzensunschuld und Einfalt lauschte; man wird nicht mehr die malerische Volkstracht sehen, die noch leise an orientalische Abkunft erinnerte; man wird nicht mehr Sitten und Gebräuche ganz besondrer Art mit würdevollem Ernst verrichten: die Menschen werden thun und reden, sich kleiden und sich haben wie alle andern in Städten und Dörfern, im Gebirge wie im flachen Lande, im Ost und West, in Europa und Amerika. Aber ich habe noch den derben kaustischen Witz gehört, der den Gegner erbarmungslos vernichtete, ja der selbst mit einer Art kecker herausfordernder Bosheit der Unschuld nicht schonte, jene fröhliche Neckeluſt, das Kind wohlhäbigen Uebermuths, die der Unbefangenheit und der Einfalt so gern Eins aufband; ich habe noch die untersetzten, kraftstrotzenden Gestalten gesehen mit den fürchterlichen unnahbaren Fäuſten. Solch ein Naturmensch schlug bei der unbedeutendſten Veranlaſſung mit der größten Kaltblütigkeit einem Andern alle Zähne ein, und wenn er die Glocken harmonisch läuten hörte, schwamm sein Auge im Thau des Gefühls. Ja, das Läuten der Glocken! Das war auch eine der vielen schönen poetischen Eigenthümlichkeiten, in welchen der Charakter der Thalbewohner von Ruhla sich aussprach. Nie habe ich wieder schönern Gesang der Glocken gehört; nie werde ich schönern hören. Es lag ein mächtiger, ein unwiderstehlicher Zauber in diesen Tönen, der die Seele sanft hob und fortzog in die Höhen sehnsuchtsvoller Andacht und wehmüthiger süßer Begeistrung. Wenn die Glocken Sonntags früh klangen, war in mir alles Gefühl, Liebe, überströmende Seligkeit; da wachten zuerst leise Liederstimmen in mir auf, und unter Glockenklängen und Thränen wurde in mir die Ahnung geboren, daß mir die Dornenkrone der Poesie beschieden sei.

Die Glocken hängen nicht auf den Thürmen der beiden Kirchen meines Geburtsortes, sondern in offenen Glockenhäusern, die, höher als die Kirchen, am Ende der sich bergauf ziehenden Gottesäcker einen großen Theil des häuserreichen Thales beherrschen. So liegen die beiden Glockenhäuser an den Thalwänden einander schräg gegenüber und sehen sich aus den großen Schallöchern an; ihre Entfernung voneinander beträgt keine Viertelstunde, und ein scharfes Auge erkennt aus dem einen die im andern ein- und auswandelnden Gestalten.

Im Sommer ist der bergauf steigende Weg von den Kirchen bis zu den Glockenhäusern wahrend des Geläutes von sonntäglich geschmückten Menschen jedes Alters und Geschlechtes bedeckt; der Knabe jauchzt dem Geläute zu, der Greis labt sich an dem Gesange der Glocken, und rechts und links blicken alle auf die Grabhügel ihrer Heimgegangenen, von deren süßem Frieden ihnen die Glocken zu erzählen scheinen. Jedes Glockenhaus hat drei Glocken von abstufender Größe, und sie sind im harmonischen Dreiklang gestimmt, die im gotha'schen Glockenhause an der rechten Bergwand anders als die im eisenach'schen an der linken.

Die Glocken zu läuten war eine der vielen Liebhabereien bei Jünglingen und Männern, die, nicht selten zur größten Leidenschaft geworden, selbst in das spätere Alter überging. Die erstarkte Hand des Knaben drängte mit einer wahren Wuth zum Glockenstrange der kleinen Glocke, ging dann nach einem Jahre oder später zur mittlern über, aber erst der mannbare Jüngling feierte den Triumph, die große Glocke läuten zu dürfen. Sobald man die „Kleine" geläutet hatte, war man kein Kind mehr und sah mit Stolz auf die andern Knaben herab, die noch nicht am Strange gezerrt hatten. Man unterwarf sich willig der rauhen und barschen Tyrannei der ältern und geschickten Läuter und ertrug die Leiden der Lehrjahre, Schimpfworte, Püffe und Ohrfeigen mit stoischem Heroismus; denn man erkaufte sich damit das erhabene Selbstgefühl, nun „ein Läuter" zu sein. Zuerst wurde man bei der kleinen Glocke angestellt, wenn diese ihr helles Kinderstimmchen nur allein über das Thal und in den Bergwald erschallen lassen durfte; dies war in den Wochentagen das Mittagsglöckchen, Punkt Zwölf geläutet, welches die Schulkinder zum Nachmittagsunterrichte rief, dann die Feierabendglocke, jeden Sonnabend um 6 Uhr Nachmittags geläutet und den lauten Werkstätten Ruhe und Stille verkündend, endlich das Kindtaufsglöckchen, welches die Schulknaben zur Kirche einlud, wo sie der Einweihung eines neuen Weltbürgers in den Christenbund beizuwohnen und dazu einen gewissen Vers abzusingen hatten. — Wer nun auf diese Weise Fertigkeit genug erlangt hatte, wurde vom Todtengräber, der zugleich die Oberaufsicht über die Glocken hatte, zum ersten und zweiten Sonntagsgeläute zugelassen, in welchen blos die zwei kleinern Glocken ertönten. Sobald aber das dritte und letzte Geläute mit allen drei Glocken beginnen sollte, sah man nur die geübtesten Läuter an den Strängen, an der großen und mittlern je hüben und drüben einen Mann; denn jede dieser Glocken hatte zwei Schwengel und Stränge. Nun galt es ein vollendetes Geläute zu liefern, das harmonisch ineinander klang, und dazu konnte man keinen Anfänger brauchen. Da mußte zur rechten Zeit „aufgezäckt" und „abgezäckt" werden, da ließen die Meister die Glocken auf Augenblicke „stehen", d. h. mit dem Munde nach oben in den Zapfen aufrecht stehen, ein äußerst künstliches Experiment; da ließen sie dieselben zu ihrer Belustigung zuweilen überschlagen und dergleichen mehr. Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich noch des Tags, als es mir, nach langem vergeblichen Streben, endlich vergönnt war, mich des Stranges der kleinen Glocke zu bemächtigen und zu einer Kindtaufe zu läuten. Als ich das Geläute halbweg zur Zufriedenheit des Todtengräberjungen, den ich bestochen, ausgeführt hatte, war eine merkwürdige Veränderung mit mir vorgegangen. Verächtlich sah ich auf die Knabenspiele, die ich doch Tags zuvor noch mit so großer Lust gespielt, herab; ich fühlte ein heftiges Verlangen, mir selbigen Tags noch eine Tabakspfeife anzuschaffen, und ging Abends zum ersten Mal an das Fenster eines geliebten

Mädchens lauschen („luß"), und nichts ärgerte mich von dieser Stunde an mehr, als wenn mich Erwachsene noch wie einen Knaben behandelten. Bis zur mittern oder gar zur großen Glocke habe ich es leider nicht gebracht, und die Ehre ein vollkommner Läuter zu sein, ist mir versagt worden, wie so manche andre; denn ich mußte bald fort über die Berge in die herzlosen Städte, die kein so schönes Geläute und keine so treuherzig grobe Menschen hatten, wie der tiefe Bergort, der mich geboren. Ich habe als Mann einmal wieder in jenem Glockenhause gestanden, einst der Inbegriff meiner stolzesten Wünsche, und habe mit wehmüthiger Freude die Glocken betrachtet, von denen zwei, die kleine und mittlere, unterdessen umgegossen worden waren, so daß ich nur die große noch als alte werthe Freundin wieder fand. Daß die, welcher ich so süße Töne entlockt hatte, nicht mehr war, that mir am wehesten. Aber meinen Namen fand ich noch an der grauen Breterwand, den ich vor dreißig Jahren mit dem schwarzen Glockenöl, in welchem die Zapfen laufen, dorthin geschrieben, und ich weinte meiner verschwundenen Jugend und all den bittern und entsetzlichen Täuschungen, die mir das Leben gebracht, heiße Thränen. Das stille und bescheidene Glück meiner Jugend, schier das einzige, das ich genossen, ist in meiner Erinnerung so ganz und gar mit den grünen Berghängen, mit dem stolzen Buchen- und Eichenwald, mit den weißen Häusern und rothen Ziegeldächern, wie sie sich von den Höhen so einladend ausnahmen, und vor allem mit dem harmonischen Sonntagsgeläute verschmolzen und verwachsen, daß wenn mir jetzt auf einem einsamen Spaziergange einmal wohl um's Herz wird und ein jugendliches Gefühl mich überrascht, mir plötzlich der Gesang der Heimathglocken, wie aus weiter Ferne in die Seele tönt und vor meinem innern Blicke der Bergwald steht und die sonnige Halde.

Die Leidenschaft des Glockenläutens war eine alte; sie hatte schon den Großvater beherrscht, und dieser erzählte, mit welchem Vergnügen sein Vater und sein Großvater von den Thaten ihrer Jugend gesprochen, unter welchen das Läuten eine der ersten Stellen einnahm. Eine andre Leidenschaft von mehr materieller Art war das Biertrinken, in welcher man es zu einer nicht minder großen Fertigkeit zu bringen wußte. Ich weiß nicht, wie es möglich gewesen ist, aber es steht als Thatsache fest, daß Einer Abends zehn auch zwölf Kannen Bier trinken konnte und trank; ja man spricht von noch größern Quantitäten, was ich aber gern der Sucht zu Großsprechereien und Uebertreibungen beimessen will. Kein Wunder, daß es erhitzte und dann blutige Köpfe gab. Mit Schaudern denke ich daran, daß der Fußboden in der Wohnstube meiner Aeltern, die, da das Bierschenken reihum ging, zuweilen zur Zechstube verwandelt wurde, morgens, nach einer fürchterlichen Schlägerei, so vom vergossnen Blut überfärbt war, als hätte ihn ein Tüncher mit rother Farbe angestrichen. So machte sich der unbändige Volksgeist Luft, indem er sich mit den scharfen Zinnfüßen der steinernen Bierkrüge die Köpfe einschlug.

Liebenswürdigere Leidenschaften der Ruhlaer waren die zu den Blumen, vorzüglich zu den Nelken, und zu den Singvögeln, vorzüglich zu den Finken, endlich zu den Tauben und Hühnern, vorzüglich zu den Hähnen, die man zu blutigen Kämpfen erzog und abrichtete. Von diesen Liebhabereien allen weiß ich recht rührende und komische Geschichten zu erzählen, von denen ich

die eine und die andere vielleicht später in diesen Blättern mittheile. Heute will ich eine solche von Glockenläutern zum Besten geben.

Hantinesen-Kap*), ein kecker, lustiger, regsamer, junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, geschickter Messerschmied und bereits Meister, hatte seit Jahr und Tag ein Auge auf Liesekätt**), die zwanzigjährige schmucke Tochter des Obermeisters Schickenhangür***), eines sehr wohlhabenden Mannes, geworfen, und er durfte sich wohl schmeicheln, die Gunst des von vielen Freiern umlagerten Mädchens zu besitzen. Wenn die Naturkinder von so etwas auch gerade nicht viel Redens machten, so sagte ihnen schon ein untrügliches Gefühl, woran sie miteinander waren. Freilich schwärmerische Seufzer, sentimentale Verse und zärtlich süßes Liebesgekirr gab's niemals in solcher Herzenseinigung, vielmehr derbe Späße, kecke Scherze, ja, seltsam genug, kräftige Schimpf- und Scheltworte, die im scherzenden Tone als Liebesbeweise gegeben, empfangen und erwiedert wurden. Zupfen, puffen, kneipen, raufen waren die den Worten entsprechenden Liebesständeleien und zärtliche Manipulationen. Und doch war in einem solchen, uns gebildeten Leuten ganz sonderbar und fremd vorkommenden Herzensverhältniß mehr Frische und Wahrheit, als in den mit verbrauchten Tiraden und blasirtem Geschwätz armselig aufgeputzten, mattsinnlichen, ausgewaschenen Salon-Liebschaften.

„Mädchen, du bist ein rechtes Schindlaich!" war die zärtliche Anrede des Liebhabers.

„Geh, alter Stoffel!" versetzte sie lachend.

„Ich geb' dir gleich ein Maul"†), rief er lüstern.

„Komm' nur; ich schmeiß' dich in die Fressen††), daß dir Zähne wackeln sollen!" rief sie dagegen in ausgelassenster Lustigkeit. — Der heiße Kuß brennt auf ihren üppigen rothen Lippen, und auf seiner Wange die delikateste Ohrfeige ihrer kleinen harten Hand.

Das war die gegebene und angenommene Liebeserklärung, die dann zu minder kaustischen Vertraulichkeiten führte.

Das nette Liesekättchen hatte dem jungen Meister sogar schon gesagt: „Du bist mir der Liebste von Allen." Das war das süßeste Geständniß, und darüber ging nichts im Begriffe des Volks. Aber was half dies dem guten Kap? Er erfreute sich nicht der Zuneigung der Frau Marthlies†††), der Obermeisterin, Liesekätts stattlicher Mutter, und das galt im Volke wie in den höchsten Kreisen damals wie jetzt: wer die Mutter nicht gewinnen kann, wird die Tochter nicht haben. Frau Marthlies hatte andre Absichten mit ihrem schmucken Kinde, und Frau Marthlies war gar nicht gewohnt, daß man ihrem Willen etwas entgegensetzte und würde eine der ihrigen widersprechende Meinung ihres Mannes oder ihrer Kinder zum Nachtheil dieser sehr übel vermerkt haben. Wehe dem, der es gewagt hätte, der stolzen Frau hindernd in den Weg zu treten! Wenn sie kopfschnickend, naserümpfend und die Fäuste an die Hüften gestemmt, mit schneidend geller Stimme Befehle austheilend, durch die hellen Räume ihres wohlgeordneten Hauses schritt, wich ihr alles Lebende aus oder fügte sich unbedingt ihrem Machtgebote.

---

*) Jakob, Sohn des Johann Justinus. **) Elisabetha Katharina. ***) Johann Georg aus der Familie der Schick. †) Kuß. ††) Gebiß, Mund. †††) Martha Elisabetha.

Und Frau Marthlies war die Gevatterin der Frau Barlies*), Ehegenossin des Handelsmannes Düsens-Annrose-Welms**), und diese hatte einen hübschen Jungen von 22 Jahren, Balthser***), der von beiden Frauen zu Liesekätts Mann bestimmt war. Balthser war ein wilder, unbändiger Bursche, der den Leuten allen möglichen Schabernack that, Jeden gern hänselte und narrte, unbändig viel Bier trank, dann Jedermann neckte, stichelte, beleidigte, schimpfte, sich endlich kannibalisch prügelte und so fast jede Woche einmal ziemlich zerbläut heimgeführt oder getragen wurde. Weder Vater noch Mutter durften wagen, ihm etwas über sein tolles Treiben zu sagen; er war ihnen über den Kopf gewachsen, ein verzogenes Mutterkind, dabei gutmüthig, dienstwillig, arbeitsam. Seine Mutter hoffte, Liesekättchen werde den tollen Hitzkopf ihres Wildlings schon zähmen, und sie hatte deshalb für ihn bei der Frau Gevatterin angehalten, und Frau Marthlies hatte, von dem ehrenvollen Antrage geschmeichelt, sogleich zugesagt und ihrer Tochter denselben Abend angekündigt, daß sie mit Düsens Balthsern „versprochen" sei. Natürlich wagte das Mädchen keine Einwendung zu machen und weinte blos in der Nacht was weniges; dann ergab sich ihr leichter glücklicher Sinn ruhig in das unabänderliche Schicksal. Der wilde Balthser ließ sich die Sache auch gern gefallen, denn Liesekätt war gar ein knappes hübsches Ding, das ihm schon lange gefallen; gegen eine Andre würde er nachdrücklichen Widerspruch erhoben haben. Er machte also dem geliebten Gegenstande auf herkömmliche Weise den Hof und empfing die Ohrfeigen nur etwas derber und gewichtiger als Kap, dafür küßte er das Mädchen viel wilder und feuriger. Balthser und Liesekätt waren nun Brautleute. So wenig nun Meister Kap ein Kopfhänger wurde und dem Monde sein Leid klagte, sondern ruhig und männlich den Verlust des geliebten Mädchens ertrug, ebensowenig war Balthser ein verliebter Geck oder auch nur ein zärtlicher Liebhaber. So sehr er auch seiner Braut zugethan war, so waren ihm seine Kampfhähne, deren er ein halbes Dutzend, und die schönsten im ganzen Orte hielt, und seine Tauben doch noch lieber. Am liebsten von allen Dingen in der Welt war ihm aber die große Glocke, und das konnte ihm niemand, selbst der blasse Neid nicht, bestreiten, daß er sie am besten läutete. Er hatte es im Läuten derselben zu einer Meisterschaft gebracht, wie sie vor ihm noch nicht bestanden, und wenn er läutete, merkte es gleich das ganze große Dorf, und Jedermann sagte: „Aha! jetzt läutet Düsens Balthser." Darauf war er natürlich nicht wenig stolz, aber auch Vater und Mutter waren stolz darauf, und auch Frau Marthlies dünkte sich was rechtes, daß ihre Tochter den besten Läuter zum Manne bekommen würde. Ja selbst Liesekättchen wurde durch diesen Gedanken mit ihrem Schicksale versöhnt und verschmerzte den Messerschmied, der bei weitem nicht so gut zu läuten verstand. (Schluß folgt.)

Aus der Lombardei.

(Schluß.)

Im Palazzo Brera, wo die Schätze der Kunst und Wissenschaft ihren Tempel gefunden haben, ist auch die Ausstellung, sehr zu ihrem Nachtheil, beliebt worden.

---

*) Barbara Elisabetha. **) Wilhelm Deusing's, des Sohns Andreas Deusing's.
***) Balthasar.

Von den Wänden ſchauen die Bilder der alten Meiſter herab — und die Mailänder Sammlung iſt eine der beſten in Italien, es fehlt faſt kein Name erſten Ranges — vor ihnen auf Geſtellen, in vortheilhafteſter Beleuchtung und moderner Farbenpracht brüſten ſich die Werke der jüngſten Generation, aber der Blick ſucht doch immer wieder die alten, minder leuchtenden Bilder und ſtellt Vergleiche an — die er nicht machen ſollte. Man hatte überdem meine Erwartungen zu hoch geſpannt und ſo geſtehe ich denn, daß ſie ſtark getäuſcht worden ſind.

Beim Eintritt fallen indeſſen gleich ein Paar Bilder in die Augen, welche ſowohl in der Compoſition, als in der Ausführung vortrefflich genannt werden. Sie ſind von Hayez, dem jetztlebenden erſten lombardiſchen Hiſtorienmaler, von dem ich ſpäter noch ein herrliches Bild, Romeo und Giulia, in der Villa Sommariva am Comerſee, dem neuen Beſitzthum der Prinzeſſin Albrecht von Preußen fand. Mehrere Gemälde dieſes Künſtlers waren zu Mailand gleich im erſten Zimmer zuſammengeſtellt, ein Fehler, den die übrigen Meiſter büßen müſſen, kein Hauswirth trägt ſein Beſtes zuerſt auf. Unter den erwähnten gefallen vorzüglich zwei, beide aus der venetianiſchen Geſchichte: Marino Falieri mit ſeiner jungen Gemahlin, und der Doge Foscari, wie er ſeine Würde niederlegt; in dieſem letzten Bilde iſt beſonders die Geſtalt des Senators im rothen Gewande (Byron's Loredano?) ein herrlicher Prototypus der ſtarren Ariſtokratie von Venedig.

Geſpannt auf die Steigerung des Kunſtwerths nach dieſem Anfange ging ich weiter, aber das Beſte war aufgetiſcht, es fand ſich noch Gutes unter dem Mittelmäßigen und Schlechten, wollte indeſſen geſucht ſein.

Hiſtoriſche Bilder waren verhältnißmäßig wenige vorhanden, unter ihnen nenne ich von Marco Comoni: eine Armida in völliger Nacktheit mit Rinaldo; von Fumagalli: eine Scene aus Bazzoni's Caſtell von Trezzo, der Abſchied des gefangenen Bernabo Visconti von ſeinem Sohne; eine Vermählung der heil. Jungfrau von Zennaro. Die Portraitmalerei hatte beſſere Repräſentanten geliefert und gewiß vom höchſten Intereſſe für meine Begleitung, welche die meiſten Originale kannte. Man zeigte und nannte mir mehrere, unter andern die berühmte Divina, Geliebte des Herzogs Litta, welche freilich beſſer vor Jahren abkonterfeit worden wäre, als ihr Name noch beim erſten Blick gerechtfertigt erſchien, — mehrere Damen beſſern Rufes, auch eine junge Frau im blauen Kleide und reicher Umgebung, von Sogni gemalt, kaum ſiebzehn Jahr alt an einen jungen Greis mit einer halben Million verheirathet, von welchem man mir Ekelhaftes erzählte. Ihr Blick ſprach ſich noch ſehr beruhigt aus — armes Weib! er wird ſich bald verdunkeln! — Antonietta Biſi, eine junge Künſtlerin, hatte ſehr anſprechende Portraits geliefert, außerdem Borleni, Zipoli, Induno, Schiavoni. Des Letztern Arbeiten ſahen in ihrer Aehnlichkeit, ſo üppig und blühend auch die Frauengeſtalten mit und ohne Garderobe prangten, nach einem ſtereotypen Modell aus, worüber mir Einiges in's Ohr geflüſtert wurde, was ich dem alten Herrn nicht weiter nachſagen will. In Italien werden ſeine Arbeiten nicht beſonders geſchätzt, wurde mir verſichert. Unſer Amerling hatte ein mondſcheinartiges Frauenbild geſchickt, ein Berliner gar eine Dame mit veilchenblauem Haar. Wahrhaftig! Der Lichtreflex vollkommen blau!

„Haben die deutſchen Frauen blaues Haar?" fragte die junge Lombardin ihren Vetter, mit welchem ſie ſtets in ergötzlicher Fehde lebte, da er, echt deutſch an Gemüth und Geiſt, ſie eine Abtrünnige nannte, von deutſchen Aeltern geboren, aber italieniſch gewiegt und erzogen. Er fand nicht für gerathen, den blauen Schein des Berliners zu vertheidigen, zeigte ihr dagegen einen blonden, ſittſam blickenden Mädchenkopf als deutſchen Typus, die unerbittliche Giulietta fand ſeinen Ausdruck etwas stupido und ich konnte ihr leider nicht widerſprechen. Sonſt habe ich jedoch

die treffendsten Urtheile über Kunstgegenstände von Mutter und Tochter gehört, sie gaben oft meinem Gefühl — denn ich spreche mir nur dies, keine Kennerschaft zu — den passenden Ausdruck. Italienische Frauen sind von Kindheit an mit der Kunst vertraut, der Sinn wird frühzeitig dafür geweckt, das Auge geübt, Schönheiten und Fehler zu erkennen, die gute Gesellschaft lebt und webt in der Kunst: sie wirkt bei den Italienerinnen, was bei unsern Frauen die Poesie.

Genrebilder gab es genug. Ein Fest auf dem Lido, von Bosa, ein Räuberanfall, von Focosi, stachen hervor. Auffallend in einer katholischen Hauptstadt, aber bezeichnend für die italienische freie Denkart war mir ein Bild: das Innere eines Klosters betitelt. Es stellte nichts Anderes vor als — ein Saufgelage. Die Hauptfigur war ein weinseliger Mönch, fremder Besuch, selbst von Weibsbildern und Kindern fehlte nicht, ein dienender Bruder kam eben die Kellerstufen herauf, neue Labung unter dem Arme. Von komischer Wirkung das Ganze, aber unbegreiflich, wie es hier geduldet wird. Mir kamen allerhand Gedanken ein und Vergleiche. — Nenne ich noch unter den schwachen Landschaften eine vorzügliche von Canella, unter den vielen Lokalbildern Moja's venetianische Kirchen, Inganno's mailändische Ansichten, ein Paar Seestücke, einige orientalische Bilder von Renica, der sie nach der Natur gezeichnet — so kann ich das Uebrige wohl unberührt lassen. Auch die Sculpturen boten nur Einzelnes, das auf Meisterschaft und wahren Kunstwerth Anspruch machte. Nicht aus Dankbarkeit gegen meinen Führer, sondern der allgemeinen Stimme folgend, nenne ich vor Allen Monti's Werke: Angelica und Medoro, und das Denkmal der letzten der Colleoni: Teresa, welche kürzlich im neunzehnten Jahre gestorben. Das Prädikat: „letzte" ist anticipirt, da ihre Aeltern, freilich sehr betagt, noch leben. Ein frecher Gesell witzelte über das Wappen des uralten Brescianer Geschlechts, das an dem Monumente prangt. Es hat das Naturspiel, welchem die Familie den alten Namen verdankt, tre coglioni, heraldisch verewigt. Jener Witzling, ein junger verschossener Mensch, äußerte, es habe doch das Aussterben nicht hindern können — ich sah aber nirgend ein Lächeln über seinen Einfall. — Von Monti's älterm Sohne — unser Begleiter ist Rechtsanwalt — war ein Gretchen mit der Kette sehr lieblich — eine Danae von Croff; Achill und Penthesilea von Fraccaroli, zwei Amorettengruppen von Montelli, ein Paar Arbeiten von Marchesi — damit wäre das Beste hervorgehoben.

Müde vom Schauen verließen wir den Palast. Draußen schien die Sonne hell, die Wagen rollten fast geräuschlos auf den Granitgleisen, welche für sie in das Straßenpflaster eingelegt sind, dem großen Corso, der Porta orientale zu: was konnten wir thun, als dem allgemeinen Zuge folgen?

Eine erste Vorstellung in der Scala.

Für den 3. September war zum ersten Male Hernani, große Oper in 4 Akten, von Verdi, angekündigt. Des Andranges wegen versicherte ich mich schon am Morgen im Theatergebäude eines Platzes oder vielmehr Schlüssels, welcher mir für 6 Zwanziger ausgehändigt wurde als Berechtigung zu einem Sperrsitze. Im Gefühle der Sicherheit weilte ich daher des Abends bis zu passender Zeit im benachbarten Café Cova, sah dem Drängen und Treiben zu, hörte von den Aufkäufern Plätze zu übermäßigen Preisen ausbieten, und suchte endlich den meinigen, der mir nach Lösung eines Billets für neue 3 Zwanziger angewiesen und aufgeschlossen wurde. Ist man einmal angesessen, so darf man ohne Gefahr, seinen Platz zu verlieren, nicht wieder aufstehen. Viele, die nur den Eintritt, aber keinen Sperrsitz bezahlt haben, lauern auf die Gelegenheit, irgend einen momentan verlassenen Platz zu

usurpiren und sind dann nur durch Gewalt zu vertreiben, wovon ich Augenzeuge war. Ein holländischer Officier saß mit seiner Frau nicht weit von mir, er hatte seinen Regenschirm im Kaffeehause vergessen und ging, an die geregelten Einrichtungen anderer Theater gewöhnt, arglos von seinem Platze; kaum war er fort, als ein Anderer, mit dem Hut auf dem Kopfe, sich ohne Weiteres neben die Dame setzte. Diese protestirte in französischer Sprache, der Eindringling verstand sie nicht oder wollte sie nicht verstehen, bis sich sein anderer Nachbar, ein Italiener von imposanter vornehmer Figur, der geängstigten Frau annahm. Aber auch den Vorstellungen seines Landsmannes setzte der Unberechtigte frechen Trotz entgegen, der Wortwechsel erhitzte sich, endlich nahm der Erstere den Letzten gradezu beim Arme und schleuderte ihn fort. Im südlichern Italien hätte wohl ein Messer zur Antwort geblitzt, hier mochte die Nähe des stattlichen Gendarmen imponiren, der sofort mit leisem Schulterschlag den Erbosten beruhigte, so daß er sich zahm wie ein Lamm zurückzog.

Nach San Carlo in Neapel gilt die Scala für das schönste Theater in Europa, es soll an 4000 Zuschauer fassen; soviel waren heut nicht versammelt, denn an den Logen ersten Ranges blieben viele der gelbseidenen Vorhänge geschlossen oder mochten die Inhaber nichts mit der Vorstellung zu thun haben? Keineswegs etwas Seltenes, denn in den Logen werden Besuche gemacht und angenommen, förmliche Assembleen gehalten mit Kartenspiel und allen Stadien geselliger Belustigung. Die Unruhe, das Geplauder ist überhaupt auch in andern Logen und Sitzreihen während der Vorstellung so groß, daß es für den am Stücke Theil nehmenden Zuhörer sehr störend wird, und eine erste Sängerin, welche das Geräusch übertönen soll, bei der Größe des Hauses nur zu früh ihre Stimme und Brust verdirbt.

Die Uhr über der Bühne ließ endlich VII. 55. heraustreten, das Publikum wurde immer ungeduldiger, und als die VIII. erschien und nicht sogleich die Ouvertüre begann, fing es an so laut und anhaltend zu toben, daß die ersten Takte der Tondichtung ganz verloren gingen. Ein kurzer Kampf einzelner Opponenten gegen die klatschende Mehrzahl und der erste Akt wurde durch den Chor der Banditen eingeleitet. Den Kunstwerth der Oper wird die Kritik richten, sie war glänzend in Scene gesetzt und wurde hier sehr beifällig aufgenommen. Von der Lebendigkeit der Italiener bei einer ersten Vorstellung, von ihrem excentrischen Enthusiasmus und ihrem — wilden Hohne, je nachdem Stellen oder Sänger gefallen, haben wir Nordländer, ohne Zeugen davon zu sein, keinen Begriff. Von allen Seiten hört man laute Aeußerungen, zuweilen den wüthendsten Applaus, den Gang des Stückes minutenlang unterbrechend, zuweilen aber auch ein Schlangengezisch, ein gellendes Hohngelächter (mit welchem besonders der Sänger, welcher den König vorstellte, bei seinen empfindsamsten Arien regalirt wurde) — oft wird ein da capo verlangt, und die Sänger verweigern es, dann erhebt sich ein Sturm, der unbeschreiblich ist, gleichsam durchblitzt von dem Geschrei: bis! aber die Sänger lassen ihn ruhig austoben, er legt sich und sie spielen weiter. — Neben mir saß ein junger Mann mit seiner Frau, sie kritisirte laut, er wand und krümmte sich, als ob er die nagendsten Schmerzen empfände, auf seinem Sitze, rang die Hände hoch über den Kopf hinaus und stöhnte: Ah che bella! bellissima! Dann fuhr er wie rasend empor, schrie mit einer Löwenstimme: bravi! die letzte Silbe kraftvoll betonend und klatschte so lange und so schallend, daß ich nach Holzplatten in seiner Hand spähte, es war aber nur angelernte Virtuosität.

Die Darstellung, besonders affektreicher Scenen, war allerdings geeignet, selbst kältere Naturen hinzureißen, das liebende Paar: Guasco und die Gabussi, spielte mit einer Glut und Leidenschaft, wie es auf unsern Bühnen befremden würde,

hier aber ganz für das aufgeregte, eben so leidenschaftlich theilnehmende Publikum paßte. Gleichsam als Ruhepunkt war zwischen dem zweiten und dritten Akte ein mythologisches Ballet, Prometheus, eingelegt, es währte fast anderthalb Stunden und ermüdete mich trotz seiner Dekorationen, Verwandlungen und prachtvollen Lichteffekte — hatte ich doch oft genug in unsrer norddeutschen Metropole, halb dienstgezwungen, solche Ballete schauen müssen, gelangweilt in der Dauer eines ganzen Theaterabends durch die klingelnde Musik, die aberwitzige Handlung und abgestoßen durch die rücksichtslose Indecenz der Tänzerinnen, welche nie mehr hervortrat, als wenn sie sagen konnten (wie es Eine wirklich gethan): heut sind wir ganz unter uns! d. h. nur vor militairischen Zuschauern. — Hier, in Mailand, schien Anfangs ein Geist der Züchtigkeit zu walten, man sah nur Gruppen, leichte, anmuthige Verwandlungen und Tänze, aber bald trennten sich die Reihen, weiße hochgeschürzte Florgestalten schwebten hervor, durchsichtig bis zum Kerne, und es begann, wie bei uns, das üppige frivole Spiel der Glieder, das sie Solotanz nennen, nur noch wilder und kühner. Mein Nachbar beklatschte wiederholt ein großes, schönes Mädchen, das weniger durch Kunst, als Liebreiz imponirte. Die Frau des Enthusiasten nahm das endlich übel und fragte ihn etwas bitter: warum er klatsche? Er blickte seine Gattin von der Seite an und antwortete kurz: è bella! — Bella? rief sie heftig. Come bella? Smisurata grande, i suoi piedi — E bella! wiederholte er trotzig. — Sie erhob sich halb, warf ihm einen funkelnden Blick zu und begann mit einer Volubilität der Zunge, welche meine italienische Ohrenschnelligkeit weit hinter sich ließ, ein Detail der Schönheitfehler jener Tänzerin, das ich bedaure nicht wiedergeben zu können. Er hörte sie ruhig an und als sie erschöpft schloß: è forse non vero? blieb er dabei: ma pur è bella! — worauf sie mit einem heißen Athemzuge, der häusliche Fortsetzung drohte, verstummte.

Eben so laut wurde ringsum geplaudert, gelacht, gestritten, die schimmernden Sehröhre blieben nicht immer den Tänzern treu, sondern spähten in allen Richtungen nach Schönheiten. Besonders einer Blondine im ersten Range der Logen galt das Flüstern und Schauen. Unter den dunkeln Italienerinnen mit den scharfgeschnittenen Gesichtern, den großen brennenden Augen und dem Rabenhaar fiel sie allerdings auf, ihr blendend weißer Teint sowohl und die blühenden Farben, als das reine Goldblond ihrer Lockenfülle. Neben ihr wurde mein Blick aber durch eine andre Erscheinung überrascht: es war ein Prinz unsers königlichen Hauses, der schon längere Zeit in der Ferne weilt, ich sah ihn hier im bürgerlichen Kleide, unbekannt, als wahren Freiherrn, wie er sich nennen ließ, als ich ihm später auf Rigikulm wieder begegnete und meine Reverenz machte.

Das Ballet war endlich vorüber, die Hüte flogen wieder auf die Köpfe, die müden Augen suchten Ruhe. Schon eilf Uhr und noch zwei Akte! Die allgemeine Theilnahme hatte nachgelassen und es bedurfte gewaltiger Anstrengung von Seiten der Sänger, um sie im dritten Akte wieder zu fesseln, aber es gelang ihnen. Mit großem Beifall wurde das Finale desselben aufgenommen, der vierte fast durchgängig beklatscht, und als der Vorhang am Schlusse der Oper fiel, erhob sich ein Aufruhr des Beifalls, der gar nicht endigen wollte. Das Klatschen, das wüthende Bravischreien währte so lange, daß ich sein Ende nicht abwartete, einzelne Enragés applaudirten noch unter der Ausgangsthüre.

Auf der Straße verlief sich der Strom der Besucher in die Dunkelheit. Mailand ist schlecht beleuchtet und es soll seine Gefahren haben, spät Abends dicht an den Häusern entlang zu gehen, wo sich für raschen Diebesanfall die besten Lauer- und Fluchtgäßchen befinden. Die Polizeisoldaten, so zahlreich sie mit ihren hölzernen Wachthäuschen vertheilt sind, können die Augen und Arme nicht überall haben,

ja es hat am hellen Tage kürzlich ein Kerl von der Straße aus einem vergitterten Zimmer im Erdgeschoß des Hotels Reichmann ein Kleidungsstück, das am offnen Fenster hing, mit einem Haken herausgeangelt, im Angesichte des Eigners, dem er eine lica gemacht und entsprungen, ehe dieser ihm nachsetzen konnte. Mir selbst ist jedoch in Mailand nicht der Schatten einer Unsicherheit begegnet, so dunkel auch die Straße, so weit der Weg war, den ich Abends zurückzulegen hatte.

Die Eisenbahn zwischen Mailand und Venedig

hat nur zwei Meilen (stark von der Richtung abweichenden) Anfang: bis Monza, und fünf Meilen Ende: von Padua bis an die Lagunen, dürfte auch noch lange nicht vollendet werden. Auf die Frage danach, hört man ein achselzuckendes: Chi sà! Der Verkehr auf den fertigen Stücken ist sehr groß, für die Reisenden bei der Unregelmäßigkeit des noch jungen Betriebes etwas unbequem. Die Bahnhöfe kranken an allen Mängeln italienischer Etablissements, doch sind die Beamten höflich und die Preise denen auf andern Bahnen entsprechend: von Padua bis Canaveggia an den Lagunen 3 Lire 50 Cent. für die zweite Klasse, deren Wagen freilich unsern norddeutschen weit nachstehen, wie man auch viel langsamer fährt. Ein Bauwerk, durch welches die Venetianer sich lautrühmend neben die alten Römer stellen, ist die Brücke, welche auf zwei Miglien Entfernung (½ deutsche Meile) über die Lagunen nach Venedig führen soll: sie nennen sie eine Brücke über das Meer. Allerdings imponirt sie mit ihren Bogen, welche eine den Blicken uferlose Flut umspült, sie ist wie Venedig auf Pfählen erbaut, deren Zwischenräume kompakt ausgefüllt sind — und dem größten Theile nach fertig, soll auch in sieben Monaten, wie ich hörte, ganz vollendet sein. Dem Baumeister hat man für jeden Passagier, der sie vor diesem Termine überfährt, drei Kreuzer zugesichert — kein geringer Sporn für ihn, um alle Kräfte aufzubieten. Es war auch die vollste Thätigkeit zu sehen und Transportbarken schafften von allen Seiten das Material herbei, dessen die Arbeiter, meist auf Kähnen beim Werke, bedürfen.

Bernd v. Guseck.

Nachrichten.

Berlin, den 14. November. Man ist jetzt hier allgemein davon überzeugt, daß man nicht anstehen werde auf der königlichen Bühne Gutzkow's „Pugatscheff" aufzuführen, da man in Petersburg nicht unterlassen hat „Zopf und Schwert" zur Darstellung zu bringen. Es würde in der That, wie die Sachen jetzt stehen, nicht mehr thöricht, sondern feig sein, wenn man die Aufführung des erstgenannten Stückes in Berlin dennoch nicht in's Werk richten wollte. Es konnte Rußland nicht unbekannt sein, aus welchen Gründen man in Preußen „Zopf und Schwert" der Bühne vorenthalten, und wenn ich es nur loben kann, daß man diese Gründe in Rußland nichtachtet hat, so kann ich es nur auf das Höchste tadelnswerth finden, daß man in Preußen bei „Pugatscheff" nicht ein Gleiches gethan. Wie lange soll Deutschland noch der Gimpel seiner Rücksichten bleiben? Ich glaube, es ist endlich einmal Zeit aufhören zu machen, daß man es wie einen Schuljungen in der Politik behandle. Durch die Aufführung von „Zopf und Schwert" in Petersburg ist Preußen kompromittirt; es ist ein thatsächlicher Beweis, wie wenig Bedenken es trägt, der preußischen Prüderie zu trotzen. Ist es nicht lächerlich, daß man in Preußen nun noch immer Anstand nimmt den „Pugatscheff" aufzuführen? Daß man noch immer berathschlagt und anfragt, daß man noch immer in Angst ist: Rußland könne das übelnehmen! Die Darstellung des „Pugatscheff" ist für Preußen jetzt ein Ehrenpunkt. Das ganze politische Gleichgewicht Europas ist nichts, als eine Bewahrheitung jenes Sprichwortes: schlägst du meinen Juden, schlag ich deinen Juden. Preußen hat Gelegenheit dies zu zeigen, man stecke die Hände

nicht in die Hosentasche, sondern zeige sich rasch und consequent. Eigentlich hätten keine vierzehn Tage nach Aufführung von „Zopf und Schwert" in Petersburg verfließen dürfen, ohne in Berlin Anstalten getroffen zu haben, den „Pugatscheff" in Scene gehen zu lassen. Hr. v. Küstner hätte Alles aufbieten sollen, um die Sache in Gang zu bringen; er hätte sich dadurch nicht allein ein Verdienst um das Drama, sondern um die Nationalehre Preußens erworben. Bis jetzt hat er nur gezeigt, daß ihm die Diplomatie Stücke verbieten kann; hier hätte er zeigen können, daß ihm die Diplomatie die Aufführung zur Pflicht gemacht habe. — Es ist ein Elend, daß man in Deutschland so langsam ist, denn Langsamkeit ist das, was man gewöhnlich in Deutschland Geduld benennt. Nicht geduldig ist Deutschland, langsam ist es. Es kommt immer zuletzt, deswegen bekommt es die meisten Prügel. Ich sehe schon in voraus, wie sich die Dinge gestalten werden, wenn man in Preußen sich auch wirklich ein Herz faßt und Repressalien gebraucht. Sobald Rußland erst gemeldet wird: man habe die Absicht, in Berlin den „Pugatscheff" aufzuführen, sobald auch wird es Einspruch thun. Wir leiden es nicht, wird es sagen, daß man unsre Geschichte auf der Bühne kompromittire; unterlaßt die Aufführung des „Pugatscheff"; wir wollen „Zopf und Schwert" verbieten. Darauf wird man in Preußen eingehen und Wunder glauben, wie geschickt man sich dabei benommen hat, während man dabei doch nichts anderes ist, als: la dupe in dem Intriguenstücke der Diplomatie. Die Russen haben gelacht und wir haben den Klatsch —

Da ich dies Mal mit dem Theater angefangen habe, so will ich hier gleich fortfahren und berichten, daß man das Lustspiel „Er muß aufs Land" nach dem Französischen von W. Friedrich bei seiner neulichen ersten Aufführung mit großem Beifall aufgenommen hat. Die Idee dieses Stückes ist nicht neu, das Ganze ist eine Tartüfferie, wie man sie neuerer Zeit schon mehrfach auf die Bühne gebracht. Den Haupt-Muckern darin mangelt die Absicht; man weiß nicht was sie wollen. Es bleibt unentschieden, ob ihre Heuchelei erheuchelt, oder eine Wahrheit in ihnen ist. Des bloßen Kartenspielens wegen haben sie doch nicht das junge Ehepaar auf die Hundekunststücke der Pietisterei dressirt; sie müssen doch sonst noch etwas bezwecken. Ich habe mir eingebildet, sie spekuliren auf eine Erbschaft und lassen Madame nicht bei ihrem Manne schlafen, um die Nachkommenschaft zu verhindern. Das ist doch wenigstens eine Machination, die einem Jesuiten Ehre machen kann. Das Uebrige wäre das Händefalten und Augenverdrehen nicht werth. — Uebrigens muß dem Uebersetzer zugestanden werden, daß seine Uebertragung geschickt ist und manche Einfälle enthält, die so treffend und wahr sind und unsre deutschen Zustände so nah über dem Herzen streifen, daß man wohl fühlt, sie seien nur ihm und nicht dem französischen Verfasser zuzuschreiben. Es scheint mir, daß dies der beste Weg ist, Zeitbeziehungen auf die Bühne zu bringen, denn ich glaube wohl annehmen zu dürfen, daß Hr. v. Küstner nicht gewagt hätte das Stück ohne eine vorhergegangene Anfrage aufzuführen, wenn es einen deutschen Schriftsteller zum ursprünglichen Verfasser hätte. — Die Lebhaftigkeit des Publikums am Abend der ersten Aufführung hat mich sehr gefreut. Es bekatschte die bezüglichen Stellen mit großer Aufmerksamkeit. Es fängt an einen Instinkt für die zuckenden Nerven seiner Zeit zu bekommen; es gewöhnt sich daran Gesinnungsdemonstrationen in seinem Beifall oder seinem Mißfallen an den Tag zu legen. Es wird liberal en masse, das ist ein Anfang, nach und nach wird es jeder auf seine eigene Hand. — Gespielt wurde vortrefflich. Charlotte v. Hagn wußte in ihren Knix die ganze Krüppelhaftigkeit der Pietisterei zu legen. Er war verzwackt, wie das Bewußtsein, welches die Muckerei von Gott in ihrer Seele trägt. Clara Stich war ebenfalls sehr gut, nur kann ich den Geschmack nicht loben, den sie in ihrer Toilette entwickelte. — Von sonstigen Theater-Neuigkeiten weiß ich nichts zu melden, als daß nächstens „Thomas Thyrnau" von der Birch-Pfeiffer, „Blaubart" von Ludwig Tieck, „Rokoko" von Heinrich Laube, und „Lady Ellen" von L. Mühlbach gegeben werden sollen.

Raumer ist von seiner Reise nach Amerika zurückgekehrt und wird sich sogleich an deren Ausarbeitung begeben. Es lassen sich mit Recht viele interessante Resultate erwarten. Mundt hat seine Vorlesungen über Literatur auf der Universität eröffnet. L. Storch hält sich gegenwärtig hier auf.

Feodor Wehl.

Berlin, den 14. November. Eine nicht unansehnliche Reihe von Lustspiel-Novitäten, welche uns seit dem verflossenen Winter vorgeführt wurden, und aus der keine einzige sich die Gunst des Publikums zu verdienen wußte, ist nun endlich mit einem Stück abgeschlossen, das allem Anschein nach einen bessern Platz auf dem Repertoir behaupten wird. Das entschiedene Furore, welches es errang, ist freilich größtentheils dem zeitgemäßen Stoff zuzuschreiben, und ein solches Thema, wiewohl es beim ersten Eindruck elektrisirt, weckt doch selten eine andre als momentane Theilnahme und würde dann nur nach langen Zwischenräumen gegeben werden können. Indeß ist nicht zu läugnen, daß das vorliegende Lustspiel

auch einen Kunstwerth zu beanspruchen hat; der Dialog ist im Ganzen vortrefflich, nur selten gedehnt, und die Handlung, soweit es die Charakteristik und die Uebergänge gestatten, rasch fortschreitend und das Interesse fesselnd. Die Situationen sind wirklich von durchgreifend komischer Wirkung. „Er muß auf's Land", heißt die dreiaktige Pièce, die freilich, wie es der Theaterzettel nicht meldete, nach Bayard bearbeitet ist. Der Grundgedanke des Stücks, wiewohl modern, ist keineswegs neu, es ist die alte Geschichte des Tartüffe, umgeschrieben und variirt wie man es im Leben alle Tage sehen kann. Tartüffe ist hier ein Rath Presser, der sich als Präsident eines Mäßigkeitsvereins in eine Pietistenfamilie eingenistet und diese in alle seine Klubbs, Vereine, Orden u. s. w. eingeführt hat. Die Tochter dieses Hauses ist an einen lebenslustigen, aber charakterschwachen Menschen verheirathet, der von der Schwiegermutter und der pietistisch-erzogenen Gattin gänzlich beherrscht und in strafbaren Fällen „auf's Land" geschickt wird. Diese Entfernung „auf's Land" bildet die Entwicklung des Stücks. Statt auf's Land zu gehen, miethet sich der Mann inkognito in einem andern Stadttheil ein und stürzt sich in den Strudel der weltlichen Vergnügungen, die ihm sein klösterliches Familienleben versagte; Bälle, Zerstreuungen, galante Bekanntschaften, die dem vermeintlichen Sarçon zufliegen, machen ihm seinen Landaufenthalt sehr schätzbar, bis zuletzt ein Zusammentreffen mit seiner Frau und Schwiegermutter, die zum Zweck einer frommen Kollekte das Haus einer Weltdame besuchen, das Stillleben zernichtet. Die Lösung wird dadurch herbeigeführt, daß Cäsar, ein Jugendfreund des Mannes, die Bekehrung seiner Gattin unternimmt, und diese, um ihren Mann nicht wieder allein auf's Land zu lassen, ihm zu Hause, dem Rath und der Mutter zum Trotz, die Weltfreuden zu kosten giebt. Der Gang der Handlung und die einzelnen Scenen sind mit viel Geschick durcharbeitet. Beziehungsreiche Stellen, wie: „die Tartuffe's haben ihre Maske fallen lassen und sich in die Politik begeben!" wurden von dem übervollen Hause mit donnerndem Applaus begrüßt. Auch der Gesammteindruck war ein ungemein günstiger. Gespielt wurde im Ganzen mit viel Fleiß und seltenem Ensemble. Ueberhaupt läßt es sich nicht läugnen, daß so mittelmäßig auch mitunter die Tragödie aufgeführt wird, doch das Lustspiel bei uns tüchtige Vertreter hat, und vielleicht noch wirkungsreicher wäre, wenn eine passendere Rollenvertheilung stattfände. Charlotte v. Hagn spielte die der Welt fremde junge Gattin mit einem köstlichen Humor, und zeigte in den schwierigen Uebergängen dieser Charakteristik eine vortreffliche, tiefdurchdachte Feinheit und Nüancirung. Neben ihr war Weiß als Rath Presser am gelungensten, wie auch die Rolle an und für sich wenig Schwierigkeiten bietet. Hendrichs als Cäsar spielte im Ganzen zu oberflächlich, hatte auch nicht genau memorirt, was ich schon einigemal bei ihm bemerkte. Hendrichs imponirt, aber dem ruhigen Beobachter wird das Schwankende und Inkonsequente in seinen Darstellungen nicht entgehen; er spielt und deklamirt das Einzelne wohl meist richtig, aber ein Ganzes ist es doch nie. Krüsemann gab den schwachen Gatten und Landjäger viel zu outrirt und übertrieben, wie ihm überhaupt seine Komik fremd und nur grobe Possenreißerei geläufig ist. Am schwächsten von Allen war unstreitig Clara Stich, in deren Händen die zweite Liebhaberrolle sich befand. Ihr Spiel wird alt und phlegmatisch, es ist als ob man Jemand in halbunterdrückten Gähnen reden hörte, und ihr singender Ton beim Athemholen ist vollends fatal. Vom Auffassung des Charakters war in dieser Rolle kaum die Rede, Alles war leer von Ausdruck, und neben Charlottes v. Hagn Tournüre und Toilette plump und geschmacklos. Die hier verbreitete Befürchtung, das Stück werde aus höhern Rücksichten vom Repertoir entfernt werden, scheint nicht gegründet zu sein, und Alles was die Censur der Intendanz darin änderte, war die Wahl des Helden zum Kirchenvorstand, welche in die eines Vicepräsidenten verwandelt wurde. — In verflossener Woche endlich betrat auch Mad. Birch-Pfeiffer, nach mancherlei Zögerungen wieder die Bühne. Die Rolle der Königin Elisabeth in Maria Stuart bietet, wie ich immer glaubte, im Ganzen keine große Schwierigkeiten, indeß hat uns Mad. Birch-Pfeiffer gezeigt, daß sie auch herzlich schlecht gespielt werden kann. Diese koulissenreißerischen Bewegungen nach allen Seiten hin, dieses Rückwärtslegen des Kopfes, dies Emporziehen einer Schulter, all diese und noch dazu berechneten Lächerlichkeiten sollen uns imponiren? Und dann diese Sprache, dies Organ, welches das Aussprechen gewisser Konsonanten unmöglich macht! Eine vortreffliche Acquisition für unsre Bühne! Und diese Dame will mit Mad. Krelinger alterniren, mit Mad. Krelinger, neben der sie in der Scene der beiden Königinnen verschwand, wie — wie —, es giebt keine Bezeichnung dafür. Aber was thut das, will das Publikum sie selbst nicht, so muß es doch ihre „dramatischen Gemälde" mit ansehen, und schon nächste Woche wird mit Thomas Thyrnau der Anfang gemacht. Der Gewinn für unsre Bühne ist außerordentlich. Von Hoppé dagegen hört man nichts mehr, am Tage seines designirten Debüts wurde die Vorstellung abgeändert,

„auf Begehren", wie es hieß. Man spricht aber allgemein von seltsamen aber consequenten Schritten der Braunschweig'schen Intendanz, unter andern soll ein Advokat täglich Hrn. Hoppé die Probezettel zu den dortigen Vorstellungen überreichen. — Prof. Buck aus London hat in voriger Woche im Jagor'schen Saal eine Vorstellung „aus dem Reich der natürlichen Magie" gegeben, die aber, da er nur englisch sich ausdrückte, für die meisten Anwesenden das Interesse verlor. Mehr Beifall als die Kunststückchen fanden seine dissolving views, die aus Landschaften und Portraits bestanden. Unter den letztern waren die Bildnisse Byron's und Shakspere's die besten.

Wien, 8. November. Die Staatseisenbahn ist eröffnet; kaum sind drei Jahre vergangen, seit dem merkwürdigen Entschluß der Regierung, das Werk des schnellen Fortschrittes einmal selbst zu übernehmen, und schon tritt ein Theil davon in's Leben, man fährt von Mürzzuschlag nach Grätz, im Anschluß an die Bahn von Wien nach Glocknitz. Zwischen diesem Orte und Mürzzuschlag liegt ein ungeheurer Berg, der Semmering, ein Philister, der an die gute, alte Zeit denkt und sich den Maschinenkräften nicht unterwerfen will. Man übersteigt ihn daher, was freilich lange aufhält, mit Pferdekräften, und dieß dient dazu unsern Uebermuth daran zu erinnern, daß derartige Kräfte, die bei uns stets aufhaltend wirkten, trotz der Eisenbahn noch nicht ganz verschwunden. Aber warum berichten nur die politischen Blätter von diesem merkwürdigen Ereigniß, warum bringt man es nur in politische, financielle, kommercielle Beziehung? Die Poeten sollen davon schreiben, geht die Bahn nicht nach Italien? nach dem glücklichen Land, „wo die Myrthe still, und hoch der Lorbeer steht", und wo es daher wahrscheinlich weniger Ehen und höhere Poeten giebt, als in unsrer kleinbürgerlichen Heimath! Freilich, die jetzigen italienischen Poeten, mögen sie noch so hoch stehn, werden nicht leicht berühmt, das lassen die ungünstigen literarischen Verhältnisse Italiens nicht zu, die ein vom Unsinn überwachtes Chaos sind; möge jetzt die schnellere Communikation mit Deutschland auch in dieser Beziehung günstig wirken. Jedenfalls aber erwarten wir häufigen Durchzug norddeutscher Geistesgrößen, die schnell nach dem blauesten Süden gelangen wollen, und so wird Wien, wenn auch nie ein Wohnhaus des Geistes, doch wenigstens ein — Durchhaus dafür werden. — Nach diesem großen Ereigniß bleibt nur wenig noch mitzutheilen. Die Berliner Berichterstatter hatten es jetzt lange gut, sie konnten sich Stoffe holen von der — Gewerbe-Ausstellung, wir Wiener Berichterstatter haben höchstens nur Stoffe für unser Ausstellungs-Gewerbe. Doch kann ich Ihnen heute, ein Fall der sich so selten bietet, von einer erfreulichen literarischen Erscheinung sprechen: Adalbert Stifter's Novellen sind unter dem Gesammttitel „Studien" bei Heckenast in Pesth erschienen. Wer müde gehetzt von den tausend Wehen der Zeit einen Augenblick ruhen will, wer sich aus den unaufgelöst'en Dissonanzen, die ihm täglich entgegenschreien, in seine liebliche Harmonie sehnt, der nehme dieses Buch zur Hand, das ihn in ein Naturparadies führt, von Dichterträumen mit Menschennamen belebt. Zwar treten ihm auch hier Schmerzen entgegen, aber die Poesie schildert keinen Schmerz, dessen innerster Kern nicht eine Wonne wäre. Der Raum, der einer Korrespondenz gegönnt wird, erlaubt mir keine ausführlichere Besprechung, aber unterlassen kann ich es nicht auf Stifter's unvergleichliches Talent in Naturschilderungen, oder besser Naturportraits, hinzuweisen; er schwärmt nicht mehr für die Natur, wie für eine Geliebte, er kennt sie ganz und alle ihre Geheimnisse, und indem er von diesen mit zarter Treue erzählt, überzeugt er uns, daß auch ein Sonnenstrahl ein Schicksal ist und daß der Fall eines welken Blattes im Herbste zu den Ereignissen der Weltgeschichte gehört. In den bereits vorliegenden Bänden empfehlen wir besonders die Novellen „Feldblumen" und „der Hochwald"; die zwei folgenden werden wohl seine schon früher einzeln abgedruckten, genialsten Leistungen „Abdias" und „Brigitte" bringen. — Im Burgtheater erschien ein fünfaktiges Lustspiel „die Körbe" von C. P. Berger, der nicht mit dem mehrfach erwähnten Dr. J. N. Berger zu verwechseln. Diese Körbe waren so schlecht geflochten, daß Alles darin durchgefallen ist. Unsre schönsten Schauspielerinnen gaben das Stück, und von diesen gegeben können Körbe ohnehin nicht gut aufgenommen werden. Das nächst zu erwartende Stück ist „die letzte weiße Rose" von J. Kuranda, der sich auf der Rückreise von Italien hier befindet und der Aufführung beiwohnen wird.

Asmodeus jun.

Das Schillerfest ist in Leipzig wiederum unter so zahlreicher Theilnahme gefeiert worden, daß die zwei großen Säle des Hotel de Pologne kaum zureichten für die Zahl der Gäste. Alle Stände nehmen daran Theil, und da diesmal durch eine ausführliche Erwähnung des Verhältnisses zwischen Schiller und Goethe an das Frankfurter Goethefest erinnert wurde, so lag die für Leipzig wohlthuende Genugthuung nahe, daß nur eben durch

allgemeine Theilnahme ein Dichter würdig und wirkungsvoll gefeiert werden könne. — Unser Theater hat seit Jahren zum ersten Male der festlichen Stimmung und Anforderung würdig entsprochen durch eine Aufführung von „Kabale und Liebe", welche in allen Theilen tüchtig war und mit Jubel aufgenommen wurde von einem übervollen Hause.

Ronge, der katholische Exgeistliche aus Schlesien, welcher sich in den sächsischen Vaterlandsblättern so zerschmetternd gegen den heiligen Rock in Trier erhoben hat, wird mehr und mehr zum Mittelpunkte einer Opposition gegen das überlebte Römerthum im Katholizismus erhoben. Die größeren Zeitungen werden nach und nach gewahr, daß sie einen gewaltigen Eindruck, welcher durch Ronge's Brief an den Bischof von Trier gemacht worden, nachträglich zu erwähnen haben, und die Censur-Verhältnisse der Augsburger Allgemeinen können es wohl mit sich bringen, daß sie ihren Lesern von einer so weit aussehenden Bewegung nicht eher Nachricht geben kann, als bis die Bewegung eine nicht mehr zu umgehende Form gewonnen hat. Diese Form wird schwerlich ausbleiben, da sich gleichzeitig auch im Posenschen eine katholische Gemeinde vom römischen Verbande zu lösen sucht und Ronge in Schlesien zahlreiche Beistimmung unter den Katholiken findet.

Die Eisenbahnen werden in Betreff ihrer Verwaltung von Tage zu Tage lebhafter vor das Forum der Presse gezogen. Dies geschieht jetzt besonders in Leipzig, geschieht mit großer Ruhe und Sachkenntniß, und ist bereits von größter Nothwendigkeit und Dringlichkeit. Man sieht jetzt erst ein, welch eine Reihe wichtiger Interessen einem kleinen Ausschusse von Privatleuten Preis gegeben ist, welche auf die Forderungen des Publikums hören oder nicht hören, je nachdem sie ihnen genehm oder nicht genehm sind. Auf vielen Coursen ist die Briefbeförderung jetzt vermittelst Eisenbahn langsamer als sie es früher vermittelst der Posten war. Dies liegt zum Theil darin, daß zwölf Stunden der Nacht ausfallen, und daß die Vermittelung mit den Postanstalten noch zu weitläufig ist. Ferner wird die Billet-Lösung und die Gepäck-Auslieferung bitterlich getadelt, und die schlechten Wagen der Leipzig-Dresdner Bahn sind stehender Gegenstand der Klage. Bleiben solche Klagen noch lange wirkungslos, so werden die Regierungen genöthigt sein, Aufsichts-Behörden zu errichten, welche die einlaufenden Klagen prüfen und die Abstellung der begründeten Klagen von Staatswegen durchsetzen, denn es ist mit den Zwecken des Staats nicht vereinbar, daß solche Beförderungsmittel, welche ihrer Natur nach Monopole werden und jedes andere Beförderungsmittel verdrängen, unabhängig von den Forderungen des Gemeinwohls und dem willkürlichen Ermessen einzelner Comité's überlassen bleiben.

Das Königsberger Literaturblatt von Jung enthält bei Gelegenheit der so vortrefflichen Albertus-Feier einen Aufsatz über die wahrhafte Bedeutung der Universität, welcher der allgemeinen Aufmerksamkeit empfohlen zu werden verdient. Der Begriff „Universität" ist eine Streitfrage geworden, welche Wohl und Wehe von Jahrhunderten in sich schließt.

Herrn H. Laube Wohlgeboren.

Hochgeehrtester Herr Redakteur!

Der Raum Ihres Blattes erlaubt nicht über einen unbedeutenden Gegenstand lang und breit zu berichten, zu berichtigen, das Bewiesene abermals zu beweisen. Auf die Entgegnung des Hrn. Prechtler daher nur das für ihn und mich unumgänglich nothwendigste. Das „romantische Drama" die „Kronenwächter" hat Servilismus in Grundidee und daraus hervorleuchtenden Gesinnungen, dieß fühle ich mich neuerdings zu wiederholen gedrungen. Vielleicht liegt diesem Servilismus weniger Absicht, als Ungeschick zu Grunde, vielleicht wollte der Verfasser unparteiisch die Hohenstaufen und Habsburger parallelisiren, wobei ihm die Censur oder seine eigne Selbstcensur einen bösen Streich spielte. Was zur Verherrlichung des Geschlechts der Barbarossa gesagt werden könnte, mußte wegbleiben und eben so was als Tadel der Habsburger wäre auszusprechen gewesen. So blieb denn nur der Tadel der Hohenstaufen und das Lob der Habsburger. Wo man aber nicht tadeln darf, wird ein seine Würde fühlender Poet auch nicht loben. Dieß suchte ich meinerseits in aller Ruhe nachzuweisen, unbeirrt und unabhängig von den Stimmen der Kritik und des gebildeten Publikums außer dem Theater, die ich bei Abfassung meines Berichtes noch nicht kannte. — Nun aber, weil Hr. Prechtler glauben machen will, ich wäre der isolirte Tadler und der Verläumder, der allein dem Stücke Servilismus und Gesinnungslosigkeit vorwirft, so führe ich als für mich sprechende Autorität den wörtlichen Auszug aus einem östreich'schen Journale an, das in Wien an jedem öffentlichen Orte zu haben. Wenn schon ein solches, unter Censur erscheinendes Blatt sich erlaubt, die zu servile Lakaienhaftigkeit in dem Stücke zu

rügen, muß diese grell genug in das Auge springen, um füglich nicht übersehn werden zu können. In der in Preßburg erscheinenden „Pannonia" heißt es nämlich Wort für Wort (№ 114 und 115): „Ein so verfehltes, aller Poesie so sehr bares Drama ist nicht bald wieder gegeben worden. Wenn man von der negativen Seite der Fehler absieht, so bietet sowohl die Grundidee als die ganze Handlung Blößen für die ätzendste Laune des giftigsten Spottes dar. In der Grundidee manifestirt sich schweifwedelnde, bedientenhafte Gesinnungslosigkeit, Lakaiengesinnung sickert auch aus einzelnen Stellen des Dramas. Abgesehn von dieser eben angedeuteten, katzbuckelnden, höchst unterthänigen Grundidee, könnte ich die Handlung des Dramas mit leichter Mühe so durchdrungen von Unwahrheit bezeichnen, daß Sie in ein drei Stunden langes, homerisches Gelächter ausbrechen würden. Scenenpomp, Tumult, Ritterstückliches, Parforce-Abtschlüsse und vorzüglich viel Opernhaftes ist anzutreffen" u. s. w. — So schreibt ein unter östreich'scher Censur erscheinendes Blatt, in ähnlichem Sinne sprechen sich die Wiener Journale aus, selbst der zahme Meynert nennt den Helden des Stückes eher einen „guten Staatsbürger" als eine dramatische Gestalt, und der von Laune übersprudelnde Referent des „Humoristen" giebt ihm zu verstehn, daß der Grundsatz „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" sich nicht wohl für ihn schicke. Wenn dieß Alles noch nicht zum Beweise genügt, den Hr. Prechtler fordert, so stehe hier das Urtheil der Augsb. Allg. Zeitung, der man doch gewiß nicht Schuld geben kann, daß sie jemals dem Servilismus gar zu erdoßt entgegengetreten sei, wenn er es nicht zu arg machte. In ihrer Nummer vom 31. Oktober heißt es: „Otto Prechtler ward in seinen „Kronenwächtern" an der Burg zu Wien sehr sichtlich nach hoher Gunst, und es ist ein Zeichen der Zeit, daß dieses Drama an dem Publikum der Kaiserstadt klanglos vorüberschritt." Und solchen, von verschiedenen Seiten her übereinstimmenden Urtheilen gegenüber, behauptet Hr. Prechtler, sein Stück habe „reichen Beifall" gefunden!! — Nun nur noch einige Worte auf die übrigen Beschuldigungen. Isendiar wurde wirklich dreimal gegeben, wenn ich auch des Spaßes wegen sagte, es sei ein Stück „wie man es nur einmal sah." Wer aber die Burgtheater-Verhältnisse kennt, weiß, daß dreimal vollkommen gleichbedeutend ist mit einmal und gänzliches Durchfallen bezeichnet, indem auch das mißglückteste Stück zweibis dreimal zu geben ein Grundsatz ist, von welchem in so seltenen Fällen abgegangen wird, daß wir diese namentlich anführen könnten. Die Gmalige Aufführung der „Kronenwächter" konnte ich freilich, als ich nach der ersten Darstellung berichtete, nicht voraussehn, doch ist dieß Factum weniger das Verdienst des Hrn. Prechtler, als die Schuld des Hrn. v. Holbein. Auch mochte das oben erwähnte Opernhafte, der ritterstückliche Pomp viel dazu beitragen, man kennt die Vorliebe Wiens für Ausstattungsstücke. Wenn übrigens der Verfasser den Hervorruf am Schlusse des dritten Aktes (nicht des letzten), durch das elektrisirende Spiel der Dlle. Enghaus, so wie durch den Umstand bewirkt, daß man die engagirte Schauspielerin nicht rufen darf, ganz seinem eigenen Verdienste zuschreibt, so wollen wir ihm in seinem Unglück diesen kleinen Trost nicht rauben. Die Zumuthung des Hrn. Prechtler mich ihm zu nennen, erscheint mir sehr naiv und drollig; will er ignoriren, daß kein ehrenwerther Wiener Korrespondent auswärtiger Blätter sich nennt, aus Rücksichten die keineswegs die Aburtheilung eines unbedeutenden Trauerspiels betreffen? Bewiesen habe ich nun den Servilismus im Stücke hinlänglich genug, um nicht „strafwürdiger Verläumdung" gezihn werden zu können; übrigens thut Hr. Prechtler sich und mir Unrecht, wenn er die Gesinnungslosigkeit, die ich als aus seinem Stücke hervorgehend bezeichnete, auf seine Person bezogen haben will; es ist allerdings wahr, daß dieß Drama den Charakter eines Bewerbens um Beförderung u. dergl. trägt, womit aber keineswegs behauptet wurde, daß der Verfasser diese Absicht gehabt habe, sondern nur, daß sein Werk den Schein davon annimmt. Mir käme jene Behauptung um so weniger zu, als ich Hrn. Prechtler persönlich nicht zu kennen die Ehre habe. — Möge er den wohlthätigen Mantel der Vergessenheit nicht durch Streben nach Polemik von seinem Werke abhalten, möge er sich nicht abquälen, der gerechten Entrüstung der gesammten Kritik nutzlose Dämme entgegenzusetzen. Er hat nicht nur, wie wir bewiesen, das politische, sondern auch das ästhetische Gefühl verletzt, indem er der schönen Idee eines Poeten (Achim v. Arnim) keine Poesie abgewann; es ist eben so schmerzlich, eine schöne Idee maltraitirt, als ein schönes Weib prostituirt zu sehn. —

Indem ich Sie, verehrtester Herr Redakteur, höflichst ersuche, diesem Briefe in der nächsten Nummer Ihres Blattes gefälligst Raum geben zu wollen, zeichne ich mich mit vorzüglicher Hochachtung als Ihr ergebenster

Wien, den 11. November 1844. **Asmodeus jun.**

Red.: Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hierbei: **Die Mode № 47.**

№ 47. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Moden.

Das Frühlingswetter der ersten Hälfte des Novembers könnte über die Nothwendigkeit der Winterhüllen täuschen, wenn man nicht nach den glaubhaften Prophezeihungen der Jäger und Landleute auf einen harten Winter rechnen müßte. Dieser Winterprophezeihung scheinen die Modehandlungen ganz besonders beizupflichten und haben daher in größter Auswahl und Mannigfaltigkeit die Winterangüge ausgestellt. Die Mäntel und Aermelmäntel für Damen sind die große Frage des Tages und sie tragen die verschiedensten Namen nach den verschiedenen Formen, sodaß sich kein allgemeiner Schnitt angeben läßt, wenn auch ein kurzer, weiter Rock mit mehr anschließendem Obertheil, dazu Aermel, Kragen und Pelerine angebracht, ein weißes oder doch sehr lichtfarbiges Seidenfutter und ein dunkelfarbiger Ueberzug als durchgehende Regeln gelten können. Die vollen Mäntel, d. h. solche, die in der Taille nicht gefaßt sind, haben alle große Pelerinen und Aermel, doch sind diese letzteren meist durch Zusammenfassung der Pelerine oder des großen Kragens gebildet und nur selten sieht man weite selbstständige Aermel angebracht. Man verfertigt die vollen Mäntel in höchster Eleganz von buntfarbigem oder schwarzem Atlas oder Sammt und besetzt sie mit Spitzen oder Pelz und füttert sie mit weißem Atlas. Der manteau russe ist in dieser reichen Zuthat ein beliebter Schnitt, dessen große Pelerine man entweder nur mit Grebe umrändert oder die man ganz mit Zobel bedeckt. Auch sieht man oft ganze Pelzfutter angebracht und zu Ballhüllen, die kurz und eng gemacht werden, wählt man sogar Hermelinfutter unter dem lichtblauen oder rosa Atlasbezug, oder den weißen, mit Goldstickerei verzierten Caschmirbezug. Die Schwaneinfassung ist dies Jahr an Ballhüllen altmodisch und nur Posamentirarbeit, Hermelin- und Spitzenbesatz zulässig. Die vollen Mäntel für die Stadttoilette wählt man viel in schwarz oder doch in schwarz mit buntfarbigen Streifen gegitterten oder gestreiften feinen wollenen Stoffen, mit Fransen besetzt. Die schottischen Flanelle sind nur als Nothwendigkeit gestattet, die Mode erkennt sie nur noch für den einfachen Schlafrock an. Daher wird auch eine Neuigkeit, die manteaux laitières, das ist ein kurzer Crispin von schwarz und weiß gegittertem Flanell gemacht, als sehr zweifelhaftes genre erwähnt.

Unzweifelhaft am modischsten sind alle Arten von Aermelmänteln. Der einfachste Schnitt dieser Art bildet einen kurzen faltigen in der Taille leicht gezogenen Ueberrock, über dem eine Pelerine-Scharpe oder ein großer runder Kragen (fast wie ein Cardinalkragen geschnitten) angebracht ist. Man wählt diese einfachen Aermelmäntel meist in einfarbigen Zeugen von Seide oder Wolle, mit wenig abstechendem Sammtbesatz verziert. Eine Neuigkeit dieser Art ist der Paletot grec, der dem Männerpaletot sehr ähnlich ist und von Sammt oder Seide, dem hohen

Kleid darunter in Stoff und Farbe entsprechend, ausgeführt wird. Das Hervorstechende dieses Schnittes besteht darin, daß er keine quere Taillennaht hat, sondern nur Längennähte, sodaß die beiden Brusttheile mit den Vorderblättern aus einem Stück sind und die beiden Rückentheile auch mit dem Rock aus dem Ganzen sind. Sehr vornehm ist noch ein Paletot égyptien, von dem ein schönes Modell von violet Sammt gemacht und mit strohgelbem Seidenfutter versehen war. Dieser Schnitt ist von beiden Seiten bis zur Höhe des Armes offen und bildet daher vorn eine Art Echarpe, man umrändert ihn mit Rüchen oder Posamentirarbeit.

Noch eine sehr beliebte Winterhülle sind die Pardessus, dies sind ganz gewöhnliche wattirte Ueberziehröcke mit hohen glatten Taillen, griechischen Aermeln und einer Art Canezous-Pelerine gemacht, die Röcke derselben sind aber so kurz geschnitten, daß der Besatz des Kleides darunter gesehen wird. Die Pardessus fertigt man von seidnen Stoffen an oder von vollgrünem und vollblauem Caschmir mit Sammtlitzen besetzt.

Unter den Hüten, die ihre Formen in nichts verändern, zeichneten sich auf den pariser Promenaden einige hübsche Modells aus, z. B. zur Stadttoilette sah man eine Capote von lila Sammt und gleichfarbigem Atlas so arrangirt, daß die beiden Stoffe auf dem Schirm breite Gitter bildeten, eine schwarz und lila Feder lag über dem Kopfansatz und lichtlila Band umfaßte innen das Gesicht. Eine andere rosa Capote war mit Tüllgekraus bedeckt und mit einem Kranz voller Rosen um den Kopf gefaßt. Ein blauer Atlashut war oben auf mit einer rosa Feder, die mit weißen Marabouts verschleiert war, und innen mit rosa Rosen ausgeputzt.

Diese Schleierfedern sind die neueste Federneuigkeit von Zacharie, dem bekannten pariser Federschmücker, und sind durchaus anders gemacht als die vorjährigen glacirten Federn. Als Kopfputz zu großer Toilette geben die brillantirten Marabouts und die mit Gold gesprenkelten sehr kleidsame Aufsätze.

Für Kopfputz ist man überhaupt sehr erfinderisch, freilich gilt auch nicht der leichteste Anzug für vollendet, wenn das Haar nicht irgend einen entsprechenden Schmuck zeigt. Bloße Haarfrisur ohne alle Zuthat sieht man kaum im Hause von den Modedamen getragen — dafür ist auch alle und jede Weise des Haarschmucks modisch, wenn sie nur gut kleidet. Sehr modern ist alle orientalische Art des Kopfputzes, obgleich der reine Turban seltener als voriges Jahr erscheint. Die Turbane sind im Allgemeinen kleiner und weniger stoffreich als früher, man setzt sie sehr nach hinten, grade auf das Haarnest. Die Coiffure Memphis ist in der modern orientalischen Weise, sie besteht aus einem kleinen Deckel von Sammt oder Gold- und Silberblonde gemacht, den ein Gewinde desselben Stoffes umschlingt, das in drei bis vier einzelnen Gehängen zu beiden Seiten der Backen sich drappirt. Sehr ähnlich dem ebengenannten Kopfputz, der etwas an die Kopfgestaltung der Sphinx erinnert, nur in leichteren, phantastischeren Windungen nachgebildet, ist die Coiffure égyptienne. Diese letztere wird nur von Spitzenbarben oder Goldgeflechte mit eckigen Enden, zu beiden Seiten des Gesichts fallend, gebildet, indeß Goldspangen von dem sehr durchbrochenen Deckel aus nach der Stirn zu laufen. Dieser Aufsatz mit einer schwarzen Blondenbarbe, einem Deckel von schwarzen Sammtrollen und mit Goldspangen ausgeführt kleidete eine Blondine im schwarzen Spitzenkleid über lila Atlas gezogen ganz reizend.

Sehr beliebt ist der Reseau de Venise zum Kopfputz jeder Form; dies ist ein Goldnetz, oder Goldfilet, bereichert mit bunten Blumen, die man von Chenille stickt. Auch zu Berthen oder Schürzenbesatz für sehr reiche Putzkleider ist der Reseau de Venise einzeln angewendet.

Eine neue Art Stickerei auf Seide, Tuch, Caschmir, ja selbst Merino besteht darin, daß man der Schnüren- oder Seidenstickerei Früchte von Chenille ausgeführt beifügt. Z. B. eine Weinblätterkante in Seide und die Trauben von Chenille gestickt auf einem französisch-blau seidnen Kleide in etwas dunklerer Schattirung derselben Farbe ausgeführt oder auf einem schwarzen Tuchkleid den Schürzenbesatz von einem Gewinde von Eichelblättern gebildet, und die Blätter mit Schnürchen gestickt, indeß die Eicheln von Chenille genäht sind. Diese Art Stickerei ist auch sehr anwendbar für solche Tücher, wie das beiliegende Modebild Nr. 96 zeigt.

Für Ballkleider hat man den Versuch gemacht, sie kürzer und zwar so kurz, daß man den Fuß sieht, anzufertigen. Die in Paris jetzt wieder in Aufnahme kommende Masurka soll diese Kürzung der Ballkleider verursacht haben. Die Blumenbesätze der Ballkleider halten die Mitte zwischen Bouquet und Guirlande, das heißt, sie bestehen aus vielen einzelnen, nahestehenden, in die Breite gezogenen Blumenagraffen.

Die Handschuhe zu kurzen Aermeln gehen ungefähr drei Finger breit über das Handgelenk und haben gar keine Garnirung, sind aber sehr anschließend mit drei schönen Knöpfen geschlossen.

Die Müffe sind unerläßlich für jeden winterlichen Stadtanzug, die manches polonaises sind dagegen bestimmt, sie fürs Theater zu ersetzen. Dies sind nämlich wattirte Halbärmel von Sammt oder Atlas gemacht und an beiden Oeffnungen mit Pelz umrändert.

Unter die seidnen Kleider, um ihnen etwas Halt zu geben, empfiehlt man Röcke von weißem Caschmir. J.

Dreimal gestorben und dreimal wieder auferweckt.

Es giebt Menschen, bei denen sich die alte Fabel vom Cäneus erneuert, von dem es heißt, daß ihm verliehen war, durch keine Waffen und Wunden umzukommen, und die gleich den Pinguinen des Feuerlandes mit einmaligem Todtschlagen noch lange nicht zufrieden sind. In bewegten Zeiten kommen Beispiele dieser Art oft vor, und wie viele mögen doch unbekannt bleiben! Aber man hat auch friedliche Musterungen gesehen, bei denen Kanoniere von ihrem auffliegenden Pulverwagen über ein Haus hinweggeschleudert wurden, ohne Schaden zu nehmen; und als im J. 1810 zu Eisenach ein französischer Geschützzug in Brand gerieth und mehr als ein Munitionswagen aufflog, fiel ein junges Ehepaar mit sammt dem Sopha, auf dem es saß, aus dem dritten Stockwerke seines zertrümmerten Hauses unbeschädigt zur Erde, während viele Andere unter freiem Himmel vom Tode getroffen wurden. Doch das sind einzelne Fälle, die sich bei jedem Erdbeben und jedem Schiffbruche ereignen können; größere Bewunderung aber muß es erregen, wenn ein und derselbe Mensch mehr als einmal drohender Todesgefahr entschlüpft, und wie der Held eines Feenmährchens, oder der unerschrockene Zamboccari auf seiner Luftfahrt weder in den Flammen seines leichten Fahrzeuges verbrennen, noch in den Fluthen des Meeres ertrinken kann.

Ein französischer Offizier, François de Civille, wurde bei einem Angriff auf die Stadt Rouen von einer Kugel durch den rechten Kinnbacken in den Hals verwundet, und fiel bewußtlos in den Graben herab. Hier fanden ihn einige Schanzgräber, und nachdem sie ihn entkleidet hatten, legten sie ihn als todt mit dem Leichnam eines Würzkrämers zusammen in eine kleine Vertiefung und warfen etwas Erde darauf. Hier hatte er von eilf Uhr des Morgens bis sechs Uhr Abends gelegen, als sein Diener von dem Commandanten der Stadt die Erlaubniß erhielt, nach dem Leichnam seines getödteten Herrn zu sehen. Er fand beide Todten, aber so von Wunden, Blut und Schutt entstellt, daß er sie nicht von einander unterscheiden konnte. Er legte also beide wieder in die Grube und bedeckte sie von Neuem mit Erde; da er sich aber in der Nacht erinnerte, daß die linke Hand des Einen entblößt geblieben war, und fürchtete, die Hunde möchten die Leiche auswühlen, kehrte er noch einmal dahin zurück. Der Mond war aufgegangen; ein Ring wird an der entblößten Hand sichtbar; der Diener erkennt den Ring seines Herrn und zieht diesen unter der Erde hervor. Jetzt erkennt er auch seine Gesichtszüge, und indem er ihn umarmt und küßt, glaubt er noch einen Rest von Wärme in ihm wahrzunehmen. Er hebt ihn also auf ein Pferd und schafft ihn nach einem Kloster, wo die Verwundeten verbunden wurden, kann aber die Wundärzte durch keine Bitten bewegen, mit einem Manne, den sie für todt halten, ihre kostbare Zeit und wenigen Arzneimittel zu verschwenden. Der Diener bringt ihn hierauf in seine gewöhnliche Herberge, wo er fünf Tage in einem glühenden Fieber zubringt, ohne zu sprechen, ja, ohne sich zu regen, oder ein Zeichen des Gefühls von sich zu geben. In diesem Zustande sehen ihn einige seiner Verwandten und rufen Aerzte herbei, die seine Wunden endlich verbinden, ihm ein Haarseil legen und etwas Nahrung einflößen. An die Möglichkeit einer Wiederherstellung glaubt keiner. Da aber am folgenden Tage der Verband

wieder abgenommen wird, ergießt sich eine Masse von Eiter aus der Wunde, und der Kranke klagt über Schmerz. Allmälig war sein Bewußtsein zurückgekehrt; die Aerzte fassen Hoffnung; aber den 26. October, eilf Tage nach erhaltener Wunde, geräth der Unglückliche in neue Gefahr. Die Stadt wird mit Sturm eingenommen, sein Haus geplündert, er selbst zuerst in eine Hinterkammer eingesperrt, dann von einer neu eindringenden Rotte, die seinen Bruder bei ihm sucht, um ihn zu ermorden, zum Fenster hinaus auf einen Düngerhaufen geworfen. Hier lag er im Hemde, mit einer Mütze auf dem Kopfe, in der späten Jahreszeit unter freiem Himmel, ohne die geringste Hülfe, länger als drei Tage, wo endlich ein Verwandter, Mr. de Croisset, der mit seinem bisherigen Schicksal ganz unbekannt war, im Hause nach ihm fragt. Hier war Niemand geblieben, außer einer alten Frau, die dem Fragenden sagt, der Hauptmann Civille sei todt und liege seit drei Tagen im Hinterhofe. Croisset sucht ihn hier auf, um ihn noch einmal zu sehen, und ist nicht wenig erstaunt, ihn noch am Leben zu finden, obgleich so schwach, daß er keinen Laut von sich geben konnte. Indeß war das Fieber fast ganz verschwunden, und man konnte es wagen, ihn zu Wasser nach dem Schlosse Croisset zu bringen, das eine Stunde von Rouen entfernt an der Seine liegt. Hier ließen ihn aber die Diener in der größten Kälte auf der Brücke warten, wo er gestorben wäre, wenn nicht ein Diener des Baron Croisset mit den nöthigen Befehlen nachgekommen wäre. Dennoch ging es ihm hier anfänglich schlecht genug, und nur selten erhielt er Besuche von den Aerzten, die außerhalb der Stadt immer den Mißhandlungen des Volkes ausgesetzt waren. Endlich kam auch der treue Diener wieder zum Vorschein. Nun besserte sich der Zustand des Kranken allmälig, sodaß er im folgenden Jahre seinen Dienst wieder antreten konnte. Hier aber treffen ihn neue Unfälle; er wird von Neuem verwundet; die alte Wunde am Kinnbacken bricht auch mehr als einmal wieder auf und bringt ihn dem Tode nahe. Erst in England, wohin er sich später begab, wurde er vollkommen hergestellt.

Mit Rücksicht auf diesen Unfall pflegte er später zu unterzeichnen: „François de Civille, dreimal gestorben und dreimal wieder auferweckt".

— Dieser Vorfall trug sich im J. 1562 zu und Friedrich Jacobs erzählt ihn nach dem Berichte gleichzeitiger Geschichtsschreiber im neuesten Bande seiner vermischten Schriften. Er schließt daselbst mit den Worten: Auch bei diesem dreimal Gestorbenen und dreimal Wiederauferweckten erneuerte sich die Geschichte der Mücke, die nach dem Siege über den Löwen ihren Tod in einem armseligen Spinnennetze fand. Bei einem nächtlichen Spaziergange unter dem Fenster einer Dame, welcher er huldigte, zog sich der achtzigjährige Civille eine Erkältung zu, an der er zum vierten Male starb, um nicht wieder aufzustehen.

Feuilleton.

* Von der Putzsucht der Amerikanerinnen erzählt Grisson in seiner „Charakteristik der Vereinigten Staaten" interessante Züge. Auf den Schein — sagt er — kommt es dem Amerikaner vor allen Dingen an. Ich befand mich einst in einem Laden auf dem Lande, und es vergnügte mich für eine kurze Zeit nicht wenig, die kommenden und einkaufenden Farmer und ihre Frauen, oft in großen Familienzügen aus ziemlich weiter Ferne kommend, in ihrem Treiben zu beobachten. Da wurde besehen und wieder zurückgestellt, wieder besehen, gehandelt, gefeilscht und gedungen, probirt und kritisirt. Es war eine ganz ergötzliche Scene. Wahrhaftig, der Amerikaner ist Kaufmann durch und durch, Verkäufer und Käufer gleich schlau, in fortwährendem Wettkampf begriffen, wer den

andern zu überlisten im Stande. Wie ich so dastehe und das Treiben lächelnd beobachte, kommt drall und keck ein hübsches junges Mädchen in den Laden. Ein seidenes Kleid umschließt ihren schlanken Leib, ein feiner Spitzenkragen Hals und Busen, ein feiner Shawl bedeckt, nachlässig übergeschlagen, ihre Achseln, ein feiner seidener Hut ihren Kopf, und von diesem rosenrothen Hütchen wallt ein feiner Schleier bis auf die Füße herab, aber diese Füße waren — nackt. Schuhe und Strümpfe waren zu entbehren, nicht Shawl, Schleier und Spitzenkragen.

Auf die Kleidung überhaupt verwenden Frauen und junge Leute unverhältnißmäßig viel Geld, aber wie gesagt, mehr auf das scheinende, als auf das nützliche. Junge Mädchen gehen zum Dienen in der Regel nur aus, um sich genug zur Anschaffung von seidenen Kleidern zu erwerben. Ist dieser Zweck erreicht, dann gehen sie wieder nach Hause, und heirathen sie dann einmal, dann sind einige seidene Kleider alles, was sie ihrem Manne zubringen. Sind aber Frauen und Mädchen übertriebenem Kleiderluxus ergeben, so findet bei den Männern grade das Gegentheil statt. Die Männer tragen sich in der Regel in Lumpen, Knaben und Jünglinge in der Woche zerlumpt und barfuß, um nur Sonntags sich im Glanz zeigen zu können. Ich sah einst an einem Wochentage im Winter einen Aufzug, der mir in seiner Art doch etwas neu vorkam. Langsam und feierlich kam den Weg entlang ein rohgezimmerter Schlitten, ungefähr wie unsere Schleifen (denn viele weniger wohlhabende Farmer begnügen sich, statt einen Wagen anzuschaffen, den sie kaufen müßten, mit einem Schlitten, den sie mit ihrer Art selbst zimmern können), von zwei kräftigen Ochsen gezogen. Vor den Ochsen her, die ungeheure Peitsche schwingend, mit Jee und Ha sein Gespann dirigirend, wandelte, in zerrissenen, beschmutzten Kleidern, den einen Fuß mit einem beinahe heilen Stiefel, den andern mit einem den Zehen keine hinreichende Bedeckung gewährenden Schuh bekleidet, den Kopf mit einem Strohhut, der bis auf den Boden und Rand, welchen nach und nach Kälber und Kühe abgefressen hatten, noch ziemlich vollständig war, bedeckt, eine ganz kleine, schwarz geräuchte Pfeife im Munde, der Farmer, indem er zuweilen hinter sich Blicke warf auf seinen Schlitten, auf welchem auf untergebreitetem Stroh, in Sammt und Seide gekleidet, mit Shawls und Schleiern bedeckt, Rücken an Rücken seine Frau und Schwägerin, wie zwei zum Galgen geführte Delinquenten saßen. Wohin der Zug ging? Nun, visiting: ein Besuch sollte abgestattet werden.

* Napoleon als Pianist. Man hat Napoleon in allen Lagen dargestellt, auf dem Schlachtfelde, im Staatsrathe, auf dem Kaiserthrone, im Krönungsmantel wie im Schlafrock; von Brienne bis St. Helena scheint kein Augenblick dieser großen Existenz seinen Biographen entgangen zu sein, und doch wird er jetzt noch von einer neuen, überraschenden Seite uns vorgeführt, als Begleiter auf dem Pianoforte in einem improvisirten Concert. Man erzählt sich diese neue Episode folgendermaßen:

Es war Concert in den Tuilerien gewesen, ein unglückliches Concert, in welchem Franzosen und Italiener einander den Rang abzulaufen gesucht hatten, ohne doch Beifall zu finden. Der Kaiser wandte sich in seinem Lehnstuhl bald links bald rechts, schüttelte den Kopf und gab allerlei Zeichen von Ungeduld von sich. Die Musiker sahen ein Ungewitter sich heraufziehen. Schon mitten im Andante des Adagio war Kreutzer aufgefordert worden, zu schließen; der Marschall Duroc hatte ihm ins Ohr geflüstert: „Se. Majestät bittet Sie, nicht mehr zu spielen". Endlich war das Concert aus. Napoleon stand auf und begab sich mit unzufriedener Miene in seine Zimmer. Jedermann war trostlos, es war wahrhaftig das Waterloo der Musik am kaiserlichen Hofe.

Die Sänger hatten die Gewohnheit, nach dem Concert zurückzubleiben und sich noch eine Stunde im Salon zu unterhalten. Der Kaiser pflegte nie wieder zu kommen; diesen Abend aber kam er wieder.

Es mochte eine halbe Stunde seit dem Ende der unglücklichen musikalischen Aufführung verflossen sein, als Napoleon mitten unter den erstaunten Künstlern wieder erschien.

— „Ich wünsche, daß Sie mir das Chor aus Nina singen."

Man sieht einander höchst überrascht an, man zögert zu antworten, endlich faßt sich der Muthigste ein Herz und spricht:

„Verzeihung, Sire, das kennen wir nicht."

— „Sie müssen es kennen, alle Welt kennt es."

„Die Choristen singen es auf dem Theater, wir sind aber Solosänger."

— „Sie werden mir sogleich das Chor aus Nina singen, ich will es hören."

„Aber wir haben keine Noten."

— „Sie werden es aus dem Kopfe singen."

„Das Orchester ist fort, die Instrumente sind weggetragen worden."

— „Hier ist ein Pianoforte."

„Keiner von uns kennt die Begleitung."

— „Gut! so werde ich begleiten."

Und zum großen Erstaunen Aller setzt sich

Napoleon an das Piano und läßt seine Finger über das Instrument gleiten, das die falschesten Töne von sich giebt, die jemals aus einem Instrumente gekommen sind.

— „Sind Sie nun drin?“ fragt der Kaiser, „so wollen wir anfangen.“

Die Stimmen erschallen und detoniren, die Tasten schreien unter den kaiserlichen Händen auf und das Chor aus Nina wird executirt .... executirt von Sängern, die keine Note davon kennen, und von einem Kaiser, der nur mit dem Degen zu spielen verstand. Als der musikalische Wirrwarr zu Ende ist, steht Napoleon auf, spricht zu den Künstlern: „Ich bin zufrieden, Sie sehen, daß man Alles kann, was man will“, und entfernt sich.

Am andern Morgen reiste der Prinz Eugen nach Wien ab, um bei Franz I. um die Hand von Marie Louise für den Kaiser der Franzosen anzuhalten.

Napoleon hatte während des Chors aus Nina diese Angelegenheit nochmals erwogen und seinen Entschluß gefaßt: er bedurfte einer körperlichen Thätigkeit, um seinem Geiste freien Spielraum zu lassen; er war also — Pianist geworden.

* Das Lever eines Pariser „Löwen“. Die Pariser „Löwen“ haben ihre Levers, gleich Fürsten und Modedamen; wie diese haben sie ihre Höflinge, und vielleicht mehr noch als jene, ihre Gläubiger. Der Gläubiger ist für den Löwen ein unentbehrlicher Luxusartikel; es giebt keinen Löwen ohne Gläubiger; eher würde er Pferde und Maitressen entbehren können, als diese. Die Lage eines Schuldners ist trivial und unangenehm, wenn man um einer erbärmlichen Summe willen vor einem Kaufmann oder Wucherer zittern muß; aber ein Vollblut-Löwe hat mehr Muth: seine Gläubiger sind seine ersten Diener, seine ersten Opfer; sie sind es welche zittern, welche sich Drohungen und schlechte Behandlung gefallen lassen.

Der Graf *** wird einstmals ein großes Vermögen haben; er ist ein schöner Mann, Niemand kleidet sich so elegant wie er, Niemand hat schönere Pferde, bessere Wagen. Sein Lever ist das merkwürdigste Ding auf der Welt. Von zehn Uhr früh an füllt sich Vorzimmer und Salon bei ihm; gegen eilf Uhr steht er auf und bevor er noch seinen Schlafrock und seine Babouchen angezogen, wirft er einen Blick auf die eingegangenen Visitenkarten, Billets und Briefe. Unterdeß kommt Mittag heran, aber Niemand beklagt sich über langes Warten. Denn man muß gestehen, der Graf nimmt viel Rücksichten auf Diejenigen, welche täglich um die Ehre, ihn zu sehen und zu sprechen, buhlen; jeder dieser Geschäftsleute liest ein Journal, raucht eine Cigarre und genießt von dem Liqueure, den er liebt. Herr Blain, der Schneider, das Journal des Débats; Herr Ehrler, der Wagenbauer, liest den ewigen Juden; John Hopp, der Hundehändler, tröstet sich bei einer Flasche Genèvre. Alle sind mehr oder weniger Gläubiger des Grafen, aber sie haben alle nur einen Wunsch, den, es noch mehr zu werden. Nicht zu vergessen das bausbackige, glatte Gesicht des Finanzministers: Herr Loiseau, in einem prächtigen Lehnstuhl behaglich hingestreckt, liest nicht, trinkt nicht, spricht nicht, raucht nicht; er sammelt alle seine Kräfte für den Augenblick, wo er bei seinem ehrenwerthen Herrn vorgelassen werden wird; unterdeß macht er seinen Ueberschlag bei sich und berechnet die Zinsen und Zinses-Zinsen. Endlich ist der Graf bereit. Der Kammerdiener führt zuerst den Friseur hinein; der Graf hat zuviel Achtung vor diesen Herren, als daß er sie unfrisirt, unrasirt, unparfümirt empfangen sollte. Der Finanzminister bedarf nicht erst der Einführung; er allein genießt das Vorrecht, allen Berathungen und allen Verhandlungen beizuwohnen. Bis zwei Uhr gehört der Graf nur seinen Gläubigern und den Handwerkern, die für ihn arbeiten, an; von da an aber — seinen Freunden und Pferden. Er begiebt sich dann in die Ställe; seine Vertrauten stellen sich ein; es langen Billets-doux an; man unterhält sich von dem Stücke, das an der Tagesordnung, von der Schauspielerin, die an der Mode ist; es werden Logen bestellt, und Alles dies im Beisein seiner schweigsamen Excellenz, des Herrn Finanzministers.

* Wie wenig Gedichte werden gelesen, und wie viele werden doch gedruckt! Vor einiger Zeit erschien ein Gedicht von zwanzigtausend Versen. Man sprach in einer Gesellschaft davon.

„Ich habe die beiden ersten Verse davon gelesen“ bemerkte Jemand.

„Und ich die beiden letzten“ sagte ein Anderer.

„Das ist eine eigne Sache“ meinte ein geistreicher Kopf, „um das Gedicht ganz zu lesen, sind also nicht weniger als zehntausend Menschen nöthig!

* Der Marquis von Lavalette, französischer Generalconsul in Aegypten, erkannte erst sehr spät seinen Beruf für die Diplomatie, in der er jetzt eine sehr hohe Stellung einnimmt. Lange Zeit glaubte man nicht daran, er selbst hielt sich für einen geistreichen, liebenswürdigen, aber für ganz Anderes bestimmten Menschen. Er war seit sechs Monaten Attaché bei der schwedischen Ge-

ſandtſchaft, als der Fürſt Talleyrand ſtarb. Kurz darauf ging er mit einem Freunde bei dem Hôtel des Verſtorbenen vorüber und bemerkte: „Ich bin nicht böſe, daß er todt iſt.“ „Nicht wahr, er war Ihnen im Wege?“ antwortete der wohlwollende Freund.

* Die Pariſer Salons. Nach nichts — ſagt F. v. Gall in ſeiner Schrift: „Paris und ſeine Salons“ — wird von den Damen der Geſellſchaft mehr getrachtet, als nach dem Rufe, an einem beſtimmten Tage einen Salon zu beſitzen, der von der Geſellſchaft aufgeſucht wird. Viele Damen, welche in der Geſellſchaft durch Vermögen, Stellung in der Welt oder liebenswürdige Eigenſchaften ſchon eine gewiſſe Poſition erlangt haben, ſind bei den Einladungen zu ihren Reunionstagen ſehr vorſichtig, damit man ſagen kann: qu'elles ne reçoivent chez elles que des personnes distinguées. Andern kommt es nur darauf an, qu'il y ait beaucoup de monde oder du monde chez elles, und dieſe Letzteren ſehen dann bei ihren Einladungen mehr auf die Zahl der zu erwartenden Gäſte, als auf deren perſönlichen Werth.

Die Zeit, in welcher man dieſe Salons beſucht, iſt von halb zehn bis eilf Uhr, alſo zwiſchen der Theater- und Ballzeit. Man erwarte aber ja nicht in dieſen der Geſellſchaft gewidmeten Salons, nach Art der Routs anderer großer Städte, einen großen Zuſammenfluß von Menſchen zu finden, die ſich im bunten Gewühle durcheinander drängen und ſich in lebendiger Converſation den Abend verkürzen. Selbſt in den aufgeſuchteſten Häuſern von Paris (wenn ich vielleicht zwei bis drei ausnehme) findet man vielmehr in der Regel nur wenige Perſonen, höchſtens 18—20, auf einmal in den Salons vereinigt. Die Kommenden bleiben auch gewöhnlich nicht lange, und der endlich gegen Eilf erſcheinende Theetiſch verſammelt meiſt nur ſehr wenige Perſonen um ſich. Gerade deshalb legt aber die Dame des Hauſes ein großes Gewicht darauf, daß die in ihrem Hauſe Eingeführten ſich an dem Empfangsabend wenigſtens zeigen. Wer dieſes einige Mal unterläßt, kommt in das ſchwarze Buch. Die Damen, welche auf dieſe Art empfangen, unterlaſſen es denn auch nicht, den Perſonen ihres Zirkels recht oft zu ſagen: „N'oubliez pas mon mardi“, oder wie ihr Empfangstag heißt. Dahingegen übernehmen ſie aber auch für ihre genaueren Bekannten und für die, welche ſich häufig in ihren Salons einfinden, die Sorge, ihnen zu Bällen und Feſten in andern Häuſern Zugang zu verſchaffen. Hierdurch erhält man ſehr oft Einladungen von Perſonen, mit welchen man in gar keinen geſelligen Verbindungen ſteht, ja die man vielleicht nicht einmal dem Namen nach kennt. Die alsdann am Ende der Einladungskarte ſtehenden Worte: „de la part de Madame N. N.“ ſagt dem Gebetenen, welcher Protectrice er dieſe Gunſt verdankt.

Geſpielt wird im Ganzen nur ſehr wenig in dieſen Reunions und nur von Herren. In der zweiten und dritten Geſellſchaft, wo man ebenfalls nach ſolchen Empfangstagen eifrig trachtet, werden hingegen die Karten mehr in Bewegung geſetzt. Auch wird hier oft nach einem Klavier getanzt, weil den ſich in dieſen Zirkeln verſammelnden Perſonen die Ballſäle der großen Welt verſchloſſen ſind.

* Den Dänen rühmt ein deutſcher Reiſender einen erſtaunlichen Appetit nach. Wo eine Menge ſich verſammelt, ſchreibt er aus Kopenhagen, da erſcheinen ſofort ein halbes Dutzend Männer oder Weiber mit Böcken und Tiſchplatten und Körben mit Eß- und Trinkwaaren; flugs iſt mitten in der Straße, auf dem Markte eine Reſtauration improviſirt, die guten Abſatz findet. Im Theater ſieht man während jedes Zwiſchenaktes, wenigſtens in Parterre und Galerie, nur Kauende; aus hundert Ridicülen ſpazieren Butterbrödе, Kuchen, Aepfel hinauf in den unermüdlichen Mund. Ja auf dem ſchönen Aſſiſtenzkirchhof ſieht man die Beſucher, beſonders Beſucherinnen, auf allen Bänken eifrigſt mit Verzehren von Apfelſinen beſchäftigt, deren Schalen am Ende des Jahres keinen unbedeutenden Compoſthaufen bilden mögen.

Hierzu zwei Kunſtbeilagen:

No. 96. Pariſer Moden. Damenmoden: Stadtanzug beſteht aus einem grün ſchillernden Seidenkleid und darüber ein ſchwarzer Tuchſhawl mit Stickerei von Sammtbändchen und ein grüner Sammthut. Der Geſellſchaftsanzug hat ein Sammtkleid mit Seidenſtreifen ſchottiſch gemuſtert und mit Seidenfranzen beſetzt. Aermel, Kragen und Haube von guten Spitzen gemacht.

No. 97. Pariſer Moden. Herrenmoden.

Anzeiger. № 45.

Soeben erschien in Unterzeichneter und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Aula
der schönen Literatur,

oder

Sammlung der besten Romane, Novellen und Erzählungen

von den

beliebtesten Schriftstellern der Gegenwart.

Erstes und zweites Bändchen.

Das Bändchen von circa 100 Octavseiten zu **6** Neugroschen oder **18** Kreuzer.

Was wir dem großen gebildeten Lese-Publikum damit bieten, besagt hinlänglich der Titel.

Es ist eine Reihenfolge des Gelungensten aus dem Bereiche der belletristischen Literatur, was die beliebtesten, ausgezeichnetsten Schriftsteller der Gegenwart und aller Länder und Zungen erzeugen, eine wirkliche Aula, in der die Coryphäen der heutigen schönen Literatur ihre Hörsäle aufschlugen.

Alle Monat werden etwa zwei bis drei Bändchen von dem ungefähren Umfange wie die bereits in allen Buchhandlungen vorliegenden ersten beiden ausgegeben, und die Theilnahme der berühmtesten Schriftsteller des In- und Auslandes, deren wir uns zu vergewissern das Glück hatten, setzt uns in den Stand, dieser Zusicherung auf's Pünktlichste nachzukommen.

Was von ausländischen Schriftstellern in der Aula Aufnahme findet, wird stets in getreuer und gediegener Uebersetzung gegeben und zwar so bald, daß diese unsere Uebersetzung wenn nicht noch vor, so doch zu gleicher Zeit mit dem Original erscheint.

Mit Bestimmtheit auf einen großen Leserkreis zählend, stellten wir den Preis für jedes einzelne Bändchen blos auf 6 Ngr. oder 18 Kr: in Betracht der Stärke des Bandes und der Ausstattung des Werks, so wie in Betracht, daß hier ausschließlich das Neueste, Schönste und Edelste der belletristischen Literatur gegeben wird, unstreitig beispiellos billig.

Zur Eröffnung der Aula wählten wir den Roman „Zambala der Indier oder London im Vogelfluge" von Jaques Arago (dem Verfasser der „Reise um die Welt" u. a.): ohnstreitig eine der schönsten, begeistertsten Charakterschilderungen des englischen Lebens in Europa sowohl als in Indien, welche, was Wahrheit und draftische Färbung anbelangt, wohl noch die viel gelesenen „Geheimnisse von Paris" von E. Sue übertrifft, und von der die französische Ausgabe erst zu Ende dieses Jahrs in Paris ausgegeben werden wird.

Dieser Roman wird circa 8 Bändchen umfassen.

Verbindlich macht sich jeder Käufer nur zur Annahme eines Werkes der Sammlung.

Stuttgart, im Nov. 1844.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Neue Musikalien im Verlage von **Fr. Hofmeister** in Leipzig:

Berger, L., Oeuvres complets pour Pf. Cah. 10. 1 Thlr. 20 Ngr. Dessen Inhalt einzeln: Sonate à 4 mains. **Op. 15.** 1 Thlr.; 3 Marches à 4 ms. **Op. 21.** 20 Ngr.; Presto à 4 ms. **Op. 41.** 12½ Ngr.

Labitzky, J., Carlsbad-Walzer. **Op. 107.** f. Pf. 2hdg. 15 Ngr.; 4hdg. 20 Ngr.; leicht arr. 10 Ngr.; f. Orch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Höchst interessante Neuigkeit.

Soeben ist bei **L. Michelsen** in Leipzig erschienen:

La Cour de Weimar.

Fragment d'un ouvrage inédit

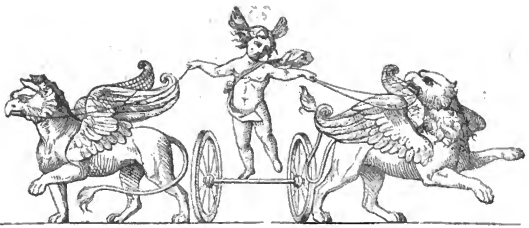
par le

Comte de Fuzor.

broché 10 Ngr.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nebst einer Bücher-Anzeige von Einhorn's Verlags-Exped. in Leipzig.



Zeitung für die elegante Welt.

27. November **№ 48.** 1844.

Uebersicht: Die Läuter, von Ludwig Storch (Schluß). — Eine Erinnerung an den jüngst verstorbenen Grafen Benkendorf, von Ed. Pelz (Treumund Welp). — Nachrichten.

Die Läuter.

(Schluß.)

Es war in der schönsten Frühlingszeit, zwischen Pfingsten und Johannis, als das Aufgebot der beiden jungen Leute beim Herrn Pfarrer bestellt und in beiden Häusern, des Bräutigams und der Braut, auf die glänzende Hochzeit gerüstet wurde. Denn die Hochzeiten wurden damals noch mit ungeheuerm Pompe gefeiert, und es wäre eine unauslöschliche Schande gewesen, eine solche still zu begehen.

Am Sonnabend Abend vor dem Sonntage, an welchem das erste Aufgebot Balthsers und Liesekätts vor der ganzen Gemeinde von der Kanzel herab stattfinden sollte, versammelte sich, nachdem das Feierabendglöckchen das Thal entlang geklungen war, eine Gesellschaft wackrer Zecher in einem Bierhause. Die Zinnbeschläge der blauen bauchbäckigen Krüge klapperten wacker und das leckere Doppelbier floß in Strömen in die durstigen Kehlen. Die Läuter saßen beisammen, Jung und Alt, Balthser, strahlend vor Muthwillen und innerm Vergnügen, in der Mitte. Je mehr Bier getrunken wurde, desto lebhafter wurde die Unterhaltung. Man erzählte Reiseabenteuer, Sagen und Gespenstergeschichten, dann kam's auf die Tauben und das Läuten, ein Paar unerschöpfliche Gegenstände. Balthser schwadronirte wie ein Schulmeister unter seinen Buben, und hatte sich bereits ein purpurrothes Köpfchen angetrunken. Er erzählte eben mit schnalzendem Wohlbehagen, wie er nach dem Tode des Erbprinzen drei Wochen lang Tag für Tag die große Glocke geläutet, welche kunstreiche Manöver er dabei ausgeführt, und wie Leute von den benachbarten Dörfern gekommen seien, um ihn zu hören.

Meister Kap hatte sich auch im Bierhause eingefunden und zu den Läutern gesetzt. „Es ist wahr", nahm er jetzt das Wort, „du bist ohnstreitig der geschickteste aller Läuter, das wissen wir in der Ruhl alle. Aber Schade

ist's und bleibt's, daß man's draußen nicht auch so erfährt, und die Leute in den Städten durch dich erst erfahren, was Läuten ist. Wahrlich du solltest mit noch zwei Andern, die du dir ausläßest, einmal eine Reise machen und dem dummen Volk dort und da etwas vorläuten. Schwerenoth! was sollten die Maul und Nase aufsperren, wenn sie dich hören! Glaube mir, sie thäten dir die größte Ehre an, und du könntest mit deinen Kameraden überall so viel Doppelbier trinken, als ihr wolltet, ihr bezahltet keinen rothen Heller dafür."

„Bei meiner armen Seele Seligkeit, das läßt sich hören!" rief Balthser geschmeichelt. „Das ist ein köstlicher Einfall, den du da gehabt hast, Kap. Ich habe zuweilen wohl auch schon an so etwas gedacht."

„Mir fiel das Ding ein", fuhr der Messerschmied fort, „als ich vor acht Tagen in Arnstadt Jahrmarkt hielt. Sie läuten da den Markt ein und aus. Herr Jesus, aber was für ein verfluchtes Gebimbel! Das klingt und klappt durcheinander und zusammen, daß die Hunde heulen und ein vernünftiger Mensch auf der Stelle die Pestilenz vor Aerger kriegen möchte. Unsre Schuljungen können's zehnmal besser. Ich stand vor meinem Messertisch und wünschte den Kerlen, die die schönen Glocken so mißhandelten, alles Böse an den Hals; denn an den Glocken liegt's ganz und gar nicht, und auch nicht am Biere. Sie haben Glocken so schön und rein wie unsre, und ihre große ist noch einmal so groß und noch größer als unsre und hat einen wunderschönen Klang. Herr, die solltest du läuten, Balthser! da müßten sich die Menschen auf Erden und die Engel im Himmel drüber freuen."

„Beste Kitschen*), die muß ich läuten!" schrie Balthser und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Bierkrüge hüpften, während sein Auge gierig auf den Erzähler glühte.

„Das sagte ich auch zum Wirth im Greif, Herrn Schellhorn, bei dem ich logirte. Ich sagte: euch Arnstädtern ist noch gar nicht Tag im Kopfe; wozu habt ihr eure prächtigen Glocken und euer köstliches Waizenbier, da dumme Teufel euch das Geläute verhunzen? Ist das auch ein Läuten! Die Ochsen thäten besser, sie schlügen mit Knitteln auf ein altes Bret. Die Rühler solltet ihr läuten hören und vorzüglich Düsens Balthsern, den ersten Meister der Läuter. Der würde euch ein Licht aufstecken, der brächte unserm Herrgott mehr Seelen ein, als euer Superintendent mit seinen besten Predigten."

„Und was sagte der Wirth darauf?" rief der lust- und bierberauschte Balthser.

„Er glaubte es nicht, der Esel, und Niemand glaubte es an der ganzen Wirthstafel. Sie lachten und meinten ich schnitte auf. Was die Rühler könnten, hätten die Arnstädter längst vergessen."

„Der böse Ritt soll sie erstoßen!"**) fluchte Balthser. „Wart ich will's ihnen weiß machen, dem städtischen Lumpenvolk. Sie sollen's zu hören kriegen, bei meiner armen Seele Seligkeit!"

„Ach, und das Waizenbier, was die Menschen dort brauen! Man möchte vor Lust und Wonne vergehen, wenn man's auf die Zunge nimmt. Balthser, wenn wir solches Bier hier brauten, du wohntest nur im Bierhause und im Glockenhause; aber ich glaube, nachher läutetest du auch, wie's der Engel Gabriel nicht besser könnte, und die himmlischen Heerschaaren machten alle Himmelsfenster weit auf, um dein Geläute zu hören, und der liebe Herrgott schmunzelte selbst vor Vergnügen."

*) Ein gewöhnlicher, mir unerklärlicher Fluch.

**) Ebenfalls ein mir unverständlicher Fluch.

„Ja, von dem Arnstädter Waizenbier hab' ich schon viel Rühmens machen hören", jubelte Balthser, „ich muß es trinken, bei meiner Seele! und dann die große Glocke läuten."

„Ich sprach nachher noch einmal mit dem Wirthe darüber", erzählte Kap weiter, „und schwur ihm hoch und theuer zu, ich habe ihm kein erlognes Wort gesagt. Darauf versetzte er, wenn die Rühler Läuter einmal nach Arnstadt kämen und so läuteten, wie ich angegeben, so hätten sie acht Tage freie Zeche bei ihm, und er steckte noch dazu das Mutterfäßchen an und gäbe ihnen ein Bier zu trinken, wie es nur auf die Prinzentafel komme."

Dies gab den Ausschlag. „Wir wollen heim gehen", sagte Balthser plötzlich bestimmt, zu aller Erstaunen, und erhob sich, den Andern bedeutungsvoll zuwinkend, ihm zu folgen. Die merkten nun schon, daß er etwas im Schilde führe, leerten ihre Krüge, bezahlten, und auf brach der ganze Troß, acht Köpfe stark. Sie waren die Letzten in der Wirthsstube, denn es war schon spät. Draußen goß der Vollmond sein blankes Silber durch das Thal; die Nacht war warm und traulich; leise duftgeschwängerte Lüfte wogten aus dem jungen grünen Walde herab. Der Himmel war blau und rein, die Sterne hell und golden, der Bach rauschte verlockend thalwärts. Als die Läuter draußen beisammen standen und auf Balthsers Wink die Köpfe zusammensteckten, flüsterte ihnen dieser zu: „Ihr Jungen, wir gehen jetzt gleich nach Arnstadt. Ohne Widerrede! Ich trage die Reisekosten. Wie weit ist's, Kap?"

„Neun Stunden, aber sie sind in sieben zu gehen. Der Weg ist nicht zu fehlen." Und er gab genau die Dörfer an, welche zu passiren waren.

„Ich kenne den Weg", sagte Einer, „ich auch", ein Andrer.

„Jetzt ist's Mitternacht", fuhr Balthser fort, „wenn wir wacker beilegen, können wir erst ein Paar Kannen Waizenbier im Greif trinken, eh wir das Geläute beginnen. Ich freue mich wie ein König. Allons, auf!"

„Grüß mir Herrn Schellhorn schön!" rief Kap ihnen nach, „und sag' ihm, ich löse mein Wort: du seist Balthser der berühmte Läuter. Nun sie werden's bald genug selbst hören."

Und dort gingen sie hin in ihren kurzen ledernen Hosen mit den von der Arbeit geschwärzten Schurzfellen, in Schlumpen, einige ohne Strümpfe, einige in Jacken, andre in bloßen Hemdärmeln, mit den schwarzen Lederbarteln auf den eckigen, kräftigen, starkmarkirten Köpfen, wie sie den Ambos verlassen hatten, alle vom Doppelbier und den Gedanken an die Triumphe und Genüsse erhitzt, welche ihnen in der schwarzburgischen Fürstenstadt bevorstanden. Der junge Messerschmiedemeister aber ging heim und lachte boshaft in die Faust. Seine List war ihm gelungen; er legte sich mit dem Gedanken an die hübsche geliebte Liesekätt zu Bette. Neue Hoffnung auf ihren Besitz belebte seine Träume.

Es war ein streng zu beobachtender, von den Vätern überkommener Gebrauch, der gleichsam zur Pflicht geworden, daß der Bräutigam an den drei Sonntagen des Aufgebots sittig an der Seite der züchtigen Braut zur Kirche wandle. Wenn dann sein Name mit dem ihrigen von der Kanzel ertönte, mußten beide die Augen auf das Gesangbuch heften und ein Vaterunser beten. Nach dem Gottesdienst nahmen sie vor der Kirchenthüre die Glückwünsche der Verwandten und Freunde an. Es hätte für den größten Verstoß gegolten,

wenn eins der beiden Verlobten sich dieser Pflicht entzogen, und wäre als die übelste Vorbedeutung angesehen worden. Nur Krankheit hätte entschuldigt, aber in diesem Falle wäre auch das Aufgebot aufgeschoben worden. So war denn gar kein Beispiel bekannt, daß der Bräutigam nicht mit der Braut zur Kirche gegangen wäre, um sich aufbieten zu lassen.

Welch ein Schrecken ergriff die Herzen des feierlich gestimmten Aeltern-paars, das den Sohn mit liebäugelnder Selbstzufriedenheit erwartete, um sich dann mit ihm zum verhängnißvollen Kirchgange zu rüsten, als die Mutter, nach langem Warten, sein Bett leer fand und beide zur trostlosen Ueberzeugung kamen, daß er in dieser Nacht nicht nach Hause gekommen sei! Der Vater eilte, von Angst getrieben, spornstreichs von dannen, um sich bei Balthsers Jugendfreunden nach diesem zu erkundigen. Da fand er in andern Häusern dieselbe Noth. Nun gab's ein Rennen und Laufen, Fragen und Erzählen, Verwundern und Gaffen, und ehe eine Stunde vergangen war, wußte man, daß sieben Köpfe fehlten, darunter drei Ehemänner, deren Weiber wie wahnsinnig schrieen. Im Bierhause erfuhr man, daß sie gegen Mitternacht aufgebrochen waren, um nach Hause zu gehen; Niemand konnte angeben, wohin sie gerathen. Der Aufstand über die fehlenden Menschen verbreitete sich immer weiter im Dorfe, Aeltern und Geschwister, Weiber und Bräute heulten und jammerten. Die Schreckenskunde gelangte bald genug auch in das Haus des Obermeisters; Frau Marthlies wurde blaß, und Liesekättchen fing vor Aerger zu weinen an und wollte sich über diese Schande gar nicht wieder zufrieden geben. Die Mutter lebte immer noch in der Hoffnung, Balthser werde sich zur rechten Zeit einstellen; als aber das dritte Geläute begann und die Frau Gevatterin Barlies wie ein Gespenst eintrat, verschwand der letzte Hoffnungsschimmer, und der Obermeister mußte sich, auf Befehl seiner Ehehälfte, hastig aufmachen, um das Aufgebot wieder abzubestellen. Frau Barlies ging wieder heim, um, wie sie sagte, sich todt zu weinen, und Liesekätt kauerte in einer Ecke am Fenster und sah mit stillem Groll die Kirchgänger vorüberziehen. Da trat auch Meister Kap mit einem ironischen Lächeln heran und lugte durch's Fenster in die Stube herein. Auf seinen freundlichen Wink öffnete Liesekätt den Fensterschieber. „Liebes Liesekättchen", sagte er leise mit dem sanftesten Tone, „du dauerst mich in der Seele, daß du so übel angekommen bist. Balthser ist ein Erzschlingel und deiner nicht werth. Dir will ich's sagen und keinem Menschen weiter, wo er ist; auch weiß es Niemand weiter als ich."

„Nun wo steckt der verdammte Pöchel?" rief das zornglühende Kind gespannt.

„Er ist in der Nacht nach Arnstadt zum Waizenbier gegangen und will heute dort die Glocken läuten; er hat die Andern verführt, mit ihm zu gehen und hält sie in der Zehrung frei. Ich war dabei, als sie den Plan abkarteten und davon gingen."

„Nach Arnstadt zum Waizenbier und zum Glockenläuten!" rief das Mädchen schier erschrocken vor Erstaunen. „Und mich läßt er sitzen, der infame Krötenkopf! Aber wart, Bürschchen, das soll dir übel bekommen. Das Aufgebot ist abgesagt und niemals werd' ich mit diesem Schandbalg aufgeboten. Nicht nennen mehr soll mir meine Mutter den frechen Jungen." Und nun weinte sie wieder vor Wuth und ballte drohend die kleinen Fäuste.

„Liesekätt, ich hab' dich von Herzen lieb und ließe mein Leben für dich", rückte der schlaue Liebhaber nun näher. „Solche Schande thät' ich keinem

Feind an, geschweige einer Braut. Ich trüg' dich auf den Händen. Wenn wir doch nun noch ein Paar würden."

„Da hast meine Hand drauf!" rief das niedliche Kind, den Strom ihrer Thränen plötzlich unterbrechend, freudig aus. „Deine Frau werd' ich und keines Andern. Und die Mutter soll mir kein Wörtchen einwenden! Es ist mir recht lieb, daß der Schlingel nach Arnstadt gelaufen ist, der versoffene Tollerjan. So bin ich ihn los für alle Zeit. Wenn's anginge, ich ließe mich heut gleich mit dir aufbieten, Kap. Aber geh nur, über acht Tage soll's kommen, verlaß dich drauf. Ich will's schon durchsetzen."

So ging denn der glückliche Liebhaber in die Kirche und betete dort inbrünstig für das Gelingen seines Plans. Auf dem Heimwege wurde er zu seiner Freude von Frau Marthlies angerufen und in's Haus geladen. Die Tochter hatte bereits mit der Mutter gesprochen und sie weit williger und fügsamer gefunden, als erwartet. Aber Frau Marthliesens Stolz war vom leichtsinnigen Balthser auf's Empfindlichste beleidigt, und sie hatte ihm schon im Stillen schwere Rache geschworen. Die so schnell sich darbietende Gelegenheit dazu wurde also von der gekränkten Frau mit beiden Händen ergriffen. Meister Kap wurde von ihr freundlichst zum Sitzen genöthigt und mußte ihr über Balthsers Abenteuer erzählen, was er bereits Liesekättchen mitgetheilt hatte. Nun ließ Frau Marthlies den gottlosen, ehrvergeßnen Burschen so fleißig und mit so auszeichnenden Prädikaten versehen über die Zunge springen, daß kein guter Bissen an ihm blieb. Als sie ihn also bearbeitet und sich ein Genüge gethan hatte, trat Kap mit seiner Werbung hervor, und gleichsam jubelnd ergriff sie seine Hand als die ihres schnellen Rächers und fügte sie mit der ihrer Tochter zusammen; dann rief sie ihren Mann herbei, um ihm die neue Mähr zu verkünden und damit er ihren Ausspruch bestätige. Meister Kap blieb zum Essen und ging Nachmittags mit Liesekättchen spazieren, auf Anordnung der Mutter, damit die Leute gleich sähen, woran sie mit ihnen wären; in der Nachbarschaft hatte sie in aller Eile mit triumphirender Schadenfreude bereits dafür Sorge getragen.

Die sieben durstigen Läuter waren halb acht Uhr früh in ihrem wunderlichen Aufzuge glücklich und wohlgemuth in Arnstadt's Thor eingezogen und hatten sich unverzüglich in den Greif begeben, um sich dem erstaunten Herrn Schellhorn vorzustellen und sein Waizenbier zu versuchen.

„Ich bin Düfens Balthser, der Läuter!" rief der unternehmende Junge stolz und that einen gewaltigen Zug aus dem Kruge. „Weiß Gott es ist köstlich! der Kap hat nicht gelogen. Aber nun wollen wir euch auch eins vorläuten, Herr Schellhorn, daß euch der Verstand stille stehen soll. Ich nehme die große."

Dem Wirthe machten die sonderbaren Käuze ungemeines Vergnügen; er traktirte sie, unterhielt sich mit ihnen und führte sie nach einer Stunde selbst auf den Thurm. Balthser besah sich schmunzelnd die stattlichen Glocken, prüfte mit Kennerblick Metall und Strang, vertheilte die andern Glocken an die Gefährten, wählte sich seinen Mitläuter und stellte sich in Positur. Der Greifwirth aber ging, um seinen Mitbürgern zu verkünden, welch seltne Gäste bei ihm eingekehrt und welchen Ohrenschmaus sie der Stadt bereiten würden. Die Sache verbreitete sich schnell, und als nun erst die Glocken feierlich zu ertönen begannen, wunderbar harmonisch ineinanderklingend, wie hehre Engelsstimmen

vom Thurme über die freundliche Stadt am Fuße des Gebirgs hinziehend, da erklärten alle Arnstädter einstimmig, daß sie ein solches Geläute noch nie gehört, und daß sie erst jetzt inne würden, was man mit den Glocken ausrichten könne. Alle wollten die merkwürdigen Läuter sehen, und bald war die Glockenstube gedrängt voll Menschen. Balthser jagte sie aber ohne Umstände mit groben Reden fort, um ungestört seine Meisterschaft zu zeigen; dabei leuchteten seine Augen vor Wonne, als er die Wirkung seiner Kunst bemerkte. In der ersten Freude ließ Herr Schellhorn ihnen einen großen kupfernen Humpen voll des besten Waizenbiers auf den Thurm tragen, und sie sprachen dem blanken Gefäß wacker zu. Und nun läuteten sie wieder und läuteten ganz Arnstadt in Entzücken. Alle Welt strömte heute nach der Kirche, nicht des Pfarrers, sondern der Läuter wegen. Wohllöblicher Stadtrath nahm ebenfalls Notiz von der Sache, und ein Brautpaar, welches an diesem Tage getraut wurde, erbat sich ein volles Ertrageläute. Als der Küster den Läutern diese Bitte vortrug, schlug sich Balthser plötzlich vor die Stirne, schob dann den Bartel ärgerlich auf ein Ohr und kratzte sich auf dem Kopfe. „Schwere Noth und Pestilenz! ich soll ja heute mit der Liesekätt aufgeboten werden und müßte mit ihr zur Kirche gehen. Das hab' ich rein vergessen. Nun, Gott steh' mir bei! das wird eine schöne Geschichte geben. Meinetwegen! Sie mag allein gehen und sich aufbieten lassen." Die Andern lachten aus vollem Halse, er stimmte mit ein und schlug sich die Liesekätt und das Aufgebot aus dem Sinn, denn er hatte jetzt zu läuten. Wie schwoll aber ihm und seinen Kameraden der Kamm, als ein Abgeordneter des Stadtraths zu ihnen trat und verkündete, daß ihnen der Magistrat zum Recompenz für die angethane Ehre und das bereitete absonderliche Vergnügen heute Speise und Trank im Greif reichen lasse, so viel sie davon nur immer zu sich nehmen könnten und wollten. Als sie nach dem Gottesdienst vom Thurme herabstiegen, wurden sie vom Jubel einer großen Volksmenge empfangen und in Procession nach dem Greif geführt. Sie nahmen sich freilich wunderlich genug aus die gebräunten Cyklopengestalten in ihren Schurzfellen, Schlumpfschuhen, nackten Beinen und schmutzigen Hemden, inmitten der sie umfluthenden sonntäglich städtisch geputzten Menge. Aber sie ließen sich's nicht anfechten, vielmehr wacker schmecken, und Herr Schellhorn trug auf, was Küche und Keller Bestes bargen. Hatte nun erst ihr Läuten freudiges Verwundern in der Stadt erregt, so bewirkte ihr Zechen ehe es Abend wurde ein ungemessenes Erstaunen; denn nimmer, so lange Arnstadt an der schönen Gera lag, war von sieben Menschen eine so ungeheure Menge Waizenbier verschluckt worden. Die besten Trinker der Stadt zählten mit einer Art Grausen die Kreidestriche des Wirths an der schwarzen Tafel zusammen und sahen dann mit kopfschüttelndem Respekt auf die fröhlichen Zecher, bis sie sich überzeugt hatten, daß der Wirth nicht mit doppelter Kreide geschrieben.

Im Schlosse in Arnstadt residirte ein Prinz von Schwarzburg, ein Bruder des regierenden Fürsten, zu dessen Ohren denn nicht nur das schöne Geläute, sondern auch die Kunde von der anderweitigen Virtuosität der Rühler Gäste drang und den Wunsch in ihm aufrief, die wackern Kämpen kennen zu lernen. Er ließ sie also auf den folgenden Tag in den Schloßgarten einladen, wo er sie fürstlich bewirthen ließ, selbst mit ihnen trank und sich höchlich an ihren Schnurren und Possen ergötzte.' Zum Danke gaben sie ihm und der Stadt am Dienstag früh ein volles Geläute zwei Stunden lang. An diesem Tage langte auch ein Bote aus Ruhla an, um die Ueberzeugung zu holen, daß

die sieben Landsleute sich wirklich, und zwar in den besten Umständen, in Arnstadt befänden; denn zum Mitgehen waren sie noch keineswegs zu bewegen, was ihnen auch der Bote von Weibern und Bräuten, Aeltern und Geschwistern vorlamentiren mochte. Balthser verbot ihm endlich unter Androhung von Schlägen das Maul; er mußte abziehen und sie blieben. Und sie blieben und tranken auf Kosten des Prinzen, des Magistrats und des Greifwirths volle acht Tage, läuteten den nächsten Sonntag noch einmal und zogen dann singend und dankend ab, und eine große Anzahl lustiger Brüder gab ihnen das Geleit. Der Greifwirth ließ aber zum ewigen Andenken mit Firniß über die Thüre schreiben, wie viel diese sieben Menschen in diesen acht Tagen Waizenbier getrunken, und Söhne und Enkel haben es staunend gelesen und nicht für möglich gehalten.

Erst den Montag-Abend langten sie wieder glücklich in der Heimath an; denn sie hatten unterwegs noch manches Mal getrunken. Weinend fiel Frau Barlies ihrem verlornen und wiedergefundnen Sohn um den Hals und verkündete ihm, daß Tags zuvor Liesekätt mit Hantinesen-Kap zum ersten Mal aufgeboten worden sei. Balthser erschrak doch ein wenig über diese unerwartete Nachricht, und es war ihm, als ginge ihm plötzlich ein Licht auf über Kap's Schelmerei. Aber eine Minute später rief er: „Was verschlägt mir's! Mag er sie haben! Ich habe mir so nicht viel aus ihr gemacht. Und die Ehre, die mir widerfahren ist, wiegt zehnmal schwerer, als das leichte Liesekättchen. Ich thue keinen Einspruch. Und flennt mir nicht, Mutter! Ich kann's nicht leiden. Ich erzähl' euch wie ich an eines Prinzen Tafel gesessen und mit ihm getrunken."

Da schlugen Mutter und Vater die Hände vor Freuden zusammen, und Liesekättchen war von Allen vergessen. Diese feierte aber drei Wochen später die fröhlichste Hochzeit mit Meister Kap und segnete oft als glückliche Frau die List ihres glücklichen Mannes.

Ludwig Storch.

Eine Erinnerung an den jüngst verstorbenen Grafen Benkendorf.

Von Ed. Pelz (Treumund Welp).

Centum doctum hominum consilia sola devincit
dea Fortuna. *Plautus.*

Es war im Hause des Barons Krüdener zu St. Petersburg, wo ich dem Freunde des Kaisers Nicolaus, dem Grafen Benkendorf begegnete, der das Schwert des Damocles über ganz Rußland in Händen hatte. Nur wenige und flüchtige Worte hatte der Mächtige dort an mich gerichtet, dennoch hielt ich es für meine Schuldigkeit, ihm das Kompliment zu machen, als bei meiner Abreise aus Rußland der Zufall mich auf dem Dampfboote „Fürst Menschikoff" mit dem Grafen zusammen brachte, welcher im Begriffe stand einige Tage bei seiner Familie zuzubringen, die sich auf seinem schönen Landsitze Fall, in der Nähe von Reval, befand. Besaß jemals ein Mensch unwiderstehlich liebenswürdige Manieren, so war es sicher Graf Benkendorf, und man darf behaupten, daß es ihm schwer wurde abzustoßen. Durch die glatte Kälte, welche der Hofmann öfter zu zeigen genöthigt war, blickte noch immer eine gewisse Milde, die sogar alsdann noch sichtbar geblieben sein soll, wenn es galt einen ernsten Verweis zu ertheilen. Als ich meinen Namen genannt, verschwand sofort die zur Schau getragene etwas steife Haltung; der Graf erinnerte

ſich meiner, obſchon einige Zeit ſeit unſrer Begegnung verſtrichen war, und erkundigte ſich nach den Zweck meiner Reiſe. Wie er erfuhr, daß ich Rußland für immer verlaſſen wollte, ſagte er mir einige Komplimente, was mich veranlaßte unter die übrige Reiſegeſellſchaft zu treten, die ſich immer etwas entfernt von dem hochſtehenden und, geſtehen wir es nur, gefürchteten Manne hielt. Während der Fahrt von Petersburg nach Reval, die in 24 Stunden gemacht wurde, zog mich der Graf fortwährend in's Geſpräch, was ich als große Auszeichnung anſehen durfte, da er ſich gegen die übrigen, ſehr zahlreichen Mitreiſenden ziemlich retiré hielt und nur mit ein paar vornehmen Damen flüchtige Worte wechſelte. Beim Frühſtück, Mittag- und Abendeſſen erſuchte mich der Graf ausdrücklich, ihm Geſellſchaft zu leiſten, und ich hatte Gelegenheit den heiterſten, gewandteſten Weltmann in ihm zu erkennen. Alles verſtand er ſcherzhaft aufzufaſſen und ſeine Gabe, den Damen gegenüber, jedem Dinge eine galante Wendung abzugewinnen, war in der That merkwürdig. Er machte auf mich ganz den Eindruck eines zierlichen, gewandten Schlittſchuhläufers. Obſchon von deutſcher Abkunft, ſprach der Graf das Deutſche doch ſehr unvollkommen und inkorrekt, deſto fließender war ihm dagegen das Franzöſiſche. Da er aber bemerkte, daß es bei mir umgekehrt der Fall war, ſo gab er nicht zu, daß ich anders als deutſch mit ihm ſpreche. Das Geſpräch glitt leicht an den Oberflächen der Dinge hin, und nur wenn der Krüdener'ſchen Familie gedacht wurde, was ziemlich oft geſchah, ſchien bei dem Grafen eine tiefere Gemüthsſaite berührt; demnach wäre es nicht, — wie man in Petersburg behauptete — bloße Sache der Hofpolitik geweſen, daß der Graf ſo fleißig in jenem Hauſe verkehrte. Ich hatte auch nur ungern daran geglaubt, da es mir ſo natürlich ſchien innigern Antheil an ſo trefflichen Menſchen zu nehmen! — Die meiſten Gelegenheiten zu Berührungen mit dem Grafen verſchaffte mir unſers Schiffskapitains Mangel an Kenntniß der gangbarſten Sprachen; er verſtand nur Schwediſch und Engliſch, der Graf nur Franzöſiſch, Deutſch und Ruſſiſch; ich hatte daher Veranlaſſung, vom Beginn unſrer Fahrt an, mich als Dragoman nützlich und angenehm zu machen, denn nach Art der Vornehmen wollte Graf Benkendorf allerhand Fragen an den thun, der am Platze den Befehl führte. Es mag bezeichnend genannt werden, daß der Graf bemüht war, ſich anfänglich durch einzelne, ſehr gebräuchliche, franzöſiſche Worte dem Kapitain verſtändlich zu machen, von denen er annehmen konnte, daß ſie im Engliſchen adoptirt wären. Solche Fügſamkeit findet man in Rußland bei Vornehm und Gering, wenn Artigkeit gegen uns geübt werden ſoll, oder — wenn man uns braucht. Bei Graf Benkendorf ſchien ein ſolches Betragen zur zweiten Natur geworden und ich begreife ſehr wohl des Kaiſers Zuneigung für ihn. Das Verhältniß zwiſchen Beiden charakteriſirten einige Worte des Kaiſers, die derſelbe im Jahre 1837 ſagte, als der Graf tödtlich krank darniederlag, ſie lauteten: „Ich habe an Benkendorf einen Freund gehabt, der mir nie einen Verdruß gemacht!“ Manche meinten: darunter ſei der Mangel an Oppoſition von Seite des Grafen zu verſtehen und wollten Tadel daran knüpfen.

Nichts gewinnt uns die Gunſt der Mächtigen leichter als Heiterkeit und Frohſinn; mit beiden Requiſiten gefiel ich auch dem Grafen und er zeigte mir ſein Wohlgefallen ſo offen, daß es mich überraſchte. Im Laufe unſrer Unterhaltungen fragte er mich: „ob ich ſeinen Landſitz „Fall“ ſchon geſehen?“ und als ich dies verneinte, fügte er hinzu: „Sie dürfen Rußland durchaus nicht verlaſſen, ohne es geſehen zu haben!“ worauf ich bemerkte, daß mich die Zeit dränge und ich durchaus mit demſelben Dampfboote nach Stockholm wolle, indem ich verſprochen, zu einer gewiſſen Zeit mit meiner Familie auf Rügen zuſammenzutreffen. Der Graf bemerkte darauf freundlich: „Das Alles wird ſich arrangiren laſſen, denn das Fahr-

zeug bleibt vierundzwanzig Stunden in Reval liegen. Sie fahren mit mir gleich nach Fall, und ich schaffe Sie zur rechten Zeit an Bord zurück!"

Wäre die Hälfte der gütigen Zusicherungen in Erfüllung gegangen, mit denen man mich von Seiten vieler Vornehmen in Rußland überschüttete, ich hätte in Gewinn ersticken müssen; daher war ich sehr geneigt auch diese Einladung für eine Artigkeit zu nehmen, auf die kein Gewicht zu legen. Anstatt meine Toilette darnach einzurichten, um mit dem mächtigen Manne fahren zu können, gedachte ich den Tag in der Familie meines Freundes Eggers zuzubringen, wofür keine Vorbereitungen nöthig waren. Allein wie wir in Reval landeten, wandte sich der Graf, welcher zuerst das Dampfboot verließ, ausdrücklich nach mir und sagte: Vergessen Sie nicht und kommen Sie mir sogleich nach!"

Jetzt würde ein Zurücktreten unartig geworden sein und da die Zolloffizianten, die des Grafen Worte gehört, mich rasch und vor allen Andern entließen, so fuhr ich schnell auf einer Droschke meinem Gönner nach auf's Schloß, zum Civilgouverneur in Reval, dem Baron Benkendorf, einem Cousin des Grafen. Ich wurde als fröhlicher und ergötzlicher Reisegesellschafter der Hausfrau und dem Hausherrn vorgestellt und von diesen zur Theilnahme an einem frugalen Frühstück eingeladen. Nach einem Aufenthalte von einer Viertelstunde etwa folgte ich dem Grafen in die harrende Equipage, bespannt mit vier kleinen aber raschen Pferden in einer Reihe, die uns in großer Eil auf dem guten Wege vorwärts brachten. Wir legten die ungefähr 23 Werst bis Fall in einer guten Stunde zurück und diese Fahrt wird mir nimmer aus dem Gedächtniß verschwinden! Der Graf sprach nun viel zutraulicher mit mir und zeigte eine Offenheit, die nur der begreifen wird, welcher den Menschen näher kennt. Je höher und einflußreicher die Stellung von Personen ist, um so mehr wird ihr Gemüth belastet sein mit Dingen, die sie selten Jemand mittheilen können oder dürfen. Aber Alles, was wir bei uns behalten müssen, wird zur drückenden Last, welche zu ertragen besondre Charakterstärke erfordert. Daher ist es so natürlich, daß oft niedrig stehende Menschen von Vornehmeren mehr erfahren als Ihresgleichen, mit denen sie ein ewiges Versteckensspiel spielen! Die Wahrheit dieser Erfahrung habe ich im Leben oft empfunden, am häufigsten in Petersburg, wo ich nähern Umgang mit Personen hatte, die ihrer Stellung nach dazu verdammt waren, die Sparbüchsen für die Heimlichkeiten aller Welt zu sein. Wie oft habe ich da Gelegenheit gehabt die Bemerkung zu machen, daß es diesen Leuten eine wahre Wohlthat war, in mir eine Person gefunden zu haben, deren Diskretion sie so viel vertrauen konnten, um wieder mitzutheilen, was ihnen mitgetheilt war und was so lange sie belastete, als es von ihnen nicht wieder ausgesprochen war. Es ist so tiefwahr, daß wir uns durch die Mittheilung erleichtern, daß ich die Mächtigen nicht begreife, welche der freien Mittheilungen Hindernisse in den Weg legen.

Wie sich von selbst versteht, sprach der Graf mit mir nicht über Staatsgeheimnisse, allein seine Mittheilungen waren in jeder Beziehung höchst interessant. Ich schrieb, was mir davon nach 12 Stunden noch im Gedächtniß war, damals nieder und will hier davon Einiges anführen.

Dreist gemacht durch des Grafen Vertraulichkeit, erlaubte ich mir die Frage: auf welche Weise er Freund seines Kaisers geworden sei? Hier überflog ein gütiges Lächeln die angenehmen Züge meines hohen Reisegefährten, der meine Offenheit gewiß originell finden mochte, und die Antwort lautete: „Ich habe Glück gehabt, mein Lieber, damit ist Alles gesagt! Es würde lange Geschichten zu erzählen geben, sollte ich Ihnen nur einen Abriß meiner Laufbahn liefern. Der Refrain von Allem würde aber immer sein: ich hatte Glück! Ohne Glück wäre ich ein obskurer Mensch

geblieben; das Glück allein versetzte mich in meine jetzige Stellung. Ich ließ mich nur vom Glücke tragen! Glauben Sie mir, mein Freund, das Glück macht Alles aus und ohne dasselbe bringen wir es Alle zu nichts in der Welt, wir mögen es anfangen wie wir wollen. Dies ist das Resultat meines erfahrungsreichen Lebens!"

Vom russischen Volke hatte der Graf eine sehr vortheilhafte Meinung; er sagte zu mir: „Der Russe ist von Natur ein unverdorbener, gutmüthiger Mensch, mit dem man in Güte Alles ausrichten kann. Umgekehrt aber verdirbt man Alles mit und an ihm. Ich habe diese Erfahrung in unzähligen Fällen erprobt und bin in Güte überall am Besten fertig geworden. Die Leute laufen durch's Feuer, während sie sonst störrisch genug sein können!"

Mir war bekannt, daß der Graf im vergangenen Jahre (1838) längere Zeit mit der Kaiserin in Deutschland sich aufgehalten, namentlich in Baiern und Schlesien, daher erlaubte ich mir die Frage: welche Meinung der Graf vom deutschen Volke habe? Mit einem eigenen Seitenblicke auf mich entgegnete der Gefragte: „Die Tyroler sind gute Menschen! offen, ehrlich, treuherzig, gemüthlich und fröhlich." Ich bemerkte sehr wohl das Ausweichende dieser Antwort, dennoch wagte ich weiter zu fragen: „Und wie fanden Excellenz meine Landsleute, die Schlesier?" Darauf wurde mir kurz und trocken erwiedert: „Das Volk will dort schon raisonniren!"*)

Damit war ich natürlich abgefertigt und bemühte mich dem Gespräch wieder eine beliebigere Richtung zu geben.

Bei unsrer Ankunft in Fall fanden wir die Familie des Grafen nicht im Schlosse anwesend. Hastig wurden daher nur die Mäntel abgelegt, um sofort die Damen im Parke aufzusuchen, wo sie sich auf der Promenade befanden. Bald entdeckten wir in der Ferne eine weibliche Gruppe, bestehend aus vier Gestalten, die meinen Begleiter nicht sobald bemerkten, als sie auch einen Wettlauf ihm entgegen begannen. Die zunächst heranfliegende, zierliche Gestalt, war eine junge Dame von etwa 17 bis 18 Jahren, das blühendste Bild jugendlicher Schönheit. Den reizenden Körper, mittler Größe, schmückte ein Köpfchen zum malen. Man konnte sich nichts Lieblicheres denken als diese Erscheinung, der jüngsten Tochter des Grafen, die ihren zärtlichen Vater stürmisch an den Hals flog, ohne sich im Geringsten um mich Fremden zu kümmern, den sie natürlich für irgend ein untergeordnetes Subjekt halten mochte. Ihr nach kam eine etwas ältere Schwester, von entwickelterer Schönheit, die noch nicht gar lange mit dem jungen, liebenswürdigen Fürsten Gregoire Wolchonski, einem Sohne des bekannten Palastministers, verheirathet war. Den Beschluß machte die stattliche Gräfin selbst, eine geborne Fürstin Lieven, mit der ältesten Tochter, deren musikalische Talente in der Residenz anerkannt wurden. Der Besuch des Gatten und Vaters kam überraschend, daher der Empfang um so natürlicher und ungezwungener. Die Fürstin, eine jener stolzen und imposanten Figuren von hochvornehmer Haltung, wie sie selten in der Umgebung der Höfe gefunden werden mögen, ignorirte die Vorstellung meiner geringfügigen Person, die der Graf nur als die eines zufälligen, heitern, Reisegesellschafters bezeichnen konnte. Die jungen Damen warfen dabei flüchtige Blicke auf meine fast mehr als einfache Reisetoilette, und nur die Fürstin Wolchonska richtete einige freundliche Worte in französischer Sprache an mich; vielleicht war mein Name von ihrem Gemahl gelegentlich genannt worden, dem ich persönlich bekannt war und der mir wohl wollte. Später fand ich, daß die sämmtlichen Damen gar nicht deutsch zu sprechen gewöhnt waren, was wohl zu den seltenen Ausnahmen bei dem Adel der Ostseeprovinzen gehören dürfte.

*) Graf Benkendorf war auch der eifrigste Russifikator, ganz wie bereits Russificirte sind. D. R.

Die jungen Damen begaben sich in das Schloß während ich die Gräfin und den Grafen auf einem langen Spaziergang durch den Park begleitete. Es wurde mir die Geschichte jeder Anpflanzung historisch entwickelt, nachdem der Graf bemerkt hatte, daß ich namentlich die malerische Anordnung der Baumgruppen und die sehr glückliche Mischung der Baumschläge einigermaßen zu würdigen wußte in Folge einiges Studiums des Landschaftlichen. Bei der Ankunft im Schlosse erwartete uns ein reichliches Frühstück das gemeinschaftlich unter heitern Gesprächen eingenommen wurde. Später führte der Graf mich noch in alle vorher nicht berührten Partieen des weitläufigen Parks, so wie durch alle Gemächer des Schlosses und der Nebengebäude, auch zeigte er mir alle übrigen Anlagen z. B. einen wohlgeflegten, großen Küchen- und Blumengarten nebst Gewächshäusern u. s. w.

Als ich das Ganze une episode de mille et une nuit nannte, gefiel ich damit namentlich den Damen sehr. Mir lag dieser Ausspruch ziemlich nahe! —

Der Graf hatte den Damen verrathen, daß ich Sänger sei und nun sollte ich nach der Mittagstafel durchaus singen. Zum Glücke befanden sich unter den vorhandenen Musikalien keine Baritonsachen, und so kam ich denn mit der bloßen Furcht vor einer Bloßstellung meiner geringen musikalischen Fähigkeiten davon, indem ich vorgab, ohne vorliegende Noten nicht singen zu können. Dagegen gab uns die älteste Comtesse einen köstlichen Ohrenschmauß.

Gegen Abend schob mich der Graf, nachdem er mich umarmt, wieder in die bereitstehende vierspännige Chaise, wünschte mir eine glückliche Reise und fort ging es was die Pferde laufen wollten. Unterwegs kam mir das Erlebte fast wie ein Traum vor, und noch heut wollen mir Parallelen zwischen russischen Vornehmen und den Deutschen gar nicht gefallen. Graf Benkendorf war übrigens nicht der Einzige von den Hochstehenden, die mich in Rußland mit überraschender Güte behandelten. Treumund Welp hat sich dafür bedankt, indem er nicht verhehlte was ihm in jenem Lande auffallend erschien, unbekümmert darum, ob es immer zum Lobe geschah.

Nachrichten.

Berlin, den 21. November. In vielen Dingen kommt mir die heutige Politik vor, wie jener französische Diener, der da sagte: mon maitre est mort, mais il ne veut pas qu'on le sache. Es ist in der That erstaunenswerth was für Sachen die heutige Politik sich Mühe giebt zu verbergen. Es scheint, daß ihre ganze Kunst darauf hinauslaufen will, zu desavouiren, denn damit meint sie am schnellsten und sichersten zu verfahren, weil es ihr am leichtesten wird. Was haben wir die Politik heut zu Tage nicht schon Alles desavouiren sehen! Wie viel Menschen! Wie viel Begebenheiten! Die Geschichte und den lieben Herrgott dazu! Das Desavouiren ist bei der Politik in die Mode gekommen, wie die Polonaisen bei den Damenkleidern. Da aber jetzt fast Alles zur Politik gehört, so kann man dem Desavouiren überall begegnen. Am meisten bei der Censur, denn diese ist ein Eunuch der Politik. — Die preußische Censur hat bisher den ganzen lächerlichen Skandal des heiligen Rockes zu Trier desavouirt und nirgends ein freisinniges Wort darüber in die Oeffentlichkeit treten lassen. Sie glaubte dadurch die ganze Angelegenheit niedergeschlagen zu haben, muß aber zu ihrer Beschämung jetzt sehen, daß ihr das unmöglich geworden und daß sie nun nichts andres thun kann, als sie Preis zu geben. Den Anfang dieser Preisgebung hat man mit der Veröffentlichung des Ronge'schen Briefes in der Voß'schen Zeitung gemacht, welcher Veröffentlichung gewiß eine Menge andrer Demonstrationen folgen werden. In der That aber war diese Veröffentlichung dringend nöthig, denn ein ferneres Zurückhalten der Erörterungen würde ein Bläme für den Protestantismus geworden sein. Seitdem die katholische Kirche den Brief des Domkapitels von Breslau an den Trier'schen Bischof Arnoldi, in welchem Briefe am Schluß mit ziemlich deutlichen Worten die Aussicht gestellt ist, daß

ganz Deutschland in den Mutterschoß der römischen Hierarchie zurückkehren werde, seitdem die katholische Kirche diesen Brief hat besonders abdrucken, und, wie es hier in Berlin wenigstens geschehen ist, nach der Messe hat vertheilen lassen, war es durchaus nothwendig den Protestantismus seine Stimme ebenfalls öffentlich erheben zu lassen. — Daran bemerken wir am meisten das krankende Wesen unsrer Zeit, daß wir wieder Kirche und Universität zu Reformen und Demonstrationen schreiten sehen, wie es zu allen Perioden in Deutschland der Fall war, wo die alten, vernarbten Wunden auf's neue auseinanderklaffen, um eine wahrhafte und ewige Heilung zu heischen. — Die Reformen der Kirche beschäftigen uns nicht weniger als ihre Demonstrationen, denn die protestantische Kirchen-Synode, die gegenwärtig in Berlin ihren Anfang nimmt oder genommen hat, interessirt uns in einem ebenso hohem Grade. Was man darüber äußern hört, ist eben nicht sehr erfreulich. Es heißt man wolle die sogenannten Helfer einführen, Leute, die als Gehilfen der Prediger fungiren uud das Recht haben in jedem Haushalt, in jeder Familie Zutritt zu verlangen, um zu sehen, wie es um ihren Glauben, um ihren Kirchenbesuch, um ihr Bibellesen und um ihr Gottesliedersingen steht. Jemand, der das eine Revier der Stadt verläßt um ein anderes zu bewohnen, soll aus dem ersten von seinem Prediger einen Attest in das zweite mit hinüberbringen, um darin über seinen christlichen Wandel sich auszuweisen. Es folgen noch eine Menge ähnlicher Dinge die man auf dieser Kirchen-Synode in Vorschlag zu bringen die Absicht haben soll. Im Fall dies aber sich wirklich als wahr erwiese, hofft man allgemein, daß ihre Einführung abgewiesen werden wird. Die Zeiten sind vorüber, in denen die Kirche der Laufständer sein konnte, um die Nationen im Leben zu handhaben, wie die Kinder beim Gehenlernen. Der Fortschritt des Vorwärts mit dem man in Preußen bis zum Ekel kokettirt, wird durch eine orthodoxe Kirche nicht befördert, sondern im Gegentheil, er wird dadurch zurückgehalten. Es sind dies jene „holden Hindernisse" die ihn in gefällige Fesseln legen. Um von diesem ernsten Thema auf ein heiteres abzuweichen, will ich hier erwähnen, wie spaßhaft es sich ausnimmt, wenn man in einigen Zeitungen lesen muß: Hr. v. Bornstedt sei von Paris nach Berlin gegangen, um die deutsche Presse als Organ für die Legitimisten zu gewinnen. Dies Gerücht, was Hr. v. Bornstedt, um sich interessant zu machen, wahrscheinlich selber erfunden und verbreitet hat, ist so hirnlos und albern, daß man nicht umhin kann, es für die lächerlichste Rodomontade der Zeitungsschwätzer anzuerkennen. Denn abgesehen davon, daß Hr. v. Bornstedt nicht der Mann von Gewicht ist, der erforderlich sein würde, ein solches Ansinnen in's Werk zu richten, betrügen wir Deutsche uns sehr, wenn wir uns einbilden, unsre Zeitungen seien den Franzosen so wichtig, daß es ihnen nöthig scheine, dieselben für ihre Zwecke zu gewinnen. Wir müssen uns vielmehr zu unsrer Schande, und leider mit Recht bekennen, daß die Franzosen noch weit entfernt sind unsre Presse als eine Macht zu betrachten. Wie ohnmächtig unsre Presse, im Vergleich zu denen von Frankreich und England, haben wir alle Tage Gelegenheit einzusehen. Nicht einmal als Beschützer des deutschen Lustspiels kann sich unsre Presse aufwerfen, um hier nur von einem Gegenstande zu sprechen. Seit Jahren kämpft sie für dasselbe und hat ihm doch noch keinen Fuß breit Boden gewonnen. Im Gegentheil, die französischen Uebersetzungen fangen wieder an sich mehr als jemals zu heben. Wir sehen, daß gegenwärtig in Berlin W. Friedrich durch die Uebertragungen von „Er muß auf's Land" und „Köck und Guste" die königliche Bühne sowohl als die des Königsstädtischen Theaters vollkommen beherrscht. Hr. v. Küstner, welcher der Spielball aller möglichen Rücksichten ist, kann auf der einen Seite durch die Angriffe der deutschen Presse zur Aufführung deutscher Stücke nicht bewogen werden, weil die deutsche Presse auf der andern Seite nicht Macht genug hat, ihn vor diplomatischen Nasenstübern zu schützen. Er ist ewig der Mann in der Klemme, der Herr in den tausend Aengsten. Die Uebersetzungen sind billiger und geben weniger Verantwortung. An den deutschen Stücken hat es immer einen Anstoß: entweder sie sind liberal oder revolutionär, oder sie enthalten schlechte Jamben. Und die Verfasser nun selbst! Ein solcher darf nur in dem Geruch einer liberalen Gesinnung stehen, so ist Hr. v. Küstner gleich in Verlegenheit gesetzt, denn wenn er das Stück eines solchen zur Aufführung bringt, so heißt es gleich — — Nun man spricht nicht gern davon! Aus allem diesen ersieht man, daß Hr. v. Küstner wirklich in einer üblen Lage ist. Ein Artikel in der Voß'schen Zeitung ließ sich neulich recht kläglich darüber aus. — Mad. Rott, um beim Theater noch auf einen Augenblick zu verweilen, hat vor einigen Tagen ihr Gastspiel mit der Luise in „Kabale und Liebe" beschlossen. Was ich schon bei ihrem ersten Auftreten gesagt, gilt auch von ihrem letzten. Die Natürlichkeit, mit welcher sie spielt, das Unverzwackte, das daraus hervortritt, macht einen sehr angenehmen und glücklichen Eindruck. Ihre größeste Kunst besteht darin, daß sie keine Künste macht. — Von sonstigen Neuigkeiten weiß ich weiter nichts zu

melden, als daß Rückert nach Berlin zurückgekehrt ist. Er hat neulich zu einem seiner Freunde, wie mir dieser erzählte, geäußert: er sei nur nach Berlin gekommen, um nicht aus dem Zimmer zu gehen. Seine Berufung scheint ihm jetzt wie eine Gefangenschaft vorzukommen. Außerdem hörte ich, daß das königliche Schloß nicht allein äußerlich sondern auch im Innern bedeutende Verschönerungen zu erwarten habe. In den weißen Saal sollen acht Statuen, die Provinzen des Königreichs darstellend, von dem Bildhauer Drake, aufgestellt werden. Es fällt mir dabei ein, daß auf dem Kapitole ebenfalls die Statuen der römischen Provinzen standen und zwar mit Klingeln versehn, von welchen jede von selbst zu tönen begann, sobald die Provinz, der sie angehörte, von einem Unglück oder einer Empörung bedroht war. — — Zum Schluß kann ich die in den Zeitungen mitgetheilte Nachricht, daß „Der Freimüthige" von Dr. Lasker von Neujahr ab aufhöre zu erscheinen, auf das gewissenhafteste widerlegen. **Feodor Wehl.**

Berlin, den 21. November. Es unterliegt gewiß keinem Zweifel, daß in früheren Zeiten, vielleicht auch noch jetzt, unter allen Bühnen Deutschland die hiesige den ersten Platz behauptet.*) Ich verstehe dies nicht in Betracht des Repertoirs, des Besitzes guter Schauspieler, oder überhaupt der Qualität innerer Verhältnisse, sondern lediglich Betreffs ihrer äußeren Stellung. Berlin ist von jeher der Probirstein des Genies gewesen, ein Künstler von Ehrgeiz hat nie nach Wien, München, Dresden, sondern stets nach Berlin gestrebt. Vielleicht liegt der Grund in dem vorzugsweise kritischen Element Berlins, d. h. nicht etwa dem Element der Berliner Kritik, sondern in dem kritischen Element der norddeutschen Stadt. Die hiesige Theaterkritik, du guter Gott! Dieser Don Quixote auf den Rosinanten einer Voß'schen, Preußischen, Spener'schen, sammt den Schildknappen auf den wohlfeilen Eseln der Belletristik ist längst zum Kinderspott geworden. Schon ihre Thiere sind so zahm von Natur oder so kurz gezäumt von der Censur, daß sie keine großen Sprünge versuchen können, wenn die Herren auch wollten. Aber die meisten von ihnen sind feige, und wenn sie auch die großen Windmühlen beim Theater für Riesen halten, so wagen sie doch keinen Strauß. Andre, und dies sind die gemüthlich hinterdrein traben, machen den Feldzug nur in der Hoffnung des Gewinns mit und wissen dabei fett zu werden. Dann auch laufen noch Bübchen auf dem breiten Wege der Literatur nebenher, die nichts gelernt haben, die damit kokettiren daß sie nichts wissen, und ihrer Gedankenarmuth den Pelz der Gedankenmüde umhängen, oder sich im besten Fall mit Federn Börne's oder Shakspere's schmücken. Das Häufkein derer, die etwas Redliches wollen ist sehr klein. Was daher der Berliner Bühne ihre Geltung verschafft, ist, wenn wir es überhaupt in Aehnlichem zu suchen haben, nicht die Tageskritik, sondern der allgemeine kritische Sinn der Nordländer. Gewiß aber ist, daß die Thatsache, die man nicht wohl bestreiten kann, die Thatsache einer in Berlin concentrirten deutschen Hauptbühne in mannichfacher Beziehung nicht unerheblich wäre. Sehen wir nun einmal, was die gegenwärtige Intendanz wohl thut, um dem Theater dies Ansehn zu wahren. Ich will nur ein Beispiel anführen. Auf die vielfachen und wohlbegründeten Vorwürfe über die kläglichen Verhältnisse sowohl der Oper wie des recitirenden Schauspiels, wobei ich, um nicht ungerecht zu scheinen, gern zugebe, daß Hr. v. Küstner lebenslängliche Engagements der mittelmäßigsten Subjekte schon vorfand, also nicht erst einzugehen hatte: auf jene Vorwürfe erschienen in der Magdeburger, Leipziger Allgemeinen und ähnlichen Zeitungen sogenannte Erwiderungen, die deutlich den offiziellen Stempel trugen und dem Vernehmen nach aus dem Büreau der Regie gekommen sind. Die Artikel waren, wie alle der Art, nebelhaft unbestimmt, sie bestritten was Niemand behauptet hatte und umgingen die Hauptsache, — ich erinnere nur an die Verhandlungen, die der Aufführung des Moritz von Sachsen vorangingen, — zuletzt wurde uns denn ein Verzeichniß der trefflichen Acquisitionen vorgehalten. Ohne hierbei auf die Acquisition der Mlle. Konrad, Mad. Birch-Pfeiffer und des Hrn. Pfister einzugehen, die bereits beim ersten Auftreten ein mehr oder minder gelindes Fiasko machten, ohne bei den verschwindenden Tönen Bader's und Mantius' nach einem Tenor, ohne nach einem Buffo, ohne nach einer Primadonna zu fragen, — Dinge, an die wir nicht mehr gewöhnt sind, — sei es nur erlaubt, die Verwendung der gerühmten Acquisitionen zu beleuchten. Selbst Hr. v. Küstner wird nicht behaupten wollen, daß Einer darunter in seinem Fach sicher und vollendet sei, und der Beste von ihnen, Hr. Hendrichs bedarf noch gar sehr einer Politur und vor Allem noch gewaltiges Studium, um auf Künstlerschaft Anspruch zu machen. Und doch ist dieser der Einzige, der anhaltend beschäftigt, und dem somit Gelegenheit zur Ausbildung gegeben wird! Aber wo sind denn die Uebrigen,

*) Das unterliegt sehr gegründetem Zweifel, denn auch über die neuen Erscheinungen entscheidet seit längerer Zeit die Berliner Bühne nicht mehr. L.

mit denen Hr. v. Küstner sich brüstete? Wo ist denn Hr. Krause, wo Mad. Palm-Spatzer, die beide bis jetzt 6—8 Mal beschäftigt wurden! Noch mehr. Mad. Palm-Spatzer, die nur auf 6 Monate mit 4000 Thlr. Gehalt engagirt ist, hat sich in ihrem Kontrakt ausdrücklich vorbehalten, mindestens fünfmal monatlich auftreten zu dürfen und bereits ist diese Bedingung von der Intendanz überschritten worden. Ich frage nicht einmal, wozu denn überhaupt in diesem Fall Mad. Palm-Spatzer mit solchen, für Hrn. v. Küstner gewiß großen Opfern gewonnen wurde, aber wo ist denn hier der Vorschub, den eine bedeutende Künstlerin zu ihrer Ausbildung an der „ersten" deutschen Bühne suchte, und um dessentwillen sie andre Anerbietungen ausschlug? Ich weiß sehr wohl, daß Hr. v. Küstner erwidern wird, nicht er trage die Schuld davon, sondern eine andre Theatermacht, die aus Besorgniß für eine fremde demnächst debütirende Sängerin alle neuen Opernproben außer denen zur Eröffnung des Opernhauses verhindre: aber ist nicht Hr. v. Küstner Intendant und hat nicht er selbst jenen Kontrakt mit Mad. Palm-Spatzer eingegangen? Und läßt er alle die mannigfachen Eingriffe der letzten Zeit stillschweigend, ohne energischen Widerstand geschehen, so ist es nicht mehr als gerecht, wenn man die kläglichen Wirren des Theaters ihm zur Last legt, denn er allein vertritt dasselbe. Das ganze Treiben aber ist die Folge der Unselbständigkeit eines halben Schwankens und Anschmiegens, ohne Festigkeit und Halt. Demnächst vielleicht wird es an der Zeit sein, einen Bericht über die Verhandlungen bei Annahme und Wahl der Stücke zu geben, wobei man bisher ganz dasselbe Verfahren beobachtet hat. Als ein interessanter Beweis indeß, wie weit man noch die alte Sparsamkeit im Kleinen treibt während die allgemeine Stimmung öffentlich Opfer errungen hat, mag hier der Fall erwähnt werden, daß Journalisten, denen man aus irgend einem Grunde das Freibillet entzieht, dies nicht mehr brieflich angezeigt bekommen, sondern einfach an der Kontrolle von den Beamten zurückgewiesen werden sollen. — Von Novitäten werden gegenwärtig zur Aufführung vorbereitet: „die Waise von Lucca", von Wiener, und „Zenobia" von J. L. Klein. Das Lustspiel „Er muß auf's Land" ist ein Kassenstück geworden, und — seltsam! während die hier versammelte Generalsynode die Einführung der Ohrenbeichte, strenge religiöse Kontrolle der Einzelnen und Eidesverweigerung Unfrommer beantragt: hört das Volk im Theater mit dem enthusiastischsten Beifall die Verhöhnung des Pietistenwesens mit an. Gestern Abend überraschte ein Athlet aus Philadelphia, Hr. Risley, mit seinen beiden Knaben, das Publikum durch die Grazie und Gewandtheit seiner oft halsbrecherischen Kunst. Die außerordentliche Leichtigkeit, die vollkommne Sicherheit, mit welcher er namentlich die Kinder hoch über sich hielt und wegschleuderte, benahm der Vorstellung das gewöhnlich beängstigende Gefühl der Gefahr. Die Schlußscene, wo er sich rücklings in Blumen legte, die Kinder auf seinen Sohlen tanzen ließ, sie wegschleuderte und wiederfing, daß es aussah als ob ein Faun mit Elfen spiele, und ihn zuletzt die tanzenden Genien in einer köstlichen Beleuchtung umringten, bot einen imposanten plastisch schönen Anblick. Natürlich wird es auch nicht an Leuten fehlen, die in wohlfeilem Liberalismus wie über Aehnliches auch über diese Entsittlichung der Kunst herfallen.

Wien. Es war gestern, am 16. November, daß eine kleine Stecknadel in das Burgtheater gehn wollte, das aber so gedrängt voll war, daß keine Stecknadel mehr Platz hatte. Ich tröstete sie: du kennst die Tragödie, die man heute darstellt, „die letzte weiße Rose", denn du bist, wie man dir es an der Spitze ansieht, von Berlin, wo Hr. v. Küstner liberal genug war, das Werk eines liberalen Redakteurs, der sich, wie jeder Finsterling behaupten wird, schlecht aufführt, schlecht aufführen zu lassen. Also bleibe zu Hause, den Erfolg werde ich dir mittheilen. Als ich nun der Wahrheit gemäß meldete, daß Kuranda's Stück einen Succeß hatte, wie er seit Halm's glänzendsten Triumphen in Wien nicht mehr vorgekommen, daß die Darstellung bei offener Scene oft vom lärmendsten Beifall unterbrochen und der Verfasser fünfmal gerufen wurde, da schüttelte die Stecknadel das Köpfchen und streckte boshaft das Spitzchen hervor: Mich versetzt es in erkleckliche Verwunderung, daß dieser Erfolg vor einem Publikum stattfand, das sich seit Hrn. v. Holbein's Direktion das Applaudiren nach und nach abgewöhnt hatte. Ein Cyklus historischer Shakspere-Dramen ist wohl jetzt vollendet und Schiller's „Warbek" in der Seelenwanderung zur „weißen Rose" geworden, reiht sich nun würdig seiner Maria Stuart an?! — Nein, erwiederte ich, aber Shakspere ist todt und unsterblich, Schiller ist todt und unsterblich, denn man gilt nur für unsterblich, wenn man schon todt ist, d. h. wenn man nicht mehr sterben kann. Der Lebende wird es indeß immer versuchen noch lebend unsterblich zu werden, und gelingt es nicht, so war wenigstens der Versuch ein Leben werth. Die wesentlichen Abänderungen und Umgestaltungen, die Kuranda am Schiller'schen Entwurf vornahm, ehe er ihn benützte, mögen sie sich als Irrthümer herausstellen, sie zeigen immer, daß es dem jungen Autor

darum zu thun war selbständig zu wirken, ungeblendet von einem großen Namen das Gegebene nur dergestalt auszuführen, wie es ihm seine eigene Einsicht vorschrieb. Uebrigens hätte Schiller sein Genius davor bewahrt, Warbeck so auszuführen, wie er im Entwurfe vorliegt, ein erhabenes historisches Schicksal in spießbürgerliche Rührung aufzulösen, Schiller selbst hätte wohl bei der Ausarbeitung des Stoffes auf einen tragischen Schluß hingewirkt. Aber Kuranda's Stück, sagte die Spitzige, ist eben keine Tragödie, welche uns in die Seelen-Erhebung eines Helden um den Preis eines selbstherbeigeführten physischen Untergangs einweihen soll. Der Richard der weißen Rose, der wissentliche Betrüger, zeigt eher eine Seelen-Erniedrigung, und der Untergang, den er nicht herbeiführt, gegen den er sich sträubt, wird eine gerechte Strafe dafür. Außerdem fehlt es dem Stücke an Poesie, die allein fähig ist einem dramatischen Werke auch literarischen Werth zu geben. — Das ist wahr, aber findet man mehr Poesie in den französischen Stücken, die täglich Bühne und Parterre füllen? „die weiße Rose" hat alle Vorzüge eines aus dem Französischen übersetzten Zugstückes und außerdem noch Vorzüge, die nur ein deutsches Stück haben kann. Es ist mit großem Verstande und einer, bei einem Erstlingswerke überraschenden Bühnenkenntnis ausgeführt, die Handlung hält das Interesse bis zum Schlusse wach, die Scenen greifen fortschreitend ineinander, alle Längen und Breiten sind vermieden, und jedem Einwurfe kann das Stück mit dem siegreichen Argument entgegentreten, daß es amüsirt. Auch die Diction hat zum mindesten das negative Verdienst einerseits nicht in den naheliegenden, ritterstücklichen Pomp zu verfallen, andrerseits keine Blumenmalerin und Phrasenspinnerin zu sein; einfach und edel, von manchem geistreichen Gedanken durchwürzt, schmiegt sie sich den Situationen knapp an, man vergißt ihrer fast, sie wird nur zum Mittel die Entwicklung des Dramas in vollster Klarheit vor den Sinn des Publikums zu bringen. Hätte Deutschland jährlich nur zehn solcher Stücke zu consumiren, wir könnten dem französischen Theater den Rücken wenden; das Volk, auf dem Wege der Unterhaltung für seine Dramatiker gewonnen, würde ihren fernern Bestrebungen mit Sympathie und Empfänglichkeit folgen. — Daß dieß Stück in Berlin nur einen succès d'estime hatte, ist unbegreiflich; es mußte entweder enthusiasmiren, wie hier, oder gänzlich mißfallen, ein succès d'estime kann doch nur einem Stücke werden, das bei ausgesprochenen poetischen Vorzügen nicht genugsame dramatische Lebenskraft besitzt. Ganz den umgekehrten Fall bietet die „weiße Rose", sie hat wenig poetischen aber großen Theaterwerth und hätten die Berliner Schauspieler auf Einstudiren und Spiel des Stückes denselben liebreichen Eifer verwandt, wie unsre hiesigen Hofschauspieler, das Stück wäre für die Kasse, die doch auch Hr. v. Küstner stets am strengsten im Auge hatte, ein reichlicher Segen geworden. — Die verstummte Stecknadel aber möchten wir dem Berliner Referenten der „Europa" senden, damit sie ihm ein Stich in's Herz werde; er hat über das Stück in jener weisen Gestalt abgesprochen, die dazu gehörte, die Gunst der Europa zu gewinnen.

Asmodeus jun.

Raumer's historisches Taschenbuch dieses Jahres ist sehr zu empfehlen. Eine Aufklärung über den Prozeß gegen den Templerorden, welche Soldan mittheilt, hat mir von großem Werth geschienen. Die Templer werden freigesprochen und das Verfahren wird als eine der großartigsten Justizmördereien dem französischen Könige, dem schönen Philipp zum Verbrechen gemacht. — Interessant auch für's große Publikum ist ferner die Mittheilung alles dessen, was rein historisch beizubringen ist über die Jungfrau von Orleans. Sie ist von Raumer selbst. — „Aufenthalt in Paris im Jahre 1810" von Varnhagen von Ense ist eine ausführliche und durch die mannigfaltigsten Persönlichkeiten belebte Schilderung jenes Höhepunktes des Napoleons-Paris, in welchem sich die trüb gestimmten, sinnigen Deutschen um so anziehender ausnehmen, je schlagender ihre Hoffnungen und Vorwürfe später wirklich in's Leben getreten sind. — Richard Roepell's Zusammenstellung dessen, was uns neuere Zeit über den „Verrath Wallensteins" am Kaiser gebracht, ist was den Friedländer anbetrifft ziemlich einleuchtend, schwach aber in dem was den Kaiser betrifft. Dort in den Herzen und Röcken der Jesuiten haben noch ganz andere Falten des Gedankens und der Handlung ihre Heimath gehabt.

Der zweite Theil von „Aus Mehemed Ali's Reiche" ist nun auch erschienen, und enthält unter Anderem die Schilderung der Landreise nach Ober-Aegypten, welche der Verstorbene mit dem Vicekönige gemacht hat. Dies ist durch wirklich sehr gediegene und stets interessante Aeußerungen Mehemed Ali's ein wichtiges historisches Memoire, welches der Welt viel zu schaffen geben wird. Sehr komisch ist's, wie Mehemed Ali absolut nicht begreifen kann, was unsre Theilnahme an Antiquitäten zu bedeuten habe. Er hält sie durchaus für eine Art Manie. Trotz dieses gänzlichen Mangels an Kunstsinn erinnern die gesunden

Bemerkungen des alten Orientalen vielfach an Aeußerungen Goethe's, welche Eckermann mitgetheilt. Durchgeknetete alte Herren kommen eben in vielen Fragen zu gleichen Antworten.

Ernst, der bekannte Geigen-Virtuos findet in Leipzig sehr lebhaften Beifall. Ich weiß dies nicht recht zu reimen mit der „res severa" im Gewandhause. Ich habe dort eine Uebertragung des Schubert'schen Erlkönigs auf die Geige von Herrn Ernst gehört, wofür ich ihm einen reichlichen Handarbeiterlohn zuerkennen müßte, wofür ich ihn aber für immer aus dem Tempel des musikalischen Geschmacks weisen müßte, wenn ich über diesen Tempel irgend etwas zu sagen hätte. Ist das Musik, und ist dabei auch noch von Fortschritt die Rede, dann Gnade Gott unsern Ohren, von Nerven und Empfindungen ganz zu schweigen! Es ist ein Jammer! Das schönste Instrument, und in der Hand eines Virtuosen, der einen erschütternden Bogenstrich zu führen weiß, und das Schöne kommt äußerst selten und stets vereinzelt zum Vorscheine, und der Ungeschmack ist die Hauptsache. Einer muß den Andern überbieten von diesen Virtuosen, und das geschieht denn natürlich auf die abenteuerlichste Weise. Besonders wenn sie selbst komponiren. Die Komposition muß wie ein Pudel den Fingern und dem Fidelbogen nachlaufen: der Geist wird Sklave und zwar gezwickter Sklave des Leibes! Mein Nachbar sagte beim Herausgehn: Nächstens wird Einer auftreten als Bauchredner auf irgend einem musikalischen Instrumente.

George Sand hat zu einer französischen Ausgabe von Wilhelm Meister, welche prächtig ausgestattet und illustrirt ist, eine interessante Einleitung geliefert. Der Philosoph Leroux ist der Uebersetzer.

Schwert und Feder oder Deutsch und Französisch wird Bauernfeld's neustes Stück heißen, welches zunächst nach Kuranda's weißer Rose am Burgtheater aufgeführt werden wird.

Das Reformationsfest ist von Katholiken zur höhnenden Feier ausersehn worden, in Eisenach zur Einweihung der neben die Wartburg errichteten katholischen Kirche, in Potsdam zur Aufnahme von 8 Protestanten in die katholische Kirche. In Weimar hat die Behörde die Verlegung auf einen anderen Tag verlangt, in Preußen nicht.

Erklärung.

Die Leipziger Allgem. Theater-Chronik entnimmt in № 138. einen Bericht aus der „Eleganten", worin dieser aus Berlin gemeldet wird, „daß die Rolle der Maria Theresia ein Zankapfel zwischen Mad. Crelinger und mir geworden, weil die königl. General-Intendanz dieselbe mir, als der Verfasserin habe zutheilen wollen" ꝛc. Diese Nachricht beruht auf einem Irrthum, oder auf böswilliger Erfindung. Die königl. General-Intendanz wird nicht anstehen mir zu bezeugen, daß ich, schon während meines Gastspiels zu Berlin, bei meinem Besetzungsvorschlag des Thyrnau, Mad. Crelinger für die Rolle der Maria Theresia bezeichnete, und daß nie von einer andern Besetzung dieser Rolle die Rede war. Thomas Thyrnau wurde mit freundlicher Berücksichtigung meiner Wünsche vertheilt, so ist es wohl unmöglich, daß wegen dieser Rolle ein Mißverständniß stattfinden konnte. — Ich bin seit Jahren daran gewöhnt, allen Anfeindungen und Schmähungen, deren Zielscheibe ich zu sein die Auszeichnung genieße, nur Stillschweigen entgegenzusetzen, und dem deutschen Publikum die Entscheidung zwischen mir und meinen Verfolgern zu überlassen. Auch diese Sache würde unerörtert geblieben sein, wenn nicht die Absicht meine dienstliche Stellung in einem falschen Lichte darzustellen aus jener Einsendung, die für Mad. Crelinger wie für mich gleich beleidigend ist, klar hervorsähe.

Ch. Birch-Pfeiffer.

Daß die Rolle der „Maria Theresia" in dem Schauspiel: Thomas Thyrnau schon beim Einreichen des Manuscripts von der Verfasserin für Madame Crelinger bestimmt worden, auch derselben zugetheilt ist, sonach eine Rollendifferenz, wie sie in der eleganten Zeitung besprochen worden, nicht statt haben konnte, die erwähnte Nachricht mithin falsch und grundlos ist, wird hierdurch bescheinigt.

Berlin, den 18. November 1844.

General-Intendantur der königlichen Schauspiele
v. Küstner.

Red.: Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hierbei: **Die Mode** № 48.

№ 48. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Moden.

Der erste pariser Herrenschneider, Humann, hat eine neue Winterhülle für die Herren erfunden, die den Tweed und den Twine ersetzen und mit der Mode der Ueberziehröcke rivalisiren soll. Dies neue Modewunder heißt Giboun, soll nach einem böhmischen oder stairischen oder illyrischen Nationalschnitt entstanden und eine Art Pelzrockform sein. Wie in den Damenmoden, so herrscht auch für die Herren bis jetzt eine große Stätigkeit in den angenommenen Grundschnitten für die Kleider und man wendet daher alle Modeerfindung auf die Ueberwürfe, die Hüllen und den Auspuß. So scheint der arabische Caban, den vorm Jahre nur die Militairs trugen, in die allgemeine Mode übergehen. Besonders modern ist eine Art kleiner Caban, dessen Schnitt einer Tunika des Mittelalters sehr ähnlich ist. Er hat, wie der Sackpaletot, nur Seitennähte, ist aber weit genug, um auch, ohne die Aermel anzuziehen, zum Ueberhängen zu dienen, und hat einen kleinen Capuchon, der auf die Schultern fällt. Ein anderer diesem verwandter Schnitt ist der arabische Mantel. Dies ist eine kurze, weite Bournusform, ebenfalls mit einem Capuchon versehen, die aber vollen Mantel bildet. Dieser Mantel wird immer in röthlich scheinenden Tuchen (wie granat- oder carmeliterfarbig) gewählt, durchaus gefüttert und mit golddurchwirkten Schnuren und Quasten bereichert. Ganz anders, aber sehr modisch ist auch der griechische Mantel. Dieser runde Mantelschnitt ist hinten länger als vorn, aber durchaus nicht sehr lang und hat hinten in der Mitte einen Schlitz, der mit Eichelknöpfen und Schnurenschlingen geschlossen wird. Man umrändert den griechischen Mantel mit einer Sammt- oder Seidenborde, giebt ihm vorn schräge Armschlitze, gleichfalls mit Eichelknöpfen zu schließen und verziert die unteren Ecken vorn auch jede mit einer Eichel. Ein breiter Sammtkragen umschließt den Hals und ein wattirtes seidnes Futter muß von dem meist preußisch blauen Tuche scharf abstechen.

So elegant die eben genannten Stadtmäntel sind, so machen sie doch den Ueberziehrock durchaus nicht entbehrlich. Dieser, sowie der Geschäftspaletot oder Tweed zeigen die überlange Taille in ihrer längsten Länge, die um so auffallender ist, da dies Jahr die Röcke kürzer als früher getragen werden — kurz das unschönste Misverhältniß einer tief hängenden Taille und eines sehr kurzen Rockes, diese Dachsform, ist die neueste Mode. Der Brustschnitt der Ueberziehröcke ist ganz dem des Fracks und Gehrocks entsprechend, wenn auch das Ueberziehen etwas größere Verhältnisse bedingt. Der breit fallende Kragen und die Brustklappen sind immer mit Sammt oder Moor oder Seidenstoff bedeckt, die Knöpfe mittelgroß und übersponnen. Die Aermel, die an allen andern Röcken sehr kurz sind, werden im Ueberziehrock doch so lang gemacht, daß die hohl stehenden Aufschläge auf dem Handge-

lenk sitzen. Die lichten Tuche, als gelbweiß, aschgrau, hellbräunlich und braungelb sind die modernsten zum Ueberzieher, doch sieht man auch einzeln dunkelblau und granatbraun.

Außer dem Ueberzieherock oder Paletot, dem Stadt- und Reisemantel braucht ein nur anständig sich kleidender Herr noch zwei Gehröcke (d. h. einen einfachen zum Stadtanzug, einen sehr kurzen und im letzten Schnitt gemachten zum Morgenbesuch), einen Phantasiefrack, einen Soiréefrack und einen schwarzen Ceremonienanzug.

Die drei schon lange herrschenden Westenschnitte sind in nichts verändert. Der Plüschsammt mit feinen Strichen gemustert giebt im Klappenschnitt die Stadtweste. Die grade, weit offne Weste à la française, von weißem Piquée oder schwerem Seidenstoff gewählt, gehört dem Gesellschaftsanzug und die mehr oder minder geöffnete Shawlweste paßt zu einfacher oder geputzter Toilette. Der Cashmir ist zu Westen nicht mehr im neuesten Geschmack, dagegen sieht man Westen mit leichtem Goldmuster auch zu Mitteltoiletten getragen.

Das Beinkleid ist und bleibt ziemlich weit, breit aber wenig abstechend gestreift zum Stadtanzug, jedoch enger und einfarbig ja meist schwarz wird es zur gewählten Toilette getragen. Die Außennaht des Beinkleides ist oft mit einer fest geplatteten Zeugfalte gedeckt. Die Nähte desselben wenden sich unten ganz nach vorn am Fuß, und Fußriemen sind zu diesem Schnitt unentbehrlich. Das Negligée-Beinkleid muß den Fuß vorn sehr decken, um die Ferse aber glatt sitzen, das enge Beinkleid zeigt dagegen den lackirten Stiefel breiter.

Die beiliegenden Modebilder Nr. 98 und 99 zeigen eine Uebersicht der herrschenden Mode. In dieser Art giebt es täglich neue Arrangements, aber allgemeine neue Moden kann es kaum geben, da in der geschmackvollen Freiheit des Anzugs die eigentliche neue Mode besteht. Zum Morgenanzug ist in einfacher Weise der fliegende Peignoir von buntem Flanell oder Tartan gemacht, mit bunter Seide gefüttert, über ein lichtes, weißes Unterkleid gezogen, allgemein angenommen. Ein gesticktes einfaches Häubchen mit Tafftband, der Farbe des Peignoirfutters entsprechend, verziert, umschließt eng den Kopf und faßt mit leichtem Spitzengekraus das Gesicht. Eleganter wählt man den Peignoir von weißem oder blauem Cashmir, füttert ihn mit rosa Plüsch und faßt die Taille mit einer dicken algierischen Schnure, die in dicken Quasten von Seide und Gold gedreht endigt. Das Häubchen dazu ist reicher mit Spitzen garnirt und in Form eines dreifachen Fanchontuches gemacht und mit rosa Florbändern geschmückt. Ein ganz neues Morgenkleid ist die Soutanelle. Diese besteht aus vier geraden Blatt Cashmir, die ohne Gürtel vom Hals bis zu den Füßen fallen, sie hat Amadisärmel und kleine Knöpfe zur Verzierung. Scheint dieser Schnitt, der den Blousen ohne Gürtel nahe kömmt, auch nicht schön, so kann er doch recht zweckmäßig sein, um warm zu halten.

Zum Morgenausgang wählt man bei unsicherem Wetter ein hohes glatt anliegendes Tuchkleid mit Schoßtaille und nicht sehr langem und nicht zu weitem Rock gemacht. Schmelzknöpfe oder Sammtstreifen sind der einzige Besatz des Kleides. Darüber hängt man einen manteau laitière von Flanell oder einen paletot grec von schwarzer Seide. Die einfache Atlascapote entspricht der Farbe des Kleides und ist mit einem Halbschleier drapirt. Ein sehr kleiner Pelzmuff, die Sammtstiefeletten und das Battisttuch, mit Vignetten von bunter Baumwolle gestickt vollenden das Ganze. Ist dagegen das Wetter schön, so zieht man ein violet oder lila Seidenkleid an, das mit zwei Reihen gleichfarbiger Fransen oder schwarzen Spitzen besetzt ist. Darüber thut man mantelartig einen ganz großen schwarzen Cashmirshawl, dessen 7 bis ¾ breite sehr bunte Kante vorn zu beiden Seiten wie der Rock eines Paletot die Dame umhüllt. Oder man wählt statt des Shawls einen Pardessu von Sammt oder Damast mit Pelz oder Posamentirspitzen reich verbrämt. Der lila oder grüne Sammthut dazu ist sehr klein gemacht und mit einer langen, in der Spitze abschattirten, gleichfarbigen Feder geschmückt.

Neu ist zum Ausgehen der Crispin napolitain, ein Mittelding zwischen einem Crispin und einem griechischen Paletot, dessen weite Aermel bis zum Armgelenk geschlitzt sind und der reich mit Schnuren besetzt ist. Der Stoff zu diesem Schnitt kann in Wolle oder Seide sein.

Zum Diner oder Gesellschaftsanzug wählt man oft den reichsten Damast oder Atlas im Ueberrockschnitt gemacht; solche Kleider sind mit Pelz, insbesondere mit Grebe verbrämt, natürlich muß zum Pelzbesatz der Rock enger als außerdem geschnitten werden. Mit dem Pelzbesatz correspondirt ein Kopfputz von Sammt und Federn zusammengestellt. Ein solcher Anzug bestand aus einem violetten Sammtkleid, das halbhoch ausgeschnitten und mit Grebe umrändert war. Dies Kleid öffnete sich über der Brust und vorn im Rock über einem mattweißen Brocatkleide, das Blonden garniren. Ein algie-

risch goldgestreifter kleiner Turban umschließt dazu das schwarze Haar.

Das Modell eines schönen Ballanzugs zeigte über einem weißen Atlaskleid zwei leichte Tunikas, wovon die oberste und kürzeste vorn offen und von blauem Silberflor, die zweite längere rund zu und von weißem Silberflor gemacht war. Ein blaues Sammtnetz mit Silberschnuren und Troddeln lag hinter den blonden Locken der Dame. J.

Die Pariser Salons.

Gegen den wahren Reiz des geselligen Lebens und überhaupt gegen Alles, was man im gewöhnlichen Sinne die Annehmlichkeiten des Lebens nennt, ist der Pariser der höheren Stände wenigstens in so weit vollkommen abgestumpft, daß er den Besitz dieser Annehmlichkeiten nicht genießt, so sehr er auch wahrscheinlich deren Nichtbesitz entbehren würde — was freilich ein Fehler ist, an dem wir alle mehr oder weniger leiden. So hat denn auch, wenigstens im größern gesellschaftlichen Verkehre, die Mittheilung gegen Andere, diese reiche Quelle der schönsten, edelsten Lebensfreuden, für den großen Haufen der vornehmen pariser Gesellschaft ihren Reiz verloren. Man erscheint zwar in Gesellschaft, man giebt sich sogar alle erdenkliche Mühe, Einladungskarten in reichem Maße zu Feten aller Art zu erhalten; aber man benutzt sie nur, um die Zahl der langweiligen Stunden des Lebens täglich um mehrere zu vermehren.

Wenn man nun vielleicht in den Gesellschaften keiner Stadt Europa's weniger zufriedene, heitere und belebte Gesichter entdeckt, als in den pariser Salons; wenn man ferner nirgends in Gesellschaft mehr als hier, und zwar eben so sehr aus Mode, als aus wirklicher Ueberzeugung, über unausstehliche Langeweile klagen hört: so mögen wohl die Herren mit ihren wenig lobenswerthen gesellschaftlichen Eigenschaften hiervon die Hauptschuld tragen. Von der andern Seite ist übrigens auch die Pariserin der höheren Stände mit dem Wesen, das ihr gegenwärtig eigen, durchaus nicht dazu gemacht, eine Gesellschaft durch ihre Gegenwart zu beleben. Mit ihrer äußeren Erscheinung verbindet sie zwar noch viele Grazie, und versteht es vortrefflich, durch den feinsten Geschmack bei der Wahl ihrer Toilette ihrem Erscheinen in der Gesellschaft einen großen Reiz zu geben. Die jetzige moderne Nonchalance, der namentlich von der Pariserin in einem hohen Grade gehuldigt wird, und welche vielleicht mehr als gut ist an die Stelle gefährlicher Leichtigkeit getreten ist, wirkt auf die eben erwähnten Eigenschaften nicht vortheilhaft.

Daß die Pariserin, namentlich der höheren Stände, selten schön ist, kann ich, als ziemlich bekannt, voraussetzen. So wenig auch das vortreffliche juste milieu heut zu Tage anerkannt, ja so sehr von Vielen verdammt wird, welche durchaus wollen, daß man sich, um selig zu werden, in die Arme des einen oder andern Extrems werfe: so hat doch die schöpferische Hand der Natur es sich, wie fast allenthalben, so auch in Ausstattung des Aeußeren der Pariserin zur Norm genommen. Man sieht nämlich sehr selten schöne Frauen, aber ebenso selten auch häßliche.

Auch die Heiterkeit und Liebenswürdigkeit, früher ein unbestrittenes Eigenthum der Französin, sind, wenigstens in den hiesigen Salons, ganz von ihr gewichen. Uebersättigt von den Genüssen größerer Lebensverhältnisse, ist ihr nur das Bedürfniß geblieben, sich in das Gewühl des geselligen Lebens zu stürzen, ohne es aber zu verstehen, diesem den wahren Reiz abzugewinnen. Kälte, Egoismus, Theilnahmlosigkeit, Sucht nach äußerem Glanze, sind Eigenschaften, welchen man auf Seiten des schönen Geschlechts hier viel begegnet, und der größte Theil der Frauen, selbst die reichsten, sind sehr empfänglich für das, was ihnen nur der Reichthum Anderer bieten kann. Auch das Herz der Pariserin, welches ehedem so leicht in Feuer und

Flammen zu versetzen gewesen sein soll, ist durch mehrere der eben angegebenen Eigenschaften von kälterer Complexion geworden. Einer edlen, aufopfernden Neigung soll es nicht leicht mehr fähig sein. Wenn die Pariserin auch ein lebendigeres Interesse für einen Mann zu empfinden, ja diesen zu lieben glaubt, so giebt sie doch in Wahrheit durch dieses Gefühl der Alles beherrschenden Eigenliebe nur eine gefällige Form. So wird, mit wenigen Ausnahmen, stets die in der großen Welt lebende Pariserin sich zeigen, welche man sich noch bis auf den heutigen Tag im Auslande so häufig als ein Modell der weiblichen Liebenswürdigkeit vorstellt. Wenn dieses nur meine Anschauung allein wäre, würde ich sie mit Mistrauen gegen mich selbst und deshalb öffentlich gar nicht aussprechen; sie steht aber im Einklange mit der Ueberzeugung von Männern, welche Jahre lang in Paris leben, und auf deren Ansichten ich mit Recht Gewicht legen kann.

Am meisten fiel mir auf, daß man von der den Parisern früher so eigen gewesenen Galanterie gegen Damen auch keine Spur mehr, in dem gesellschaftlichen Leben wenigstens, findet. Von Liebesintriguen, die früher dem in der pariser Welt Lebenden eben so nothwendig wie das Einathmen der Luft waren, von welchen durchaus keine Geheimnisse gemacht, die vielmehr ohne alle Scheu zur Schau getragen wurden, merkt man in der Gesellschaft auch nicht das Geringste mehr. Die Damen namentlich, welche Alles vermeiden, was das Decorum im Entferntesten verletzen und ihrem Rufe schaden könnte, halten mit einer wahren Aengstlichkeit jeden Schein eines Unrechts in der angegebenen Beziehung von sich entfernt.

Die gleichgültige zurückhaltende Stellung, welche in den Salons die Herren und Damen gegen einander angenommen haben, geht so weit, daß ich im vollsten Sinne des Wortes versichern kann, fast nie, trotz meiner aufmerksamen Beobachtungen, ein Pärchen bemerkt zu haben, von dem man, dem Scheine nach, hätte glauben können, daß es durch ein höheres gegenseitiges Interesse verbunden sei. Das sogenannte Scurmachen ist gänzlich aus der vornehmen Welt, als nicht mehr zum guten Tone gehörig, verbannt. Der sich in den höhern Salons bewegende Franzose, namentlich der jüngeren Generation, sucht sogar etwas darin, von den Damen in der Gesellschaft so wenig Notiz als möglich zu nehmen. Man sieht öfters lange, doppelte Reihen von Damen den Ballsaal garniren, ohne daß man einen einzigen Herrn in Unterredung mit ihnen bemerken könnte. Daß aber sogar der in Paris lebende Franzose des gebildeteren Standes, oft augenscheinlich absichtlich, die allergewöhnlichste Höflichkeit gegen Frauen aus dem Auge läßt, wie ich es unzählige Male gesehen habe, das hätte ich mir bei meinen früheren Vorstellungen von dem gebildeten Franzosen, dessen gesellschaftliche Bildung und Gewandtheit einen europäischen Ruf erlangt hatte, nie denken können.

Eine natürliche Folge davon ist, daß in den Reunionen eine Stille und Ruhe herrscht, die man in anderen Städten bei größeren Gesellschaften gewiß nur ausnahmsweise bemerken wird. An einer besonderen, aus einer allgemeinen Heiterkeit hervorgehenden Lebendigkeit habe ich mich in den Zirkeln der vornehmen pariser Welt nie erfreuen können. In kleinen vertrauten Kreisen wird man hingegen noch oft die anziehende, liebenswürdige Conversation des Franzosen finden, die früher auch die Vereinigung der großen Welt würzte.

(Aus F. v. Gall „Paris und seine Salons".)

Feuilleton.

* Die Reiselust hat sich in neuerer Zeit mehr dem Norden als dem Süden zugewendet und namentlich ist Schweden das Land, auf welches die Berichte namhafter Reisender unsere Blicke gelenkt haben. Wir entlehnen einem solchen nachstehendes anziehende Bild der nordischen Hauptstadt:

In tiefster Einsamkeit (erzählt Th. von Wedderkop in seinen „Bildern aus dem Norden") hatten wir uns durch das Labyrinth der Scheeren durchgewunden, wir hatten nackte hohe Felsenwände gestreift, der Norden hatte uns mit seiner Härte und seiner Wehmuth, seiner Sehnsucht und seiner Hoffnung umgeben, und nun — ein weites freies Wasser, übersäet mit Schiffen aller Art und aller Größe, hier ruhend an ihren Ankern, dort mit schwellenden Segeln die Wellen durchschneidend, Dampfböte dahinbrausend nach allen Seiten — im Hintergrunde und zu den Seiten Stockholm, im Halbzirkel seine Häusermassen entfaltend, die mit Wald und Fels, an den sie sich lehnen, den sie bis zur höchsten Höhe ersteigen, ein Ganzes bilden, wunderbar, fremdartig, nie gesehen. Wie wir uns nähern, wie wir uns von der ersten Ueberraschung erholt, vermögen wir die Einzelheiten zu unterscheiden. Links erhebt sich das Ufer unmittelbar aus dem Wasser zu hohen weithin sich erstreckenden Felsen; jede vorspringende Fläche hat ein Landhaus in Besitz genommen, dessen glücklichen Besitzer an jedem Morgen das Zauberpanorama zu seinen Füßen neu entzückt und begeistert; weiterhin aber steigen die Häuserreihen hinan, eine über die andere bis zur obersten Fläche des Felsens, wo eine mächtige herrliche Kirche mit hoher Kuppel, von grünenden Bäumen umgeben, sie alle überragt — es ist wie ihre Hand, die zum Gebet und Dank zum Himmel sich erhebt. Und vor uns erstrecken sich an dem schönen Kai hinter einem Wald von Masten die vom Felsen hinabsteigenden Häuserreihen weiter, um rechts im Hintergrunde wieder die Höhe einzunehmen, die sie nur untermischt mit dem Grün der Bäume in unabsehbarer Weite mit ihren rothen Dächern bedecken. Rechts aber erhebt sich der Thiergarten mit seinen schönen Villa's, seinen Eichen, Fichten, Felsen, und davor liegen die Eilande Beckholm, Castellholm mit seinen Batterien, Skeppsholm mit seinen von Fels und Baum umgebenen Arsenälen und seiner schönen Kirche. Unstät fliegt unser Blick von einem Punkt zum andern; wo soll er ruhen? Es ist so schön da im Süden, wo die Häuser mit dem Granit himmelansteigen — und gegenüber, wie malerisch erhebt sich der Thiergarten aus den Fluthen, diese köstliche Anlage, von der wir schon viel gehört, wo Natur und Kunst sich zu ihrem Meisterwerke vereinigt, wo Groß und Klein, Vornehm und Gering hineilt, auszuruhen von der Last des Tages, und neue Kraft zu neuer Arbeit sich zu holen — doch da vor uns im Westen dieses Schiffsgewimmel, dies mannichfaltige Leben, und dahinter — ja da haftet der Blick an dem Juwele Stockholms, an seinem Stolz, das königliche Schloß erhebt sich hoch und hehr über alle seine Umgebungen, es ist unmöglich, den gefesselten Blick davon abzuwenden; Europa hat kein schöneres, oder doch hat sicher keines solche Lage, denn hier ist es, als wenn Natur und Menschen Alles aufgeboten hätten, es in der ganzen Fülle der Schönheit und Majestät erscheinen zu lassen.

Da, lieber Leser, ein flüchtig hingeworfenes Bild von Schwedens Hauptstadt, wie sie dem ersten Blicke erscheint. — Wo in der Welt mag es eine Stadt geben, die städtischen Glanz und städtisches Leben mit großartiger Schönheit und liebreicher Anmuth der Natur verbindet wie Stockholm! Kaum giebt es eine Straße, die nicht eine Ansicht auf das Wasser mit seinen schönen Ufern darböte; jeder Schritt bringt neuen Wechsel; bald kahle, bald mit Nadel- und freundlichem Laubholz bedeckte Felsen, Wiesen, fruchtbare Aecker, liebliche Haine. Du befindest Dich inmitten der Stadt in ländlicher Einsamkeit, kaum ein Laut kündigt Dir ihre Nähe an — wenige Schritte und sie entfaltet sich vor Dir in ihrer ganzen Größe.

* Un scandale public. In dem Petit théâtre du palais royal — schreibt ein Deutscher aus Paris — wurde das Stück „Un scandale public" gegeben. Man hatte es mir seiner Eigenthümlichkeit wegen empfohlen, und mich auch vorher mit seinem Gange bekannt gemacht. Gleich von Anfang an

erschien es als eins jener unmoralischen Stücke, die leider heut zu Tage so oft über die französische Bühne gehen. Bei einer etwas starken Stelle hörte man plötzlich aus der untern Logenreihe einen lauten Schrei. Alle Augen wandten sich nach dieser Seite und man erblickte eine Dame, die in Ohnmacht zu liegen schien. Ein neben ihr sitzender Herr fragte so laut, daß es fast im ganzen Hause gehört werden konnte: „ob vielleicht keiner der Anwesenden ein Flacon bei sich führe?" Dieser fand sich denn auch, und die Dame wurde rasch zum Bewußtsein zurückgerufen. Während dessen ging das Stück ruhig seinen Gang fort. Da erhob sich plötzlich die erwähnte Dame in ihrer Loge, schleuderte den Schauspielern einen Strom der bittersten Vorwürfe entgegen, und fragte sie, wie sie es wagen könnten, mit solchem erbärmlichen Zeuge dem Publikum gegenüber aufzutreten? Alle, die mit dem Gange des Stückes schon vertraut waren, oder welche die beliebte Schauspielerin Mlle Dejazet in der erwähnten Sittenpredigerin erkannten, verhielten sich natürlich ruhig. Aber Viele, welche nicht wußten, was die erwähnte Scene zu bedeuten hatte, machten ihrem Unmuth über diese unanständige Unterbrechung durch den bekannten Ruf: „à la porte, à la porte" Luft, und ein neben mir sitzender, dicker Engländer, der ganz erstaunt und höchst ergötzt aufgestanden war, und mit großer Theilnahme der zankenden Dame zuhörte, sah mich lächelnd an und sagte mit seinem eigenthümlichen englischen Accent: „Oh Dieu, quelle femme, quelle femme!" Während dessen erkannte ein Herr in der dritten Logenreihe in der so ohne alle Zurückhaltung hervortretenden Dame seine Frau, die, wie er unter andern sagte, gegen sein Verbot das Theater besucht habe. Nun entspann sich ein höchst komischer ehelicher Zwist, in den sich bald Personen aus allen Ecken des Theatersaals einmischten, und dem Ganzen eine Wendung gaben, daß Jeder merken konnte, daß in dem Hause vertheilte Schauspieler ein Stück ganz eigener Art zur Aufführung brachten. Das Benehmen der Künstler auf der Bühne war im Anfange des Saal-Stückes meisterhaft. Man hätte glauben können, daß sie sich in Wirklichkeit in der größten Verlegenheit befänden, und nicht wüßten, ob sie in ihrer Rolle fortfahren oder schweigen müßten. Endlich erklärte Einer gegen das Publikum gewendet, daß es ihnen unmöglich sei, in ihrem Spiele fortzufahren, wenn das Publikum so wenig die ihnen als Künstler schuldige Rücksicht beachte, und daß sie daher schweigen würden, bis es ihnen gestattet sei, mit Anstand fortfahren zu können. Dann nahmen die Schauspieler auf der Bühne Stühle und hörten mit Theilnahme dem außer ihrem Bereiche spielenden Stücke zu.

Ich sagte oben, daß diese Farce den Künstlern Gelegenheit gegeben habe, ihre Gewandtheit und Geistesgegenwart an den Tag zu legen. Es fehlte nämlich nicht an Personen aus dem Publikum, die, das Stück schon kennend, sich den Scherz erlaubten, ebenfalls mitzusprechen, um die Künstler aus der Fassung zu bringen. Das waren aber vergebliche Versuche. Auf solche unerwartete Unterbrechungen wurde mit so viel Feinheit und Gewandtheit geantwortet, der Faden der Posse dann wieder so geschickt aufgenommen, daß sich hierdurch allein die Schauspieler einen gerechten Anspruch auf Anerkennung verschafften. Daß ich mich in dieser Beziehung nicht etwa täuschen ließ, geht daraus hervor, daß einer meiner genauesten Bekannten selbst zu denjenigen gehörte, welche die Geistesgegenwart der Schauspieler auf die Probe stellten. Endlich ging die Handlung wieder aus dem Saale auf die Bühne über, und dann hörte das Stück auf, von einem besonderen Interesse zu sein.

* Thorwaldsen hatte für einen der Paläste der Amalienburg zwei Basreliefs verfertigt, die Euterpe und die Terpsichore. Er führte sie auf eine ganz ungewöhnliche Weise aus. Anstatt nämlich, wie gewöhnlich, zuerst in Thon modellirt und nachher in Gyps abgegossen zu sein, sind sie à la prima modellirt, oder richtiger vom Grunde aus mit Steinen und Stucco aufgemauert; eine Manier, die wegen des schnellen Vertrocknens des Stucco viel Mühe verursacht. Als der schwedische Bildhauer Sergel, der damals in Kopenhagen war, hiervon hörte, ließ er sich zum Palast führen, und nachdem er mit Erstaunen die Arbeit besehen hatte, fragte er den damals noch jungen Künstler:

„Wie machen Sie es denn, mein Herr, so schöne Figuren zu bilden?"

Thorwaldsen, der mit dem Reibeisen in der Hand an die Seite seiner Arbeit getreten war, antwortete in seiner lakonischen Weise auf das Reibeisen zeigend:

„Mit diesem!"

* Vor den reich ausgestatteten Kaufläden in Paris findet man mehr als in irgend einer andern großen Stadt viele Menschen versammelt, anscheinend, um die neuesten Erzeugnisse der Industrie zu bewundern. Um aber inmitten dieses Haufens nicht einer andern Industrie zum Opfer zu fallen, muß man sich häufig in Acht nehmen. Es ereignet sich nämlich gar häufig, daß eine elegant gekleidete Dame an die Seite des Anschauenden tritt, scheinbar, um ebenfalls die ausge-

breiteten Waaren in Augenschein zu nehmen. Der Fremde wird dann gewiß bescheiden zurücktreten, um der Dame, die oft durch einen ihr folgenden Bedienten eine noch höhere Bedeutung gewinnt, Platz zu machen. Aber so ist es nicht gemeint. Gewöhnlich wird man dann etwa folgendermaßen angeredet: „Mais, Monsieur, je vous en prie, ne vous dérangez pas; vous allez me chasser par votre complaisance." Bleibt man dann, so wird etwa durch die Phrase: „N'est ce pas, Monsieur, il y a bien de belles choses à Paris?" versucht, die Conversation weiter auszudehnen. Daß man wohl daran thut, diese Bekanntschaften eben so rasch abzubrechen, als sie gemacht worden sind, bedarf keiner Erwähnung.

* Eine Variation der Polka ist die bei den schwedischen Landleuten übliche Polska, eine Art sehr schnellen Walzers, zu dem eine große Gewandtheit und lange Uebung gehört. Kammerherr v. Wedderkop schildert sie in seinen Bildern aus dem Norden folgendermaßen: Der Bursche führt dabei, ohne seine Tänzerin loszulassen, und ohne auch nur einen Augenblick aus dem Takte zu fallen, die unglaublichsten Sprünge und Körperbiegungen aus; bald schlägt er, indem er kräftig die Schultern seiner Dirne faßt, mit den Sohlen unter die niedrige Decke des Zimmers, bald überschlägt er sich sogar ganz und fährt dann im Takt weiter fort zu tanzen. Gut ausgeführt ist dieser Tanz von großer Schönheit. Unter dem Namen Hallingtanz wird er in Norwegen, Dalekarlien, Irmeland und Wermland allgemein getanzt. Warum man ihn eine Polska (Polonaise) nennt, weiß ich nicht, vielleicht nach dem Rhythmus der Musik, die aber doch etwas ganz Eigenthümliches hat.

* Vor Kurzem begaben sich die 40 Bergsänger von Bagnères in eine der entlegensten Straßen von Paris und machten vor einem kleinen weißen Hause Halt, um mit Glockenschlag 12 eine Serenade zu beginnen. Als sie ankamen, vernahmen sie in der Nähe ein Pochen mit Hämmern unter der Erde, die Glocke schlägt, und um nicht durch das Pochen gestört zu werden, wenden die Sänger die stärksten Forte's an. Die Serenade ist zu Ende und die 40 ziehen sich eben so langsam und schweigend zurück, wie sie gekommen. Den Tag darauf erhalten sie folgendes Schreiben:

„Geehrte Herren!

Wir, die Unterzeichneten, sind Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, daß Sie die Aufmerksamkeit des Publikums von uns ab und auf sich lenkten, indem wir durch Ihren Gesang Zeit gewannen, unsere Kisten zuzumachen. Wir sind nämlich, zu Ihnen gesagt, Falschmünzer, und die Polizei war uns schon auf der Spur und zwang uns, das Weite zu suchen. Wir waren eben beschäftigt gestern fortzuräumen. Heute sind wir bereits außerhalb Paris und morgen außerhalb Frankreich. Empfangen Sie den herzlichsten Dank für die uns gewährte laute Unterstützung.

Der Verein für Münzvermehrung."

(Sign. f. d. muf. W.)

* Die Concertsäle als Promenaden. In manchen pariser Concertsälen erhebt sich das Orchester in der Mitte des Saales, und wird mit Stühlen umgeben, sodaß ein ziemlich breiter und leerer Raum um den ganzen Saal herum frei bleibt. Es herrscht nun die schlechte Sitte, daß, selbst während der Musik, der größte Theil der Herren im Saal herum spaziert. Das hierdurch entstehende große Geräusch stört natürlich sehr die Wirkung der Musik. Um dieser Störung Einhalt zu thun, griff man in einem dieser Säle, da hierauf bezügliche Anschläge nichts halfen, zu dem Mittel, sowie ein größeres Tonstück begann, die Promenade durch vier in den Ecken des Saals aufgehobene Barrièren zu sperren und hierdurch den Raum so zu beschränken, daß sich die Spazierlustigen zum Stillstehen bequemen mußten.

Hierzu zwei Kunstbeilagen:

No. 98. Pariser Moden. Damenmoden: Halbfiguren mit Putztoiletten und diesen entsprechendem Kopfputz.

No. 99 Pariser Moden. Damenmoden: Ein Brautanzug und ein Stadtanzug, letzterer mit einem wattirten Pardessus

Anzeiger. № 46.

Bei **G. A. Reyher** in Mitau erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mädler, J. H., Dr., astronomische Briefe. 1s Heft. 8. Geh. 22½ Ngr. (18 gGr.)

Die Briefform hat der Herr Verfasser wohl deshalb gewählt, um nicht strenge bei der Wissenschaft zu bleiben, damit dieselbe sowohl populär, als auch auf solcher Basis möglichst ausführlich den Freunden der Astronomie übergeben werde. — Es braucht zur Empfehlung dieses Werkes nichts weiter hinzugefügt zu werden, da des Verfassers Name Bürge und berühmt genug ist.

(Das ganze Werk ist auf 3 Hefte berechnet.)

Soeben erschien und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der vollkommene Daguerreotypist

oder

vollständige Anleitung

zum Daguerreotypiren

nach den neuesten Verbesserungen der Deutschen und Franzosen. Nebst Beschreibung und Abbildungen eines hierzu anwendbaren Lichtmessers. Von **C. F. Albinus.** Mit Abbildungen. 8. Leipzig, Berger. Preis 10 Ngr. (8 gGr.) br.

Bei **R. Friese** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte

von

Heinrich Grünig.

Zwei Bände.

Zweite vermehrte Auflage.

Preis 1 Thlr. 22½ Ngr.

Um Whist und Boston gewinnreich spielen zu lernen, dient als beste Anleitung dazu: und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Der

Whist- und Boston-Spieler

wie er sein soll,

oder Anweisung, das Whist- und Bostonspiel, nebst dessen Abarten, nach den besten Regeln und allgemein geltenden Gesetzen spielen zu lernen; nebst 26 belustigenden Kartenkunststücken und drei Tabellen zum Boston-Whist.

Von **F. v. H.**

4. verb. Aufl. Sauber broch. 15 Sgr. oder 54 Kr.

Wer dies Buch gelesen, wird durch richtiges Invitiren, Bedienen, mit größtem Vortheil Trumpf zu spielen, stets gute Spiele machen.

Ernst'sche Buchh. in Quedlinburg.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Zwölf Radirungen

zum

Gestiefelten Kater.

Von

Otto Speckter.

Mit erläuterndem Texte.

Kl. 4. Cart. 2 Thlr.

Der Beifall, der diesen Radirungen in dem bei mir erschienenen „**Märchen vom gestiefelten Kater**" (1843, Preis 3 Thlr.) zu Theil geworden ist, veranlaßt mich, den Freunden derselben eine kleine Anzahl der **ersten Abdrücke** der Platten auf chinesischem Papier in einer besondern Ausgabe zu bieten.

Leipzig, im Novbr. 1844.

F. A. Brockhaus.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nebst einer Bücher-Anzeige von J. C. Senf in Leipzig.

Pub. Hurst, St Paul's Chyd.

Zeitung für die elegante Welt.

4. December **№ 49.** 1844.

Ueberſicht: Herr Ritter Ochſenlendenſtück, von Ludwig Storch. — Schiller und Goethe nebeneinander, von Heinrich Laube. — Nachrichten.

Herr Ritter Ochſenlendenſtück.

(Sir Loin of beef).*)

Von einem König in Engelland
Vernehmt eine ſchöne Geſchichte! —
Auf ſeiner prächtigen Tafel fand
Man immer die beſten Gerichte.

Sein liebſter Freund auf der ganzen Welt
Das war ſein Küchenmeiſter;
Er hat ihn höher in Ehren geſtellt
Als alle die größten Geiſter.

Rehbraten verſpeiſt' er täglich ſchier,
Doch Rindfleiſch war ihm noch lieber,
Am liebſten Lendenbraten vom Stier;
Es ging ihm nichts darüber.

Der Küchenmeiſter einſtens briet
Das ſaftigſte aller Stücken;
Beim erſten Biſſen der König gerieth
In ſchmalzendes Hochentzücken.

In Wonnethränen glänzte ſein Aug'
Auf's Fleiſch der köſtlichen Lenden.
Den Mund voll Waſſer, ſtrich er den Bauch
Sich mit höchſteigenen Händen.

Und öffnete dann den weiſen Mund:
„Ihr Ritter und ihr Vaſallen,
Es hat auf dem weiten Erdenrund
Mir wahrlich nichts beſſer gefallen,

Als ſolch ein koſtbares Lendenſtück
In euerm Kreis zu verſpeiſen;
Drum billig iſt, es für ſolches Glück
Zu ehren und hoch zu preiſen.

Die edelſte ſei von aller Speiſ'
Vom Könige heute geadelt!
Der König geheut's! Der König weiß
Daß Keiner darum ihn tadelt." —

Der Herrſcher erhebt ſich und zieht ſein Schwert
Und redet mit Wohlbehagen:
„Wir wollen, o Lendenbraten werth,
Dich heute zum Ritter ſchlagen.

Der König will, daß von dieſer Stund'
Du ſollſt „Herr Ritter" heißen!
Dich macht ſein Schwert, dich macht ſein Mund
Zum Edelmann der Speiſen."

*) Es möchte bei uns weniger bekannt ſein, daß in England die Lendenſtreifen des Rinds, zu beiden Seiten des Rückens, worin die Nieren liegen, und aus welchen eigentlich die Beefſteaks bereitet werden, den Baronstitel führen. L. St.

Und auf das Ochſenlendenſtück
Sieht man den Degen ihn ſtrecken.
Dann ſinkt er froh in den Stuhl zurück
Und läßt ſich's vortrefflich ſchmecken. —

So wurde das Ochſenlendenſtück
Zum Ritter gemacht und geſchlagen.
Es war ein erhabener Augenblick,
Da dieſes ſich zugetragen.

Und wo durch Kochkunſt und Geſchick
Die Beafſteaks immer gerathen,
„Herr Ritter Ochſenlendenſtück"
Heißt dort der herrliche Braten. —

Und ſeit dem weltgeſchichtlichen Tag
Spielt auch in anderen Staaten
Bei manchem fürſtlichen Ritterſchlag
Oft mit der Rinderbraten.

Ludwig Storch.

Schiller und Goethe nebeneinander.*)

Der Sprachgebrauch hat es bei uns eingeführt, zwei Dichternamen ſtets nebeneinander zu nennen, als ob dieſe Dichter Zwillinge ſeien. Die Namen Schiller und Goethe.

Wäre dies eine Zufälligkeit? Gewiß nicht. Man ſagt nicht Schiller und Herder; man ſagt nicht Goethe und Wieland, obwohl auf den erſten Anblick Schiller näher zu Herder, Goethe näher zu Wieland zu gehören ſcheint, man ſagt Schiller und Goethe.

Wie jeder Sprachgebrauch iſt auch dieſer ſehr tief begründet. Man ſtellt dieſe beiden Männer nicht nur darum ſtets nebeneinander, weil ſie die beiden größten Dichter unſers Vaterlandes ſind. Nicht nur darum. Wir wiſſen, daß es in dieſem Punkte, wie in jedem Punkte der Rangordnung immer getrennte Meinung, immer verſchiedene Ausſprüche, immer Streit geben wird. Der ausſchließliche Goetheaner ſucht ſich einen andern, der Goethe'ſchen Natur verwandten Dichter aus, um ihn ſeinem Dichterfürſten an die Seite zu ſtellen, und der Schillerianer thut desgleichen. Sicherlich iſt es nicht bloß ein Ergebniß der poetiſchen Kritik, daß dieſe beiden Dichter immer nebeneinander erſcheinen als die beiden Könige deutſcher Literatur. Es iſt ein Ergebniß unabweislicher Nothwendigkeit, welche der geſunde Sinn unſrer Nation, welche der Inſtinkt in höherer Bedeutung des Wortes früh und vollſtändig erkannt hat. Eine Nation empfindet mit tauſend Organen was ihr genehm, was ihr erſprießlich, was ihr rühmlich iſt. So hat ſie zwei Dichter in unauflösliche Nähe den einen zu dem andern gezogen, zwei Dichter, welche ganz voneinander verſchiedene Naturen ſind, welche weit auseinanderliegende Eigenſchaften deutſcher Nation in ſich darſtellen. Zuſammen ſind ſie die vollſtändige Offenbarung deutſcher Fähigkeit, und darum nennt man ſie zuſammen, und drückt mit dem verſchlungenen Namen Schiller und Goethe das Höchſte und Beſte aus, deſſen ſich Deutſchland rühmen kann.

Sorgen wir dafür, daß keine befangene Parteinahme für den Einen oder den Anderen dieſen großen Ruhm des Vaterlandes je verkleinere. Ich will verſuchen Ihnen zu entwickeln, daß dieſer Gedanke einer unzertrennlichen Gemeinſchaft zwiſchen den beiden Dichtern der Seele und dem Seelenswunſche dieſer Dichter ſelbſt

*) Dieſer Aufſatz iſt als Vortrag zum diesjährigen Schillerfeſte in Leipzig geſchrieben worden. Ich bitte die Leſer, einige Rückſicht auf dieſen Zweck zu nehmen, wenn der Charakter des Vortrags den Artikel hie und da beeinträchtigen ſollte, denn allerdings müſſen für einen Vortrag, welcher einem großen Publikum genehm ſein ſoll, vorzugsweiſe ſtarke Striche geſucht und leiſere Uebergänge übergangen werden. L.

entnommen ist, und daß Schiller's Genius, den wir heute feiern, segnend auf uns ruht, wenn wir am Schiller'schen Festtage jener großen Freundschaft zwischen zwei Dichtern eingedenk sind, einer Freundschaft, die fast einzig in der Weltgeschichte und an sich allein ein erhebender Anblick ist.

Bedürfte es einer äußeren Veranlassung für diese Herbeiziehung Goethe's zur Schillerfeier, so fehlte es auch nicht an ihr. Morgen sind es drei Wochen, da hat Goethe's Vaterstadt Frankfurt am Main ihrem großen Sohne ein ehernes Standbild errichtet, und ein Fest daran geknüpft, das wir in Leipzig, wo das Schillerfest so herrlich dauert, gar wohl vervollständigen können. So hat denn Süddeutschland, das gesegnete, die zwei Bilder von Erz, welche Deutschlands größte Poeten dem Fremden wie dem Einheimischen sinnbildlich darstellen in voller Leibesgröße. Stuttgart hat die Schiller-Statue, Frankfurt hat die Goethe-Statue. Vielleicht kommt eine Zeit, in welcher Leipzig seine Lessingsstatue aufzuweisen hat — jetzt aber können wir doch zeigen, daß der Sohn Schwabens und der Sohn Frankens auch in Sachsen daheim sind und hier nicht minder geliebt und gefeiert werden als dort, wo ihre metallnen Bildsäulen stehn. Gott sei Dank, in der Liebe zu unsern Dichtern sind wir doch ein unbehindert einiges und ganzes Deutschland.

Diese Worte mußte ich vorausschicken, um den Standpunkt für das Folgende anzudeuten. Ich bitte nun um Ihre theilnehmende Aufmerksamkeit auch für Einzelnheiten und abgerissene Stellen aus den Lebensnachrichten über Schiller und Goethe; denn das nähere Verhältniß zwischen diesen beiden Männern ist auf keine andre Art nachzuweisen, als dadurch, daß wir Briefe und Nachrichten aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ausbeuten.

Es fehlt keineswegs an reichlichen und schlagenden Zeugnissen für die großartige Freundschaft zwischen den beiden Dichtern, es ist sogar ein ausgedehntes Denkmal dafür vorhanden, ein Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, welcher sechs Bände füllt. Aber es ist dies Alles nicht im Stande gewesen, das einmal eingerissene Vorurtheil zu besiegen, das Vorurtheil, als seien Schiller und Goethe zwei feindliche Brüder Deutschlands, und man könne nicht den Einen lieben, wenn man nicht den Andern zurücksetze.

Allerdings ist jener ausführliche Briefwechsel, welcher so tiefen Aufschluß über das gegenseitige Seelenleben zwischen den beiden Dichtern giebt, erst seit fünfzehn Jahren gedruckt, und ist also zu spät gekommen für die Generation, welche heute etwa fünfzig Jahre alt ist. Denn es giebt Irrthümer, welche man sich nicht nehmen läßt, weil sie einmal mit unserm Leben verwachsen sind. Wollte man sie von sich thun, so müßte man seine liebsten Erinnerungen, Geschichten und Anekdoten zerstören, müßte Folgerungen zerstören, in welche man sich tief hinein genistet hat, und müßte von Neuem anfangen zu lernen. Das thut man in späterer Zeit nicht gern.

Allerdings ist ferner solch ein Briefwechsel in sechs Bänden keine genießbare Lektüre für's große Publikum, und von den Literaten hat sich Niemand herbeigelassen, die Hauptpunkte desselben anziehend für die Nation zu verarbeiten. Das große Publikum bildet sich auch keineswegs seine Ansichten nach einzelnen Kritiken, nein es bildet sich dieselben nach allgemeinen Ueberlieferungen und Sagen.

Allerdings endlich haben diese Ueberlieferungen und Sagen lange feindselig geklungen in Betreff Schiller's und Goethe's.

Goethe war der reiche und vornehme Herr, dem das Leben leicht geworden wie ein Spiel, den das Glück aller Wege begünstigt. Das erwirbt beim Publikum

niemals Liebe. Wir beneiden alle das gute Glück, und wenn ein solcher Dichter mit einem armen in Berührung kommt, so beschützen wir von selbst und ohne Weiteres den armen. Ist oben der Neid ein Uebelstand des menschlichen Naturels, so ist hier die Ausgleichung geboten: daß der Arme von vornherein unsre ganze Vorliebe für sich hat. Wir können ihm nicht helfen, aber wir können ihn lieben.

Dies war das Verhältniß, als Schiller und Goethe nebeneinander gesehn wurden, und das hat sich tief eingeprägt. Goethe war der reiche, vornehme Herr am Hofe zu Weimar, Schiller war der arme Poet, welcher noch keine Stätte, keinen hinreichenden Unterhalt hatte. Und in Schiller's Schriften und Stücken, welche bis dahin erschienen waren, athmete Zorn gegen jede Unterdrückung und Zurücksetzung, Drang nach Freiheit, mit ihm also war jegliche Sympathie. Es ist nie vergessen worden, daß der vornehme Dichter damals dem armen Poeten begegnet sei und keine Notiz von ihm genommen habe.

Niemand hat es wirksam in Anrechnung gebracht, daß der verschiedene Standpunkt der beiden Dichter damals eine sofortige Annäherung überaus erschwerte, ja sogar unmöglich machte, und daß Goethe ferner trotz seiner ursprünglichen Abneigung vor Schiller's erster Richtung dennoch sehr bald im Stillen thätig war für Schiller's äußeres Wohl.

Wie war die damalige Lage? Vergegenwärtigen wir uns, wie die beiden Dichter zueinander gestellt waren. Im Jahre 1788 sahen sie einander zum ersten Male. Schiller stand in seinem neunundzwanzigsten Lebensjahre, Goethe trat in sein vierzigstes Jahr, und er hatte schon zwei abgeschlossene Epochen seiner Dichterlaufbahn hinter sich: erstens die Genie-Periode, welche den Götz von Berlichingen, den Werther, die Anfänge des Faust, und den singenden Wald von Liedern hervorgebracht hatte, zweitens die schöne Periode, in welcher ihm unter dem Anblicke klassischer Welt in Italien die Feststellung einer neuen poetischen Welt gelungen war. Das Fragment des Faust war weiter ausgearbeitet, Egmont war geschrieben, Iphigenie war geschrieben, Tasso war geschrieben. Aus Italien kam er zurück, ein schön gereifter Mann, der schon zwanzig Jahre dem Weimar'schen Hofe angehörte, und der mit Bekümmerniß auf die junge Generation von Poeten blickte. Sie traten Regeln und Grundsätze mit Füßen, welche sich ihm als die allein richtigen erprobt hatten, sie kamen heran unter den Fahnen einer Philosophie, welche dem Goethe'schen Naturel niemals behagte, ja, sie machten die Poesie zu einem bloßen Stiefkinde der philosophischen Studien, welches dem Poeten Goethe ein Gräuel war.

An der Spitze dieser jungen Generation stand Schiller mit den Räubern, Kabale und Liebe, und Fiesko. Don Carlos war damals erst fertig geworden, und sein Glaubensbekenntniß hatte der junge Dichter gerade um jene Zeit dem älteren Dichter herb gegenübergestellt in einer Recension des Egmont, welche verwundend einschnitt in die poetischen Grundsätze Goethe's.

Wissen wir was es heißt, auf der Höhe des Lebens zu stehn, eines Lebens voll Thätigkeit, voll Gelingens, voll Ruhms, und auf dieser Höhe zu sehen, daß dies Alles für Nichts geachtet und auch in seinen besten Bestandtheilen mit Zertrümmerung bedroht ist? Wissen wir, was das heißt, und welche Empfindungen es weckt?

Nun, wer war Schiller damals? Er war keineswegs der Schiller, welchen wir kennen und verehren. Er hatte eben erst seine Jugendperiode hinter sich, und ein Wallenstein, eine Maria Stuart, ein Wilhelm Tell war ihm nicht anzusehn, und in Wahrheit bedurfte es auch eines zehn Jahre dauernden Ueberganges, ehe er diese prachtvollen poetischen Formen gewann.

Er war damals aus Dresden gekommen mit einem leidenschaftlich bewegten und zerrissenen Herzen. Es ist wenig bekannt, daß seine letzte Zeit in Dresden, der Anfang des Jahres 1787, von einer Liebesneigung erfüllt gewesen, welche man nach einigen Andeutungen für die stärkste seines Lebens halten darf. Denn vor seiner Flucht aus Stuttgart war nur eine Jünglingsillusion flüchtig vorhanden, in Bauerbach am thüringer Walde war nur die scheinbare Neigung zum Fräulein v. Wollzogen zu erwähnen und nur die Neigung in Mannheim zur Tochter des Buchhändlers Schwan, zur sogenannten schönen „Schwanin" war das Erblühn einer Liebesneigung gewesen. Diese war im Erblühn geknickt worden, aber das erweckte Herz hatte in Dresden volle Nahrung gefunden. Dort war er auf einem Maskenballe einem sehr schönen Fräulein begegnet, und aus dieser Begegnung war seine lebhafteste Liebe entsprungen. Ich weiß den Namen dieser Dame nur mit den Anfangsbuchstaben zu bezeichnen, welche Frau v. Wollzogen dafür angiebt. Fräulein v. A. wird sie genannt. Vielleicht wäre jetzt noch in Dresden der volle Name zu erforschen.*) Sie lebt fort in Schiller's Geisterseher. Denn sie ist sicherlich das Original jener „schönen Griechin" in diesem Romane, und der Prinz spricht jene Schiller'sche Liebesglut aus, welche sich in solcher Aechtheit und solchem natürlichen Ungestüm nirgends in Schiller's Büchern wiederfindet. Schiller's Liebe ist nicht unerwidert geblieben, aber die Mutter des schönen Mädchens scheint ein unerfreuliches Spiel damit getrieben, und sie in gewissen Grenzen zur Verherrlichung ihrer Tochter gestattet zu haben. Es ist schwer auszufinden, wie viel Wahrheit davon Schiller in den Geisterseher getragen, ein Theil der Wahrheit ist gewiß davon in jene Scenen übergegangen, welche den Betrug mit der angeblichen Griechin schildern.

Mit Sicherheit wissen wir nur, daß die Hoffnungslosigkeit dieser Neigung ihn in Verzweiflung setzte, und daß er mit großer Mühe durch seine Freunde aus Dresden gedrängt und nach Weimar getrieben wurde.

Dorthin kam Schiller im Sommer 1787. Goethe war in Italien, die Herzogin Amalie war im Begriff, ebendahin zu gehn, der Herzog war viel abwesend, und scheint damals noch keinen besonderen Antheil für ihn gezeigt zu haben. Schiller war auf Wieland und Herder angewiesen, und diese zeigten sich denn auch, besonders Wieland, freundlich gegen ihn. Aber sie waren nicht mehr die Beweger der Zeit, obwohl Wieland noch seinen deutschen Merkur redigirte, für welchen Schiller Aufsätze arbeitete. Seine Hauptbeschäftigung war damals die Geschichte des Abfalls der Niederlande. Er lebte still und zurückgezogen, ein dürftiges Leben, auf seinem Zimmer allein zu Mittag essend und des Abends zufrieden mit einem Butterbrot und einem Glase Bier.

Eine Reise über den Wald hinüber nach Meiningen zu seiner Freundin, der Frau v. Wollzogen, war ihm also im Spätherbst eine sehr erwünschte Abwechslung. Auf dem Rückwege begleitete ihn der junge Wilhelm v. Wollzogen. Sie reis'ten zu Pferde und zwar über Rudolstadt. Der junge Freund sollte ihn dort einführen in das Haus der Frau v. Lengefeld, welche zwei wohlgebildete Töchter hatte. Bei schlechtem Novemberwetter hielten sie Abends mit durchnäßten Mänteln vor diesem Hause dicht bei Rudolstadt, nicht ahnend, daß dies Haus auf längere Zeit der Mittelpunkt ihres Lebens werden sollte.

Die älteste dieser Schwestern wurde später Frau v. Wollzogen und ist die Verfasserin des damals so gefeierten Romans „Agnes v. Lilien." Die jüngste, Charlotte v. Lengefeld, erquickte durch weiches, anmuthiges und liebenswürdiges

*) Noch an demselben Abende ward er genannt: Fräulein v. Arnim.

Wesen des Dichters Herz, und lockte ihn im nächsten Frühlinge wiederum hinab in das Saalthal bei Rudolstadt. Dort hatten ihm die jungen Freundinnen auf dem nahen Dorfe Volkstaedt eine Sommerwohnung gemiethet, und dort genossen sie auf täglichen Spaziergängen eines still keimenden idyllischen Glücks.

Dort erschien dem jungen Dichter zum ersten Male persönlich Goethe. Er kam aus Italien, kannte die Lengefeld'sche Familie, und besuchte sie im Vorübergehn. Die Damen hofften das Schönste von dieser Begegnung, und stellten die beiden Dichter einander vor.

Dies ist das erste Zusammentreffen, welches so oft zur Ungunst citirt worden ist. Goethe hatte keine Freude gehabt an Schiller's Sachen, begrüßte ihn kalt, und zeigte sich verschlossen. Wie es in den Wald hinein schallt, so schallt es heraus; Schiller fühlte seinen Werth und hatte den ihm gebührenden Stolz: er verhielt sich eben so gemessen und kühl wie jener.

Goethe reis'te weiter; sie hatten sich gesehn und sich einander um keinen Schritt breit genähert.

Wenn wir billig sind, so müssen wir eingestehn, daß dies nicht anders zu erwarten war. Schiller selbst war billig und sagt darüber Folgendes in einem Briefe an Körner: „Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von Goethe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige; unsre Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Und Goethe? — Nun, es ist keine geringe Freude sagen zu können, was er that an einem jungen Dichter, der ihm nicht engegenkam und der ihm nicht erfreulich war. Goethe sorgte dafür, daß Schiller eine Professur in Jena erhielt, und begründete solchergestalt die häusliche Existenz des jungen Dichters.

Ein näheres Verhältniß zwischen beiden entstand indessen daraus noch nicht. Schiller gewann die jüngere jener Rudolstädter Freundinnen, Charlotte v. Lengefeld als Gattin, und lebte als historischer und philosophischer Schriftsteller fünf Jahre in Jena, nur zwei Meilen von Goethe entfernt, ohne daß ein persönlicher Verkehr zwischen ihm und Goethe zu Stande gekommen wäre. Es schien sich also ganz zu bestätigen, daß sie als entgegengesetzte Naturen in keine nähere Gemeinschaft zu einander treten könnten. Schiller ist ein poetischer Denker, hieß es, Goethe ist ein Dichter — sie kommen nie zusammen! Uebrigens hatte Goethe längst sein Urtheil über Schiller gemildert und hatte ausgesprochen, daß er „den redlichen und seltenen Ernst wohl zu schätzen wisse, welcher in Allem erschiene, was Schiller geschrieben und gethan."

Da kam endlich die Gelegenheit. Goethe selbst hat sie uns erzählt. Er war nach Jena gekommen, um der Sitzung einer naturforschenden Gesellschaft, welche Professor Batsch gegründet, beizuwohnen. Zufällig hatte sich auch Schiller, der sonst eben nicht Naturforscher, zu dieser Sitzung eingefunden, und zufällig treten sie nach der Sitzung gleichzeitig aus dem Hause, und ein paar Worte über das, was sie eben gehört, ergeben sich von selbst. Schiller, obwohl in dieser Wissenschaft nicht zu Hause, erwidert als scharfsinniger Denker einige Einwendungen, welche Goethe anregen und zu weiterer Auseinandersetzung treiben. So kommt er auf sein damaliges Lieblingsthema, die Metamorphose der Pflanzen, und da man unterdessen an Schiller's Wohnung gelangt, so tritt er mit hinein, und sie ver-

tiefen sich immer weiter in einen wissenschaftlichen Streit. Goethe sagt: seine Entdeckung sei eine Erfahrung. Schiller sagt: Ihre Entdeckung ist eine Idee! Merkwürdig! Gerade, was sie voneinander unterschied, die Macht der Erfahrung und die Macht der Idee, wird hier ohne Rücksicht auf Poesie Stoff ihres ersten lebhaften Gespräches. Schiller war kein besonderer Redner, aber er war ein mächtiger Disputator. Sein philosophisch geschulter Geist und seine kombinirende Phantasie gaben seinem Gespräche und seiner Gegenrede eine überlegene Macht. Und Goethe war gewiß der Mann, dies anzuerkennen. Er schied also von ihm ganz anders als er gekommen war und hat später gesagt: Der erste Schritt war hiermit gethan, und Schiller's Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten.

Gerade um diese Zeit fand sich auch das äußere Band für eine fortgesetzte Gemeinschaftlichkeit. Schiller war im Begriff, seine große neue Zeitschrift „die Horen" herauszugeben, und zur Theilnahme daran hatte er Goethe einzuladen. Mit diesem Einladungsbriefe vom 13. Juni 1794 beginnt jener Briefwechsel, welcher ein Schatz unsrer Literatur geworden. Nicht bloß darum ein Schatz, weil er das Entstehen, Weben und Leben der herrlichsten Freundschaft darstellt, sondern weil er unschätzbare literarische Nachrichten und Urtheile und unsre beiden größten Dichter in natürlicher und ausführlicher Unbefangenheit darstellt.

Schiller begann den ersten Brief noch mit „Hochwohlgeborner Herr, Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath." Aber Goethe's Antwort schon ließ den Curialstil fahren, er sagte seine Theilnahme zu und versicherte: daß er sich auf eine öftere Auswechslung der Ideen mit Schiller sehr lebhaft freue.

Schiller's Briefe sind durchweg die längeren. Er ist Redakteur, er muß werben und Stoff zusammentreiben, und er ist ein philosophisches Naturel, stets getrieben zu untersuchen, zu definiren, Grundsätze aufzustellen. Uebrigens ist er in jener Zeit Jahre lang ohne größere poetische Arbeit und vorzugsweise mit philosophischen Untersuchungen beschäftigt, obwohl er sich bereits von der systematischen Philosophie gelöst hat. Goethe dagegen ist mit dem Romane Wilhelm Meister beschäftigt, und nach Wilhelm Meister mit Hermann und Dorothea. So wird er und seine Dichtung Jahre lang neben den Horen der Schwerpunkt dieser brieflichen Unterhaltungen, bis im Jahre 1797 der Wallenstein in Frage und Rede tritt auf Kosten der „Ritter von Malta", welche Schiller zum Stoff einer Tragödie bestimmt hatte, und welche er fallen ließ.

Schon im dritten Briefe sagt Goethe: Beiliegende Blätter darf ich nur einem Freunde schicken, von dem ich hoffen kann, daß er mir entgegenkommt. Und Schiller antwortet ihm darauf, daß er sich herzlich freue, solch einen Gefährten gefunden zu haben. „Nun kann ich hoffen" — setzt er hinzu — „daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben."

Darauf folgt von Goethe eine Einladung, Schiller möge ihn doch auf einige Wochen in Weimar besuchen und bei ihm wohnen. Schiller nimmt dies an, und hier wird in langen, vertrauten Gesprächen die Einigung, welche Beiden am Herzen lag, auf so fester Grundlage geschlossen, daß von hier an die beiden Männer, welche sich ihrer Verschiedenartigkeit so genau bewußt sind, bis an ihren Tod getreulich Hand in Hand gehen. Jeder giebt dem Anderen nach so weit es seine Persönlichkeit gestattet: Goethe ruft „Ich komme mir gar wunderlich vor, wenn ich theoretisiren soll!" und Schiller ruft: „Ja, Sie haben Recht, der Philosoph ist nur der halbe Mensch, der Dichter ist der ganze." Und mit welcher Liebe Einer

des Anderen Manuskripte lies't, das ist eine wahre Erquickung. Schiller hat an Goethe die Briefe über sentimentalische und naive Poesie gesendet und Goethe antwortet, er habe es sogleich mit großem Vergnügen gelesen: „Wie uns ein köstlicher, unsrer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig. Und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für Recht seit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte, theils zu loben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand!" Und wie jubelt Schiller, als Wilhelm Meister Buch für Buch an ihn gelangt. Solche Freude über das gelungene Werk eines Andern, solche Theilnahme, solch eine Hingebung ist gewiß nach der eignen Schöpfung des Dichters der schönste Anblick, welchen ein Dichter gewähren kann, und Schiller ist nie liebenswürdiger und größer als in seinen Briefen über diesen Roman Goethe's. Ich möchte mit dem nicht gut Freund sein, ruft er aus, der dies Werk nicht zu schätzen wüßte!

Wie nimmt sich dies aus neben einseitigen Kritikern, welche Schiller zu loben glauben, indem sie Goethe herabsetzen! — „Eine würdige und wahrhafte Schätzung des ganzen Kunstwerkes", sagt Schiller in Betreff Wilhelm Meister's, „ist eine große Unternehmung. Ich werde ihr die nächsten vier Monate ganz widmen und mit Freuden. Ohnehin gehört es zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Produktes erlebe, daß sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann; und das schöne Verhältniß, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, und so in einem höheren Sinne des Worts den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt als die Liebe. Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne."

Wäre es nach solchen Worten Schiller's noch Jemand zweifelhaft, wie diese Geister ineinander übergingen, ja aneinander schwelgten? O, könnte ich Ihnen alle die kleinen Einzelheiten aufzählen, welche so bezeichnend sind. Die lieblichen Sorgen, welche der Eine für die Familie des Anderen ausdrückt. Wie Schiller tröstet, daß es nicht ein Knabe werden könne das Kind, welches Goethe geboren werden soll, und wie er hinzusetzt: Lassen Sie es immer ein Mädchen sein, so können wir uns am Ende verschwägern!" — Es erscheint aber wirklich ein Knabe, und nun schreibt Goethe: „Jetzt, Freund, ist es an Ihnen, zu Bildung der Schwägerschaft und zu Vermehrung der dichterischen Familie für ein Mädchen zu sorgen! — Ich komme nun bald", setzt er hinzu, „ich bedarf wirklich eines Gesprächs, wie ich es mit Ihnen führen kann. Ich habe Ihnen so viel zu sagen." — „Lieben Sie mich", — heißt es am Schluß eines anderen Briefes — „lieben Sie mich; es ist nicht einseitig!" Die größte Freude hat er darüber, daß das Publikum anfängt, ihn mit Schiller zu verwechseln bei anonymen Gedichten. So geschieht's bei dem Gedichte „die Theilung der Erde", in welchem Goethe den Theil des Dichters

„Willst Du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft Du kommst, er soll Dir offen sein"

immer prächtig gefunden hat. Es sei ein ganz gutes Zeichen, sagt er, daß das Publikum sich nicht mehr so rasch ausfinde. „Es zeigt, daß wir immer mehr die Manier loswerden und in's allgemeine Gute übergehn. Und dann ist zu bedenken,

daß wir eine schöne Breite einnehmen können, wenn wir mit einer Hand zusammenhalten, und mit der andern Hand so weit ausreichen als die Natur uns erlaubt hat."

Nun wahrlich, dies haben sie erreicht, diese Breite haben sie eingenommen! Wenn wir sie daher schreiten sehen Hand in Hand, und wie sie die Hände auswärts segnend ausstrecken über Deutschland, so können wir wohl sagen: da kommt die deutsche Poesie leibhaftig, diese Zwillinge sind Deutschlands Genius und Wappen, und es hieße unser Vaterland verstümmeln, wenn man die Hände, welche sie selbst ineinander gelegt, auseinander brechen wollte.

Die Zeit, welche mir gesteckt ist, erlaubt es nicht, Ihnen diesen Austausch zwischen Schiller und Goethe noch weiter auszuspinnen. Des Stoffs wäre vorhanden für viele Stunden. Auch ist es gar reizend zu verfolgen, wie die Gegenseitigkeit einwirkte auf die schönsten damals entstehenden Dichtungen der beiden Männer. Goethe ward überaus gefördert durch Schiller in seinem Wilhelm Meister, und sagt dies immer mit größter Freude. Als er den Faust zur Ausarbeitung vornimmt, welche wir jetzt besitzen, da ruft er seinen Schiller an wie sein Gewissen, auszusprechen, wie ihn der Gedanke anmuthe. Goethe, der sonst nie von einem Werke das Mindeste verlauten ließ, bis es fertig war. Schiller allein stand ihm näher als alle Welt; ihm öffnete er die geheimsten Kammern seines Herzens.

Wie lohnte es aber auch Schiller! Die unfruchtbare Periode, welche ihn während der neunziger Jahre gepeinigt, verschwand allmälig in solchem Umgange, und es erwuchsen ihm zuerst jene prachtvollen Balladen, welche noch heute wie goldne Aepfel eines Wunderbaumes glänzen in unsrer Literatur: der Taucher, der Handschuh, die Kraniche des Ibykus, der Ring des Polykrates, der Gang nach dem Eisenhammer, sie alle stammen aus jener Zeit, und leider ist eine nicht fertig geworden, welche an Fülle und Macht vielleicht alle anderen übertroffen hätte. Schiller wollte nämlich aus der Geschichte des Don Juan eine Ballade machen, und Goethe rieth sehr dazu und schickte ihm das Textbuch der Oper. Das Getümmel der Krieger im Wallenstein hat diese reizende Absicht unter die Füße getreten, auf Goethe's entschiedenes Drängen mußte Schiller endlich einmal mit dem Wallenstein 1799 fertig werden. Er ließ das Stück in Weimar einstudiren, als Schiller drüben in Jena mit der astrologischen Scene noch im Unentschiedenen war, Schiller mußte enden, und er hat's Goethe sehr gedankt. Sobald dieser beunruhigende dreißigjährige Krieg aus dem Hause war, erschien Stück auf Stück. Goethe, der sonst so viel fruchtbarere, blieb weit zurück, und hatte immerfort nur Schiller'sche Manuskripte zu lesen und Theaterproben zu halten, ein neuer Frühling war über Schiller gekommen. Rasch nach dem Wallenstein entstand die Maria Stuart; mit Anfang des neuen Jahrhunderts ward sie fertig und zu gleicher Zeit hatte Goethe Gehaltszulage für ihn erwirkt, ein Quartier gemiethet, Holz eingeschafft und ganz wie ein sorgfältiger Geschäftsbruder Alles vorbereitet, daß sein lieber Schiller in Weimar wohnen und sein großes Talent für das Theater durch nahen Verkehr mit demselben fruchtbar ausbeuten könne. Ach, daß ihm das Schicksal nur wenigstens noch zehn Jahre in Weimar geschenkt hätte zum Segen des deutschen Theaters! Es waren ihm nur noch fünf Jahre beschieden! Mit welcher Energie hat er sie benutzt! Ein Stück nach dem andern sprang geharnischt aus seiner Brust: auf Maria Stuart folgte schon 1801 die Jungfrau von Orleans, 1803 die Braut von Messina, 1804 Wilhelm Tell, der Bearbeitungen so verschiedener Art wie Makbeth, Turandot u. s. w. gar nicht zu gedenken. Ein Umarbeiten und Zurechtrücken untheatralischer Stücke folgte dem andern: Goethe's Stücke nahm er vor, und warf sie in Akte und Scenen, daß dem Goethe selbst dabei Angst und bange wurde. Aber Goethe ließ ihn gewähren und widersetzte sich nur hartnäckig, als

Klärchens geisterhafte Erscheinung am Schlusse des Egmont auch beseitigt werden sollte. Er theilte nicht immer diese reformirenden Ansichten Schiller's, aber er fügte sich der größeren Theater-Energie des Freundes, ja er überließ ihm bereitwillig und mit Freuden einen schönen Stoff, welchen er sich sorgfältig zurecht gelegt hatte für ein Gedicht. Dies war der Wilhelm Tell, Schiller's letztes Stück, welches also in seinem Stoffe vorbereitet war vom Freunde für den Freund als letzte Freundesgabe. — O, mit welcher Wehmuth blickt man jetzt auf jene fünf Weimar'schen Jahre, die ersten fünf Jahre des neuen Jahrhunderts, in welchem sie endlich nebeneinander wirkten. Wie glänzend war die Aussicht, namentlich für unser Theater! Welche riesigen Pläne entwarf Schiller. Sie hatten zum Beispiele nichts Geringeres vor, als die Shakspere'schen Stücke ganz und gar umzuschaffen für die jetzt geltende Form unsers Theaters, denn sie waren weit entfernt von dem ohnmächtigen Kritisiren späterer Zeit, welches in der Götzen-Anbetung überlebter Form ein Genüge findet. Goethe sagte in Bezug hierauf: Man spricht immer vom Studium der Alten; allein was will das anders sagen, als: richte Dich auf die wirkliche Welt und suche sie auszusprechen; denn das thaten die Alten auch, da sie lebten, und es existirt zum Beispiele von Schiller selbst ein Ausspruch über die Idee: ein Stück des Sophokles in treuer Uebersetzung aufzuführen. Herb und schonungslos bricht er den Stab darüber wie über ohnmächtiges, lebloses Beginnen — Schaffen, in Allem was man angreife Schöpfung bethätigen, dies war seine Loosung, und dieser Thatendrang erdrückte so früh seinen geschwächten Körper. Sie waren Beide unwohl, als das Frühjahr 1805 sich näherte, und auf der Straße an Schiller's Hausthür drückten sie einander zum letzten Male die Hand. Schiller ging nach dem Theater, Keiner dachte daran, daß ihnen das Aergste bevorstehe: dem Einen der Verlust des theuersten Freundes, dem Anderen der Tod selber.

Als Schiller, der mit dem Demetrius beschäftigt war, nach Hause kam, warf ihn ein plötzlich eintretender furchtbarer Anfall seines Brustkrampfes auf's Lager und — tödtete ihn am 9. Mai 1805, ehe Goethe etwas erfuhr von der drohenden Krankheit.

Jedermann fürchtete sich, dies Unglück Goethe mitzutheilen. Es traf ihn wie ein Donnerschlag. Man hat es Goethe oft übel genommen, daß er bei großen Verlusten so übertriebene Fassung gezeigt, und gewöhnlich den Verlust mit keinem Worte berührt habe. Wie ist man grausam! Auch für den Schmerz will man dem Anderen nicht einmal das Recht der Eigenthümlichkeit gestatten. Eine Mittheilung von Goethe sagt uns, daß er das Zurückdrängen der Schmerzesäußerung immer theuer habe bezahlen müssen durch eine später eintretende körperliche Erschütterung. Nach welchem Halt griff er bei der Nachricht von Schiller's Tode? O, nach dem schönsten, den es gab. Schiller's Demetrius wollt' er sogleich vollenden, um den Geist des geschiedenen Freundes bei sich zu halten. Sie hatten das Stück so gründlich miteinander durchgesprochen, daß er's im Schiller'schen Sinne vollenden zu können hoffte. Er konnte es nicht, und erst als er die Unmöglichkeit einsah, ergriff ihn der Schmerz über den verlornen Freund mit Allgewalt.

Giebt es nach alle dem noch Jemand, welcher die innige Liebe zwischen Schiller und Goethe bezweifeln kann, der lese Eckermann's Gespräche mit Goethe. Dort wird er finden, wie zwanzig Jahre, wie ein hohes Alter die Liebe zu Schiller nicht im Mindesten geschwächt hatten. Wenn Goethe auf Schiller zu reden kommt, da leuchtet sein Auge, da erhebt sich seine Gestalt, da erwacht die weitab liegende Götterjugend. Dreiundzwanzig Jahre nach Schiller's Tode schenkt man ihm zu seinem Geburtstage einige Blätter Papier. Darauf sind die Aeußerungen geschrieben, welche Schiller einst am Theetische gethan und welche eine Dame aufgezeichnet

hatte. Es ist ihm das werthvollste Geschenk zum Geburtstage und er sagt mit erhobener Stimme Folgendes: „Schiller erscheint hier, wie immer, im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Theetisch, wie er es im Staatsrath gewesen sein würde. Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein. — Wir Andern dagegen fühlen uns immer bedingt; die Personen, die Gegenstände, die uns umgeben, haben auf uns ihren Einfluß; der Theelöffel genirt uns, wenn er von Gold ist, da er von Silber sein sollte, und so, durch tausend Rücksichten paralysirt, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unsrer Natur sein möchte, frei auszulassen. Wir sind die Sklaven der Gegenstände, und erscheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns diese zusammenziehn, oder zu freier Ausdehnung Raum geben." Nur an Schiller sei diese Größe zu finden gewesen. Und, sagt er an einer andern Stelle, da von der unseligen deutschen Neigung die Rede ist, zwischen ihm und Schiller immer abzuwägen, immer zu untersuchen, wer größer sei Schiller oder Goethe: „das Alles ist eine Philisterei welche die Deutschen nicht los werden können! Da quängeln und streiten sie über verschiedene Distichen, die sich bei Schiller gedruckt finden und auch bei mir: welche denn wirklich Schiller gehörten und welche mir. Als ob etwas darauf ankäme! — Freunde wie Schiller und ich, Jahre lang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich ineinander so sehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage sein konnte, ob sie dem Einen gehörten oder dem Andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede sein! — — Und nun gar das Streiten über uns! Da streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei: Schiller oder ich! und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können."

Das ist es, und das mögen wir uns gesagt sein lassen: Freuen wir uns am Tage Goethe's, daß es einen Schiller neben ihm giebt, und freuen wir uns am Schillertage, daß es einen Goethe giebt.

Ich persönlich habe bald nach dem Tode Goethe's von seinem letzten Sekretair eine Aeußerung des Greises gehört, welche mir für immer auch ohne literarische Hilfsmittel jeden Schatten von Zweifel vertrieben hat über die innerste Seelenneigung, welche zwischen den beiden großen Männern gewaltet. Ich kam durch Weimar und jener Sekretair zeigte mir die Stätten, wo Goethe gelebt und gestorben. In dem kleinen Zimmer und der daran stoßenden Kammer lag und stand noch Alles, wie es Goethe verlassen; der Schmerz über den Verlust war noch so neu, daß dem Manne oft die Thränen in's Auge traten. Ohne Uebergang fragte ich ihn plötzlich, ob denn wohl Goethe wirklich von Herzen Schiller geliebt habe! Ach, Herr, erwiderte der Mann durchdrungen von dem was er sagte, von ganzem Herzen hat er ihn geliebt! Sehen Sie dort die Thür zur Schlafkammer! Es war in seinen letzten Lebensstunden — wir ahnten nicht, daß der Tod so nahe sei — da erhob er sich plötzlich und trat auf die Schwelle jener Thür. Er war in einer Fieberphantasie und sprach: Was betastet Ihr meinen Schiller, meinen Geliebten! Warum liegen seine Briefblätter da zerstreut am Boden umher!

So sprach er; sein Schiller ist noch in den letzten Lebensstunden bei ihm gewesen.

Und nun genug der Beweise. Wer solche Freundschaft nicht erkennen mag, für den ist solche Freundschaft nicht vorhanden.

Schließen wir diese Erinnerungen mit dem freudigen patriotischen Danke, daß unserm Vaterlande diese beiden Männer gleichzeitig und gemeinschaftlich geschenkt worden sind. Das Schicksal hat unserm Deutschland manchen Wunsch versagt, aber eine der herrlichsten Gaben hat es uns gewährt: den heiteren Dichter aus dem Frankenlande, welches alle heiteren deutschen Stämme vertreten kann, den ernsten Dichter aus dem Schwabenlande, welches unsre ernsten Völkerschaften würdig vertritt, zwei Dichter hat es uns gewährt, welche das ganze deutsche Vaterland vor aller Welt vertreten mächtig und schön. Dies sei ein Stolz, auf den wir halten wollen immerdar mit den Worten: Schiller und Goethe gehören uns und seien zusammen gepriesen, so weit die deutsche Zunge klingt.

Leipzig, den 11. November 1844.

Heinrich Laube.

Nachrichten.

* **Berlin,** den 21. November. — — — — —*). Des Pudels Kern, welcher „Hussiten vor Naumburg" genannt wurde, sind also nur Scenen, Scenen aus der vaterländischen Geschichte, ich glaube Friedrich den Großen betreffend. So wird denn die Gelegenheit für ein geschlossenes Kunstwerk wiederum verpufft, wie das so Sitte geworden ist. Scenen! Scenen! Was gehört dazu! Was macht man daran für Ansprüche! Das kommt auf Dilettantismus hinaus, wie das ebenfalls bei uns Mode ist. Neues Haus, Glanz und Pracht, Erinnerung an patriotische Verhältnisse, oder gar an unsern großen König dazu, und der Beifall wird nicht ausbleiben, und wenn einige Zeit darüber hingegangen ist, zerfallen die Fragmente, wie das mit Gelegenheits-Fragmenten zu geschehen pflegt, und die seltene, kostspielige Veranlassung hinterläßt kein Denkmal. Es ist, als ob wir mit Unfruchtbarkeit geschlagen wären, sogar die Absicht bringt es nur zur Halbheit. Angemessener Aufwand für das Aeußere, was sich sehen und greifen läßt, für das Opernhaus selbst, das man sehr rühmt, für Geist und Seele des Theaters aber nicht die allergeringste Thätigkeit. Das Personal unzulänglich, die Direktion den Ansprüchen der Zeit nicht gewachsen und von einem gebeugten Invalidenpersonale der Unterregenten umgeben, die Einwirkung von oben endlich — lähmender als je. Mit Spielereien sind Zeit, Kräfte und Geld ärger verschwendet worden als je, und in diesem Falle hat die arme Direktion mit thränendem Auge zusehn müssen; für die wirklich lebendige Produktion aber ist nicht nur nicht das Geringste gethan worden — Berlin ist seit Jahren für lebende dramatische Dichter von geringerem Werthe als kleine Residenzen wie Stuttgart oder Oldenburg — sondern die Beschränkungen für neue Stücke sind immer zahlreicher geworden. Wenn irgendwo, so hat es in Preußen das Ansehn, als wolle man die dramatische Literatur um jeden Preis niederhalten.

Aeußerlicher Wechsel im Theater-Regimente wird übrigens von Tage zu Tage unvermeidlicher, wenn sich Hr. v. Küstner nicht ein Herz faßt, vor den König tritt, reinen Wein einschenkt, geistige und materielle Hilfe für ein festes System in Anspruch nimmt, und das zehnfache Mitregiment der Herren von Stande und von Meyerbeer gründlich beseitigt. Dazu ist nach Eröffnung des Opernhauses der günstige Augenblick. Man zweige die Oper ab und bringe sie sammt Ballet und verwandtem Spiele ausschließlich in das neue Haus, übergebe auch allenfalls die ganze technische Leitung einem Komponisten, der Intendanz nur die finanzielle Verwaltung überlassend. Aehnlich verfahre man mit dem Schauspiele, welchem das Schauspielhaus zu alleiniger Benutzung eingeräumt bleibe, und welchem ein technischer Direktor an die Spitze gestellt werde. Dieser sei dafür verantwortlich gemacht, daß binnen Jahr und Tag das Personal gesichtet und vervollständigt und daß ein der lebenden Welt entsprechendes System durchgesetzt werde. Dies ist trotz all dem Wuste, der uns

---

*) Der Hr. Korrespondent möge verzeihn, daß ich den Lesern die Angriffe auf Hrn Meyerbeer entziehe. Es sind die „heldenmäßigen" Belagerungen der Dresdner und Münchner Theatergebieter zur Befestigung meines Struensee im Interesse des Michelbeer'schen so eng damit verflochten, daß ich nicht Eins vom Andern lösen kann. Und doch mag ich das Publikum nicht mit solchen „Brüderlichkeiten" deutscher Autoren behelligen, da sie mein eignes Stück angehn. Der Hr. Korrespondent findet vielleicht Gelegenheit, in andrer Verbindung auf das Andre zurückzukommen. L.

beläſtigt, trotz all dem Mangel großer Schauſpieler möglich, und Berlin hat es zu fordern, daß kompetente Notabilitäten ſeine Theaterinſtitute leiten. Die Intendanz mag dabei als Verwaltungsbehörde fortbeſtehen; denn ein bloßer Wechſel in ihr würde zu keiner Beſſerung führen. Vornehme Herren wären wohl gleich dafür zur Hand, aber ein Graf Brühl iſt nicht vorhanden, und jeder Andere würde bei der jetzigen Aufmerkſamkeit des Publikums und der Preſſe ſchmerzlich empfinden, daß die Intendanz nicht mehr ein Privilegium für Liebſchaften, ſondern eine arg verantwortliche, dornenvolle Laufbahn geworden. — Die Nothwendigkeit entſcheidender Maßregeln rückt nun ſo ſchnell herbei, da wir auf die Höhe der Saiſon kommen und die wichtigſten neueren Schauſpiele ausbleiben wie die gehofften Acquiſitionen zu Waſſer werden. Herr *Hoppé* kann nicht auftreten, weil Braunſchweig die Gerichte requirirt, und wahrſcheinlich muß er nach Braunſchweig zurückkehren. Hr. v. Küſtner hat Unglück. *Baiſon*, *Döring*, *Grunert* ſind nicht engagirt oder nicht zu haben, von einer Heldin und einer jungen Dame, die für's Schauſpiel unerläßlich, iſt nicht die Rede, und ſo liegt die jämmerlichſte Theaterſaiſon vor uns.

Berlin, den 28. November. Ludwig Tieck kommt mir vor wie der Puck von Berlin, der mitten durch den Ernſt der heutigen Zeit dahintänzelt, um ſich tauſend luſtige Späße und Neckereien an demſelben herauszunehmen. Es macht ihm Vergnügen den ſchwerfälligen Geſellen bald hier einmal am Rockſchooß zu zupfen, bald dort einmal in den Ohren oder an den Händen zu kitzeln. Sein letzter derartiger Streich iſt die Herausgabe von „Goethe's älteſtem Liederbuche" deſſen ſpitzfindige Frivolitäten er der chriſtlichen Prüderie, wie ſie in Berlin hier gäng und gäbe iſt, mit jenem ſüßen Lächeln der Romantik von ehemals in den Schooß geworfen hat. Sie ſoll einigermaßen ſchamroth darüber geworden ſein, die gute chriſtliche Prüderie, da ſie von dem Hrn. Geheimrath ganz etwas Anderes vermuthete. Indeß iſt es bezeichnend genug, daß Ludwig Tieck mit dem aufhört, mit dem Wolfgang Goethe angefangen hat; bezeichnend genug, daß Ludwig Tieck glaubt, es habe Intereſſe für die heutige Welt, dem verliebten Goethe in die heimlichen Laubengänge ſeiner lüſternen Empfindungen zu folgen. Der gute Kobold iſt der Meinung, es komme noch immer darauf an den Leuten jenes Lächeln abzugewinnen, welches in der romantiſchen Periode gewiſſen ſüßen Geſichtern ſo reizend angeſtanden hat. Aber er weiß es nicht, daß dieſes Lächeln aus der Mode gekommen, daß es heut zu Tage nur noch die äſthetiſchen Gecken und die ſitzengebliebenen Jungfern aus den blauen Mondſcheinnächten zu tragen pflegen. Die übrige Welt, mit einem Worte, das Volk wendet ſich mit Verachtung davon ab; es hat einen Ekel davor; es kann die fetten Mienen nicht leiden. Man hat uns jüngſtem Deutſchland ſo häufig den Vorwurf gemacht, daß wir keine Achtung vor dem Alter hätten. Wie aber ſollen wir Greiſe reſpektiren, die auf ihre alten Tage das Nürnberger Spielzeug ihrer Jugendjahre wieder hervorſuchen! Die hölzerne Lämmer auf dem Tiſche herumweiden laſſen und Concerte auf blechernen Trompeten blaſen! Es iſt ein Wahrzeichen unſrer geiſtigen Friſche, daß wir ſie zu den Todten werfen. Man laſſ' uns, man hindre uns nicht, denn wir fühlen hinlänglich Kraft ſie zu erſetzen. Die Jugend, wie wir ſie heut zu Tage haben, iſt durchaus ehrenwerth, und wenn ſie weniger produzirt, ſo geſchieht dies nur, weil ſie ſich ſchämt es ſo leichtfertig und lüderlich zu thun, als es die vorhergehende gethan hat. Die heutige Jugend iſt anders, als die vor funfzig Jahren, ſie geht nicht mehr ſo geputzt, ſie benimmt ſich nicht mehr ſo galant, ſie iſt nicht mehr ſo verliebt. Sie weiß weder mit Grazie den Sentimentalen zu ſpielen, noch verſteht ſie mit jener bezaubernden Anmuth, mit jener verführeriſchen Schalkheit zu lächeln. Die heutige Jugend kokettirt nicht mehr mit ſchöngeformten Schenkeln und mit gekräuſelten Manſchetten. Auf der andern Seite hat ſie auch jene unfläthige Genialität abgelegt, die die großen Franzoſenfreſſer als Gegenſatz auf einige Zeit in ſie hineinzubringen verſtanden hatten. Sie läuft nicht mehr mit übergeſchlagenem Hemdkragen, ſie trägt keine ſchwarzen Schnürröcke mehr und keine Kanonenſtiefeln. Sie hält ſaufen für kein Verdienſt mehr, und ungebemmt gehn für keine Heldenthat mehr. Die heutige Jugend iſt über den Firlefanz weg, ſie fühlt das Bedürfniß Geſchichte zu machen. Wir dürfen uns nur umſehn, das Tüchtigſte, das Geſinnungsreichſte was vollbracht und in's Werk gerichtet worden iſt, die Jugend hat es gethan. Die Jugend iſt nicht mehr engherzig, ſie hört nicht auf liberal zu ſein, wenn ſie auch fürchten muß im Staat keine Anſtellung mehr zu bekommen und keine Gönner und Beſchützer mehr zu finden. Die Jugend hat entbehren und entſagen gelernt, ſie weiß Opfer zu bringen. — Wie erbärmlich erſcheint Ludwig Tieck gegen die Jugend geſtellt, gegen Karl Beck, um hier nur *eines* Namens zu erwähnen, da dieſer gleichzeitig mit einer Produktion vor das Publikum getreten iſt. Wie ernſt, wie frei erſcheint Karl Beck in ſeinen Arbeiten! Ich meine hier: frei in ſich. Mit welcher Strenge hat er alle die poetiſchen Tändeleien, die Roſenketten der Bilderpracht aus

seinen alten Versen in dieser neuen Bearbeitung herausgeworfen! Er weiß, worauf es ankommt, er will sich mit seinen Gedichten nicht niedlich machen, er will sie nicht als Kuß auf weiße Damenhände hauchen; er will sie der Masse, dem Volk will er sie zu Herzen bringen. Es ist hier nicht der Ort mich darüber weitläufiger auszulassen, es genügt sie angeführt zu haben. Daß ich sie aber angeführt habe, geschah nicht etwa, wie sich vielleicht Manche einbilden mögen, aus Freundschaft, sondern einzig aus Ueberzeugung. Karl Beck ist mir im Innersten fremd geworden, und ich würde ihn gern mit meinem bittersten Stillschweigen übergangen haben, wenn seine Arbeit nicht so wichtig wäre, dieses Stillschweigen als albern erscheinen zu lassen. Da ich aber einmal dieses mein „beliebtes Stillschweigen", unter welcher Bezeichnung ich es so häufig als Vorwurf hören muß, in Erwähnung gebracht, so kann ich nicht umhin, hier noch einmal auf den Brief aufmerksam zu machen, mit welchem ich meine Korrespondenzen in der eleganten Zeitung vor Kurzem wieder eröffnet habe. Es ist heut zu Tage nicht mehr möglich, lange Berichte über Virtuosen und schöne Schauspielerinnen zu schreiben, das können nur noch Faselhänse oder glückliche Liebhaber thun. Die Politik und die Eisenbahnen machen uns Schriftstellern mehr zu schaffen; ein Mann in der Bluse, der auf dem Markte spricht, hat einen viel stärkeren Reiz. Die duftigen Gedichte an Leopoldine Tuczeck sehen wir nicht an, wohl aber die schwieligen Verse, die ein Werkmann zusammenreimt, um einem Skribler die Leviten zu lesen, weil er ihn einen Fleischerknecht geheißen:

„Die Knechte such dir, wenn's beliebt,
Mach schnell dich auf die Beine,
An Orten, wo es welche giebt,
Hier unsre Zunft hat keine."

Diese Verse standen wirklich neulich in der Zeitung und haben mir große Freude gemacht. Sie zeigen doch an, daß der gewöhnliche Mann schon ein empfindliches Ohr bekommt.

Feodor Wehl.

München, den 19. November. Alle größern Städte Deutschlands, Wien und Berlin, Hamburg und Dresden finden in Ihrem Blatte ihre Vertreter und nur von unserm München nimmt Ihre „Elegante" und mit ihr fast alle norddeutschen Blätter nur selten Notiz und dann nur in kurzen Artikelchen. Woran das wohl liegen mag? Man irrt sehr, wenn man glaubt, die Münchner Atmosphäre sei nur von Bierdünsten geschwängert und allen geistigen Anregungen unzugänglich; im Gegentheile, keine Erscheinung auf dem Gebiete der Literatur, der Kunst und der Politik geht hier spurlos vorüber, und Heine's Gedichte und Jordan's Selbstvertheidigung werden in ebenso vielen Händen gefunden und mit ebenso vieler Begierde gelesen als in andern Kreisen Rammoser's Predigten und die Marienlieder von Guido Görres. Er ist freilich etwas bedächtig, der gute Münchner, und sparsam mit seinem Enthusiasmus, und es bringt ihn nicht so leicht etwas aus seiner Fassung, hat aber einmal eine Erscheinung, sie mag angehören welchem Gebiete sie nur immer wolle, einmal festen Fuß gefaßt, so kann sie einer nachhaltigen Wirkung gewiß sein, so muß ich z. B. in dieser Beziehung der „göttlichen Fanny" gedenken, wenn überhaupt der Ausdruck „festen Fuß fassen" bei einer so schwebenden Erscheinung Geltung haben kann. Das Publikum, durch den Enthusiasmus Bruder Jonathan's nur mißtrauischer gemacht, ging zum großen Theil etwas kühl und widerstrebend in's Theater, wurde aber von der wirklich unbeschreiblichen Anmuth und Lieblichkeit der Tänzerin so hingerissen, daß sich dieselbe bei ihrer sehnlich erwarteten baldigen Wiederkehr auf eine Aufnahme gefaßt machen kann, die der bei den Yankees wenig nachstehen dürfte. Der Zustand unsers Theaters ist übrigens seit Fanny's Abgang noch trostloser, als sonst, da auch das Ballet jetzt nicht mehr ziehen will. An Novitäten fehlt es unsrer Bühne nicht und man muß der Theaterverwaltung zum Lobe nachsagen, daß sie, wie vielleicht keine andre in Deutschland, alles Mögliche zur Aufmunterung junger Kräfte thut, und an ihr fehlt es wahrlich nicht, wenn unsre Theaterdichter keine Schiller und Goethe sind. So wurde erst vor einigen Tagen das Erstlingswerk eines jungen hiesigen Dichters aufgeführt, „Jacobea", von Knorr, das, trotz der vielen Mängel, nicht ohne Beifall über die Bretter ging. — Seit einigen Tagen bildet ein schauderhafter Doppelmord das Tagesgespräch, von dem Sie gewiß in den Blättern gelesen haben werden, der Mörder wurde in der Nähe von Passau eingefangen und gestern Nachmittag hierher gebracht. Tausende von Menschen füllten die Straßen an, welche der Verbrecher passiren mußte, an dem die Spuren der tiefsten Reue unverkennbar waren. Diesem tragischen Ereignisse steht ein sehr komisches gegenüber, das sich dieser Tage dahier zutrug. Auf dem Viktualienmarkte verkaufte ein als Bauer verkleideter Landgeistlicher, der seiner Köchin, wenigstens in finanzieller Beziehung zu mißtrauen schien, eine ziemliche Anzahl Gänse, wurde aber erkannt und der Polizei verrathen, worauf er unter dem Zubrang und Jauchzen der Gassenjungen den Markt verlassen mußte.

H.

Pecht, ein junger talentvoller Maler, hat sich auf einige Zeit in Leipzig niedergelassen. Wir sind so abgeschnitten von Malerschulen, daß ein namhafter Maler immer eine besonders interessante Erscheinung unter uns ist. Vor fünf oder sechs Jahren war Pecht schon einmal hier und war bekannt als guter Portraitzeichner auf Stein. Das bekannte Schillerbild nach Dannecker ist von ihm. Dergleichen genügte ihm aber nicht; er wollte malen und ging nach Paris, wo er mehrere Jahre in der Schule von Delaroche studirt und gearbeitet hat. Dann ist er nach München gekommen und hat dort seine Arbeiten neben deutschen Meistern fortgesetzt. Respekt vor der französischen Technik hat ihm den deutschen Sinn nicht stören können: dies zeigt das Glück, welches seine Bilder gemacht, und zeigen die Stoffe, welche er behandelt. Sie sind sämmtlich immer sogleich in München und im weiteren Süddeutschland verkauft worden. Er hat nichts mitbringen können; auch das einzige Bild, welches er vorausgeschickt, eine Darstellung der Heine'schen „Wallfahrt nach Kevlaar" ist kaum hier bei del Vecchio angekommen gewesen, als sie auch schon von einem böhmischen Kavalier gekauft worden ist. Hier beginnt er ein Bild aus Tyrol. Rasch wird es aber wohl nicht fertig werden, da ein so ausgerüsteter Portraitmaler in Oel unter uns eine Seltenheit und sogleich in Anspruch genommen ist. Dazu kommt, daß Pecht jedes Bild, auch das kleinste Portrait mit größter Sorgfalt in allen Theilen ausführt und zu einem vollständigen Bilde macht. Dies hat er mit den alten Malern gemein, es wird aber seinem Tyroler Bilde viel Zeit entziehn.

Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend, von Karl Friedrich Becker. Drei Theile. Siebente Auflage. Halle, 1844. — Es ist gewiß ein untrügliches Zeichen für den innern Werth eines Buches, wenn die Gunst des Publikums ihm Generationen hindurch treu bleibt. Becker ist seit dreißig Jahren todt und seine Erzählungen aus der alten Welt treten wieder in einer neuen Ausgabe an's Licht. Unsre Jugend hätte freilich bis zum spätesten Greisenalter vollauf zu thun, wenn sie nur das Beste von demjenigen lesen sollte, was heutzutage für sie geschrieben, gedruckt und illustrirt wird; darum soll ihr vor allen das bewährte Gute dargereicht werden. Dazu gehört unstreitig das Becker'sche Buch, welches in seiner anspruchslosen und doch ansprechenden Form ganz geeignet ist, jugendliche Gemüther durch die Milch des Alterthums auf das Mark desselben vorzubereiten. Auch äußerlich erscheint es in verjüngter und heiterer Gestalt, nämlich sauber kartonirt, auf feinem Maschinen-Velinpapier gedruckt, mit 15 hübschen, gut ausgeführten Stahlstichen nach Flaxman u. A. geschmückt, und endlich — zu vermindertem Preise (früher $3^1/_2$, jetzt $2^2/_3$ Thaler). Was verlangt man mehr, oder richtiger: was verlangt man weniger? Und so stellen wir auch dieser neuen Ausgabe eine gute Prognose, nicht zweifelnd, daß schon die herannahende Weihnachtszeit sie erfreulich bestätigen wird. X.

Französisches Feuilleton. Dumas ist bekanntlich ruinirt in der öffentlichen Meinung, weil er so viel Romanen und Stücken Anderer seinen Namen geliehn. Um sich wiederherzustellen hat er seine alleinige Thätigkeit der „Presse" verdungen. Es heißt für 60,000 Franf jährlich. Diese Zahl ist wohl möglich; der Zusatz: er müsse dafür jährlich 24 Bände schreiben ist Uebertreibung. Mit all diesen Zahlen wird von der französischen Presse tapfer gelogen, und wir sollten weniger eilig sein, die Uebertreibungen nachzuerzählen. So erzählt jetzt die Leipziger Zeitung, der Courier français habe Viktor Hugo für dessen neusten Roman „Quinquengrogne" die Hälfte des Eigenthums vom Journal angeboten, wenn er ihn dem Feuilleton desselben überlassen und diesem überhaupt seine literarische Thätigkeit zuwenden wolle. — Thiers' Geschichte des Kaiserreichs ferner werde im Feuilleton des Constitutionel erscheinen. Das läßt sich schon eher hören, da die bereits selbständig gedruckten Bände das Consulat betreffen, also einem selbständigen Anfange mit dem Kaiserreiche nicht im Wege sein würden. Sue ferner habe dem Constitutionell zu Ausgang des Jahres 1845 oder für den Anfang von 1846 einen neuen Roman „die sieben Todsünden" kontraktlich zugesagt. Jetzt heißt es, es sei ihm dafür ebenfalls Eigenthumsrecht am Constitutionell gesichert. Der arme Chateaubriand endlich sei durch Geldmangel genöthigt worden, seine immer nur für den Fall seines Todes verheißenen Memoiren, „mémoires d'outre tombe" an die „Presse" zu verkaufen zu sofortiger Veröffentlichung, und zwar für ein baares Kapital von 80,000 Franken und eine Leibrente von 4000. — Man vergesse nicht, daß die französische Presse sich stets durch Angabe großer Honorare dem Publikum zu empfehlen sucht. Eins freilich ist dabei offen und sicher: das Feuilleton verschlingt Alles, auch die Politik.

Ronge's Brief gegen die Wallfahrt steigt wie eine Ueberschwemmung. So beginnen große historische Ereignisse. Es steht nun wohl bevor, daß Ronge mit positiven Artikeln auftreten werde. Von der Fassung derselben wird es abhängen, ob er wirklich den

Katholizismus vom Römerthume lösen kann. Diese Fassung ist von unermeßlicher Wichtigkeit: sie kann eine religiöse Gemeinschaft veranlassen, um welche sich nicht nur die Gemäßigten des Katholizismus, sondern auch die Gemäßigten des Protestantismus schaaren, so daß die Ultras beider Kirchen, dort die Römer, hier die Formelgläubigen und Pietisten vereinsamt übrig blieben, und Deutschland wieder erhielte, was es zu schmerzlichem Nachtheile seiner Einheit verloren hat, einen Kern religiöser Einheit. — Der Pfarrer aus Schneidemühl, welcher ebenfalls bereits außerhalb der römisch-katholischen Kirche steht und eine kleine Gemeinde um sich hat, ist aufgetreten mit einer Erklärung gegen den Cölibat. Das ist allerdings ein sehr wirksames Thema, aber er hat darin gefehlt, daß er es zu leicht, fast humoristisch darstellt. Bei solchen Gelegenheiten wirkt nur der strengste Ernst.

Wallenstein ist bei den Autoren jetzt sehr in Gunst. Nicht nur Historiker beschäftigen sich neuerer Zeit viel mit ihm und haben der Waldstein'schen Familie wenigstens einen Vergleich von der östreich'schen Regierung in dem angeregten großen Güterprozesse errungen, auch schönwissenschaftliche Autoren wählen ihn zum Helden. Willkomm hat einen vierbändigen Roman „Wallenstein" gebracht, welcher das ganze geschichtliche Leben des Friedländers umspannt, Herloßsohn ist in des Kriegers Jugend zurückgegangen und hat einen Roman gegeben „Wallenstein's erste Liebe."

Jakob van der Nees ist soeben in den unvermeidlichen drei Bänden erschienen, und der Verleger begeht in der Ankündigung die Unvorsichtigkeit, zuversichtlich zu sagen: die Romane der Paalzow seien neuerer Zeit die einzigen, welche Werth und Dauer besäßen. Welche ungünstige Stellung bereitet er dadurch dem Romane, dessen Vorgänger Thomas Thyrnau ohnedies schon die erregten Erwartungen unbefriedigt gelassen.

Max v. Eigl, Roman in drei Bänden von Storch, ist ebenfalls in diesem Augenblicke erschienen.

Hartmann's Gedichte werden im December in einer schön ausgestatteten Sammlung bei J. J. Weber, Verlag der illustrirten Zeitung, erscheinen. Unsern Lesern haben wir schon einige Gedichte von Moritz Hartmann mittheilen können, und was wir übrigens von der Sammlung gesehn, verspricht uns die Bereicherung mit einem Bande Gedichte, welcher sich den Sammlungen von Lenau, Grün, Beck würdig anschließt. Hartmann ist verwandter Landsmannschaft, er ist ein Böhme.

Zedlitz hat diesen Sommer am Schlierſee ein neues größeres Gedicht begonnen, und es steht zu hoffen, daß ihm der Winter in Wien die Vollendung desselben gestattet.

Entgegnung.

Herr Redakteur!

Schon öfter fand ich in den Berliner Korrespondenzen Ihres geschätzten Blattes Ausfälle, meistentheils witzige, gegen das durch die Julirevolution der Krone und des Vaterlandes beraubte königliche Haus von Bourbon. Es war mir schmerzlich das Unglück verspottet zu sehn, aber ich schwieg, so lange Ihr Hr. Korrespondent nicht geradezu unredlich verfuhr. Jetzt nun erzählt Ihr Hr. Korrespondent, mit dem nicht gerade edeln Zusatze ‚die Katze läßt das Mausen nicht', „der letzte Sproß der ältern Linie des Hauses Bourbon habe sich ‚Henri de France' im Fremdenbuche des Berliner Museums gezeichnet und dennoch in allen Blättern bekannt gemacht, er wolle sich nur ‚Comte de Chambord' nennen." Diese Mittheilung ist nicht redlich, denn im November 1843 war Heinrich von Frankreich in Berlin, und erst im Juli 1844 erließ er jene Bekanntmachung. Das unedle Sprüchwort aber hat darum hier gar keine Bedeutung, und Ihr Hr. Korrespondent hat dem unglücklichen Prinzen Unrecht gethan. Uebrigens mag man über die Thronrechte und Revolutionsrechte urtheilen wie man will, der Hr. Graf v. Chambord bleibt in jedem Fall doch ein geborner Prinz von Frankreich — warum also dürfte er sich nicht Henri de France unterzeichnen! — Ich hoffe, mein Hr. Redakteur, daß Sie diesen Zeilen ebenso gern einen Platz in Ihrem geschätzten Blatte gönnen werden, als ich überzeugt bin, daß Sie, ein deutscher Dichter, auch fremdes Unglück zu achten verstehen. Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener

Altenburg, den 25. November. George Hesekiel.

Red.: Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hierbei: Die Mode № 49.

№ 49. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Moden.

Die beiden heutigen Modebilder, Nr. 100 und 101 vertreten in den drei Damenfiguren die Hauptmoden des Tags. Der Hausanzug der sitzenden Dame auf dem Bilde Nr. 100 ist ein Beleg, wie sehr die hohen, glatten Ueberröcke noch in Gunst bleiben, weil sie in der That allen regelmäßig geformten Figuren sehr vortheilhaft sind. Von Sammt, dem Hauptstoffe dieses Winters, von Seide, von Tuch und allen andern festen Wollenzeugen führt man diesen Schnitt aus. Sehr oft verändert man diesen glatten Taillenschnitt dahin, daß man eine halbe Elle lange, rings um die Taille laufende, Schöße anfügt und daß man ihm Brustklappen und Aermelaufschläge giebt. Fliegende Röcke und vorn geöffnete Brusttheile gehören dem beendeten Herbst an, der Winter zieht die glatte geschlossene Taille vor. Der geschnürte Litzenausputz auf den Kleidern fiel rasch der ordinärsten Nachahmung anheim und verschwand daher längst aus der Mode; als ein sehr gefallender Ersatz desselben ist der Bordenbranbenbourg, wie ihn die sitzende Dame zeigt, anzusehn. Diese Art Ausputz ist außerordentlich modisch, man macht auf Sammtkleider die dazu gehörigen Borden von dichter Seidenwirkerei oder von durchbrochener Posamentierarbeit und die Knöpfe von Gold oder Glasfluß. Auf seidnen und wollnen Kleidern sind Borden und Knöpfe meist von Sammt gewählt. Aller Sammtausputz hält sich überraschend fest in Mode und nur die Posamentier-Brandenbourgs machen ihm neuerdings den Rang streitig. Die Brandenbourgform ist für alle Art Ausputz ganz neumodisch.

Auch der Doppelkragen und die Doppelmanschetten des vorliegenden Hausanzugs sind als modern zu bemerken, letztere insbesondere gefallen sehr zu den neuen langen Aermeln, die man nicht mehr halblang trägt, sondern die man nach dem Handgelenk zu, nur wie etwas zu kurz schneidet. Noch bleibt der Kopfputz der sitzenden Dame zu erwähnen, der eine Art Fanchontuch bildet und die modischste Koketterie zeigt. Man verfertigt diese Form von schwarzer und weißer Spitze mit geschlossenem Kopf und offen, mit dem einfachsten und gesuchtesten Ausputz, kurz diese Form ist sehr Mode. Als coiffure créole ist dieses Tuch eine Ballcoiffüre, wo es dann aus einem durchbrochenen Goldnetz besteht, das mit Goldspitzen umrändert und mit Steinagraffen gefaßt wird.

In Bezug auf Hausanzüge ist noch zu bemerken, daß die Schoßspenzer von Sammt dafür sehr beliebt und kleidsam sind. Zuerst erschienen sie nur in schwarz mit schwarzem Rock und sind auch so noch immer am häufigsten getragen. Doch hat man neuerdings allerliebste Modells derselben von violet oder vollgrünem Sammt mit gleichfarbigen Seidenröcken angefertigt. Jedoch nur mit gleichfarbigem und streng zupassendem Rock ist solch ein bunter Spenzeranzug elegant. Au-

ßer violet und grün, sieht man viel dunkelgranat- und vollblaufarbige Stoffe zum Mittelanzug gewählt. Die im vorigen Winter neuen Zebrakleider führt man unter andern Namen wieder an. Dies sind nämlich abgepaßte, quergestreifte Kleider, deren Röcke so gewirkt sind, daß die breiten Streifen um den untern Rand fast ¼ Elle breit sind und daß die höheren folgenden bis zur Taille immer schmäler werden. Die Brusttheile der glatten hohen Taille dieser Kleider werden so schräg genommen, wie die gestreiften Herrenwesten, wo die Streifen von der Achsel aus in der Brustmitte zusammentreffen.

Die zweite Figur des Blattes, Nr. 100, trägt eine der vielen Winterhüllen, die täglich mit kleinen Façonveränderungen und anders zusammengestelltem Anputz neu erscheinen. Auffallend ist davon nur, daß, je näher der Winter mit der Nothwendigkeit warmer Umhüllung kommt, desto kürzer werden die Röcke der Ueberwürfe. Insbesondere alle Pardessüs, Twines, Paletots und Pelze berühren mit dem Rand ihres Rockes kaum die Knie. Diese letztgenannten Schnitte in Sammt ausgeführt und mit grell buntem Plüsch gefüttert, und vor allen der die Figur abzeichnende Pardessü und Pelz ist nur im Wagen, aber da in reichster Schönheit, oder am Arm eines Herrn auf dem Spaziergang gestattet. Für den Stadtanzug zu Fuß ist eine mehr umhüllende Form von schwarzen Stoffen gemacht, am gebräuchlichsten.

Der Stadtanzug unseres Bildes trägt noch eine der unzähligen Capoten, die jetzt die Modemagazine überschwemmen und die ihren Höhepunkt erreicht haben und wieder der Hutform weichen müssen. In der Art, wie die abgebildete Capote, nämlich mit bloßem Bandausputz geschmückt, ist der beste Genre zum Stadtanzug. Oft erwähnt man auch eines Ausputzes der Atlascapoten mit Sammtbändchen, das sie streift oder sie wie ein Netzgeflechte überzieht, doch müssen dann sehr reiche schwarze Spitzen und sehr guter Geschmack diese zweifelhafte Eleganz ausgleichen. Neu ist eine lichtfarbige Capote, deren Schirm und Kopf in Gattermustern abgesteppt ist, und wo jeder Stich mit einer gestickten Linse in der Farbe des Hutes abschattirt, bedeckt ist. Zur wirklichen Hutform, die nur dem vornehmsten Anzug zukommt, ist der Ausputz mit Federn unerläßlich. Der Sammt, der Pelz und die Feder sind unzertrennlich und die größte Mode dieses Winters. Höchst interressant sieht eine Federcoiffüre aus, der plumet d'Ibrahim. Dies ist eine ¾ Elle lange, weiße, mit Silber gesprenkelte oder buntschattirte Feder, die wie ein Turban gewunden ist und wie ein Turban sich um den Kopf drappirt, und mit der Spitze auf die Schulter fällt.

Der Muff dieses Winters wird vorzugsweise von Hermelin gemacht, besonders wenn er als einziges Pelzstück des Anzugs erscheint. Zum vollständig mit Pelz verbrämten Anzug ist der Marder, der Zobel und die Grebe sehr gesucht.

Auf dem Modebilde Nr. 101 sieht man die modische Art moderner Soiréeanzüge. Die glatte, sehr lange und sehr steife Schneppentaille ist darin der unschöne Modeschnitt des Winters. Unschön ist dieser Panzer auch darin, daß diese Schneppe in dem natürlichen Tailleneinschnitt noch sehr breit ist und dadurch etwas brettbreitgedrücktes giebt. Berthen oder Drappirungen umfassen nach Wahl den Ausschnitt, doch ist jedenfalls eine volle und bauschige Brustgarnirung nothwendig, die sehr lang gezogene Büste in's wohlthuende Ebenmaaß zu bringen. Die kurzen Aermel putzt man daher auch reicher und breiter als bisher aus. Der doppelt aufsteigende Schürzenbesatz der vorliegenden Putztoilette ist auf schweren Kleidern sehr viel angebracht und entspricht dem Brandenbourg-Geschmack der Mittelkleider. Ueber die Sortie du Bal, wie die Bildbame eines in etwas schwerem Schnitt trägt, so wie über die Coiffüre läßt sich nicht bestimmteres sagen, jedes Einzelne folgt einer andern Phantasie und ist modisch, wenn es kleidsam ist. Daß man Puderfrisuren wieder nennt, ist ein neuer Versuch vom vorigen Jahre, den höchstens der Carneval einzelnen Erfolg giebt. Junge Mädchen ringeln öfter die Spitzen ihres Scheitelhaars hinterm Ohr zu einer langen Locke, und Frauen tragen das wohl auch, wenn der Kopfaufsatz dadurch gewinnt. Sonst sind die dicken Locken, wie der glatte Scheitel gleichmäßig getragen.

Die Ballkleider sind immer mit zwei oder drei Röcken gemacht, wovon der oberste manchmal eine kurze, offne Tunika ist. Ein anderes Mal ist der oberste, kürzere Rock rund zu und vorn mit zwei Blumenketten etwas aufgezogen, oder noch anders sind die Röcke gleich lang und der oberste ist ringsum mit Blumen oder Bandagraffen, bauschig etwas in die Höhe gerafft. Mit buntfeidnen und mit Gold gewirkten Borden besetzt man Ballkleider oft auf den Saum und verziert dann mit einem gleichfarbigem Posamentier-Brandenbourg den obern Rock. Natürlich sind nur leichte Stoffe, wie Crepp, Organdi, Flor, Tüll u. s. w. zu Balltoiletten verwendet. Eine sehr graziöse Ballcoif-

für: ist die coiffure sirène, dies ist ein dicker Kranz von Moos, Corallen, Schilf und Wasserblüthen zusammengestellt. Die coiffure druidique von goldnen und grünen Eichenblättern oder Schilfblättern gebunden, ist auch sehr hübsch zum Ball. J.

Herren und Damen in Paris.

An einen der vielen Mißtöne des pariser Salons — schreibt F. v. Gall aus Paris — kann ich mich noch immer nicht gewöhnen, und werde auch wohl in steter Opposition mit demselben bleiben. Ich meine nämlich die Gleichgüttigkeit, wenn nicht Unhöflichkeit, welche die Herren, offenbar absichtlich, den Damen gegenüber zur Schau tragen. Wenn z. B. eine erschöpfte Dame vergebens einen leeren Platz sucht, und ganz in der Nähe eines bequem und behaglich in einem Sessel liegenden Herrn, nicht ohne arrière-pensée so laut ihre Noth klagt, daß es von diesem vernommen werden muß, so wird er nur ausnahmsweise die Höflichkeit haben, seinen Platz der Dame anzubieten.

Diese absichtliche Nichtachtung der Damen in der Gesellschaft, das Streben, Unterredungen mit ihnen eher zu vermeiden als aufzusuchen, tritt jetzt hier in Paris in so vielfältigen, scharfen Formen hervor, daß man sich über die Existenz dieser Eigenthümlichkeiten durchaus nicht täuschen kann. Eine Folge davon ist denn auch unter Anderem, daß, wenn die jungen Männer der vornehmen Welt sich verheirathen, sie nur selten ihrem Herzen folgen, sondern andere Rücksichten, namentlich die auf Vermögen, gelten lassen, und sich daher gewöhnlich nur entweder pour avoir une position dans le monde unter das eheliche Joch beugen, oder um das eigene Vermögen durch einen vortheilhaften Handel noch um Vieles zu vermehren. Hierzu ein Beispiel.

Auf einem Balle hatte ich mich mit einigen jungen Franzosen aus dem Kreise meiner Bekannten in eine behagliche Ecke zurückgezogen, um dem Gedränge auf einige Zeit zu entgehen. Einer aus unserer Mitte sagte hier zu einem Freunde in spöttelndem Tone: „On me dit que tu cherches une femme; est-ce vrai?" Worauf mit der größten Ruhe und Gleichgültigkeit, als handle es sich nur um eine Kleinigkeit, erwiedert wurde: „Non, je n'y pense pas; mais je crois que mon père m'en cherche une; je m'en soucie guère, pourvu qu'elle ait de la fortune." Die Art, wie dies ausgesprochen und von den Uebrigen aufgenommen wurde, war mir für einen, wenn auch kleinen Theil der Jugend charakteristisch.

Es ist heut zu Tage, namentlich einem jüngeren Manne, nichts leichter, als in den großen Zirkeln der Hauptstadt ein ihm vortheilhaftes Aufsehen zu erregen. Er hat zu der Erreichung dieses Zweckes weiter nichts nöthig, als ein höfliches, zuvorkommendes Benehmen den Damen gegenüber zu beobachten, sich häufig mit ihnen zu unterhalten, und überhaupt ein gewisses Interesse an dem geselligen Leben zu zeigen. Wenn er zu diesen Eigenschaften auch noch einige Tanzlust und Tanzfähigkeit mit nach Paris bringt, und nur einigermaßen gut protegirt, d. h. in einige angesehene Salons eingeführt ist, so gilt er bald für einen liebenswürdigen Mann, den man gern im Salon erscheinen sieht, und dem sich leicht die Pforten guter Häuser öffnen.

Eine andere nicht sehr angenehme Eigenthümlichkeit der meisten Personen der hiesigen Gesellschaft besteht darin, daß sie, wenn irgend Jemand, einerlei aus welchem Grunde, in den Salons ihre Aufmerksamkeit auf sich lenkt, sie diese ganz ohne alle Berücksichtigung der betreffenden Person zu erkennen geben. Erscheint z. B. im Salon eine auffallende Schönheit, so wird sie nicht allein auf die unbescheidenste Art mit bloßen und bewaffneten Augen gemustert und bewundert,

sondern man spricht ganz in ihrer Nähe so unverholen und so laut seinen Enthusiasmus aus, als wenn man vor einem schönen Bilde stände.

Feuilleton.

* Die neueste Manie, die jetzt an der Mode ist, ist die Rebusmanie. Charade und Räthsel sind verlassen und verschmäht. In der kleinsten Provinzialstadt kaum haben sie eine Zufluchtsstätte. Ich habe gesehen, wie sich die letzte Charade in die Arme des letzten Logogryphs warf: dies bildete einen Rebus, der „Verzweiflung" bedeutete.

Ueberall herrscht der Rebus; er trägt sich stets nach der neuesten Mode, er läßt sich von berühmten Künstlern illustriren, er hat in die elegantesten Boudoirs Zutritt; er ist der König der Mode, morgen kann er mit der Polka sich vermählen.

Auf den nächsten Kunstausstellungen wird man gemalte Rebus sehen.

Gestern erhielt ich eine Einladung zu einer Soirée. Am Schlusse des Billets stand das niederschmetternde Postscript:

„Man wird tanzen und Rebus rathen."

* In den letzten Wochen fuhr eines Tages eine hübsche, junge Dame in Paris vor dem Laden von Melnotte vor, dem berühmtesten Schuhmacher, bei dem fast alle Aschenbrödel von London und Paris ihre Chaussure fertigen lassen. Die junge Dame schlüpfte leicht über das Trottoir, trat in den Laden und setzte sich. Sie ist des Französischen nur sehr wenig mächtig, ihre Worte werden mehr errathen als verstanden; sie zeigt ihren Fuß, einen zierlichen Fuß, sie hat Pantoffeln an — einem hübschen Mädchen muß man etwas Unbesonnenheit nachsehen; sie ist ausgegangen, ohne bemerkt zu haben, daß sie einen unvermeidlichen Theil ihrer Toilette vergessen habe; sie braucht ein Paar Schuhe. Man beeilt sich, die elegantesten zu bringen; es findet sich ein passendes Paar und ihre Füße werden damit bekleidet. Die Unbekannte steht auf und thut einige Schritte; da schon die Dämmerung eintritt, so öffnet man die Thür des Ladens, damit sie am Eingange desselben die Schuhe besser ansehen könne. Auf einmal bleibt ein Vorübergehender stehen, nimmt den Augenblick wahr, wo die Dame nur ihre Schuhe betrachtet, reißt ihr den kleinen Beutel, den sie am Arme trug, weg und eilt fort. Die Fremde verfolgt ihn sofort, er biegt in eine Seitenstraße ein, sie eilt ihm dahin nach und bald verschwinden Beide. Alle im Laden Melnotte's Anwesenden waren herausgeeilt, um die Entwickelung dieses unerwarteten Schauspiels abzuwarten; sie bedauerten die arme Frau, die ein Opfer dieses kühnen Streiches geworden war; aber sie sahen sie nicht wiederkommen, sie haben sie überhaupt nie wieder gesehen, sie erwarten sie heut noch. Melnotte ist um ein Paar Schuhe und der Fiaker um sein Fahrgeld gekommen.

Ein Seitenstück zu diesem Vorfalle ist folgender. Der verstorbene Rougemont, Verfasser mehrer beliebter Schauspiele, war auch durch seine Wohlthätigkeit bekannt. Eines Morgens kommt ein ältlicher Mann zu ihm, der sich als einen Unglücklichen aus der Provinz vorstellt; er hat viel Leiden gehabt, aber Augen und Stimme sind noch gut und er wünscht sehr, durch Herrn Rougemont's Vermittelung als Souffleur unterzukommen. Ehe dies aber gelingt, wird er vor Hunger sterben, wenn der großmüthige Wohlthäter der Künstler ihm nicht bald zu Hülfe kommt. Einem so gewandten Mann und geschickten Sprecher, wie dieser Mann ist, muß man entweder nichts oder etwas Anständiges reichen: Herr Rougemont läßt ein Fünffrankenstück in seine Hand gleiten und bedauert, nicht mehr mit Glücksgütern gesegnet zu sein. Der Bittsteller geht, mit Thränen in den Augen und von Dankbarkeit durchdrungen.

Zwei Stunden später kommt Hr. Rougemont auf das Café des Variétés, wo er täglich bescheiden zu frühstücken pflegt. Wen sieht er vor einem guten Stück Gänseleberpastete und einer Flasche Sauternes? Den Souffleur-Candidaten, der, ohne verlegen zu werden, aufspringt und ihm zuruft:

„Ah! mein theurer Herr Rougemont! wie freue ich mich, Sie zu sehen! Kommen Sie, nehmen Sie neben mir Platz, und wenn ich Ihnen rathen darf, so wählen Sie Gänseleberpastete, sie ist vortrefflich!"

* Ein Deutscher, Johann Gottlieb Krüger, Preuße von Geburt, der sich in der

französischen Fremdenlegion in Algerien hatte anwerben lassen, war bald der Strapatzen und des elenden Zustandes so müde geworden, daß er zu desertiren beschloß. Er ging nach der Wüste zu und wurde von Arabern an einem Orte tief im Lande gut aufgenommen. Aber ein Häuptling hatte doch etwas von den Franzosen gehört und dies genügte, daß Krüger bald als Feind behandelt ward. Der Häuptling kündigte ihm an: „Ich bin von den Bewohnern dieses Dorfes beauftragt, Dir mit diesem neuen Schwerte den Kopf vom Rumpfe zu hauen und ihn hier in diesen neuen Topf zu werfen." Wie dem Armen bei einer solchen Anrede zu Muthe gewesen sein muß, läßt sich eher denken als beschreiben. Er nahm aber alle seine Seelenstärke und Entschlossenheit zusammen und fragte, ob die Execution gleich vor sich gehen müßte; wenn dem so wäre, so bäte er nur, da er wohl einsähe, daß jeder Widerstand vergebens sein würde, es kurz zu machen. Darauf erwiederte ihm der Araber mit der größten Gelassenheit: „Eile hätte es damit nicht, er könne die Nacht noch ruhig schlafen (!) und die Hinrichtung könne bis zum andern Morgen verschoben bleiben." Und damit ward Krüger allein gelassen.

Früh am andern Morgen hatten sich viele der Dorfbewohner in seinem Gemache eingefunden und gegen 6 Uhr wurde er nach dem Marktplatze abgeführt. Es hatte sich noch viel Volks versammelt, und alle drängten sich dermaßen zu ihm heran, daß er sich kaum rühren konnte. In dieser Lage blieb er bis zehn Uhr, jeden Augenblick seines Henkers gewärtig; statt dessen brach sich aber ein alter Derwisch, ein heiliger Priester, der mit einem tüchtigen Prügel rechts und links auf das Volk schlug, damit es ihm Platz mache, Bahn zu ihm. Dieser nahm ihn sodann bei der Hand und führte ihn zu einem großen Baum, wo er sich setzen mußte; hiernach nahm er ihm seine europäische Kappe vom Kopfe und umwand diesen mit einem Turban; endlich ließ er durch einen seiner Leute auch noch einen türkischen Anzug holen und staffirte ihn so völlig als Muselmann aus. Hierauf mußte er das Glaubensbekenntniß der Muhammedaner nachsprechen und ward dann vom Volke aufs Freundlichste aufgenommen. Er nahm einen arabischen Namen an und lebt jetzt sehr geachtet bei den Arabern.

* Chinesisches Ceremoniel. Eine Einladung zu einer Privatfestlichkeit wird einige Tage zuvor in einem carmoisinfarbigen Billet an den Gast gesendet, in welchem die festgesetzte Zeit genannt ist, und die Bitte hinzugefügt wird, der Gast möge „die Erleuchtung seiner Gegenwart" nicht entziehen. Die Visitenkarten entsprechen rücksichtlich ihrer Größe dem Range des Besuchers. Name und Titel stehen in der Mitte (die chinesische Sprache wird in perpendicularen Columnen geschrieben, nicht in horizontaler Linie wie bei uns) eines gefalteten Bogen rothen Papiers, mit Goldsaum verziert; je höher nun der Rang, desto größer der Bogen Papier, natürlich aber nur bis zu einem gewissen Maße. Wird der Besuch am Morgen abgestattet, so ist diese ungeheure Visitenkarte weiß, mit blauen Buchstaben.

* Das New Monthly Magazine persiflirt die neue französische Mode, sich das Barthaar stehen zu lassen, in folgender Weise:

Voltaire hat von seinen Landsleuten gesagt, sie wären eine Mischung von Affen und Tigern; das hat sich aber verändert, und man kann die neue Generation als eine Mischung von Affen und Ziegen ansehen.

Der Bart ist nicht mehr, wie vorher, ein Appendix des Mannes, sondern der Mann ein Appendix des Bartes.

So ein Trupp junger Franzosen macht sich wie eine Heerde Ziegen oder wie der wandernde Wald von Birnam.

Wenn die Schönheit uns schon bei einem Haare führt, was muß da erst die Männerwelt mit so viel Haaren, als Sand in der Wüste und Sterne am Himmel, ausrichten.

Wenn man den natürlichen Hang zur Proselytenmacherei erwägt, so darf man sich gar nicht verwundern, wenn Frankreich, nachdem es sich selbst bärtig gemacht hatte, nun auch England einen Bart zu machen suchen sollte.

* Das Hotel des Barons von Rothschild in Paris entspricht an Größe keineswegs den Vorstellungen, die man sich wohl davon machen dürfte. Die innere Einrichtung ist aber im höchsten Grade reich und prachtvoll. Wenn man von einem Balle bei Herrn v. R. sprechen hört, wenn man die Berichte darüber in den öffentlichen Blättern liest, so ist man geneigt, sich in allen Beziehungen ein so glänzendes Fest vorzustellen, wie es die geschäftigste Phantasie nur zu zu schaffen vermag. Man denkt sich ein großes Palais als würdigen Sitz unermeßlichen Reichthums. Man denkt sich Reihen von Salons, von denen einer den andern an Pracht überbietet, und erblickt im Geist allenthalben ganz besondere, von dem Gewöhnlichen abweichende, festliche Verzierungen. Mit einem Worte, man glaubt gewöhnlich, daß von Etwas die Rede sei, was kaum seines Gleichen habe. Wohnt man aber diesen Fêten bei, dann muß man, der Wirklichkeit gegenüber, auch hier, wie leider so oft im Leben, von dem Olymp der glänzendsten Vorstellungen etwas

herabsteigen. Die Räume, in welchen sich eine ungemein große Gesellschaft zusammendrängt, entsprechen in Allem nicht den Erwartungen des Neulings. Der Tanzsaal z. B. ist so klein, daß kaum 20 bis 30 Paare, nach deutschen Begriffen, sich nur einigermaßen frei darin bewegen können. An einem passenden Platz für die Musik fehlt es ganz; sie wird, aus 6 bis 8 Musikern bestehend, an einer Seite des Saales placirt. Der Speisesaal ist so eng und klein, daß an dem gedeckten Tische höchstens 20 Personen auf einmal Platz nehmen konnten. Einzelne Zimmer sind indeß mit seltenem Luxus eingerichtet.

* Von den Eigenheiten berühmter Musiker hat man schon manchmal gehört. Die nachstehenden Notizen, die einer Zusammenstellung von solchen entlehnt sind, sollen damit nicht als echt garantirt werden.

Gluck pflegte sein Clavier ins Freie, am liebsten auf eine Wiese stellen zu lassen: eine weite Aussicht, klarer Himmel, Sonnenschein und ein paar Flaschen Wein ließen ihn die prächtigen Melodien seiner Iphigenie und Alceste finden.

Ganz im Gegensatze hierzu konnte Sarti nur in einem großen, aber dunkeln Saale arbeiten. Nächtliche Stille und düsterer Lampenschein waren ihm nöthig, wenn er die feierlichen Gedanken, die seinen Styl charakterisiren, produciren sollte.

Cimarosa verlangte das Geräusch einer lebhaften Unterhaltung; unter Lachen und Scherzen mit seinen Freunden componirte er am liebsten und glücklichsten, und eine seiner schönsten Arien erfand er auf einer Lustpartie in den Umgebungen von Prag.

Sacchini konnte keine Note schreiben, wenn er nicht neben seiner jungen Frau saß und eine Familie von Katzen, die er sehr liebte, in seiner Nähe spielte. Den niedlichen Bewegungen der letzteren versichert er die glücklichsten Motive seines Oedipus auf Colonos zu verdanken.

Traetta hielt sich zur Zeit der Abenddämmerung gern in schwach erleuchteten Kirchen auf: man rühmt den ergreifenden Eindruck, den mehre Stücke seiner Sophonisbe machten. Bei Gelegenheit dieser Oper charakterisirte er übrigens mit einem einzigen Zuge und sehr scharf die Manier der französischen Sänger seiner Zeit. Als er nämlich nicht wußte, wie er den Grad von Stärke bezeichnen sollte, mit dem er den Ausruf ach! vor der Primadonna gesungen wissen wollte, schrieb er über diese Note: un urlo francese (französisches Heulen).

Zur Anregung seiner Erfindungskraft liebte es Salieri, eiligen Schrittes durch die frequentesten Straßen zu eilen. Bei diesen Wanderungen war er mit einer kleinen Büchse voll Conföturen, einer Schreibtafel und einem Bleistift versehen; so machte er, den Stock in der Hand, auf musikalische Ideen Jagd und sobald er eine erhascht hatte, warf er sie flüchtig auf das Papier.

Von Ferdinand Paer erzählt Carpani, daß er im Gespräch mit seinen Freunden zu componiren pflegte und daneben immer noch die Muße fand, zu gleicher Zeit auf seinen Bedienten zu zanken, seine Frau und Kinder zu schelten und seinen Lieblingshund zu liebkosen.

Paisiello konnte keine Note erfinden, wenn er nicht im Bette lag. Zingarelli versetzte sich, ehe er an's Componiren ging, in höhere geistige Regionen, er las ein paar Stellen aus den Kirchenvätern, oder aus den Classikern, und so vorbereitet schrieb er in wenigen Stunden einen Act seines Pyrrhus oder Romeo und Julie nieder.

Carpani erzählt auch von einem Bruder des berühmten Anfossi, und gleich diesem sehr musikalisch gebildet, der auf eine sehr seltsame Weise sich zum Componiren anzuschicken pflegte. Er setzte sich nämlich, nicht an ein Clavier, sondern an einen Tisch, auf den er mehre Schüsseln mit gebratenen Kapaunen, dampfenden Bratwürsten und dergl. auftragen ließ. Mitten in diesen Wohlgerüchen hatte er die zartesten Inspirationen.

* Ein Jagdvergehen. Herr Santenet, seines Gewerbes ein Ebenist, steht vor dem Zuchtpolizeigericht.

Der Gensdarme, der ihn angezeigt hat, erklärt, er habe ihn jagend getroffen in der Umgegend von Montfaucon; Herr Santenet habe geläugnet, daß er jage, aber er habe noch einen kleinen eben geschossenen Vogel in den Händen gehalten.

Der Präsident: „Herr Santenet, was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung zu sagen?"

Der Angeklagte: „Ich habe zu sagen, daß ich etablirt, patentirt, Nationalgardist, Wähler und Geschworner bin, und daß mein Wort wohl ebenso viel gelten muß, als das eines Helfershelfers der Willkür."

Der Präsident: „Ich fordere Sie auf, die Ausdrücke zu überlegen, deren Sie sich bedienen; sodann muß ich Ihnen bemerklich machen, daß Sie noch gar nichts gesagt haben und daß wir also noch gar nicht über das Gewicht Ihrer Erklärungen urtheilen können."

Der Angeklagte: „So will ich mich erklären . . . Der Gensdarme sagt, ich hätte ihm geläugnet, daß ich jagte: ich habe ihm blos gesagt, daß ich nicht Geflügel jage, sondern Ratten, einfache häßliche Ratten."

Der Gensdarme: „Gehen Sie doch! Sie hatten einen Hund bei sich; wenn Sie hätten Ratten jagen wollen, hätten Sie eine Katze mitgenommen.

Der Angeklagte: „Wenn Sie nur die mindesten naturgeschichtlichen Kenntnisse besäßen, so wüßten Sie, Gensdarme! daß der Hund der Todfeind der Ratten ist.“

Der Präsident: „Sie schossen aber Vögel so geschickt, daß Sie eben einen in der Hand hielten, als der Gensdarme Sie traf.“

Der Angeklagte: „Das war nichts als eine Ungeschicktheit meinerseits, wie sie bei jedem Jäger vorkommen kann; man zielt auf eine Ratte und schießt einen Vogel, das kommt alle Tage vor. — Ich muß Ihnen aber noch mehr sagen: ich jagte die mehrbesagten Ratten mit meiner Nationalgardenflinte, und eine Flinte, Herr Präsident! die zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung bestimmt ist, kann sich keiner gesetzwidrigen Handlung schuldig machen.“

Dessenungeachtet wird Herr Santenet zu 50 Franks Geldbuße und Confiscation der Flinte verurtheilt.

Santenet: „Confiscirt! Mein Nationalgardengewehr confiscirt! — Nun, dann bekomme ich den Abschied! Auch gut!“

* Ein Fremder, der durch Koburg reiste, machte von dort einen Abstecher auf das Landgut, welches dem Dichter Rückert gehört, um den berühmten Schriftsteller zu besuchen. Er traf den Verwalter des Grundstücks und drückte diesem den Wunsch aus, zu Herrn Rückert geführt zu werden.

„Er ist nicht mehr hier“ versetzte der Hüter des Hauses verdrießlich, „seit drei Wochen befindet er sich auf dem Zobelfange.“

„Auf dem Zobelfange?“ versetzte der Fremde betroffen.

„Ja“ sagte der Vorige, „im Winter muß mein armer Herr nach Berlin.“ (Rosen.)

* Wohl nirgends in der Welt spielen Frauen ein so unwichtige Stelle, wie in China. So berichtet Mr. Ellis von einem chinesischen Philosophen, welcher, indem er Ehemänner ermahnte, auf die Bildung ihrer Weiber zu sehen, sich folgendermaßen äußerte: „Kann man doch Affen allerhand Kunststücke lehren, Hunde abrichten, im Tretrade einer Mühle zu laufen und Papageien, Verse nachzuplappern. Da es nun also offenbar ist, daß man selbst Thieren Dinge lehren kann, warum sollte es nicht möglich sein, auch junge Weiber zu bilden, die doch sonst menschliche Wesen sind.“

So wenig Aufmerksamkeit nun aber ihrer geistigen Vervollkommnung gewidmet wird, desto größere Sorgfalt verwendet man auf ihr persönliches Erscheinen. Eine chinesische Schönheit muß ein breites, blasses Gesicht haben, eine schmale Taille, Klumpfüße und entsetzlich lange Nägel an den Fingern. Als ein brittischer Officier während der letzten Expedition nach einer furchtbaren Belagerung und Blutbade ein chinesisches Haus betrat, sah er die Leiche eines Frauenzimmers liegen. „Während ich sie näher betrachtete“, sagt er, „bemerkte ich um ihre Handgelenke braune Bambusstreifen, und äußerte gegen Hrn. Gutzlaff, wie sonderbar es sei, daß er sie erst hätte binden müssen; worauf er erwiederte: dies wären ihre Nägel! Und wahrhaftig, dem war so, wie ich bei sorgfältigerer Besichtigung bekannte.“ Es scheint, als ob schöne Damen die Gewohnheit hätten, ihre Nägel, wenn sie zu Bette gehen, im warmen Wasser zu erweichen, und dann, damit sie keinen Schaden erleiden, um ihre Handgelenke zu wickeln. Frauen niedern Standes und auch Männer tragen ebenfalls lange Nägel, aber nur an der linken Hand, damit sie dadurch nicht an ihren Handarbeiten gehindert werden. Das Haar der chinesischen Frauen wird in den phantastischsten Formen geflochten, während bei den Männern sich die ganze Coiffüre auf den universellen Zopf beschränkt. Für den Haarputz der Frauen herrschen in den verschiedenen Districten auch verschiedene Moden. Ueberall jedoch wird das Haar bei den Unverheiratheten locker getragen, und nach der Verheirathung aufgebunden. Die Frauen der höhern Classen schmükken es mit goldenen und silbernen Nadeln, und in einigen Provinzen trägt jede Frau künstliche Blumen. Kleine Vögel aus dünnen Goldblättchen und Perlen zieren das Haar der jungen und reichen Damen; allein obgleich sie es in allen möglichen Arten von Flechten und Knoten schlingen, so tragen sie doch nie Locken. Ihre übrige Kleidung ist von der der Männer weniger unterschieden, als sonst irgendwo die Kleidung der beiden Geschlechter in Europa.

* Woher der Lachs seinen schmalen, spitzen Schwanz hat? das wird in Schweden durch folgenden Vorfall aus der nordischen Götterlehre erklärt. Als Loki, der Vater der Wölfe und anderer bösen Thiere, nach Baldur's Tödtung verfolgt ward, verbarg er sich in der Gestalt eines Lachses in den Fluthen des Franangerfors; Thor suchte lange vergebens ihn zu greifen; endlich aber packt er ihn mit gewaltiger Faust beim Schwanze; Thor's Griff war nicht eben zart: seitdem hat der Lachs seinen zusammengepreßten Schwanz.

* In einem Lustschlosse auf Seeland ist ein Zimmer mit lauter Darstellungen von Seeschlachten behängt, in denen die Schweden von den Dänen besiegt worden sind. Als

diese Gemälde einst einem Schweden mit etwas indiscreter Selbstzufriedenheit gezeigt wurden, drehte dieser schweigend eins nach dem andern um. Befragt, warum er dies thue, erwiderte er: „Ich wollte nur sehen, ob nicht die Landschlachten vielleicht auf der Rückseite stehen."

* Etwas für Maler. Eine europäische Dame hatte sich in Macao portraitiren lassen. Als das Bild ziemlich vollendet war, äußerte sie ihre große Unzufriedenheit darüber.

„Wenn nun kein hübsches Gesicht da ist, wie soll ich's hübsch machen?" sagte der beleidigte chinesische Künstler zu ihr.

* Sperlinge als Singvögel. Ein Herr Kidd zu Hammersmith will ermittelt haben, daß aus gewöhnlichen Sperlingen gute Singvögel zu erzielen sind, wenn man sie nämlich noch unbefiedert aus ihren Nestern nimmt und sie einer Hecke von Kanarienvögeln zugesellt. Sie sollen häufig ihre Lehrmeister noch übertreffen.

* In Betreff des großen Gemäldes, das Horace Vernet jetzt von einer der bedeutendsten Waffenthaten der französischen Armee in Afrika entwirft, erzählt man sich folgende hübsche Anekdote:

Ein alter graubärtiger Soldat aus der Zeit des Kaiserreichs, Schombert, der bei Eylau schon mitgefochten hatte und in Algier bei allen Affairen vom Anfang des Kampfes an mit gewesen war, war schon seit 1831 auf die Liste derer gekommen, die das Kreuz empfangen sollten. Auch neuerlich hatte er sich wieder bei einer großen Waffenthat unter den Augen des Herzogs von Aumale ausgezeichnet. Aber immer war er wieder bei der Austheilung der Ehrenzeichen vergessen worden. Vernet sollte es ihm verschaffen.

Unserm Maler war gleich Anfangs die schöne Figur und militairische Haltung dieses Mannes aufgefallen; er portraitirte ihn also auf seinem Schlachtgemälde, stellte ihn in den Vordergrund und malte ihm das Ehrenkreuz auf die Brust.

Vor der Reise nach England kam der König in das Atelier Vernet's; er betrachtete das Gemälde und rief, auf Schombert zeigend, aus: „das ist ein Portrait."

„Allerdings, Sire!" erwiederte Vernet, „Schombert ist ein trefflicher Soldat und hat sich erst neuerlich wieder sehr ausgezeichnet. Ich glaubte, er habe das Ehrenkreuz empfangen, das er lange schon ersehnt hat; aber diesen Morgen erfahre ich, daß dem nicht so ist und so muß ich es von dem Bilde wieder wegtilgen."

„Nein!" antwortete ihm der König; „lassen Sie es nur da, ich ermächtige Sie dazu."

* Das „Pesther Tageblatt" enthält wörtlich folgende Anzeige:

Eisler-Füßerl, so heißen eine ganz neue höchst elegante, geschmeidige, äußerst biegsame und nie gebrechliche, dabei nirgends als bei mir so billige Spazierstäbchen; dann Wettrenn- auch Reitstäbchen genannt, ihren Kopf ziert ein englisches Vollblut-Pferde-Füßchen, empfehle sie daher dem gütigen Ankauf um so mehr, da bekanntlich das bevorstehende Wettrennen ohne Pferdefüße nicht stattfinden könnte. Sie sind äußerst zart und sinnreich construirt, sehr billig und dauerhaft, folglich das allgemeine Wohl befördernd, darum bitte höflichst um gefälligen Besuch. C. H. Schucke, Waizenergasse, den sieben Kurfürsten gegenüber.

Eine Anzeige desselben Handelsmannes in einer Beilage zu demselben Blatte lautet:

„Herrliche Stöcke
Vom A bis zum Z,
Künstlich gearbeitet,
Modern und höchst nett.
Dosen, hier sind ich nicht Worte,
Die Auswahl zu schildern,
Von Holz und von Leder,
Ganz glatt und mit Bildern.
Kurz, prächtige Sachen,
Das Herz muß nur lachen,
Bei mir zu erhalten
Was Künstler nur machen.
Die Preise sind billig,
Die Auswahl ist groß;
Ich bitt' nur um Eins,
Um Eins bitt' ich blos."

Hierzu zwei Kunstbeilagen:

No. 100. Pariser Moden. Damenmoden: Ein Hausanzug und eine Stadttoilette.

No. 101. Pariser Moden. Damen- und Herrenmoden: Die Dame im Soiréeanzug, der nächste Herr im eleganten Stadtanzug, der äußerste Herr in der Gesellschaftstoilette dargestellt.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nebst einer Bücher-Anzeige von Fr. Volckmar in Leipzig.

Hierzu: Anzeiger № 47.

Zeitung für die elegante Welt.

11. December **№. 50.** 1844.

Uebersicht: Herbstlied, von Ernst Dronke. — Der Rokoko-Schrank. — Nachrichten. — Neue Erzählungen, von Geldern.

Herbstlied.

Auf dem Gipfel vor der Hütte
Lehnt die Winzerin und ruht,
Neben ihr die volle Bütte
Mit des Berges braunem Gut.

Drüben an den Höhen sinket
Schon die Sonne leis zu Thal,
Und ein fernes Kirchlein blinket
Purpurn in dem letzten Strahl.

Durch der Hütte grün Gelände
Zieht ein Hauch mit weichem Schritt,
Der dem Tag bei seiner Wende
Betend von den Lippen glitt.

Und um seine müden Glieder
Schlingt der Berg sein blau Gewand,
Und des Hirten frohe Lieder
Klingen, singen weit in's Land.

Achtlos steht das Mägdlein droben
In des Abends Feiergruß,
Vor die Stirn die Hand erhoben
Wehret sie der Sonne Kuß.

Und die blauen Aeuglein fliegen
Bang zum Rheine niederwärts,
Und des Nieders Wellen wiegen
Leis ein lauterwachtes Herz.

Also steht sie vorgebogen,
Frühlingsbild in Herbstesschein:
Horch, da rauscht es in den Wogen
Und ein Schifflein stößt hinein.

Und ein weißes Tüchlein grüßet
Stummberedt nach ihr zurück,
Und in's Antlitz purpurn schießet
Ihres Herzens glühend Glück.

Jubelnd, doch verschämt geneiget,
Fliehend, doch gebannt am Ort, —
Nur die still dem Aug' entschleichet,
Sprich, was will die Thräne dort?

Tiefer sank der Tag; es scheidet
Auch der Sonne letzter Schein,
Und vorbei der Wing'rin schreitet
Still und kalt die Nacht herein.

Auch das Lüftchen starb erschauernd,
Und es schweigt im Thal der Hirt,
Gleich als ahnten sie es trauernd,
Daß sie einst verrathen wird.

Ernst Dronke.

Der Rokoko-Schrank.

Im schönen Junimonat 1842 fuhr ich auf dem Neckardampfboote von Heidelberg nach Heilbronn. Alles vereinigte sich, die Reise zur angenehmsten von der Welt zu machen, herrliches Wetter, die reizendsten, in bunter Abwechslung vorübereilenden Landschaftspartieen, und endlich die Gesellschaft selbst, die, zwar klein, doch in ihrer vom freundlichen Zufall bewirkten Zusammensetzung nichts zu wünschen übrig ließ. Da gab es hübsche Frauengesichter aus Heidelberg, Kannstadt, Baden und Mannheim, ein Paar schmucke Offiziere von der Mainzer Besatzung, fünf oder sechs Studenten, denen Jugendlust und frischer Sinn hell aus den muntern Augen leuchtete, einen dicken, immer lächelnden, schwatzenden und schnupfenden Amtmann aus dem Odenwalde, ja sogar die Literatur war vertreten in der winzig kleinen Person eines bekannten Kunstkritikers und Schelling'schen Philosophen, der eben mit einem dicken Portefeuille sehr gelehrter, scharfer und polemischer Artikel aus München zurückkehrte, um in der Heimath auf den sauer verdienten Lorbeeren gemächlich auszuruhen.

Ein so kleines Fahrzeug, wie der „Leopold", der trotz seiner leichten Bauart nicht umhin konnte, alle Viertelsstunden mit gewaltigem Scharren und Krachen auf den Grund zu stoßen, wäre ohnehin dem leidigen Separiren und Cliquenwesen, dem Giftwurme, der stets die Blume heitrer Geselligkeit zerstört, durchaus ungünstig gewesen, wenn ein solches Gelüste sich unter den Reisenden überhaupt geltend gemacht hätte. Aber das war, wie gesagt, nicht der Fall. Unter dem Zeltdache des Verdecks saß, stand und spazierte Alles zwanglos durcheinander und jeder Einzelne beeilte sich, den eignen Genuß, die eignen Eindrücke durch lebendige Mittheilung und gegenseitigen Austausch zu allgemeinen zu machen. Das gab ein muntres Summen und Surren, daß es war, als führe ein wohlbevölkerter Bienenkorb den schönen Fluß herauf. — Lange waren natürlich die Reize der malerischen Stromufer der einzige Gegenstand aller Bewunderung und Unterhaltung, die erst einen allgemeineren Charakter annahm, als die trotzige Felsenmauer, von der ernst und majestätisch das alte Wimpfen herabschaut, hinter einer Biegung des Flusses verschwunden war und sich nun eine, dem verwöhnten Auge minder interessante Ebene aufthat. Man rückte dichter zusammen und horchte, behaglich seinen Thee oder Kaffee schlürfend, dem muntern Gesange der Studenten, dem harmlosen, anmuthigen Geplauder der Damen, den Anekdoten des Amtmanns, ja sogar den begeisternden Standreden des Philosophen, der ein donnerndes Anathema gegen Preußen und ganz Norddeutschland aussprach und über die Kälte und Charakterlosigkeit der armen Märker, Pommern und Niedersachsen in gewaltigen Schweiß gerieth. Er war eben im Begriff, die Hegel'sche Schule, die er bereits durch sinnreiche Schlüsse, Kettenglieder und logische Determinationen gewaltig unterminirt hatte, durch ein zerschmetterndes Ergo völlig in die Luft zu sprengen, als ein paar halbleise hingeworfene Worte des lustigen Amtmanns, der inzwischen mit unverzeihlicher Rücksichtslosigkeit ein Gespräch mit den Offizieren eingeleitet hatte, die Aufmerksamkeit des gesammten Zirkels von dem eifernden Demosthenes abwendeten und so im entscheidenden Augenblicke seinen nahen und herrlichen Triumph zu Wasser

machten. Mit Schreck und Ingrimm sah er die schwarzen, blauen und braunen Augen der Damen wie auf ein Kommandowort sich nach der scharfgekrümmten, spaniolgefütterten Habichtsnase des Amtmanns wenden, mit tiefer Betrübniß sah er die Studenten plötzlich Kehrt machen und das gleiche Ziel verfolgen, und als selbst der Kondukteur, der Kellner und ein rußiger Heitzer hinter dem Stuhl des dicken lustigen Herren Posto faßten, schleuderte der Verlassene einen durchbohrenden Jupitersblick auf die ganze Gesellschaft, zog Wagenfeld's falschen Sanchuniathon aus der Tasche, und versenkte sich mit edler Resignation tief in die Geheimnisse des phönizischen Alterthums.

Und mit welcher Zauberformel hatte der Mann aus dem Odenwalde so gewaltige Wirkungen hervorgebracht? welches Staatsgeheimniß von unermeßlicher Wichtigkeit war seinen unvorsichtigen Lippen entschlüpft, um sogleich einen weiten Zuhörerkreis um ihn zu versammeln und einen edlen Jüngling und Kunstkritiker tief in den Hintergrund zu drängen? — — — — — —

„Sie läugnen die Geisterwelt? das Vorhandensein eines von ruhelosen Schatten bevölkerten Mittelreiches? Wohlan, meine Herren Militairs! ich werde Sie durch eine Skizze aus meinem eignen Leben zu Gläubigen machen und Ihren Blicken die düstre Nachtseite der Natur entschleiern."

Damit hatte der Amtmann mit ungewöhnlich feierlicher Miene eine Prise genommen und die Augen schwermüthig auf die Spitzen seiner wundervoll blankgewichsten Stiefel geheftet; als er seinen Blick wieder erhob, ließ er ihn langsam und erstaunt umherirren, denn inzwischen war die oben beschriebene Revolution vor sich gegangen, der Philosoph nach Phönizien verbannt und der Amtmann durch sympathetische Acclamationen feierlich zum Löwen des Tages erklärt worden. Da half kein Protestiren, das sah er wohl, und überdieß, wie hätte sein gefühlvolles Herz die stummen und doch so beredten Huldigungen, diese gespannten Mienen, leuchtenden Augen und gespitzten Ohren von sich weisen können? Er verneigte sich daher freundlich gegen den horchenden Kreis, stellte, um jegliche Unterbrechung zu vermeiden, die gefüllte Müllerdose mit offenem Deckel vor sich auf den Tisch, faltete die Hände über die blendendweiße Piquéweste und hob folgendermaßen an:

„In der Nähe von Erbach thront auf einer ziemlich steilen Höhe des Odenwaldes das alte Schloß Rittberg, zwar noch bewohnt von dem Oekonomieverwalter, dem Voigte und verschiedenem ländlichen Gesinde, aber doch im Zustande des Verfalls und trauriger Verödung. Der Graf H. besitzt reichere und besser gelegne Güter am Rhein und hier in Würtemberg, deßhalb trägt er selten Gelüste, das wenig einträgliche und noch weniger comfortable Rittberg zu besuchen. Es ist also innerhalb der schwarzen, von Rissen und Sprüngen durchfurchten Mauern recht einsam und still und es scheint, als würden die Leute selbst, wenn sie einmal das halb aus den Angeln gesunkene Schloßthor passirt haben, viel ernster, schweigsamer und melancholischer als andre Menschen.

So erging es auch mir, als ich, es werden fünfzehn Jahre seitdem verflossen sein, auf einem magern Klepper just bei Sonnenuntergang in den grasbewachsenen Schloßhof eintrabte und mich von den sechs oder acht Bewohnern des alten Nestes feierlich empfangen sah. Der Herr Graf H. hatten nämlich allergnädigst geruht, mich zum Schloßverwalter zu ernennen, gleichsam die erste und deßhalb nicht eben anmuthigste Stufe eines langen und in allen Farben der Hoffnung schimmernden Avancements. So vergnügt und zukunftsfroh ich daher auch den Weg von Darmstadt herüber zurückgelegt

hatte, so schnell verschwand doch diese heitre Stimmung, als ich mit prüfenden Blicken mein künftiges Asyl musterte und dabei der bevorstehenden Herbststürme gedachte, wie sie heulend und pfeifend das morsche Gebäu umbrausend, jedenfalls eine schauerliche Musik aufführen oder wohl gar die Zinnen und Schornsteine auf die unschuldigen Häupter der Schloßbewohner niederschmettern würden. Diese unerquicklichen Betrachtungen wurden nicht gemildert, als ich das Innere des Hauses selbst betrat und der Voigt, mit einem klirrenden Schlüsselbunde vor mir hertrabend, mich durch eine weite Flucht hoher, traurig aussehender Zimmer führte. Die Fenster waren zum Theil zerschlagen und der Abendwind jagte zerfetzte und staubige Vorhänge wie Leichenfahnen hin und her. Hier ein uralter, hochlehniger Sessel, im nächsten Zimmer ein zerrissener Divan, im dritten ein leerer Glasschrank oder ein bis zur Unkenntlichkeit geschwärztes Oelbild — das waren die einzigen Mobilien, deren sich meine zukünftige Amtswohnung zu erfreuen hatte, und ich schauderte bei dem Gedanken, daß der bescheidne Frachtwagen, der meine fahrende Habe aus der Residenz in diesen vergessensten Winkel der Erde führen sollte, erst in zwei oder drei Tagen eintreffen konnte. Was bis dahin beginnen in diesen weiten Zimmerwüsten, von deren morschen Dielen jeder Schritt eine Staubwolke emportrieb und die mich in der tiefen Dämmerung des Abends angähnten wie offne Grüfte? Mein klägliches Gesicht, in dem sich völlige Verzweiflung spiegeln mochte, schien den alten Voigt, der schweigsam vor mir her humpelte, zu rühren. Er öffnete noch eine letzte Thüre und ließ mich in ein Gemach treten, welches zwar kleiner als die andern, doch einen behaglicheren Anblick darbot. Nicht, daß ich mich etwa inmitten eines zierlichen Boudoirs oder eines netten, freundlichen Gastzimmers befunden hätte — die Flügel meiner Phantasie waren seit einer halben Stunde viel zu sehr erlahmt, um zu so kühnen Ansprüchen zu veranlassen! — aber doch kam mir dies Zimmer im Vergleich mit den eben durchwanderten wie eine Oase in der Wüste, wie ein liebliches Eiland im Weltmeere vor. Zuerst verweilte mein forschender Blick mit innigem Wohlbehagen auf einem hochgethürmten, von schweren, damastnen Vorhängen umwallten Himmelbette, dann schweifte er liebkosend zu dem auf fünf Beinen balancirendem Sopha, verweilte ein paar Sekunden an der erblindeten Fläche eines mächtig breiten und hohen Spiegels, und versenkte sich endlich in die unergründlichen Tiefen eines ungeheuern Wandschrankes, dessen mit wunderlichem Schnitzwerk und ehemals vergoldet gewesenen Schnörkelfiguren bedeckte Flügelthüren weit offen standen. Ein mit grell bemalten Porzellanplatten ausgelegter Tisch mit merkwürdig ausgeschweiften Kugelfüßen, zwei Lehnstühle und ein zweifelhaftes Meubel, dessen grotesker Bau eben so gut eine Truhe wie einen Schreibtisch vorstellen konnte, vollendeten den Hausrath des einstweilen zu meinem Hauptquartier bestimmten Gemaches.

Der Voigt warf mein Felleisen auf den Boden, stäubte Stühle, Tisch und Sopha mit seiner linnenen Schürze ab, und glotzte mich dann starr an, während er augenscheinlich seinen spärlichen Gedankenvorrath zu einer etwaigen Conversation zu sammeln schien.

„Wollen Sie hier bleiben, Herre?“ fragte er endlich, als ich mich der Länge nach auf dem Sopha ausstreckte, das unter meiner Last höchst gefahrdrohend ächzte und schwankte — „das heißt, wollen Sie hier übernachten?“

Die Frage schien mir so überflüssig und albern, daß ich ziemlich barsch bejahte und Licht und Abendbrot verlangte. Kopfschüttelnd und mit einer

seltsamen Grimasse, die aus einer Zusammenwirkung von Mitleid, Hohn und Aerger entstehen mochte, entfernte sich der Voigt und überließ mich länger als eine Stunde meinen einsamen Betrachtungen. Es wurde dunkel, und aus der Dunkelheit finstre Nacht, durch das hohe, von sorgsamer und erfinderischer Hand zum Theil mit Papier verklebte Fenster blitzten tausend Sternlein herein, und der Wind rauschte leise in den dichtbelaubten Kronen zweier Linden, die aus dem Hofraume bis zum ersten Stockwerk heraufreichten. Sonst war es ganz still, keine fröhliche Menschenstimme, kein eilender Fußtritt unterbrach das nächtige Schweigen, das mich zuerst ernst, dann wehmüthig stimmte, bis ich mir endlich eine unwillkürliche Bangigkeit nicht verhehlen konnte. Von meinem Platze auf dem Sopha aus blickte ich grade in jenen ungeheuerlichen Wandschrank, und das von der schnellen Reise und den Eindrücken des neuen Aufenthaltes erregte Blut spiegelte mir allerhand phantastische Trugbilder und Erscheinungen vor, die sich in dem tiefen schwarzen Raume des erwähnten Geräthes zu erzeugen und in den abenteuerlichsten Gestalten und Verschlingungen herauszuwinden schienen. Starrt man lange und unausgesetzt auf einen Punkt hin, so kann es zuletzt nicht fehlen, daß wunderbare Gebilde schwankend, zerfließend und durcheinanderwogend vor unsern Blicken auftauchen. Das wußte ich recht wohl und doch klopfte mein Herz hörbar, als ich jetzt auf dem schwarzen Grunde des Schranks die unbestimmten Umrisse einer Figur emporddämmern sah, die sich wie das Bild einer Laterna magika allmälich in festere Formen gestaltete. Ich starrte hinüber, bis mich die Augen schmerzten, und doch hätte, das fühlte ich, keine Gewalt der Erde meinen Blicken eine andre Richtung zu geben vermocht. Da sah ich denn endlich, von den Wänden des Schranks wie von einem mächtigen Rahmen umgeben, eine seltsame Gestalt, die stumm und regungslos an dem innern Getäfel lehnte. Es war die Figur eines ältlichen Mannes, dessen Kostüm dem Anfange des vorigen Jahrhunderts anzugehören schien. Ein mächtiger Dreistüter bedeckte sein völlig kahles Haupt, dessen spitziges Kinn auf den über einem langen und dicken Rohrstock zusammengefalteten, von breiten Manschetten umwallten Händen ruhte. Er schien in dieser Attitüde fest zu schlafen; die Augen waren geschlossen, die blauen Lippen zusammengepreßt, und die todtenhafte Ruhe und Bewegungslosigkeit des gespenstischen Schattens hätte wohl auch einen muthigeren Mann als mich mit unheimlichem Grausen erfüllt. „Bin ich denn behext oder im Fieberdelirium?“ dachte ich, „oder sehe ich wirklich ein Gespenst, einen ruhelosen Wandrer aus dem Jenseits, der — —“

Die unerquickliche Gedankenreihe ward noch zur rechten Zeit durch nahende Schritte abgeschnitten, deren schwerer Schall sie unzweifelhaft und zu meiner großen Beruhigung als irdischen Ursprungs dokumentirte. Zugleich zeigte sich im Vorzimmer eine tröstliche Helle, und im nächsten Augenblicke trat der Voigt herein, beladen mit zwei brennenden Kerzen und einigen Platten, von denen mir kaltes Geflügel nebst Zubehör freundlich entgegenlachte. Der Glanz der Lichter, die der schweigsame Diener nebst dem Mundvorrath auf den Porzellantisch vor mir aufpflanzte, gab mir wunderbar schnell meine gewöhnliche Ruhe und Besonnenheit wieder; ich warf einen forschenden, ja herausfordernden Blick nach dem Wandschrank, und als ich, ganz meiner und auch Ihrer Vermuthung gemäß, werthe Zuhörer! an dem alten Meubel nicht das geringste verfängliche oder geisterhafte Anzeichen entdecken konnte, bestrafte ich mich

selbst durch ein lautes, spöttisches Gelächter und ging dann wohlgemuth an das kunstgerechte Zerlegen eines prächtigen Rebhuhns.

Dem aufwartenden Voigte schien meine plötzliche Fröhlichkeit sehr wunderlich vorzukommen und ich bemerkte, daß sein dummer, ausdrucksloser Blick bald auf mir, bald aber auch, wenn auch nur scheu und verstohlen auf dem ominösen Schrank ruhte. Ich weiß nicht wie es kam, daß die letztre Wahrnehmung mich plötzlich im Essen störte und mir Appetit und gute Laune verdarb. „Schließt doch die Schrankthüren, guter Freund!“ sagte ich und bemühte mich dabei äußerst unbefangen zu erscheinen, obwohl mir das Blut vor Beschämung in die Wangen stieg — „das heißt, legt mein Felleisen hinein und gebt mir dann den Schlüssel. Man kann nicht wissen — in einem so öden Gebäude — —“

„Hoho! vor Spitzbuben braucht sich der Herre nicht zu fürchten. Aber den Schrank schließe ich nimmermehr! das leidet der Geist nicht.“

Diese ungewöhnlich zahlreichen und inhaltsschweren Worte des Voigtes, die überdieß von einem energischen Kopfschütteln begleitet wurden, machten mich völlig perplex. Ich schob langsam den Teller bei Seite, legte erst das Messer, dann die Gabel hin und begegnete den ausdrucklosen Blicken meines Nachbars mit entsprechendem Erstaunen.

„Der Geist? was für ein Geist?“ begann ich nach einer langen, unbehaglichen Pause.

„Ei, der Burggeist, das Gespenst von Rittberg. Hat der Herre noch nichts davon gehört? Jedermann kennt es.“

„Ich habe noch nicht die Ehre gehabt. Aber sagt mir doch, wie sieht denn der Kobold aus?“

Der Voigt blickte ängstlich um sich und flüsterte, die Augenbraunen in die Höhe ziehend: „'s ist ein graues Mannel, mit einem dreieckigen Hute, wie ihn der Bonaparte trug.“

„Drei — eckig?“ Ich wünschte im Stillen, der Burggeist möge die Gestalt eines Orangoutangs oder Rhinoceros besitzen, denn ich zweifelte nunmehr keinen Augenblick, daß mir das Gespenst in der Dämmerungsstunde bereits seine Aufwartung gemacht habe. Indeß fühlte ich zugleich die Nothwendigkeit, jede Spur von Furchtsamkeit zu verbannen und meinem künftigen Untergebenen vielmehr durch sorglose Kühnheit zu imponiren. Blitzschnell war dieser sehr vernünftige Vorsatz in meiner Seele entstanden und sofort sah ich mich durch die Kraft des Willens wunderbar gestärkt und zur Bestehung jedes, auch des schreckbarsten Abenteuers gerüstet.

„Ihr schwatzt Dummheiten, Voigt!“ sagte ich mit vornehmem Lächeln, und begann wieder mein Rebhuhn zu tranchiren, „die Zeiten der Gespenster sind vorüber, und überdieß, was hätte ein Geist in einem alten Wandschrank zu suchen? Geht, legt mein Felleisen hinein und bringt mir den Schlüssel.“

Aber der Voigt war hartnäckig. „Ich thue es nicht!“ brummte er, sich den Kopf kratzend: „Wenn das Gespenst versperrt wird, macht es über Nacht einen gräulichen Spektakel und es könnte wohl sein, daß man Sie morgen mit umgedrehtem Halse im Bette fände.“

„Dann ist ja Euer Burggeist der leibhaftige Teufel!“ rief ich lachend aus, sprang vom Sopha auf und eilte — gradezu nach dem Hauptquartiere des Gespenstes, das ich bei genauer Beaugenscheinigung in der That tief und breit genug fand, um einem genügsamen Bewohner des Schattenreiches als

gelegentlicher Aufenthalt zu dienen. Nachdem ich mich durch Betasten, Klopfen und sorgfältiges Beleuchten der Schrankwände überzeugt, daß weder verborgne Thüren, noch bewegliche Fächer einen geheimnißvollen Eingang von Außen verbargen, holte ich mein Felleisen herbei, schleuderte es mit gewaltigem Schwunge in den Schrank und verschloß denselben mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt.

„Jetzt mag er kommen und lärmen, so viel ihm beliebt!“ sagte ich, den Schlüssel in die tiefste Tiefe meiner Rocktasche versenkend; „ich werde ihm nur dann die Pforten seines Gefängnisses öffnen, wenn er sich als ein Geist von höflichen Manieren und guter Bildung erweist.“

Wenn ich jedoch gehofft hatte, den Voigt durch meine freigeisterische Entschlossenheit zu ermuthigen und vom Aberglauben zu heilen, so überzeugte mich leider ein einziger Blick von der Fruchtlosigkeit meines Bekehrungsversuches. Anfangs mochte der gute Mann mit einiger Zuversicht erwartet haben, das beleidigte Gespenst werde sofort ein furchtbares Exempel statuiren und mit dem herkömmlichen Halsumdrehen nicht erst bis Morgen warten; als er sich nun in dieser angenehmen Hoffnung getäuscht sah, prägte sich gleichwohl in jeder seiner Mienen die feste unumstößliche Ueberzeugung aus, daß ich ein Kind des Todes, ein rettungslos den finstern Mächten Verfallener sei. Und als ich nun, ein muntres Liedchen summend, meine kurze Reisepfeife in Brand setzte und mich wieder behaglich auf dem knarrenden Sopha ausstreckte, nickte der Voigt dreimal feierlich mit dem Kopfe und fragte dann mit dumpfer, zitternder Stimme: „Befiehlt der Herre sonst noch etwas?“

Das klang wie die Rede des Beichtvaters, der dem zum Tode verurtheilten Delinquenten verspricht, für seine arme Seele zu beten. Deßhalb antwortete ich nur mit einem kurzen, frostigen Nein! und wäre fast in Wuth gerathen, als der getreue Eckart seinen Abgang durch einen tiefen, in verschiedenen Tonarten modulirenden Seufzer bezeichnete, der just wie das letzte Aechzen eines Sterbenden in mein Ohr drang. Endlich verschwand seine eckige Figur im Nebenzimmer, allgemach verhallten auch seine Schritte, in der Ferne ward eine Thür zugeschlagen, und ich befand mich wieder allein, allein mit den bleichen Gebeinen meines Rebhuhns und einem vor der Hand zwar noch unsichtbaren, aber sterblichen Hälsen und unsterblichen Seelen äußerst gefährlichen Gespenste.

Wie ich nun so da lag und den leichten, ringelnden Wölkchen nachschaute, die meinem silberbeschlagnen Meerschaumkopfe entquollen, kämpfte ich einen Kampf, wie einst der Erzvater Jakob im Traume, zwar nicht mit dem lieben Herrgott, sondern vielmehr mit meinen Gedanken und einer eigensinnigen, rebellisch gewordenen Phantasie. Beide kehrten wieder und immer wieder zu dem Phantom im dreieckigen Hute zurück, so hartnäckig und gewaltsam ich sie auch auf andre erquicklichere Gegenstände zu lenken bestrebt war. Jedermann weiß, daß derartige verzweifelte Anstrengungen grade das Gegentheil bewirken von dem, was sie sollen, und so geschah es denn, daß ich mich endlich in das Unvermeidlich fügte, meine Blicke fest auf den, Gott sei Dank verschlossenen Schrank heftete und meiner Einbildungskraft ungestörtes Spiel mit Geistern, Teufeln und Kobolden aller Art gestattete. Ganz wider Erwarten verfloß dabei die Zeit ziemlich schnell; vom Schloßthurme hallte die neunte, bald darauf, wie es mir schien, die zehnte Stunde, und dunkel schwebte mir zugleich das Bild des Himmelbettes mit den damastnen Vorhängen vor Augen. Aber schon war ich in jene Periode des allmäligen Einschlummerns gerathen,

die uns zwar noch den Willen, aber nicht mehr die Kraft, etwas zu thun, übrig läßt; die beiden Kerzen erschienen mir wie zwei trübe aus weiter Entfernung schimmernde Sterne, bis sie endlich in völliger Dunkelheit erloschen. Den letzten ohnmächtigen Widerstand bekämpfend, schlossen sich endlich meine Augenlider, und in den nächsten Minuten schon war ich fest eingeschlafen."

(Schluß folgt.)

Neue Erzählungen.

Veronika, von Heinrich König.

In seinen früheren Romanen liebte es der beliebte Verfasser in verflossene Jahrhunderte, ja in's Mittelalter zurückzugehen und sich von da seine Stoffe zu holen. Seitdem ihn aber das moderne Leben in seine Mitte genommen, und seitdem er selbst durch traurige Erfahrungen sich überzeugt, wieviel Mittelalter noch in Mitte eben dieses modernen Lebens wuchere, holt König seine Stoffe mitten aus unsrer Zeit und thut zugleich seiner Vorliebe wie den modernen Bedürfnissen und unserm Geschmacke genug. — Wie er in seiner Regina die bestehenden Vorurtheile gegen Judenthum, so schildert er in Veronika den starren Katholizismus, Pfaffentrug, Aberglaube — alles Fesseln, die noch aus dem Mittelalter an unsern Füßen nachklirren, uns aus unsrer Sicherheit wecken, und an die bevorstehenden Gefahren erinnern. Das aber ist auch das Unheimliche in diesem Romane, ich muß sagen, das Unangenehme. Ist es einem nicht, wenn man diese Geschichte voll Trug liest, als ob man ewig nur über Pulverminen, Fallthüren, Schlingen ꝛc. ginge? Jeden Augenblick fürchtet man eine theure Person verschlungen zu sehn. Mit all seinem Humor, dem biedern, zu Gemüthe sprechenden Stil, mit den schönsten Naturschilderungen, auf die sich König so vortrefflich versteht, konnte er das Unheimliche in diesen Wirren, in diesen psychologischen Verirrungen nicht lindern. Wären nicht so viele liebenswürdige Gestalten da, wie Veronika, der Baron, Angelika und ihr Geliebter, man könnte es nicht aushalten, um so weniger als die inneren, ruhelosen Bewegungen von der Armuth der äußeren Handlung so sehr abstechen. Ja, an Handlung fehlt es vorzüglich. Man bemerkt es sogleich: der freisinnige Dichter, empört über Vorgänge am Rhein und in Belgien, die er auf einer Reise kennen gelernt, beschließt im edlen Zorne, den Obskurantismus zu züchtigen, das Traurige in ein poetisches Gewand zu hüllen, deutsches Leben in deutschen Novellen zu schildern, und er setzt sich hin und erfindet zu den abstrakten Begriffen Obskurantismus, Jesuitismus, Katholizismus und Protestantismus: Personen, Charaktere, Handlung. Nie wird man diese Geschichte für ein Erlebniß halten, um so weniger als die vielen Träume darin den Traum des Dichters verrathen. Mit wahrer Begierde sehe ich der Ausdehnung des Zyklusses entgegen, den König mit Regina begann und mit Veronika fortgesetzt. Welchen Winkel der Gesellschaft wird sich jetzt der Dichter erspähen, einen lichten oder einen dunklen?

Mahomed und seine Frauen. Ein biographischer Roman in drei Abtheilungen, von Ida Frick.

Man erschrickt wahrhaftig, wenn man diesen Titel zugleich mit einem weiblichen Autornamen auf demselben Titelblatte liest. Ist das wirklich ein Stoff für eine weibliche Feder? Aber man erschrecke nicht; Ida Frick hat einen großen Vor-

rath von Euphemismen, und sie weiß Alles so zu sagen, daß man die Dinge doch nur wie hinter einem dünnen Vorhange sieht. Die Nachbarn dürfen nicht räsoniren, auch die Rezensenten nicht, man hat ja die Fenstergardinen heruntergelassen. Endlich ist man ja im übrigen Leben so philosophisch, spricht so viel und so ernst über Staat und Religion und andre wichtige Dinge, daß das Andre doch nur Nebensache scheinen muß, wenn es auch Hauptsache ist. Ach wir sind in Euphemismen nicht so stark wie Ida Frick und müssen um Entschuldigung bitten, wenn wir das, was hier eigentlich gesagt sein soll, nicht so gehörig und faßbar ausdrücken können. Diese Euphemismen sind aber auch die stärkste Seite des Frick'schen Stiles, sonst geht es durch drei Bände immer so zu sagen auf dem hohen Pferde fort; das holpert wie ein magrer Klepper weiter, macht possierliche Sätze über Philosophie, Politik, Religionen ꝛc., daß dem armen Zuschauer, d. i. Leser, bang und mitleidig zu Muthe wird. Durch den ganzen Roman hindurch geht es im geschraubtesten Tone; immer Gleichnisse, Parabeln, orientalischer Schwulst. Als Beispiel wie Ida Frick zwei Liebende, die einander ihre Liebe gestehen wollen, sprechen läßt, führen wir die Anfänge der Rede aus diesem Dialoge an: „Mit heißer brennender Qual des Bangens trete ich, o Gebieterin meines Herzens!" — „Es erhebt sich in meiner Seele, o Jüngling" — „Laß es denn geschehen, o Herrin, daß ich" — „So höre mich denn, Mahomed, Freund meiner Seele, und Allah gebe" — „Chadidschah, Stolz meiner Seele" ꝛc. Man kann leicht denken, welcher Schwulst auf solche Anfänge folge. Doch merke ich, daß ich bis jetzt immer fast nur von der äußern Form spreche und den Kern des „biographischen Romans" ganz vergesse. Nun wohl, so sei es kurz gesagt: es ist auch nur die Form die auffällt, die überladene, geschmacklose Form, die sich fast immer einstellt, wenn occidentalische Schriftsteller mit Gewalt orientalisch sein wollen. Die Geschichte in diesen drei Bänden ist eben größtentheils die Geschichte Mahomeds und seiner Frauen, bald wie sie uns europäische Historiker, bald wie sie die morgenländischen Sagen erzählen, bald wie sie sich Ida Frick gedacht hat. Es ist daher weder eine Biographie noch ein Roman; daher der nichtsbezeichnende Zwittertitel „biographischer Roman".

Hölty. Roman von Friedrich Voigts.

Der talentvolle Verfasser dieses vielleicht interessanten Romans ist oder war wenigstens gewiß ein Göttinger Student, und der jetzige sterile Zustand dieser Universität erinnerte ihn an ihre Glanzepoche, an die Zeit des Göttinger Dichterbundes. Ganz natürlich ist es, daß der poetische Verfasser sich auch den poetischsten der Bündner, Ludwig Hölty, zu seinem Helden auserkoren, um in ihm den berühmten Bund zu feiern. Die Wahl ist, wie gesagt, natürlich und zeugt von dem poesievollen Gemüthe des Verfassers; ob sie aber für den Romanschriftsteller eine praktische war, ist eine Frage die man ohne Bedenken mit „Nein" beantworten kann. Soll auch jeder Romanheld mehr passiv als aktiv sein, muß er doch auch zugleich ein Stück Don Quixote sein, d. h. er muß wenigstens doch etwas thun wollen, er muß seine Ideale durch äußere Thaten zu verwirklichen streben, aber nur philosophiren, ästhetisiren, ein Heldengedicht schreiben wollen, sind überhaupt keine, und speziell eines Romanhelden nicht würdige Thaten. Wie kann ein schwärmerischer Pastorsohn, dem man schon auf der ersten Seite die Schwindsucht ansieht, und dessen Tod auf der letzten Seite man gleich bei seinem ersten Auftreten prophezeiht, der nur räsonnirende Bundesgesellschaften besucht, Gedichte schreibt und aus dem Englischen übersetzt, wie kann der der Held eines Romanes sein? Ueberhaupt sind

die meisten deutschen Dichter mit ihren fast immer nur innerlichen, an Ereignissen so armen Leben dafür verdorben, um wieviel mehr erst Hölty, der arme, nur kranke, nur gemüthliche Dichter. Bürger, der frische, freie, der für seine unglückselige Liebe sich in einen offnen Kampf mit der Welt und ihren Institutionen eingelassen, Bürger wäre wohl ein dankbareres Sujet gewesen.

Zu dieser Thatlosigkeit des Helden, die den Roman arm machen muß, gesellt sich noch die unglückliche deutsche Gründlichkeit des Verfassers, der nicht Einen der Göttinger Bündner beleidigen will und sie alle, vergessene oder nicht vergessene, heraufbeschwört, nur um das Buch noch breiter und langweiliger zu machen. Da müssen v. Closen, Hahn, Cramer, Seebach, Esmarch, Wehrs ꝛc. noch einmal an's Licht der Sonne, sie die kaum mehr in Literaturgeschichte leben, und müssen an den langen Disputationen Theil nehmen, die sich oft über viele, viele Seiten erstrecken; Disputationen über Dinge, die längst abgemacht sind (z. B. über Wieland und Klopstock) und die uns so wenig mehr interessiren! Dabei sprechen die Leute noch, nicht wie Studenten, Gott bewahre, sondern wie der Göttinger Anzeiger vom Jahre 1870. Jede Rede ein Artikel. Gott! spricht doch selbst die Stiftsdame Guldenau, die eine poetische Erscheinung sein soll, wie ein uralter pensionirter Professor! Dabei liebt es der Verfasser die Gelegenheiten herbeizuführen, bei welchen Hölty gewisse Gedichte hätte machen können; das braucht aber oft Umwege, daß man grau werden kann, bevor das Ziel erreicht ist. So braucht die Geschichte zu dem Gedichte Hölty's „Was schämst du dich daß du Anna liebest" eine lange, lange Episode und Liebesgeschichte. Aber nur so allein war es möglich, daß die einfache, arme Lebensgeschichte Hölty's eine Höhe von beinahe 400 Seiten erreicht. Doch zählen wir mit Vergnügen auch die Vorzüge dieses Buches auf, als da sind manche geist- und gemüthvolle Stellen, manche Schilderungen, z. B. die der Burschenstreiche, die Gesellschaft bei Murray, die Nacht auf den Gleichen ꝛc. Es sind gewiß schöne Keime da und Friedrich Voigts wird mit der Zeit Besseres bringen.

Geldern.

* * *

Ich habe zu König's Veronika hinzuzusetzen, daß der Werth derselben in Religionsspekulation, welche König immerdar beschäftigt, zu suchen ist. Er zeigt einzelne Spitzen des träumerischen Glaubens im Zusammenstoß mit Leidenschaft und protestantischen Vernunftansprüchen. Der katholische Halt zerfällt, aber die protestantische Vernunftmacht kann auch nicht siegen. Es heißt freilich das Aeußerste vom Autor verlangen, daß er für diese noch immer schwebende Aufgabe einen gestalteten Geist, eine geisterfüllte Kunstform bieten solle. Wir müssen mit Skizzen begnügt sein. König deutet einen Versuch an zu neuer Religionsform, und zwar in einer Priesterschaft, welche sich dem Wohle der Menschheit widmet. Sinnig vielleicht, aber freilich nicht geschmackvoll läßt er diesen Bund von einem Verrückten einsegnen. Denn ein Seher im Irrenhause unter all den Wahnsinnigen macht den Eindruck eines Verrückten. — Das Buch ist reich an geistvollen Einzelnheiten; darunter eine Stelle über den Beisatz von Krankheit, welcher allen lebhaft Religiösen eigen sei, und welcher allen thatkräftigen und schöpferischen Naturen, den Nichtreligiösen, fehle. Ferner zeigt es mehrere gute Charaktere, entbehrt aber trotzdem einer interessanten Charakteristik und vielleicht in Folge dessen einer wirksamen Komposition und wohlthuenden Gruppirung. Nur die Figur Angelika hat Frische und Reiz, vielleicht eben weil sie außerhalb der angeregten Fragen und Besprechungen steht. Der Verfasser sucht eben mehr eine Religion als ein schönes Buch. Entschiede er sich, wie er andeutet, für Protestantismus mit

katholischen Gebräuchen, so wäre Geist und Form gefestigt und das harmonische Buch entstünde.

Max v. Eigl.

Ein wunderliches Buch, dieser dreibändige Roman von Ludwig Storch. Er strotzt dergestalt von Figuren und rasch aneinander vorübereilenden Begebenheiten, daß man in der ersten Hälfte zu wiederholten Malen ausruft: wüst! wüst! Anknüpfung und Auflösung zu schnell, zu obenhin, und deshalb Mangel an stärkerem Interesse, ganz als ob der lang des Komponires entwöhnte und zum Komponiren doch geschickte Autor die alte Thätigkeit zu hastig wieder ergriffen und an zehn Enden, also breit genug, aber nicht stark genug ergriffen hätte. Wer nach der ersten Hälfte vom Buche scheidet, so lange dieser Max ein dürftig entwickelter, halb somnambuler Knabe ist, der wird kein Lobredner des Buches sein. Das Buch gewinnt erst Halt, als die Theaterwirthschaft à la Wilhelm Meister gesprengt, die ganze erste Generation des Romans beseitigt und das Interesse auf Max in Rußland zusammengedrängt ist. Von der Entwicklung dieses Knaben in der Steppe beginnt ein geschlossenes Interesse des Buchs. Russische Charaktere der jäh spekulirenden Intrigue treiben die Entwickelung des Jünglings und der Somnambulismus deutscher Weiber spannt, hemmt und beschleunigt auf eine nicht gemeine Weise die künstlich verwebte Auflösung des Romans. Er wird aus all diesen Gründen ein zahlreiches Lesepublikum finden. Ich kann ihn nur als einen vorläufigen Bürgen betrachten, daß Storch's Talent noch in lebhafter Erregung und gar wohl fähig sei, einen einfacher gesammelten und in Einfachheit stärker und tiefer wirkenden Roman zu schaffen.

L.

Nachrichten.

Dresden. Wir haben in den letzten Wochen in unsrer bekanntlich sonst stolsch ruhigen und gleichgiltigen Residenz das seltne Phänomen einer religiös-politischen Aufregung gehabt; doch sind ihre Pulsschläge mehr auswärts, als in unsrer Mitte hörbar geworden. Der Annaberger Jesuitenspektakel mußte zwar Aufsehen machen; über die diesfalls stattgefundenen, allerhöchsten Conferenzen liefen die verschiedenartigsten Gerüchte um, und es ward darüber des Breitesten gestadtklatscht; dabei hatte es jedoch sein Bewenden: nur im Lesen der neuesten Nummern der Vaterlandsblätter und im Aufkaufe einer Broschüre über die Jesuiten in Sachsen entwickelte sich einige Energie. Der Dresdner freut sich, wenn von andern Seiten gebellt wird, und das ordentlich; er selbst aber bellt stillvergnügt nur innerlich. Und doch hat auch ein Dresdner Organ, das Lokalbeiblatt unsrer Abendzeitung angeschlagen über das Theaterspielen am protestantischen Todtenfeste. Es wird darüber der Theaterintendanz ein unkluges Nichtachten der Verhältnisse vorgeworfen, vielleicht aber mit Unrecht, da man andrerseits vernimmt, daß nach ausdrücklicher vorgängiger Anfrage höhern Orts das Schauspiel an jenem Abende nicht ausgesetzt worden sei. — Auf Anlaß der bevorstehenden Ergänzungswahlen unsrer Stadtverordneten tauchte ein Versuch englischer Meetings auf; einzelne Wortführer riefen die Distriktswähler zu gemeinsamen Besprechungen zusammen, bis sich endlich unser Stadtrath bewogen fand, diesem Scherze durch wohlbegründete Berufung auf die Städteordnung ein Ende zu machen. Es ist doch immer schön, wenn der consequenten Ausbildung freisinniger Institutionen in ihren Grundlagen selbst vorsichtige Dämme gezogen worden sind. Auch in unserm socialen Leben haben wir eine neue, fremdländische Erscheinung, die in diesem Winter ebensowenig ausbleiben konnte, als die Schwalben beim wiederkehrenden Frühling — die Polka. Wir Deutschen müssen doch gewissenhaft die vorjährigen Wintermoden von London und Paris nachschleppen. Unser fashionabler Tanzmeister hat alle Hände voll zu thun, um unsern Polkasüchtigen Jungfrauen und Jünglingen das Pas und die verschiedenen Körperverschlingungen beizubringen; doch

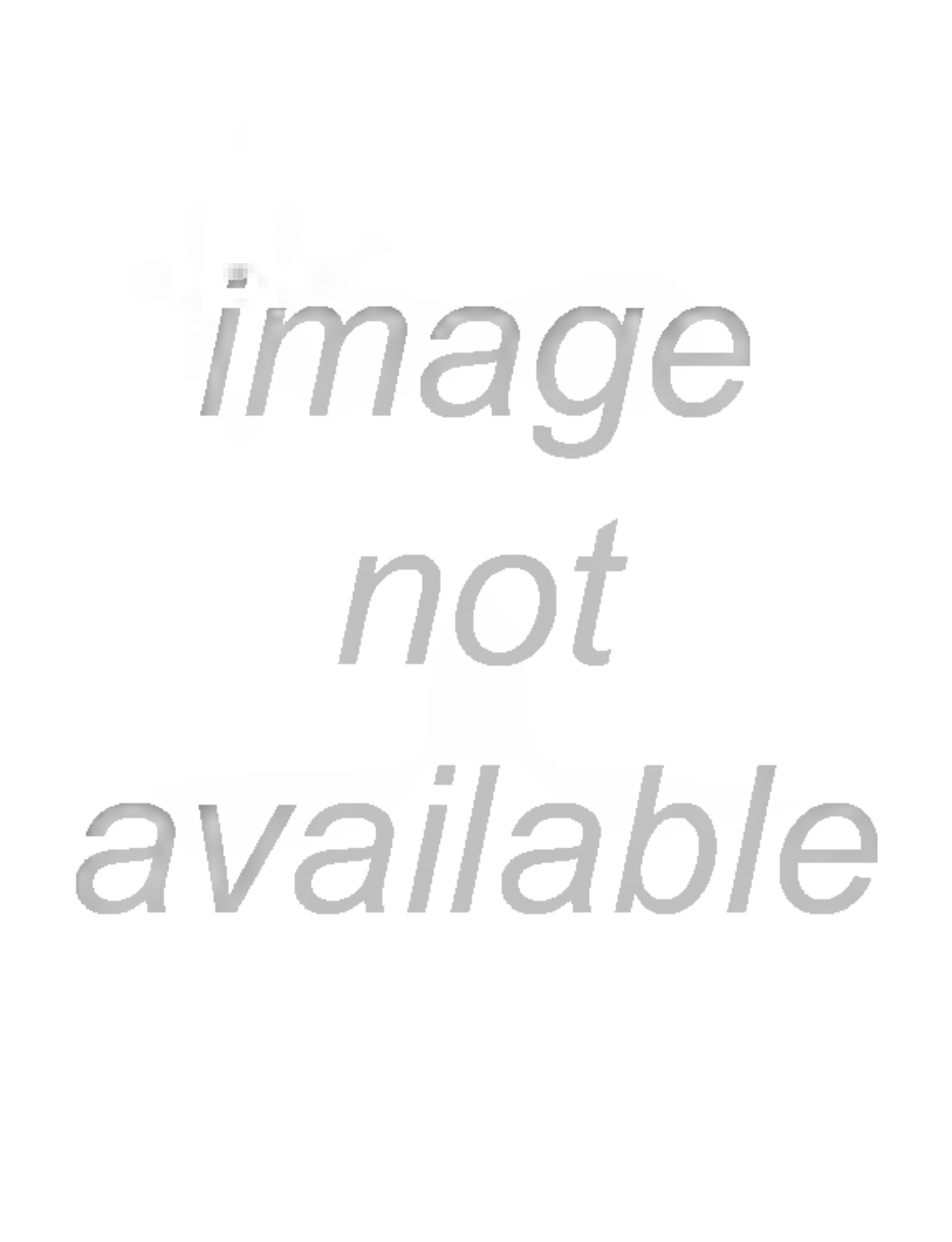


image
not
available

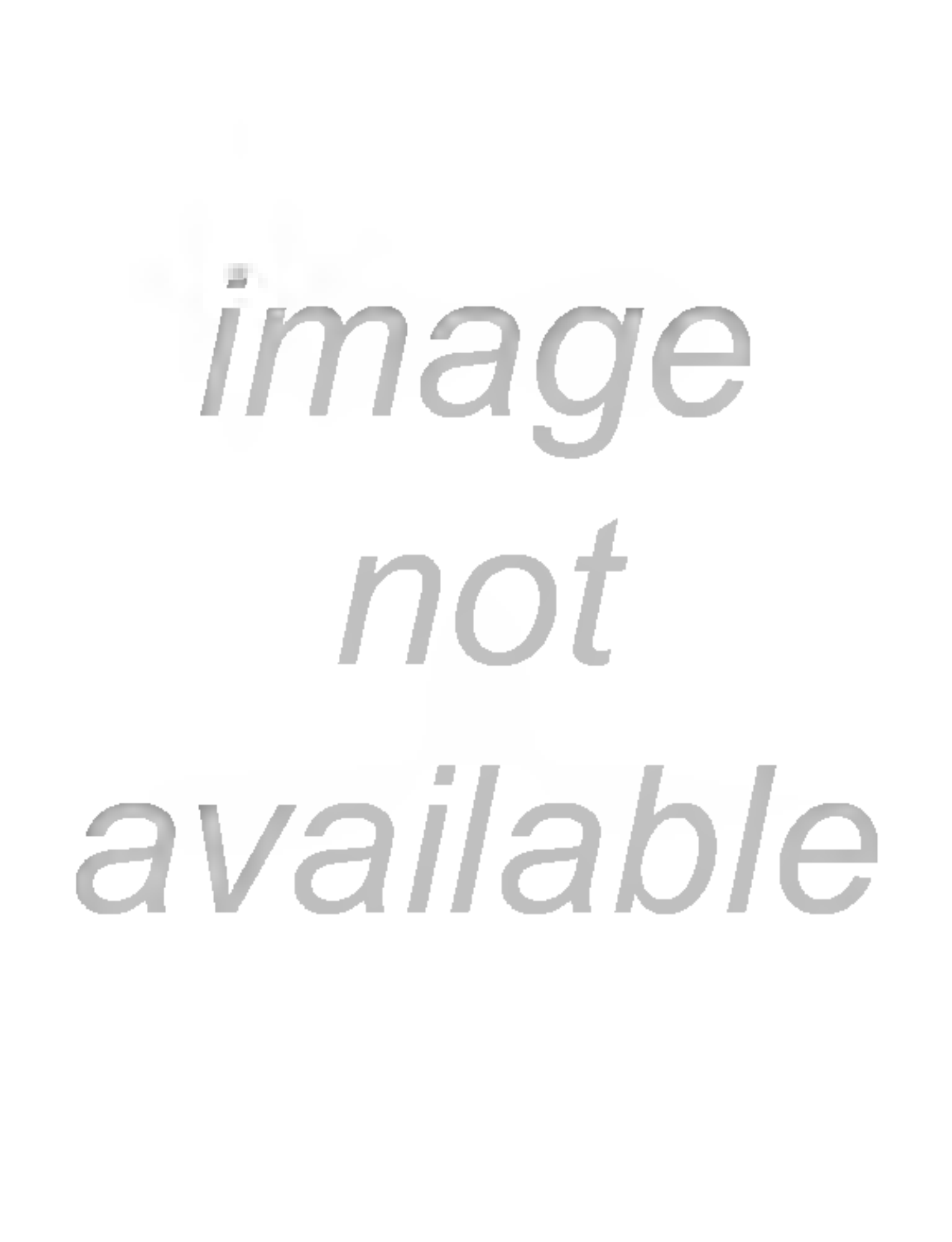


image
not
available

der wichtigste von allen, welche die neue Zeit in Anregung gebracht. Es verlohnt der Mühe ihn durchzufechten. Mögen deswegen die dünnen Stimmchen, die sich bisher dafür erhoben, nicht müde werden, sie können nichts größeres thun als daran zu Grunde zu gehen. Nach ihnen werden Andere kommen, die stärker reden. Jetzt könnte die Angelegenheit von kräftigen Lungen noch zersprochen werden, sie muß selbst erst großartiger anwachsen, ehe sie dergleichen vertragen kann. — Wie dies eine Gelegenheit ist, bei der sich Berlin tüchtig und thätig erweist, so könnte ich dergleichen noch zehnfach anführen. Hier mag es aber genügen nur noch eine zu erwähnen: die Pädagogik nämlich. Auch diese wird von hier aus vielfach und auf das Ernsteste angeregt. Man fühlt sehr lebhaft die Nothwendigkeit unsre Erziehungsmethode umzugestalten, und beginnt auch mit ihr Experimente zu machen. In dieser Beziehung verdient ein Journal in zwanglosen Heften, das unter dem Titel „Zur Pädagogik" von meinem ehemaligen Lehrer der deutschen Sprache, dem Professor Kalisch in der Voß'schen Buchhandlung herausgegeben wird, eine große Beachtung. Professor Kalisch ist ein ruhiger, überlegter Mann, dem meine extravaganten Aufsätze zu damaliger Zeit viel zu schaffen gemacht und eine Menge rother Dinte gekostet haben. Er hat sich gewiß nie träumen lassen, daß ich Schriftsteller werden würde. Ich schrie in den Deklamationsstunden die Schiller'schen Gedichte so gewaltig vom Katheder herunter, daß er gewiß geglaubt, ich würde Schauspieler werden. Wiewohl wir beide fortwährend in Berlin gelebt haben, sind wir doch, seit ich die Schule verlassen, nirgend mehr zusammengetroffen. Er war mir ganz aus den Augen gekommen, ich konnte mir ihn gar nicht mehr vorstellen. Seit ich aber sein Journal gelesen bin ich wieder vollkommen mit ihm in Rapport gesetzt, denn seine Aufsätze sind wie er selbst: klug, schmächtig, blond, mit guten, blauen Augen. Ich seh ihn leibhaftig vor mir sitzen, den blassen Mann mit der leisen Stimme und der silbernen Schnupftabakdose, die er durch die Finger gleiten läßt. Draußen duften die Linden unter den Fenstern und die Sperlinge zwitschern. Seinen Gedanken fehlt die Schwungkraft, der feuerfarbne Stolz des Genies, aber sie sind gemessen, klar und gut gemeint. Sie geben vollkommen das, was sie geben sollen, nämlich: Anregung. Möge diese so weit als möglich greifen und dem Unternehmen all den Antheil erwerben, den es verdient. Sein Ausspruch in der Vorrede „man muß ja nicht immer weise sein wollen" nimmt mich übrigens am meisten für die Sache ein; jemand, der den Muth hat für eine Angelegenheit, die er betreibt, sogar einige Dummheiten zu wagen, ist in eben dem Grade liebenswürdig, als er brav ist. Das Weisethun beim Beginn eines neuen Unternehmens ist mir am meisten zuwider. Man muß über eine Sache nicht klug sein wollen, über die man nicht dumm gewesen.

Feodor Wehl.

Neue Bücher. Es ist durchaus unmöglich, im Raume eines knappen schönwissenschaftlichen Blattes Alles anzuzeigen, was in Deutschland gedruckt wird. Die Bücher, die Einem in's Haus strömen, sind Legio, und es scheint unbegreiflich, daß die Verleger durch den überlasteten Markt nicht inne werden, es sei nur Das ein Buch, es sei nur Das zu drucken, es habe nur Das auf Theilnahme zu rechnen, was ein selbständiges eignes Leben athmet. Denn nur das ist dem Freunde der Literatur unentbehrlich. Die gemachten Bücher werden vollständig ersetzt durch die so ausgebildete Journalistik, und für diejenigen gemachten Bücher, welche durch Sammlung oder Uebersicht einem Bedürfnisse des bloßen Unterrichts dienen ist doch wahrlich ein schönwissenschaftliches Blatt nicht der Ort zur Anzeige. Mehr noch als politische Journalisten, welche vom schönwissenschaftlichen Blatte heutiges Tages alle erfinnliche auch die speciellste Theilnahme für Verwaltungswesen fordern, mehr noch als diese, welche die schönwissenschaftliche Journalistik, diese Eigenthümlichkeit Deutschlands unter die Füße treten, muthen uns die Verleger zu, welche für die trivialsten Specialitäten Anzeigen verlangen. Die Stellung ist so verkehrt worden, daß sie steif und fest meinen, durch Zusendung eines Exemplars sei die Redaktion verpflichtet zur Anzeige des Buches. Neuere Helden gehen noch weiter: sie schreiben auf das Titelblatt mit guter Tinte und großen Lettern „Recensions-Exemplar", und lachen sich in's Fäustchen, daß das Exemplar nun auch zu nichts weiter zu gebrauchen sei. Als ob der größte Theil des übrigen Plunders zu etwas Weiterem als zur Makulatur zu gebrauchen wäre! Der Zusendung von ersten Lieferungen, denen die Fortsetzung ausbleibt, gar nicht zu gedenken. Möge sich doch die Journalistik in diesem Punkte zu entschlossener Abwehr und zum Einnehmen einer stolzeren Stellung vereinigen. Wie der Büchermarkt verdorben ist, so werden die Journale verdorben durch Anzeige allerlei ausdruckslosen Ballastes. Umsonst habe ich schon vor einem Jahre erklärt, daß ich von den Zusendungen nur Notiz nähme, wenn das Buch der Rede werth sei, daß ich keinerlei Zusendungen verlangte, daß die dennoch zusendenden Verleger gewärtig sein müßten, das Exemplar in einen Abgrund geworfen zu haben und daß ich

deshalb auch keinerlei Reklamationen beachtete oder gar beantwortete. Umsonst! Unsre schlechtesten Leser sind gerade solche Verleger. Sie kümmern sich nicht um die Kritik, sie denken sich nur eine Anstalt darunter, welche die verdammte Schuldigkeit habe, das empfehlend anzuzeigen was ihnen zu drucken eingefallen ist. Sie pflegen noch durchschnittlich naiv hinzuzusetzen, daß sie die Einsendung eines „Belegs" der Recension verlangten. Der Sicherheit wegen muß ich also gegen den Jahresschluß noch einmal wiederholen, daß ich nicht die geringste Notiz von diesem eingerissenen Stile nehme.

Aus den Stößen zugesendeter Bücher habe ich die Leser nur zunächst auf Folgendes aufmerksam zu machen:

Eine Geschichte Böhmens von Dr. Jordan liegt in den ersten Lieferungen vor. Jordan hat sich hervorgethan als Kenner slavischer Dinge, und als Einer der lebhaft im slavischen Interesse spekulirt und kombinirt. Es steht also eine Geschichte im panslavistischen Sinne zu erwarten. Das ist ganz interessant, wird aber, da nicht das slavische sondern das deutsche Interesse das unsrige ist, unsre Aufmerksamkeit besonders für Waffen der Abwehr zu schärfen haben. Das Buch, in kleinem handlichem Format und mit Stahlstichen, ist für große Verbreitung ausgerüstet.

Biernatzki's gesammelte Schriften erscheinen in regelmäßiger Folge und sehr anständiger Ausstattung zu äußerst wohlfeilem Preise. Außer der bekannten „Hallig, oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee" ist mir dieser Schriftsteller nicht eben zugänglich. Die sanfte, fromme Weise desselben findet aber wohl ein großes Publikum in Deutschland.

Agnes Franz' literarischer Nachlaß, herausgegeben von Julie v. Großmann, ist von derselben Art, nur in Versen. Robert Heller hat diese schlesische Schriftstellerin erschöpfend charakterisirt, indem er sie den weiblichen Tiedge nennt. Die noch zahlreichen Verehrer Tiedge's werden also wohl diesem Nachlasse ihre Aufmerksamkeit widmen.

Henriette v. Bissing giebt uns keinen Pardon. Sie ist schon wieder mit einem Romane „Iwan" da, welcher hoffentlich auch wieder nach Wolfgang Menzel's Geschmack ist. Desgleichen „Erasmus Agrikola", eine biographische Erzählung in drei Büchern, von Dr. L. Lehnert, welcher sich die gehörige Zeit nimmt, harmlose Schicksale zu erzählen, und Frauen als Madame Durchsichtigkeit und Madame Ehrenheit ꝛc. zu schildern.

Dagegen habe ich noch ein geistvolles Büchlein von Adele Schopenhauer „Haus- und Feldmährchen" rühmend zu erwähnen.

Held's Revolution hat sich jetzt auf die Orthographie geworfen in einem Bändchen „Aufruf zur Revolution gegen die deutsche Rechtschreibung." Er ist ein sehr regsamer Kopf und verwandelt wohl die Regungen seines Kopfes oft zu rasch in Thaten der Feder, aber etwas wirklich Lebendiges ist gewöhnlich daran. Auch hier in dem Angriffe auf unser Alphabet, welches er auf einmal in Ermangelung des Bundestages reformiren will. Er schafft auch wirklich einige nagelneue Buchstaben, und so viel ich davon verstehe hat er selbst in mehrern Punkten Recht. Da ich ihm aber nicht in allen Punkten beistimmen könnte, weil ich die Voraussetzungen nicht für richtig halte, so bedürfte ich einiger Druckbogen, um mich mit ihm zu verständigen. Diese Druckbogen gestattet ein belletristisches Journal nicht für Orthographie. Leute von Fach, welche sich von Provinzialismen frei wissen, thäten ein gutes Werk, dies allerdings etwas verrottete Thema in einer großen Zeitung zum Kampfe zu führen. Ein Kampf ist unerläßlich, denn in Ermangelung einer Akademie sind wir über die Aussprache gewisser Buchstaben noch heutiges Tages keineswegs einig im deutschen Vaterlande. Die Augsburger Allgemeine übt seit langer Zeit praktisch eine Vereinfachung der Schriftzeichen, ihr käme es zu, für dies Thema die Provinzen in die Schranken zu rufen.

Brandon, Redakteur des unter uns erscheinenden „Voleur" hat für Nüancen der französischen Aussprache eine vortreffliche kleine Broschüre herausgegeben, welche eine große Anzahl von Irrthümern berichtigt, die unter uns gäng und gebe sind. Das Büchlein ist für jeden, der französisch lesen zu können glaubt, empfehlenswerth. Es führt den Titel: „Die französische Aussprache der Endbuchstaben in ihrer Beziehung zu den Anfangsbuchstaben der folgenden Wörter."

August Bürck hat vor einigen Monaten den ersten Theil einer „Allgemeinen Geschichte der Reisen und Entdeckungen zu Land und Meer" gebracht. Ein zusammenhängendes und selbständiges Werk der Art fehlt uns wohl, und es ist gar interessant, die Erde anwachsen zu sehn vom Argonautenzuge zum Odysseus, von Herodot bis zu Strabo und Plinius. Dieser erste Theil schildert die alte Welt. — Außerdem, höre ich, ist dieser Autor mit einer Ausgabe des interessanten Marko Polo beschäftigt.

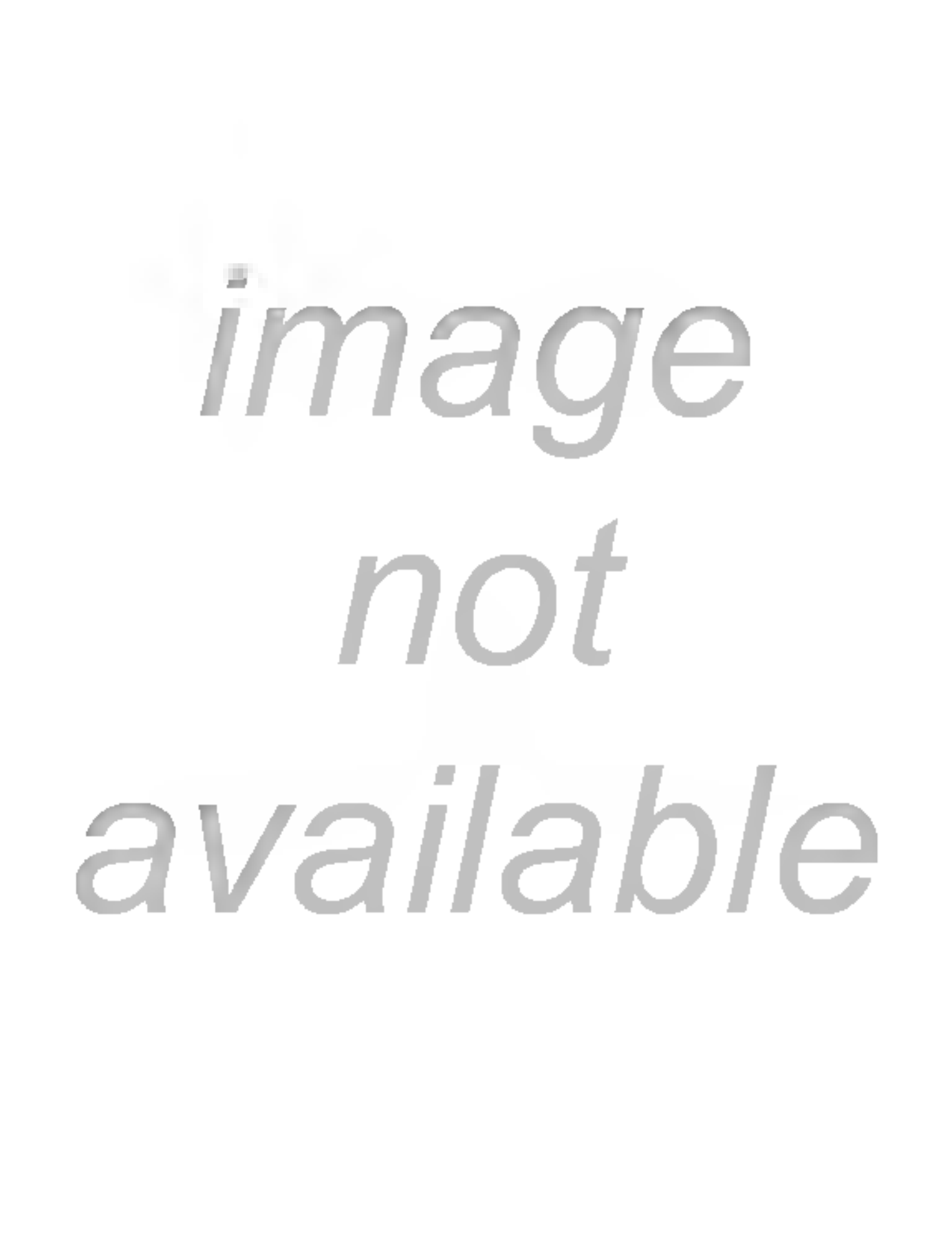


image
not
available

№ 50. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Sgr. 1844.

Moden.

Man warf früher immer den Kleidermoden ihre große Veränderlichkeit vor. Dem Totalanblick nach könnte man seit einigen Jahren über zu große Stätigkeit klagen. Atlas, Sammt, Moor, Schneppentaillen und lange Röcke, Caschmirshawl, Spitzen, insbesondere schwarze Spitzen, Pelzbesatz und alter Schmuck, dies sind schon lange die stets wiederkehrenden Schlagworte der Damenmoden. Deshalb sind aber die Damen weder in ihrem Geschmack beständiger, noch in ihren Toilettenausgaben sparsamer geworden, sondern die Mode hat nur eine andere Richtung genommen: man fragt nicht mehr was ist modisch, sondern wie ist es modisch? Man kann eben jetzt Alles tragen, aber wie es zusammengestellt ist, darin liegt das mehr oder minder Neumodische. Sonst ließ sich eine Dame ihr vom Schneider im neuesten Schnitt gefertigtes Kleid bringen, kleidete es an und war sicher, in der neuesten Mode zu erscheinen. Jetzt aber kann man im schönsten und neumodischsten Kleide noch altmodisch erscheinen, wenn eben die Menge unscheinbarer Kleinigkeiten, wozu vor Allem die Putzwäsche, Coiffüren, Hüllen, Schmuckſachen u. s. w. gehören, nicht die Feinheit des Neumodischen durthun. Der Kopfputz insbesondere beschäftigt die neue Mode außerordentlich viel, ist aber nur andeutend zu beschreiben, sodaß man darin sich an Bilder oder Modells halten muß. Als Vorläufer der Weihnachtsausstellung sind bei Pflugradt in Leipzig schon solche ganz reizende pariser Modells angelangt, z. B. die coiffure serpent, dies ist eine durchbrochen gearbeitete Rolle in Posamentirarbeit von Seide und Gold ausgeführt und an beiden Seiten in einer reichen Quaste endigend. Man schlingt zu einer hübschen Balltoilette diese Rolle ganz leicht um das Haarnest und läßt die Quasten auf den Hals fallen und ist somit sehr kleidsam coiffirt. Von sehr originellem Bande, das mit einem Blondendeckel eigenthümlich zusammengestellt, ist die coiffure hetrusque in dem Pflugradt'schen Magazin zu finden. Eine allerliebste Phantasie für eine junge Frau zu einem Ball- oder Soiréeanzug passend ist auch die coiffure-Esméralda, die aus einem flachen Deckel von Blondengekraus, in dem sich feine Blumen halb verbergen, besteht. Dieser Deckel wird auf die Mitte des Kopfes gesetzt, von ihm aus fallen zu beiden Seiten des Gesichts Blondenbarben bis zur Taille hinab.

Die Blumen zu Coiffüren oder im innern Schirm des Hutes demi voilées anzubringen, ist neu und gefällt sehr.

Eine Auswahl der niedlichsten Putzhauben ist auch bei Pflugradt angekommen, unter denen natürlich der runde kurze, pariser Schnitt vorherrscht, obgleich auch noch viele hübsche Arrangements mit hängender, mehr die Backen deckender Garnirung, wie es die deutschen Damen lieben, ausgestellt sind. In dem neuen pariser Schnitt zeichnet sich besonders eine Haube aus, die mit fünf verschiedenen Bändern, aber von derselben Far-

be, nur verschiedener Abschattirung, ausgeputzt ist. Dies sieht allerliebst aus und gefällt so sehr in Paris, daß man dort den gleichen Ausputz von zwölf verschiedenen Bändern, die alle nur Abstufungen derselben Farbe waren, machte.

Aller Bandausputz ist sehr beliebt, doch bringt man ihn selten allein, sondern gern mit andern Stoffen zusammengestellt an, z. B. mit Tüllschlingen oder Creppgekraus. Auch sind noch immer die Arrangements von zwei verschiedenfarbigen, als blau und malvenfarbigen Bändern gemacht, doch ist die Abschattirung der Bänder in einer Farbe neuer und eleganter. Auf den Ball- und Soiréekleidern fehlt selten in dem Ausputz eine Zuthat von Band. Für Mantillen ist diese Art Umränderung besonders beliebt und auch dafür haben Pflugradt's ein höchst vornehmes Modell. Es ist dies eine Mantille von weißem Moor gemacht, mit gleichen Falbeln garnirt, die am Rand und auf dem Ansatz mit einer Garnirung von Tüllgekraus und Atlasbandschlingen verziert ist. Auf einem schwarzen Moorkleide war kürzlich in einer pariser Modehandlung dieselbe Garnirung in schwarzem Tüll und Band als Schürzenbesatz angebracht. Die Berthe dieses Kleides war ganz von solchem Gekraus bedeckt. Man liebt überhaupt die Berthen sehr bauschig für die langen Schneppenleiber.

Sehr elegant ist die Mantille Polka über einen Gesellschaftsanzug zu tragen. Ein Modell derselben bei Pflugradt ist von röthlich lila Atlas gemacht und durchaus mit Flor in derselben Farbe überzogen, was einen sehr hübschen Effect macht. Die Abrundung der Echarpe hinten, sowie die beiden Enden vorn sind mit einer eine halbe Elle breiten Franse, auch in der Farbe der Mantille, filetartig geknüpft, verziert — jedoch stand die Franse nicht am Rande der Mantille vor, sondern saß vielmehr so auf der Mantille, daß der Seidenstoff die Franse fütterte. Jungen Damen sind auch die hübschen Echarpen von velours d'été und vor Allem die Ballkleider dieses Magazins zu empfehlen. Schon in einer früheren Nummer wurde erwähnt, daß der Fransenausputz auf Ballkleider sehr modern ist, und dies bestätigt denn ein pariser Arrangement bei Pflugradt. Ein anderes hübsches Modell von Balltoilette liefert das heutige Modeblatt Nr. 103 und noch eine andere Art Ballkleid beschreibt ein pariser Modebrief folgendermaßen: Ein lichtrosa Atlaskleid war mit der gewöhnlichen Schneppentaille gemacht, vorn in der Mitte des Rocks stieg vom Rand des Rocks bis zur Schneppentaille eine Reihe voller Rosen, die etwas tiefer rosa als die Kleidfarbe, und in nach oben abfallender Größe gemacht waren. Die Mitte der glatten Schneppen, den Rand des Leibausschnittes und die kurzen Aermel zierten gleiche Rosen.

Für eine ältere Dame wird ein Ballanzug von schwarzer Spitze mit Spitzenfalbeln garnirt und über malvefarbigem Atlas getragen als ausgezeichnet genannt.

Halsschmuck trägt man gar nicht, aber desto mehr Schmuckgehänge und Brandenburg-Arrangement von Schmuck auf der Brust der Kleider angebracht. Auch Armbänder sind bei kurzen Aermeln de rigueur und zwar an beiden Armen. Die Uhren sieht man oft, aber am modernsten in altmodischer dicker Fassung mit Steinen und Perlen umringt. Die große Bevorzugung des Marcassit ist schon wieder vorüber und nur ein Rokokoschmuck in künstlerischer Vollendung entschuldigt die Verwendung des Marcassit.

Der Teppich ist jetzt sehr nothwendig, um bei dieser scharfen Kälte warme Füße zu erhalten. Diesen Zweck erfüllt höchst angenehm eine Neuigkeit von weißer, sehr langhaariger Wolle gewebt, die wie in einem feinen Schaffell die kleinen Füße der Pariserinnen verbirgt. In den Gesellschaftszimmern bleiben die ächt orientalischen Teppiche vom besten Geschmack, doch sind auch viele französische Gewebe darin erschienen. Im Eßzimmer ist eine Art Filzteppich warm und zweckmäßig angebracht. Die Thürvorhänge sind in jeder eleganten Zimmereinrichtung unerläßlich, man wählt sie gewöhnlich mit den Meublebezügen von gleichem Stoffe und dazu ist der velours royal sehr modisch.

J.

Shakespeare und Mitternacht.

(Episode und Auszug aus einem neuen historischen Roman der Mad. Clémence Robert.)

Des Dichters Ruhm hatte den höchsten Gipfel erreicht und sein Glück war vollkommen. Ihm zur Seite stand Arielle, das heitere, treffliche Mädchen, die ihn mit einer Zärtlichkeit, mit einer Hingebung liebte, die sie selbst nicht ahnte! Aber mitten in Shakespeare's bewegter, bald in glücklichen bald in beweinenswerthen Phasen wechselnder Existenz steht eine düstere Gestalt, die ihm unaufhörlich erscheint; dem Knaben William brachte sie nur harte Worte und üble Behandlung; wann er entfloh, war sie es, die ihn mit Wuth verfolgte; sie ist es, die des Dichters glücklichste Stunden durch Trübsinn und Entmuthigung vergiftete. — Mitternacht, — das ist der Name jener verwünschten und unerbittlichen Kreatur, — ist beständig an Shakespeare gekettet: Mitternacht war Soldat, um ihn zu verhaften, wann er als Wildschütz in den Wäldern umherstreifte; Mitternacht war Kammerdiener, um Shakespeare in den Vorzimmern des Lord Clarrison zu beschimpfen. — Auch hier ist es Mitternacht, der Shakespeare wieder erscheint, um ihm alles Unheil, alle unglücklichen Enttäuschungen des Lebens zu weissagen.

„Freund, wie viel verlangst Du für dieses schöne Horoskop?

— „Wenn es schön wäre, würde ich es nicht gestellt haben.

Mitternacht begleitete diese letzten Worte mit jenem boshaften und zugleich düsteren Lächeln, das William schon bei seiner ersten Begegnung im Walde an ihm bemerkt hatte. Das übernatürliche Gepräge, das der gehässige Charakter dieses Menschen trug, machte, daß das Abstoßende seiner Nähe zuweilen der Neugierde wich; Shakespeare sagte zu ihm einfach und ohne Bitterkeit:

„Mitternacht, Du hast mir vormals versprochen, ich entsinne mich dessen, mir dereinst zu sagen, was Dich zu diesem Haß gegen das menschliche Geschlecht hingerissen hat"

— „Betrachtet mich und Ihr werdet es wissen. Mißgestaltet an Körper, aus lauter Häßlichkeit zusammengesetzt, in Aller Augen nur ein Gegenstand des Ekels und des Entsetzens, konnten mich keine Bande der Liebe an die Menschen fesseln, konnte ich keine Freude unter ihnen genießen: doch um nicht geschieden von ihnen zu bleiben, mußte ich mich durch das Gefühl des Hasses und der Süßigkeit der Rache an sie ketten . . ."

Von diesem entsetzlichen Mitternacht, der wie der Dämon des Hasses und der Verfolgung nicht von der Seite des Dichters weicht, wird die arme Arielle entführt . . . Der unglückliche Shakespeare wirft sich in eine Barke und verfolgt auf der Themse den Nachen, der Arielle an Bord der Fregatte führt, welche die Verurtheilten trägt, . . . er kämpft mit Mitternacht, der, im Augenblick des Unterliegens, sein Opfer vergiftet.

Zum Uebermaß dieses Ungemachs, das so unerbittlich den Dichter verfolgte, gelingt es ihm endlich, seine Rache an dem entsetzlichen Mitternacht sättigen zu können; es trifft ihn sein Dolch . . . . Doch im Augenblick, in welchem das Ungeheuer enden soll, führt dieses noch den letzten, den gräßlichsten Streich gegen Shakespeare.

— „Ich prophezeihte Dir einst, Shakespeare, daß, wenn Du jemals wegen meiner Verbrechen die strafende Hand erhübest, Du mehr dabei erdulden würdest, als ich; ich fügte leise hinzu: denn Du würdest Deinen Bruder tödten!"

„Mein . . . Bruder!" wiederholte Shakespeare erstarrt, als wäre dieses Wort ein schneidendes Schwert, das ihm die Brust durchstieß.

— „Ja, dieses scheußliche Kind, dieses Ebenbild des Satan, das man an den Rand der Cisterne gelegt hatte, war von Deinen Eltern geboren. Aus Mitleid für sie verheimlichte man in der Stadt den Namen derer, welche diesem Scheusal das Leben gegeben hatten . . . . .

Nach diesen gräßlichen Entdeckungen bemüht sich Mitternacht, den Schmerz des Dichters aufs Aeußerste zu treiben; er theilt ihm mit, daß man Arielle ans Land gebracht, doch daß sie vergiftet sei und noch in dieser Stunde sterben müsse. —

So stürmisch und ereignißvoll die Jugend Shakespeare's war, so friedlich und herb war sein Alter. Er lebte ruhig und in sein Schicksal ergeben, und das Glück sollte ihn am Ende seiner Tage finden, um ihm die letzten Jahre seines Lebens zu versüßen und zu beglücken. Eines Abends fand er ein schönes junges Mädchen betend am Fuße eines Altars. Sie betete für die Seele des Sir Attaway, ihres Großvaters.

Seine eigene Tochter war es also, die ihm der Himmel als Trost der Vorsehung sandte.

Dieses arme Kind war in den Schrecken der Bühne und weltlicher Dinge erzogen worden. Instinktmäßig liebte sie ihren Vater und glaubte sich strafbar, weil sie eine überschwengliche Hinneigung zu einem Manne fühlte, den man ihr immer als ein verworfenes und unwürdiges Wesen geschildert hatte . . .

Indeß die Stimme der Natur und der Adel des Herzens Susanna's rissen sie hin; sie warf sich in die Arme ihres Vaters und war stolz auf ihre Liebe zu ihm. — Er aber nahm seine Entlassung vom Theater von Black-Friars und reiste mit seiner Tochter zum Grafen von Warwick.

Susanne, so schön und sanft wie ihre Mutter, hatte die Reize der Eigenthümlichkeiten ihrer heimathlichen Provinz, den Schmuck der Familie beibehalten. Shakespeare gab sich ganz dem Drang seiner väterlichen Liebe hin, dem unabweisbaren Bedürfniß in gesegneter Einsamkeit die Ruhe zu finden. Ohne daß Jemand den Grund seiner schleunigen Entfernung vom Theater und von der Welt bekannt war, verließ er sie für immer und ließ sich in dem Landhause von New-Place bei Stratford nieder.

Hier starb er kurze Zeit darauf, zwei und funfzig Jahre alt, am Jahrestage seiner Geburt.

* Die Mode der Tänze hat sich für diesen Winter noch nicht entschieden. Man schwankt, ob Mazurka oder Polka neben Walzer und Contretanz regieren soll. Jeder von beiden Tänzen hat seine Bedenken. Die Polka scheint früh gealtert zu haben, überdem besucht sie zu häufig unfeine Orte, um noch auf die Ehre, vornehme Salons zu amüsiren, viel Anspruch machen zu dürfen; die Mazurka andererseits ist sehr jung und noch wenig Tänzerinnen bekannt, zu der Zeit, wo die ersten seidenen Schuhe das Parquet berühren. So scheint es fast, als wenn man, wenigstens in vielen vornehmen Häusern, vorläufig beim Walzer bleiben werde, der selbst den blasirtesten Tänzern stets anmuthig und leicht erscheint.

* Ein chinesisches Diner. Bei den häuslichen Anordnungen eines chinesischen Hauswesens wird das schöne Geschlecht nicht mit zugezogen, sondern bleibt in abgesonderten Zimmern. Alle ihre Festlichkeiten und Bewirthungen entbehren daher der erheiternden Gegenwart der Frauen. Ein chinesisches fashionables Diner ist daher eine langweilige, nichts weniger als angenehme Partie. Gewöhnlich kommen die Gäste halb sechs Uhr des Abends, und auf dem freien Platze vor der Thür und im Eingangszimmer stehen die Diener in zwei langen Reihen; überall brennen chinesische Laternen, und eine mehr geräuschvolle als harmonische Musik bewillkommnet die ankommende Gesellschaft. Sobald die Gäste eintreten, werden sie vom Wirthe mit einem Schwall von Complimenten begrüßt und ins Speisezimmer geführt. Hier setzen sich die Gäste auf Stühle, die in zwei geraden Reihen aufgestellt sind; gleich darauf wird Thee in großen Trinkschalen präsentirt, jede mit einer kleinen, flachen Untertasse, die als Deckel dient, während die ganze Tasse auf einem silbernen oder golde-

nen Teller steht. Jeder hat einen Finger voll Thee in der großen Tasse, worauf das siedende Wasser gegossen wird; sobald dies Wasser ein Weilchen gezogen und sich abgeklärt hat, gießen sie das Wasser in die Deckelschale und trinken es so heiß als möglich.

Später werden drei kleine Schalen vor jeden Sitz gestellt; die erste zur Linken ist mit Sojj angefüllt, welche die Chinesen fast jeder Speise hinzufügen; die zweite dient zum gewöhnlichen Speisen und die dritte ist eigentlich ein porzellanener Löffel zur Suppe. In Front vor diesen drei Schalen, die in einer Linie stehen, liegen zwei runde Mundstäbchen, die in reichen Häusern aus Elfenbein gemacht sind. „Es ist sehr schwer für Fremde" sagt Dr. Meyen „mit diesen Stäben zu essen, und die Chinesen amüsiren sich sehr über diese Ungeschicklichkeit. So hörte ich, wie Einer seinem Nachbar zuflüsterte: „„Da sieh' mal, Deine weißen Europäer können nicht einmal reinlich essen"". Statt Servietten liegen dreieckige Stücken Papier neben den Bestecken; diese sind mit Streifen rothen Papiers verziert und die Chinesen bedienen sich derselben, um ihre Hände daran abzuwischen. Das Diner beginnt mit der Einladung des Wirths an seine Freunde, von den feineren Gerichten zuzulangen. Die Chinesen legen keine Tischtücher auf, sondern sobald ein Gang vorüber ist, wird das obere Bret abgetragen, um einem neuen, mit neuen Gerichten Platz zu machen. Sobald der erste Gang abgeräumt ist, wird abermals ein kleiner Becher zum Couvert gefügt; dieser dient zum Trinken des heißen Samtschu, eines aus Reiß bereiteten gegohrenen Getränkes, welches immer siedend aufgetragen wird; die Bedienten schenken diesen Nektar aus großen silbernen Kannen ein, der, da er sehr heiß ist, sehr bald seine Wirkungen auf den Kopf zu äußern beginnt." Während der verschiedenen großen Abtheilungen des Diners wird wieder Thee herumgereicht und Tabak geraucht. Nachdem verschiedene Gänge vorüber, werden kleine Tische außerhalb des Halbkreises der ursprünglichen Speisetafeln aufgestellt und mit gebratenem Schweinefleische und Vögeln aller Art beladen. Dies ist der Moment, wo die Köche erscheinen, alle gleichmäßig und geschmackvoll gekleidet, um die Braten zu zerlegen, was sie im Allgemeinen mit großem Geschick vollbringen. Andere Diener, welche in Front der Tafel stehen, nehmen die kleinen Stückchen in Empfang, in welche alle diese Braten auf kleinen Tellern zerlegt sind, und setzen dieselben mitten auf die Tische der Gäste. Gegen Ende des ganzen Mahls erscheinen die Köche gewöhnlich noch einmal im Zimmer, um für die Ehre, die ihnen dadurch erwiesen worden, daß man ihnen gestattete, für die wohllöbliche Gesellschaft die Speisen zu bereiten, zu danken.

* Kürzlich fand Examen in einer weiblichen Erziehungsanstalt statt. Ein junges Mädchen wurde gefragt: Wie starb Heinrich IV.?

Das Mädchen: „Ich erinnere mich nicht mehr recht der Worte."

Der Fragende: „Gleichviel; sage, was Du weißt, mein Kind!"

Das Mädchen: „Heinrich IV. wurde entführt."

Der Fragende: „Entführt? von wem?

Das Mädchen: „Von einem Ungeheuer."

Der Fragende: „Heinrich IV. von einem Ungeheuer entführt? Wo hast Du das gelernt?"

Das Mädchen: „Je nun! wo denn anders, als in meiner Weltgeschichte."

Das Mädchen bringt das Buch herbei und mit triumphirender Miene zeigt sie auf folgende Stelle:

„Heinrich IV. wurde Frankreich und der Welt von einem Ungeheuer entführt, welches Ravaillac hieß."

So schreibt man Geschichte für Kinder und so lernen sie daraus. (Europa.)

* Das Auge eines Politikers hat Aehnlichkeit mit dem eines alten Advocaten, eine Art von Spinnenauge. Es giebt wenig Dinge in der Schöpfung, die einander ähnlicher sähen, als ein alter verschmitzter Advokat und eine Spinne. Er spinnt sein Gewebe in einer Ecke, wo nach hinten kein Licht ist, vermittelst dessen man die Fäden seines Netzes sehen könnte und lauert aus seiner Finsterniß auf Besuch. Nun kömmt eine summende, gedankenlose Fliege, die an nichts als an ihre schönen Flügel und an ihre wohlgebauten Beine denkt, und dabei wohl gar noch ein wenig kurzsichtig ist, angeflogen, und geräth Hals über Kopf mitten in das Netz hinein.

„Ich bitte sehr um Verzeihung", sagt sie, „ich hatte in der That dieses Ihr Netz nicht wahrgenommen; das Wetter ist so trübe und die Straßen sind so finster — es sollte billig den ganzen Tag Gaslicht brennen. Ich fürchte, Unheil angerichtet zu haben."

„Ei ja nicht" sagt die Spinne da, und macht französische Bücklinge. „Ich denke, das ist ganz meine Schuld; ich hätte eine Lampe aushängen sollen; aber bitte, halten Sie sich ruhig, sonst möchten Sie doch Schaden thun. Erlauben Sie, daß ich Ihnen zu Hülfe komme."

So sprechend bindet sie der Fliege erst das eine Bein, und dann das andere, und rollt

ihr beide Flügel auf, so daß sie sie so fest hat, wie Gibraltar.

„Jetzt, gute Freundin" — das ist eine Phrase, welche die, die Jemandem einen Streich spielen wollen, im Munde führen — sagt die Spinne nun, „fürchte ich, daß Sie selber Schaden genommen haben: ich will Ihnen zur Ader lassen."

„Zur Ader?" sagt die Fliege, „bitte, ich bin Ihnen sehr verbunden, das ist gar nicht nothwendig."

„Doch, doch, theure Freundin" sagt er und schickt sich zur Operation an.

„Ei, unterstehst's Euch!" sagt die Fliege wieder, „so schlage ich Euch auf den Kopf, daß Ihr zu Boden stürzet und was ich sage, das halte ich auch."

Da lacht die Spinne der Fliege in's Gesicht und sagt: „Euch muß zur Ader gelassen werden und zahlen müßt Ihr obendrein." Und nun zapft sie ihr so viel Blut ab, daß ihr Hören und Sehen vergeht und sie einer Ohnmacht nahe ist.

„Lassen Sie mich frei, Liebe", jammert da die arme Fliege, „ich will Sie gut bezahlen."

„Bezahlen? elendes Geschöpf!" ruft die Spinne da aus, „als ob Du noch etwas zu bezahlen hättest!" und damit versetzt sie der Fliege noch einen Stich, daß sie sich verblutet.

(Aus „Sam Slic in England" vom Verfasser des Clockmaker.)

* E. Sue's Wohnung. Gegenwärtig bewohnt E. Sue ein kleines in Blumen und Schlingpflanzen gehülltes Haus, auf der Höhe der Vorstadt St. Honoré, mit einem schönen, blumenreichen Garten und einem Quell. Eine lange, mit Bildhauerwerken und Pflanzen geschmückte Gallerie führt aus dem Hause an eine unter einem künstlichen Felsen verborgene Pforte. Die Wohnung enthält drei von den Schlingpflanzen etwas verdüsterte Zimmer mit einem Meublement in rother Tapezierung mit goldenen Nägeln und von dem verschiedensten Geschmack. An den Wänden erblickt man reiche Kunstschätze von Statuetten und Gemälden unserer ersten Künstler, darunter auch eine Zeichnung von Herrn v. Lamartine mit Versen von dessen Hand, eine Vase, die der König Sue geschenkt, und Pferde und Hunde, die er selbst gemalt. Er ist ein Freund von Thieren; im Vorzimmer stehen ein ausgestopfter Wolf und ein Raubvogel, die er früher besessen, im Garten spazieren Fasanen über den Rasen. Das Ganze verbindet stille Zurückgezogenheit mit Geschmack und Luxus. Ein treuer Diener, Laurent, welcher seit 15 Jahren seinen Herrn nicht verlassen, verwaltet Haus und Garten. — Verheirathet scheint nach dieser Schilderung der Dichter nicht zu sein, obwohl unter den Zimmerverzierungen auch die dons des amitiés feminines nicht unerwähnt bleiben.

* Neulich, als der Eisenbahnzug von Lille auf der Station von Mouscron ankam, wo die belgische Douane ist, spazierte ein Bürgermeister aus einem kleinen Flecken der Umgegend im Eisenbahnhof daselbst herum, rauchte seine Cigarre und amüsirte sich im Zusehen. Er erfuhr bald, daß auch Herr Thiers unter den Reisenden war. Der Name des großen Tribuns der Presse war ihm wohlbekannt, er hätte ihn gern auch gesehen und gehört und äußerte dies in Gegenwart einer Gruppe Neugieriger.

„Nichts leichter, als das" rief naiv ein Landbewohner aus; „wenn ich der Herr Bürgermeister wäre, ich wüßte recht gut an den berühmten Mann zu kommen und ihn reden zu machen."

Man fragte ihn, wie er das bewirken wollte, und er erwiederte, er würde Herrn Thiers eine Flasche Champagner vorsetzen.

„Gut", sagte der Bürgermeister, „aber Sie müssen ihn statt meiner einladen."

Der Andere ließ sich das nicht zweimal sagen, ging direct auf den Wagenzug los, machte seine Reverenz vor Herrn Thiers, setzte ihm auseinander, wie er eine garstige Viertelstunde im Wagen hier warten müßte und lud ihn endlich ein, in einem nahen Gebäude ein Glas Champagner mit ihm zu trinken.

Herr Thiers, der „stets populäre", nahm die Einladung sofort an.

Man denke sich die Ueberraschung des Bürgermeisters, der Anfangs den ganzen Vorschlag für einen Scherz gehalten hatte, als er die Beiden ankommen sah. Er faßte sich schnell und befahl Champagner; und als Mann von Welt bereitete er dem Deputirten eine ausgezeichnete Aufnahme, und bat wegen der Mängel der Bewirthung um Entschuldigung; Herr Thiers seinerseits ließ es an Höflichkeit nicht fehlen, und so unterhielten sich der große Staatsmann und der kleine Bürgermeister bis zum Abgange des Zuges nach Brüssel.

* In L** wurde vor Kurzem ein Proceß entschieden, der aus einem Pferdehandel herrührte. Der Abkäufer verklagte den Roßtäuscher deßhalb, weil ihm dieser ein blindes Pferd anstatt eines sehenden verkauft hatte. Das Pferd war so vortrefflich gezogen, daß es schien, als kenne es seinen Fehler und suche ihn absichtlich zu verbergen. Der Roßtäuscher gestand deshalb auch die Blindheit des Thieres nicht zu. Er räumte nur ein, daß das Pferd an den Augen leide, läug-

nete dagegen, daß es als blind zu betrachten sei. Zur Unterstützung seiner Meinung brachte er ein thierärztliches Zeugniß bei, worin der Hauptsatz wörtlich also lautete: „Theoretisch ist das pp. Pferd blind, praktisch aber kann es noch sehen."

* Vor Kurzem verheirathete sich ein junger französischer Dichter, dessen poetische Erstlinge von den Critikern und dem Publikum mit großem Beifall aufgenommen wurden. Die Trauung wurde in der Gemeinde einer Pariser Vorstadt vorgenommen. Als Zeugen der feierlichen Handlung waren zugegen: die Herren Victor Hugo, Alexander Dumas und der Maler, Herr Ingres. Wer kennt sie nicht? Die Unterschriften dieser Herren sollten dem jungen Ehepaare Glück und Ehre bringen. Nachdem der Municipal-Beamte die Namen und den Stand der Brautleute eingetragen hatte, wandte er sich an die Zeugen und fragte zuerst Herrn Victor Hugo um seinen Namen. Der weltberühmte Dichter nannte sich.

„Wie?" fragte der Stellvertreter des Pariser Magistrats: „nennen Sie den Namen noch einmal, und zwar, wenn ich bitten darf, recht deutlich."

Der Dichter gehorchte.

„Das klingt ja gar nicht französisch! Aus welchem Lande sind Sie?" fragte der Beamte.

Victor Hugo dictirte ihm die Buchstaben seines Namens, aber noch nicht genug..... Der Beamte fragte weiter: „Was ist ihr Gewerbe?"

„Schreiben Sie: ohne Gewerbe," erwiderte Hugo lächelnd.

Dieselben Fragen wurden an die Herren Ingres und Alexander Dumas gerichtet. Herr Ingres antwortete ganz einfach, daß er Maler sei, und dieß machte auf den städtischen Beamten einen sehr mäßigen Eindruck. Hätte er gesagt: Ochsenhändler, so würde der Mann gewiß drei tiefe Verbeugungen gemacht haben. Als nun Alexander Dumas über seinen Stand befragt wurde, sagte er, er sei Rentier, und dies stellte ihn in den Augen des Municipal-Beamten weit höher, als seine Collegen

Diese Scene trug sich in Paris, der Hauptstadt der großen Nation zu. Wir fragen, was ist Ruhm? (M. d. A.)

* Aus Dresden erzählt man folgende Anekdote. In einem neu einstudirten Stücke kommt ein Gericht vor, vor welchem ein Angeklagter verhört wird, den zwei Polizeioffizianten in's Sessionszimmer begleiten, zu welchen halbmilitairischen Statisten, der bessern Haltung wegen, gewöhnlich Soldaten genommen werden. Nach geendigtem Verhör wird der Vernommene, welche Rolle der Schauspieler Porth hatte, entlassen, und, als er abgetreten, den noch gebliebenen Polizeidienern gesagt: ein wachsames Auge auf ihn zu haben. Porth, der nicht weiter im Stücke vorkommt, geht nach Hause. Kaum hundert Schritte gegangen, bemerkt er, daß zwei Personen ihm folgen, in jede Straße, wohin er einbeugt, mitgehen. Er achtet jedoch nicht weiter darauf. Als sie ihm aber beim Eintritt in seine Wohnung auch dahin folgen, dreht er sich um, fragend: „warum sie ihm folgten?" „Nun," ist die Antwort, „es ist uns befohlen, ein wachsames Auge auf Sie zu haben." Porth bricht in lautes Lachen aus, und sagt ihnen, daß sie ohne Bedenken und ohne ihre Pflicht zu verletzen, sich nur in ihre Kaserne begeben möchten.

Hierzu zwei Kunstbeilagen:

No. 102. Pariser Moden. Damenmoden: Eine Halbtoilette von Moor mit schwarzen Spitzen ausgeputzt. Eine Stadttoilette für eine ältere Dame von Atlas mit Marder verbrämt.

No. 103. Pariser Moden. Damenmoden: Ein Ballanzug von weißem Tüll mit lila Chenille gestickt. Ein Soiréeanzug von rosa Atlas.

Anzeiger. № 48.

In **zweiter Auflage** sind jetzt erschienen und nunmehr durch alle Buchhandlungen wieder zu haben:

Ida Gräfin Hahn-Hahn

Der Rechte. 8. geh. 2 Thlr.

Ulrich. 2 Thle. 8. geh. 3¾ Thlr.

Berlin, im November 1844.

Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler in Berlin.

Bei **G. Bethge** in Berlin ist erschienen:

Alles durcheinander. Eine Sammlung komischer Briefe, Parodien, Zeitungsannoncen, Räthseln und Späßen aller Art. 3 Bde à 15 Sgr.

Odeum. Eine Auswahl von ernsten und launigen Gedichten, welche sich zum mündlichen Vortrage in geselligen Kreisen eignen. Gesammelt und herausg. von Alex. Cosmar. 10 Bändchen à 5 Sgr.

So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Ein fremder Strauß

von

Louise von Plönnies.

Wenn wir Freunde und Kenner der Literatur auf dieses Büchlein aufmerksam machen, so geschieht dies in der Zuversicht, daß schon eine flüchtige Durchsicht desselben unsere Empfehlung rechtfertigen wird.

Die herrlichsten und duftigsten Blüthen ausländischer Poesie sind hier mit Geist und feinem Sinne zu einem Strauße vereinigt, welcher sich — wie wenig andere — besonders eignet zu einem

Geschenk für Damen.

Der Preis dieses elegant cartonnirten Büchleins ist 1 Thlr. 5 Ngr. (4 gGr.) oder 2 Fl. rhein. oder 1 Fl. 45 Kr. Conv.-M.

Akademische Verlagsbuchhdl. von
C. F. Winter
in Heidelberg.

Auch im Jahre 1845

erscheinen in unserem Verlage:

Minerva, ein Journal histor. und polit. Inhalts. 209. Bd. In monatl. Heften von 10—12 Bogen.

Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur. 125. Bd. In monatl. Heften von 10—12 Bogen.

Jena, im Decbr. 1844.

Bran'sche Buchhandl.

So eben erschien in unserem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Winterzeitvertreib.

Erzählungen

von

C. Spindler.

Zwei Bände.

8. br. 3 Thlr. 7½ Ngr. (6 gGr.) oder 5 Fl. 24 Kr.

Stuttgart, 30. Nov. 1844.

Hallberger'sche Verlagshandl.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nebst einer Bücher-Anzeige von J. P. Meline in Leipzig.

Becker's Erzählungen aus der alten Welt

für die Jugend,

geschmückt mit 15 Stahlstichen.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Becker, K. F., (Verf. der Weltgeschichte f. d. Jugend) **Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend.** 3 Bände mit 15 Stahlstichen. 7te verbesserte Auflage. 8. Druck auf f. Maschinen-Velinpapier und sauber cart. 2 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt: 1r. Bd. Ulysses von Ithaka, mit 5 Stahlstichen. 2r Bd. Achilles, mit 5 Stahlstichen. 3r Bd. Kleinere griech. Erzählungen, mit 5 Stahlstichen.

Becker's Erzählungen aus der alten Welt haben ihren classischen Werth für Bildung und Belehrung der Jugend durch sechs Auflagen bewährt, sie sind in vielen tausend Exemplaren durch ganz Deutschland verbreitet, und trotz vieler und vorzüglich gelungener Nachahmungen noch immer die beste Unterhaltungsschrift für die Jugend, welche aus dem reichen Sagenschatze des hellenischen Alterthums eine anziehende Unterhaltung und anregende Lecture schöpfen will. Auch diese Ausgabe ist vielfach verbessert worden und hat durch die Sorgfalt des Herausgebers namentlich an Kürze und Bestimmtheit gewonnen.

Als Anerkennung für die Gunst, welche das Publikum dem Buche fortwährend schenkt, haben wir uns veranlaßt gefunden, den Erzählungen eine glänzendere äußere Ausstattung zu geben und sie durch bildliche Darstellungen den jugendlichen Lesern noch anziehender und lehrreicher zu machen, und diese 7te Auflage, statt den früheren drei Kupferstichen, mit 15, durch den Kupferstecher Moritz Voigt in Berlin künstlerisch ausgeführten Stahlstichen auszustatten, so wie den vielfach ausgesprochenen Wünschen zu entsprechen, ungeachtet der werthvollen Beigabe den früheren Preis von 3½ Thlr. auf 2⅔ Thlr. zu ermäßigen.

Im Jahre 1842 erschien hierzu als 4r Theil unter dem Titel:

Die Geschichte der Perserkriege nach Herodot für die Jugend bearbeitet von **F. X. Günther.** 8. cart. 1 Thlr.,

welcher den jugendlichen Freunden der griechischen Vorzeit ebenfalls höchst willkommen sein wird, da ihnen hier in einer angenehmen Bearbeitung ein Auszug aus dem ersten großen Geschichtswerke, welches die Griechen durch Herodot, dem Vater der Geschichte, bekommen haben, dargeboten wird.

Buchhandlung des Waisenhauses in Halle.

Bei **C. F. Kius** in Hannover ist erschienen:

Karl von Bourbon.

Historische Tragödie von **A. E. Prutz.**

Preis 16 gGr.

Tasso und Arioſt überſetzt von Gries.

In der unterzeichneten Verlagshandlung ſind ſo eben erſchienen:

Torquato Taſſo's

Befreites Jeruſalem

überſetzt

von

J. D. Gries.

Sechſte Auflage.

Taſchenausgabe.

Erſter Theil.

In Umſchlag brochirt. Preis: ½ Thlr.

(Vollſtändig in 2 Theilen.)

Lodovico Arioſto's

Raſender Roland

überſetzt

von

J. D. Gries.

Dritte Auflage.

Taſchenausgabe.

Erſter Theil.

In Umſchlag brochirt. Preis: ½ Thlr.

(Vollſtändig in 5 Theilen.)

Dieſe aus dem Verlag des Herrn Fr. Frommann in Jena in den unſerigen übergegangenen Ueberſetzungen, deren hoher Werth längſt die allgemeinſte Anerkennung gefunden hat, erſcheinen hier zum erſtenmal in einer **wohlfeilen** und **zierlich ausgeſtatteten Taſchenausgabe**, welche den zahlreichen Beſitzern ähnlicher Ausgaben von deutſchen und ausländiſchen Claſſikern mit Ueberzeugung empfohlen werden darf.

Von **Taſſo** wird das 2te und letzte Bändchen noch in dieſem Monat, die übrigen Bändchen des **Arioſt** werden in den erſten Monaten des nächſten Jahres erſcheinen.

Leipzig, den 15. November 1844.

Weidmann'ſche Buchhandlung.

Bei **C. F. Amelang** in Berlin erſchien ſo eben und iſt durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Handbuch

zur

Geſchichte

der neueren deutſchen Literatur.

Biographien, Charakteriſtiken und Proben.

Zum Gebrauch für Lehrer und Lehrerinnen in den oberen Klaſſen höherer Töchterſchulen, wie auch zum Selbſtſtudium,

herausgegeben

von Dr. **H. Kletke.**

Erſter Band: Von Haller und Hagedorn bis Herder.

35 Bogen in groß Octav. Maſchinen-Velinpapier. Geheftet 2 Thlr.

Der rühmlichſt bekannte Hr. Verf. bietet in dieſen Biographien, Charakteriſtiken und Proben aus der neueren deutſchen Literatur ein für den Unterricht wie für das Selbſt-

studium gleich ausgezeichnetes Hülfsmittel. Die Biographien und Charakteristiken enthalten in Kürze und Ausführlichkeit, je nach der Wichtigkeit des Gegenstandes, alles über diesen Wissenswürdige, die sorgfältigste Angabe literarischer Hülfsquellen, wichtige ästhetische Definitionen, Urtheile eines Lessing, Herder, Göthe, Schiller ꝛc. Zahlreiche, mit Geschmack ausgewählte Proben unterstützen in ihrer Vereinigung mit der Kritik den Unterricht so lehrreich als bequem. — Der I. Band dieses Werkes, mit welchem wir Lehrern und Lernenden, jedem Gebildeten überhaupt, gewiß eine höchst willkommene, nützliche Gabe darbieten, reicht von Haller und Hagedorn bis Herder. Der II. Band, welcher mit Göthe anfängt, wird bis zur Gegenwart führen.

In der **Elwert**'schen Universitäts-Buchhandlung zu Marburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vorlesungen über die Geschichte
der
deutschen National-Literatur.

Von **Dr. A. F. C. Vilmar,**
Gymnasial-Director zu Marburg.

gr. 8. 42½ Bogen. br. 2½ Thlr. oder 4½ Fl.

Wir geben in diesem Werke eines auf dem Gebiete der deutschen Literatur rühmlich bekannten Gelehrten eine der ausgezeichnetsten, geistreichsten, gemüthvollsten und kunstgemäßesten Darstellung unsrer National-Literatur. — Es ist für Alt und Jung geeignet, ein Hand-, Lehr- und Lesebuch, ein Herz und Kopf bildendes Werk für die Jugend, für die Söhne und Töchter solcher Familien, welche eine edle Belehrung und genußreiche Unterhaltung suchen. Der Stil ist blühend, kräftig, rein, und die Form dem Gegenstand überall angemessen.

Anfangsgründe der deutschen Grammatik. I. Lautlehre und Flexionslehre nebst gothischen und althochdeutschen Sprachproben. Von Gymnasial-Director **Dr. Vilmar** zu Marburg. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. br. 7 Bogen. 12½ Ngr. (10 gGr.) oder 45 Kreuzer.

Ueber den Weltschmerz. Festrede von **Dr. Eduard Platner,** Geh. Hofrath zu Marburg. br. 2½ Ngr. (2 gGr.) oder 9 Kr.

Gehring, J. A., Gedichte. Zum Besten der verwaisten Familie des Frühverstorbenen herausgegeben. Mit einem Vorwort von **Dr. K. W. Justi,** Ober-Consistorialrath und Superintendenten zu Marburg. 10½ Bogen. br. 20 Ngr. (16 gGr.) oder 1 Fl. 12 Kr.

Von der Herrlichkeit des christlichen Glaubens. Eine Predigt zu St. Elisabeth in Marburg gehalten von **H. Thiele,** evangelischem Prediger in Rom. br. 2½ Ngr. (2 gGr.) oder 9 Kr.

Zur Erhöhung der Feier von Familienfesten.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Geburtstags-, Neujahrs-, Hochzeits- und Abschiedsgedichte
auch
Stammbuchsverse, Räthsel und Polterabendscherze.

5. verb. Aufl. Preis 15 Ngr. oder 54 Kr.

Ein schönes Gedicht ist bei Neujahrs-, Polterabend-, Hochzeit- und Geburtstags-Feierlichkeiten von großem Werthe; in diesem mit Beifall aufgenommenen Buche sind solche in reichlicher Auswahl enthalten.

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Vollständig ist nun erschienen:

Die Geheimnisse von London

von Sir Francis Trollop.

Uebersetzt von Dr. Ludwig Eichler.

Vier Bände (oder 11 Hefte).

Erste Ausgabe in Octav.
Zweite Ausgabe in Duodez.

Preis jeder Ausgabe vollständig 3⅓ Thlr.

Leipzig bei Friedrich Fleischer.

Der während des allmäligen Erscheinens immer gestiegene Absatz dieses Werkes, welcher schon vor seiner Beendigung eine zweite Auflage nöthig machte, dürfte vielleicht den besten Beweis abgeben, daß hier ein Werk von allgemeinem und großem Interesse vorliegt, welches, nun, da es vollendet ist, wohl noch einer bedeutenden Verbreitung fähig sein möchte. Einzelne Hefte, zur Vervollständigung, sind jederzeit à 10 Ngr. zu erhalten.

Die

Lustspiele des Aristophanes.

Uebersetzt und erläutert

von

Hieronymus Müller.

In drei Bänden.

Zweiter Band.

Gr. 8. Geheftet. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Band (1843) enthält außer einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwickelung und Eigenthümlichkeit des griechischen Dramas, „**Plutos**", „**Wolken**" und „**Frösche**" und kostet 1 Thlr 24 Ngr.; der zweite Band enthält „**Die Ritter**", „**Der Frieden**", „**Die Vögel**" und „**Lysistrate**".

Leipzig, im December 1844.

F. A. Brockhaus.

Ein sehr nützliches Buch für erwachsene Töchter.

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Die Bestimmung der Jungfrau

und ihr Verhältniß als Geliebte und Braut.

Herausgegeben von Dr. Seidler.

15 Sgr. oder 54 Kr.

Die zweite Auflage dieses werthvollen Buches enthält die Anweisung, wie die Jungfrau sein soll in ihrem Verhältnisse gegen den Jüngling, — in ihrem Betragen gegen Männer, — in ihrem künftigen Stande als Gattin, und wie — mit einem vollkommenen weiblichen Charakter als eine sanfte und gute Hausmutter. (Mögen es Eltern nicht versäumen, ihren erwachsenen Töchtern dieses Buch zur Bildung ihres Berufs anzuschaffen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zeitung für die elegante Welt.

18. December **№ 51.** 1844.

Uebersicht: Der Rokoko-Schrank, von Johannes Rudolphi (Schluß). — Jakob van der Nees. — Nachrichten.

Der Rokoko-Schrank.

(Schluß.)

Der Erzähler ließ hier eine angemessene Kunstpause eintreten und schaute, eine gewaltige Prise nehmend, in dem dichtgedrängten Kreise seiner Zuhörer herum. Die unverkennbarsten Zeichen gespannter Erwartung, die sich in den Mienen der Reisenden aussprach, schienen den Amtmann mit großem Behagen zu erfüllen, das sich zum stillen Triumphe steigerte, als er auch den Philosophen und Kunstkritiker unter der horchenden Schaar entdeckte, freilich im äußersten Hintertreffen und scheinbar noch immer in die Herrlichkeiten des Sanchuniathon versenkt, obgleich er das Buch verkehrt in der Hand hielt. Ein schlaues Lächeln flog über die jovialen Züge des Geisterſehers, dann aber fuhr er, den sinnenden Blick fest auf die Schnupftabaksdose gerichtet, also fort: „Ich mochte etwa eine Stunde geschlafen und allerlei tolles Zeug von Gespenstern, Gnomen und verwünschten Prinzen und Prinzessinnen geträumt haben, als ein dumpfer, monotoner Schall, der sich schon eine geraume Zeit hindurch mit meinen Traumgebilden vermischt hatte, endlich ein allmäliches Erwachen herbeiführte. Noch schlaftrunken blickte ich um mich her und fand mich erst nach und nach in der grauen Dämmerung, die über dem Gemache lagerte, zurecht. Die Lichter waren weit herabgebrannt und von hohen Schnuppen verdüstert, und da in einem einsamen, überdieß durch Spukgeschichten übelberüchtigten Zimmer nichts fataler ist als solch ein melancholisches Halbdunkel, richtete ich mich gähnend empor und ergriff die Lichtscheere, um vorerst größere Helle zu bewerkstelligen und unter deren Aegide endlich das gastliche Himmelbett aufzusuchen. Aber auf halbem Wege entsank das lichtbefördernde Instrument meinen Händen und fiel klirrend auf die Porzellanplatten des Tisches nieder, denn horch! — ganz deutlich drang ein dumpfes, taktmäßiges Klopfen, das unverkennbar aus dem gespenstigen Wandschrank ertönte, zu meinen Ohren. „Also doch?“ murmelte ich mit bleichen Lippen

vor mich hin — „also doch ein eingesperrter Geist, der unstreitig vor Ungeduld brennt, mit meinen Halswirbelknochen eigenhändige Bekanntschaft zu machen? O Justinus Kerner, o Eschenmaier und selbst du, dümmster aller Schloßvögte — hätte ich Euch gefolgt!“ Ich hatte nicht einmal Zeit, meine trübselige Gedankenreihe durch einen entsprechend trübseligen Seufzer zu beschließen, denn wieder: tam! tam! tam! ertönte das verhängnißvolle Klopfen und zwar diesmal so scharf und energisch, daß die Schrankthüren in ihren morschen Fugen ächzten. Zugleich wehte plötzlich ein eiskalter Wind durch das Gemach, von der Decke rasselte ein Theil der Gypsbekleidung nieder, und eine Eule, die sich draußen an der Fensterbrüstung ankrallte, schlug mit ihren Flügeln klatschend gegen die Scheiben. — Mein Haar sträubte sich empor, die zitternden Arme auf den Tisch gestemmt, starrte ich weit vorgebeugt, regungslos nach dem Orte des Entsetzens, jeden Augenblick das krachende Aufspringen des Schranks und das Herausstürzen des Gespenstes erwartend.

In solchen Augenblicken ist es nicht selten, daß die Seele, oder der Geist, wenn Sie wollen, plötzlich, wenn er auf's Aeußerste gemartert und gelähmt ist, seine Spannkraft und Selbständigkeit wie durch ein Wunder wieder gewinnt. Es ist freilich der Muth und die Entschlossenheit der Verzweiflung, die Tollkühnheit des bis zum Tode gehetzten Hirsches, der, wenn alle Hoffnung auf Rettung verloren ist, sich umwendet und dem grausamen Verfolger mit gefälltem Geweih entgegenstürmt. Eine derartige Reaktion fühlte auch ich mit wunderbarer Schnelligkeit in meinem Innern vorgehn, als jetzt der Schrank und die ganze Stube von einem donnerähnlichen Gepolter erschüttert ward, als hämmre Jemand riesenkräftig mit Händen und Füßen von innen heraus gegen die dröhnenden Bretер. Mit einem Satze stürzte ich hinter dem Tische vor, erfaßte mit einer Hand den Armleuchter, mit der andern, weil ich Leichtsinniger keine Waffen führte, einen schweren, ellenlangen Stiefelknecht und schrie wie einer der Homerischen Helden: „Wer ist da? was will man? Geist oder Nichtgeist, ich bitte mir Ruhe aus!“ Vor meiner eignen Kühnheit erschreckend, wich ich ein paar Schritte zurück; das Pochen verstummte und eine feine, näselnde Stimme ertönte gedämpft aus dem Innern des Wandschranks:

„Hélas! je meurs dans ce maudite prison! Ouvrez-donc, Monsieur l'Etranger! Patefacias quaeso, carissime! Wollen Sie nicht endlich öffnen, Verehrtester?“

Das hieß das Außerordentliche auf den Gipfel treiben, ein pyramidales Wunder, vor dem sich auch der ungläubigste Rationalismus demüthig und überzeugt beugen mußte! Ich zögerte keinen Augenblick länger, mit einem Gespenste Bekanntschaft zu machen, welches die artigste Conversation von der Welt in drei Sprachen eröffnete und dadurch die genügendsten Anzeichen einer gelehrten und humanen Bildung an den Tag legte. Armleuchter und Stiefelknecht beschämt auf den Tisch setzend, holte ich den Schlüssel eilfertig aus der Tasche, er drehte sich im Schlosse, die Thüren sprangen weit auf — und heraus trat der Burggeist von Rittberg, den Dreistützer unterm Arm, die manschettenbekleidete Rechte zum höflichen Gruß schwenkend, in der Linken den Rohrstock und in dem erdfahlen, mumienartigen Antlitz ein so gewinnendes Lächeln, daß ich auch die leiseste Spur von Furchtsamkeit verschwinden und mich unwiderstehlich zu dem räthselhaften Wesen hingezogen fühlte.

„Serviteur, Monsieur! Sie haben mich lange klopfen lassen!“ begann das Gespenst mit einer graziösen Verneigung im Rokokostile. „In der That, ich bin untröstlich, Dero Schlummer stören zu müssen — allein es ist mein

Beruf, Lärm zu machen, und überdieß hielt ich es für Pflicht, mich meinem künftigen Hausgenossen gebührend vorzustellen!"

Wieder ein Bückling, wieder ein anmuthiges Lächeln, das ich auf gleiche Weise erwiederte. Fühlend, wie unartig es sein würde, meinen nunmehrigen Stubenkameraden allein die Kosten der Unterhaltung tragen zu lassen, nahm ich mich zusammen und sagte nach einer kurzen Pause: „O, Ew. Wohlgeboren dürfen sich darüber gar nicht beunruhigen! Hätte ich Dero allerliebstes Boudoir nicht unhöflicherweise oder vielmehr aus lächerlicher Furchtsamkeit verschlossen, so — dann — —"

Ich stockte verlegen, denn zu meinem Erstaunen zog der Geist aus der reichgestickten Weste eine goldne Dose von mächtigen Dimensionen, öffnete sie und präsentirte mir deren Inhalt mit einem dritten anmuthigen Kopfneigen. Die Entdeckung, daß die ruhelosen Bewohner des Zwischenreiches der Leidenschaft des Tabakschnupfens huldigen, schien mir vom höchsten wissenschaftlichen Interesse, und trotz der leisen Besorgniß, es könne das unter- oder überirdische Kraut auf meine irdische Natur eine ungeahnte Wirkung äußern, etwa die plötzliche Verwandlung in einen Löwen, Bären oder Adler, oder einen hundertjährigen Schlaf — trotz dieser wohl verzeihlichen Bedenklichkeiten nahm ich rasch und entschlossen eine gewaltige Prise und fand mich ausnehmend beruhigt, als mein Geruchsorgan sich von der Güte und Unverfänglichkeit der gereichten Gabe überzeugte.

„Eine prächtige Dose, Monsieur!" sagte ich mit erneuter Zuversicht — „der Arbeit nach ein Florentinisches Stück, ein echter Benvenuto."

Der Geist ließ, durch mein Lob geschmeichelt, das Kleinod wohlgefällig im Kerzenlicht spielen. „Vraiment, Sie sind ein Kunstkenner! Der Werth der Dose wird aber dadurch noch erhöht, daß ich sie bei meiner letzten Gesandschaftsreise nach Paris aus höchsteigenen Händen Sr. Majestät König Ludwig XIV. erhielt."

Mein Respekt stieg immer mehr. Himmel, dachte ich, wenn Lewald an meiner Stelle wäre, welch entzückende Fülle von Memoirenstoff würde er hier sammeln, wie viel denkwürdige Bände würde er wieder schreiben können!

Der Geist schien meine Gedanken zu errathen; er fuhr sich mit der knöchernen, von blitzenden Ringen bedeckten Hand über das Gesicht und sagte: „Ja, mein Herr! das waren schöne Zeiten, als ich das Vergnügen hatte, zu leben. Was ich von meinem Schrank aus von der jetzigen Welt gesehn und gehört habe, erfüllt mein gefühlvolles Herz mit Trauer und Verachtung. Fuimus Troës, Verehrtester! fuimus!"

Der Geist seufzte und ich seufzte mit, war aber zugleich bedacht, dem Gespräch eine minder elegische und meiner Wißbegier förderlichere Wendung zu geben. „Nach Dero Aeußerungen zu schließen", begann ich daher, „bin ich so glücklich, einen berühmten und verdienstvollen Diplomaten des vorigen Jahrhunderts zu begrüßen?"

„Allerdings, mon cher, den Geist eines reichsgräflich Katzenellenbogischen Geheimen Hofrathes."

„Ah!" Ich verbeugte mich tief.

„Ich bin nicht stolz auf sothane Eigenschaften; gleichwohl kann ich nicht umhin zu bemerken, daß es Ihnen heutzutage schwer, wo nicht unmöglich fallen dürfte, den Geist eines Hofrathes zu entdecken!"

„Unstreitig; unsre Zeit ist nicht so geistreich, als das grand siècle de Louis XIV. Aber — erlauben mir Ew. Hochwohlgeboren die Frage, sollte

einem so genialen Wesen, einem fast anderthalbhundertjährigen Geheimen Hofrathe der unleugbar eng begrenzte Wirkungskreis innerhalb eines alten Wandschranks nicht höchst ungenügend erscheinen? Sollte Dero verehrungswürdige Seele sich nicht unbehaglich fühlen in einem Raume, der seiner ursprünglichen Bestimmung nach unzweifelhaft zu höchst plebejen Zwecken, zur Aufbewahrung von Röcken, Westen und Inexpressibles aller Art gedient haben mag?"

Ein schwermüthiges Lächeln spielte um die blutlosen Lippen des Geistes. Er kreuzte die Arme über den goldnen Knopf des Meerrohrs und schaute einige Minuten schweigend wieder auf seine blinkenden Schuhschnallen. Schon fürchtete ich ihn durch meine vorwitzige Frage beleidigt und mir selbst weitere Aufschlüsse über soziale und kulturhistorische Zustände des Gespensterreiches verscherzt zu haben, als mein vis à vis sich plötzlich rasch emporrichtete und mit der Miene eines Menschen, den ein glücklicher, nie gehegter Gedanke jählings durchzuckt, dicht an mich herantrat.

„Mort de ma vie! Vous êtes un ange!" rief er mit leuchtenden Blicken und breitete die Arme weit aus, in der sichern Erwartung, ich werde sofort an seine Brust sinken, „warum ich bisher, es sind jetzt sechsundneunzig Jahre, in dem verd— Wandschrank gesteckt habe, fragen Sie? Weil ich ein Esel, ein Narr war, weil mich zufälligerweise vor der Thür dieses lächerlichen Meubels der Schlag rührte, als ich mich allzusehr über den Anblick eines neuen, gänzlich verpfuschten Staatsfracks alterirte! Voilà tout! hinc illae lacrymae! Embrassez-moi, mon ami!"

So erstaunt und erfreut ich nun auch über die plötzliche, durch meine Anregung bewirkte Sinnesänderung des Gespenstes war, so entschieden wies ich doch seine letzte Zumuthung mit einer höflichen aber unzweideutigen Pantomime zurück. Es schien mir von Seiten eines bereits sechsundneunzig Jahre begrabenen Geheimen Hofraths zu viel verlangt, ihn zärtlich umarmen und die Kälte des Todes in kaum sechsundzwanzigjährigen, notorisch lebendigen Gliedern fühlen zu sollen. Und um unsre beiderseitige Verlegenheit und weitere freundschaftliche Attentate des Geistes zu beseitigen, faßte ich sofort den Faden des Gespräches mit großem Eifer wieder auf.

„Also Sie sind keineswegs in den Wandschrank gebannt!" rief ich mit gratulirender Miene, „es war also nur eine Caprice, eine kleine, vielleicht aus allzugroßer Anhänglichkeit an gestickte Westen und Staatsfracks entsprungene Marotte, die den Herrn Geheimen Hofrath veranlaßten, dies unbequeme Logis mit Seiner klopfenden und hämmernden Gegenwart zu beglücken?"

„So ist es, Verehrtester! o ich könnte mich ohrfeigen, wenn ich bedenke, wie viel kostbare Zeit ich hier verloren habe, unbeachtet, auf empörende Weise vernachlässigt, während ich ganz in der Nähe, schon in Weinsberg, einen glänzenden Wirkungskreis, die Aufmerksamkeit halb Europas, den amüsantesten, so lange vermißten Umgang mit Damen, die überdieß, der Geisterwelt zu Gefallen, im magnetischen Schlafe liegen, hätte genießen können. Ach, Sie glauben nicht, wie mein Humor in der dumpfigen Atmosphäre dieses Zimmers gelitten hat! ich bin zum Hypochonder geworden und würde mir längst das Leben genommen haben, wenn ich nur eines besäße."

So viel aufrichtige Reue, verbunden mit dem ernsthaften Streben nach Besserung rührte mich tief. Ich nahm eine zweite Prise aus der zum zweiten Male dargereichten königlichen Gesandschaftsdose und begann mit väterlicher Würde und Weisheit den zerknirschten Hofrath zu trösten und aufzurichten: „Seien Sie ein Mann, hochwohlgebornes Gespenst!" sagte ich,

und lassen Sie sich kein graues Haar wachsen wegen lumpiger sechsundneunzig Jahre, deren Verschleuderung in Ihren Verhältnissen nicht viel auf sich haben kann. Aber freilich, Dero Unterleib scheint angegriffen zu sein; die sitzende oder stehende Lebensart, verbunden mit dem ungesunden, feuchten Quartier sagt Ihnen durchaus nicht zu und ich dringe darum als wohlmeinender Freund darauf, daß Sie Zerstreuung suchen. Wo und wie aber könnten Sie solche in vollerem Maße finden, als auf Reisen? Ja, mein Herr Geheimer reichsgräflich Katzenellenbogenscher Hofrath, Sie müssen Tourist werden, fremde Länder und Völker kennen lernen, freundschaftliche Verbindungen anknüpfen mit französischen, holländischen, englischen, spanischen und türkischen Gespenstern, die Somnambulenfabrik in Dresden und den Buchhändler Fürst in Nordhausen besuchen, wo Sie der gastlichsten Aufnahme und großer Publizität gewärtig sein können — und wenn Sie dann, neugestärkt, an Ruhm und Erfahrungen bereichert, sich in irgend einer anmuthig gelegnen Kloster- oder Burgruine (nur um's Himmelswillen nicht mehr in einem Wandschrank) häuslich niedergelassen und zur Ruhe gesetzt haben, dann weihen Sie Ihre Mußestunden den schönen Künsten; schreiben Sie Reiseeindrücke, Memoiren eines unpolitischen Hofrathes, Gedichte eines Spukenden, Weltfahrten eines gebildeten Gespenstes —"

„Engel, Halbgott, Teufelskerl!" jauchzte der Burggeist, im Vorgefühl der Entzückungen und Genüsse schwelgend, die ich ihm in Aussicht stellte. „Ja, ja! ich will reisen, eine Continentaltour machen und dann schreiben, ach! die Welt soll staunen, die Buchhändler sollen sich zerreißen um meine Manuskripte —"

„Glauben Sie das nicht, Herr Hofrath!" fiel ich rasch dem durch komische Luftsprünge und Gliederverrenkungen alle Gravität verleugnenden Gespenste ein, „mit dem Zerreißen hat es gute Wege; die Lebendigen schreiben und schreien seit einigen Jahren so viel, daß die Verstorbenen kaum noch aufkommen können. Aber lassen Sie das Ihre letzte Sorge sein; ergreifen Sie jetzo vielmehr den Wanderstab, sagen Sie dem Wandschrank Ade! und wandeln Sie hinaus in die herrliche Sommernacht, eine echte, vielversprechende Stütze und Zierde der germanischen Geisterwelt!"

„Das will ich! das will ich!" sagte das Gespenst und zog eine unförmlich dicke, goldne Repetiruhr aus der Tasche. „Pardi! in fünf Minuten ist es ein Uhr und bis zum Aschaffenburger Galgen, wo ich Mittag machen werde, habe ich noch eine bedeutende Strecke vor mir. So leben Sie denn wohl, herrlicher Mann, sehen Sie diese Thränen in meinem Auge, die ersten, die ich seit meinem Tode vergieße, und gestatten Sie mir, Ihnen später einmal schriftlich meinen tiefgefühlten Dank zu erkennen zu geben."

„Ei, wir werden uns doch wieder sehen, Hofräthchen!" versetzte ich weich, während Jener sich mit den Manschetten die Augen trocknete, es wird mir jederzeit angenehm sein —"

Da ertönte durch die feierlich schweigende Nacht aus der Ferne der erste Hahnenschrei! — das Gespenst schauerte zusammen und schüttelte sich, als sei ihm ein Kübel voll Eiswasser über den Kopf gegossen worden; zugleich ward seine Gestalt von Sekunde zu Sekunde dünner und nebelhafter, während sie sich lang und schmal wie eine Wolkensäule fast bis zur Decke auszudehnen schien.

„Aber mein Gott, Sie haben es eilig, wie ich sehe!" stotterte ich ganz erstaunt ob des seltsamen Phänomens.

„Ja, sehr eilig! Cura, ut valeas, amice!“ versetzte das Phantom, dessen Stimme jetzt dumpf und hohl wie aus dem Grabe klang, „öffne das Fenster! geschwind!“

Ich riß gehorsam das Fenster auf, klappte es aber eben so schnell wieder zu, als ich sah, wie mein reiselustiger Freund noch einmal seinen langen Arm in die Tiefe des Wandschranks versenkte, mein Felleisen ergriff und unzweideutige Miene machte, mit meinem Eigenthume zu verschwinden. Mit einem solchen Verlust schien mir aber die überirdische Bekanntschaft denn doch zu theuer erkauft; ich schlug also, wie gesagt, eilfertig dem Geiste das Fenster vor der Nase zu und sagte: „Erlauben Sie, hochwohlgebornes Gespenst, Sie scheinen sich vergriffen zu haben; das ist meine Reiseequipirung, ein Rock, zwei paar Beinkleider, drei Westen —“

„Comment? was thut das?“ war die hastige Gegenrede. „Wissen Sie nicht, daß es uns Geistern Bedürfniß ist, Lärm zu verursachen, mit Gegenständen zu werfen et caetera? Nun denken Sie, welchen Effekt es machen wird, wenn ich plötzlich diesen dicken Mantelsack mitten unter eine friedliche Gesellschaft oder einer Somnambule auf die Nase schleudre! Ich werde mich ungeheuer erleichtert fühlen!“

„Aber ich auch, wenn ich meine gesammte Garderobe verliere!“ versetzte ich ärgerlich und entriß dem spektakelsüchtigen Phantom ohne Weiteres seine unrechtmäßige Beute. „Da — nehmen Sie den Stiefelknecht hier; er ist zu Ihren musikalischen Leistungen ungleich geeigneter und ich kann ihn entbehren.“

Schweigend ergriff der Burggeist den dargereichten Stiefelknecht und steckte ihn in die Tasche, dann breitete er noch einmal mit einem zärtlichen Freundschaftsblicke die Arme gegen mich aus — da rasselten grade über uns auf dem Schloßthurme die Räder und Gewichte und dumpf ertönte der erste Stundenschlag des neuen Tages. In demselben Augenblicke fielen krachend die Thüren des Wandschranks in's Schloß, die Kerzen auf dem Armleuchter erloschen und ich selbst fühlte mich von einer unsichtbaren Gewalt urplötzlich zu Boden geschleudert.“ — — —

Der Amtmann aus dem Odenwalde schwieg, streckte mit einer gewissen Feierlichkeit die Hand nach seiner Dose aus, entnahm ihr eine Prise und stand dann hastig vom Stuhle auf. Niemand regte sich.

„Nun?“ fragte ich schüchtern nach einer langen Pause, indem ich dem allgemein gespannten Verlangen Worte gab, „was geschah weiter?“

Der Amtmann rieb sich die Hände, zog die Schultern in die Höhe und sagte mit unausstehlicher Trockenheit: „Nichts!“

„Nichts?“ wiederholte jetzt der ganze Chorus theils in ungläubigem, theils bittendem, theils ärgerlichem Tone, „und was wurde aus den schriftstellerischen Arbeiten des Gespenstes, aus den Memoiren, Reiseeindrücken und Gedichten?“

„Nichts! vielleicht hat der Herr Geheime Hofrath noch keinen Verleger gefunden!“ Damit schritt der Amtmann majestätisch die Kajütentreppe hinab. Der Philosoph und Kunstkritiker aber streckte ihm drohend die Faust nach und murmelte: „Habe ich es nicht gedacht? ein versteckter Atheist, ein Junghegelianer! überall begegnet man diesen Aposteln des Unglaubens!“

Und gläubig studirte er weiter im falschen Sanchyniathon. — Uns aber war das Nachdenken geweckt, mit welcher Dreistigkeit jetzt alte Schränke geöffnet werden.

Johannes Rudolphi.

Jakob van der Nees.

Nach Thomas Thyrnau, der eine Magda und einen dritten Theil gegen den leichtsinnigen Leser zu richten hatte, bin ich mit einigem Mißtrauen aber ohne Vorurtheil an diesen neuen Roman der Frau Paalzow gegangen. Er ist wieder, zum Schrecken der Leihbibliothekare und zum Troste der sanften Damen im Mittelstande, in drei sehr dicken Bänden erschienen; der zweite Band geht bis an den dreißigsten Bogen, und es konnten bequem fünf Bände daraus gemacht werden. Der Roman ist folgendermaßen beschaffen:

Der erste Theil führt die Ueberschrift „Angela" und spielt in Amsterdam. Dort in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird ein verlassenes Haus der Barneveldt Schauplatz des Romans. Dies Haus wird allein bewohnt von Jakob van der Nees, einem Diener der Barneveldt. Ein Sohn des hingerichteten Großpensionairs, auf Leib und Leben verfolgt vom Statthalter Moritz von Oranien, kommt eines Abends flüchtig in dieses Haus zu van der Nees. Mit ihm eine hochschwangere Gattin Brigitta und eine Dienerin Susa. Brigitta gebiert sogleich ein Kind, und ihr Gatte muß sie noch in derselben Nacht verlassen, um nach England zu flüchten. Unter feierlichem Eidschwure übernimmt van der Nees das Vermögen und die Familie des jungen Gebieters zu getreuer Fürsorge und Verwaltung, und bringt den Flüchtling bei stürmischer Finsterniß hinaus auf eine Insel, von wo die Flucht weiter gehen soll.

Jakob kommt heil zurück, aber die Flucht seines Herrn mißlingt im weiteren Verlaufe und endigt mit gewaltsamem Tode desselben. Vermögen und Familie der Barneveldt's sind in den Händen dieses Jakob, denn er hat den Schwur nur seinem Herrn gegenüber ausgesprochen, und er ist ein Bösewicht.

Dies Alles ist im Eingange rasch erledigt, und kaum zum Vordergrunde des Romans benutzt, da es mehr historisch als romantisch dargestellt wird, und da das eben geborne Kind, Angela genannt, die Heldin des ersten Theiles werden soll. Dieser erste Theil wird ein ziemlich trauriges Idyll im abgeschlossenen Barneveldt'schen Hause. Jakob, nur von Susa beargwohnt, da Brigitta aus Krankheit in Wahnsinn fällt, setzt es an die zwanzig Jahre lang durch, daß Susa und Angela so gut wie gar nichts von der Außenwelt erfahren, und daß die Außenwelt von dieser Familie ganz und gar nichts erfährt. Er ist ein böser Geizhals, welcher offenbar unter Sue's Mysterien aufgewachsen ist und von der sanften deutschen Verfasserin mit einer schwer erkennbaren Eigenschaft ausgestattet ist. Diese Eigenschaft besteht darin, daß er in all seiner thierischen Liebloſigkeit zärtlich gesinnt ist für die kleine Angela. Er ist grundhäßlich und kannibalisch roh, aber die Kapriolen, zu welchen ihn die Zärtlichkeit für Angela zuweilen treibt, belustigen diese, ja als Angela zur Jungfrau aufgewachsen ist, kann er den Gedanken fassen, das Mädchen zu heirathen, und kann die Einwilligung Angela's mit einiger Geschicklichkeit zu erlangen hoffen. Susa nämlich, seines Betrugs ziemlich kundig, kann über Lang oder Kurz verrathen, wie er die edle Familie in gemeinster Dürftigkeit hingehalten, wie er das Vermögen derselben an sich gerissen und keinerlei Aenderung zugelassen habe, auch nachdem Statthalter Moritz längst gestorben und nicht das Geringste mehr für die Sicherheit der Familie zu fürchten ist.

Wird Angela sein Weib, so fällt das Vermögen rechtmäßig ihm zu, und er spottet späterer Anklagen. Auf diesem entscheidenden Punkte also dürfen wir erwarten, daß sich der Roman zur Spannung steigern werde. Die Vorbereitun-

gen zu diesem Punkte sind dreizehn Druckbogen lang, und die sorgfältige Charakterentwicklung Jakob's bis daher verspricht uns nun rasche und interessante Wendungen.

Darin irren wir uns: die eheliche Verbindung wird als geschehen und beseitigt in einer Zeile angezeigt. Die Erbin der Barneveldt ist nun die ungebildet gebliebene Gattin des gemeinen Kaufmäklers van der Nees, und wir müssen auf den erwarteten ersten Wendepunkt harren bis gegen den Schluß des ersten Bandes. Da erst wird uns das Haus geöffnet vor den Trompeten der Ausrufer. Gräfin Urica von Casambort, der blödsinnigen Brigitta Schwester, läßt durch öffentlichen Ausruf anfragen, ob Jemand vom Schicksale ihrer verschollenen Schwester wisse. Der verheirathete Nees hat keinen Grund mehr zurückzuhalten und meldet sich. Bald darauf kommt Gräfin Urica selbst mit Henriette, der Königin von England, nach Amsterdam. Letztere sucht Kriegshilfe für Karl I., ihren bedrängten Gemahl, und wird prächtig empfangen von den republikanischen Kaufherren, erhält aber keinerlei officielle Unterstützung. Wir erleben die Aufzüge und Feste in vollständigem Detail, und lernen die Damentoiletten kennen bis auf die Strümpfe. Ich erinnere mich nicht, daß die Verfasserin in früheren Büchern eine so specielle Sorgfalt für jede Einzelnheit des Putzes ihren Heldinnen gewährt hätte. In diesem Romane wird sie der aufmerksamsten Kammerfrau genug gethan haben.

Mitten unter den Schaaren dieser neu auf uns zuströmenden Personen und neben der uns interessirenden Urica, welche schön und stolz und edel, zeichnet sich aus der schottische Lord Argyle, welcher vergeblich um Urica's Gunst bemüht ist, und mitten unter diesem neuen Zudrange erledigt sich geistvoll aber wiederum ohne eine übrig gelassene Spannung das Familienverhältniß Angela's. Letztere kommt trotz verwahrlo'ster Erziehung zu der Einsicht, daß sie zu ungebildet sei, um in ihre Familie eintreten zu können. Sie bescheidet sich also schmerzlich, die unbeneidete und obscure Gattin des gemeinen van der Nees zu bleiben.

So schließt der erste Band, ohne daß uns ein Drang für Weiteres erregt wäre, und so daß wir mit Staunen und Besorgniß die zwei übrigen noch dickeren Bände betrachten. Unbeschadet der Vorzüge, welche der Verfasserin eigen sind, kann man unumwunden am Schlusse dieses ersten Bandes eingestehn: er sei langweilig.

Die Grundneigung der Verfasserin ist die Neigung zu schildern. Sie ist gewiß eine der wichtigsten für den Roman, aber sie muß vorsichtig eingeengt werden in die Oekonomie der Fassung. Dies schon beachtet die Verfasserin nicht hinreichend, vielleicht auch weil sie glaubt, Schilderung der Charaktere sei nicht bloße Schilderung. Letzteres ist sie aber doch nur, wenn die Charaktere vor und nach den Handlungen dargestellt und die Handlungen selbst als kurze Resultate der Charaktere gegeben werden. Meines Erachtens muß es umgekehrt sein: die Charaktere müssen sich in Handlungen zeigen, und müssen vorzugsweise als Resultate der Handlungen vor unsern Blicken entstehn. Vorbereitung und Bemerkung darf niemals die Hauptsache, sondern darf stets nur Hilfsmittel sein. Der englische bloße Schilderungs-Roman und der französische bloße Thaten-Roman liegen an den beiden Endpunkten des Richtigen. Unser Publikum steht dem englischen Wesen näher, und deshalb findet die Verfasserin große Theilnahme, besonders da sie ihren Fehler der Composition mit einem weiteren Fehler versüßt. Sie versagt sich nämlich in den Vorbereitungen und Folgerungen, welche stets wenigstens die Hälfte ihrer Romane bilden, keine Ausspinnung eines Gedankens, welcher am Wege liegt. Und da sie ein wahrhafter und in vielen Beziehungen feiner Geist ist, so findet unser beschauliches Publikum darin ein Genüge. Das kann ich von mir nicht sagen, obwohl ich meist Gedanken und Folgerungen gut und richtig finde. Mich stört nun dabei noch der Stil. Wäre dieser rasch, behende, klangvoll oder irgendwie

verführerisch, so würde er mich vielleicht über die Trägheit des Fortschrittes hinweg schaukeln. Das ist er aber Alles nicht: er schreitet nicht, sondern er kriecht, und er ist ganz und gar klanglos. Kein Hauch von Rhythmus, von Musik darin! Damit meine ich nicht einmal verwahrlos'te Sätze wie folgenden „Er lehnte es daher auch ab, einen Brief, den Nees, der zum vollkommenen Selbstgefühl zurückgekehrt war, großsprecherisch vorschlug, der neuen Tante beizufügen, anzunehmen" — nein, auch wo der Weg weniger Löcher hat, leide ich. Oefter als in irgend einem andern Buche muß ich die Sätze der Verfasserin zweimal lesen, um mir den niemals schweren aber schwerfällig ausgedrückten Sinn zusammen zu addiren. Es fehlt also nicht bloß der Klang, es fehlt auch die anschauliche Gestalt, und deshalb habe ich gesagt: der Stil kriecht.

Mit dem zweiten Bande verlassen wir nun gar Land und Oertlichkeit und Menschen, welche wir so mühsam kennen gelernt haben, wir werden nach England hinüber geführt, nach York, wo König Karl Hof hält, und sich gegen das widerspenstige Parlament rüstet. Wir müssen neue Verhältnisse und Menschen kennen lernen, und das kann nicht wohl ohne den Aufwand eines halben Bandes geschehn. Ist dies aber geschehn, so werden wir hier belohnt. Es tritt Montrose auf und gewinnt die Liebe Urica's, giebt den politischen Verhandlungen die entscheidende Wendung, führt Urica auf sein Schloß und eilt zur schottischen Armee, welche seiner Absicht nach das Gleichgewicht herstellen soll zwischen König Karl und dem Parlamente. Montrose's Stellung ist gefährlich und nur Urica ist seine Vertraute. Urica ist allein auf dem Schlosse zurückgeblieben und wird eben von Zudringlichkeit und Frechheit der Verwandten Montrose's in Athem erhalten. Diese Verwandten sind katholisch, und Proselytenmacherei und Jesuitismus zeigen ihre Krallen. Im ersten Bande über Ehescheidung, hier über dies Thema unsrer Tage hat die Verfasserin die natürlich gebotene Veranlassung ergriffen. Sie besitzt überhaupt einen klaren politischen Verstand, und die eigentlich politischen Partieen ihrer Bücher gehören stets zu den besseren. Die vornehmen Gebildeten, in denen noch Form und Geisteswendung vom Jahrhunderte Ludwigs XIV. her lebendig ist, belächeln zwar den Louis XIV. in St. Roch, und werfen ihr vor, daß sie den vornehmen König in die Bourgeoisie gezogen. Darin mögen sie wohl auch Recht haben. Aber sie selbst werden durch die Manieren verhindert, den Kern zu erkennen. Ludwig XIV. ist zwar dort etwas deutsch geworden, aber er ist für deutsche Auffassung richtig und talentvoll dargestellt. Es ist ein Grundirrthum der unter uns französisch Gebildeten: daß französisches Leben in deutschen Büchern mit französischer Anschauung geschildert werden solle. Daraus entstünde durchaus nur Zwitterthum. Der Anschauende muß mit *seinen* Augen sehn, und dies wahrhaftig schildern, dadurch nur erhält die neue Schilderung Werth, und dadurch allein wird sie organisch wirksam in einem größeren Verbande. Die Richtigkeit dieser Behauptung mag man am Anblick unsrer Literaturgeschichte prüfen. Wo hat ein Buch Dauer gewonnen, dessen Schilderungen aus der unter uns eingeführten französischen Kultur entsprungen wären? Ich kenne keins, und möchte doch nicht läugnen, daß unter diesen französisch Kultivirten sehr geistreiche Leute vorhanden gewesen und vorhanden sind. Die Mischbildung zerstört die literarische Schöpfungskraft. Uebrigens möchte ich freilich nicht dahin mißverstanden werden, als ob ich der willkürlichen, im Material unrichtigen, im Studium oberflächlichen Schilderung geschichtlicher Skizze das Wort reden möchte. Vollständige Kenntniß des Fremden setze ich voraus. Nur die Verwendung verlange ich national-eigenthümlich. Gestalt und Farbe sollen historisch treu sein, der Ausdruck aber muß der Nationalität des Schildernden angehören, wenn die Schilderung einer erfundenen Kunstform angehört.

Nur dann wird sie lebendig. Das ist der Verfasserin auch in diesem Buche gelungen, hier im zweiten Bande in der Schilderung Karls I. und noch mehr im dritten Bande in der Schilderung Karls II. Letztere besonders ist ganz vortrefflich.

Der Stimmung des Tages bietet sie auch willkommene Worte, wo es sich um die Frage der Religionsbekenntnisse und um Proselytenmacherei handelt. „Die katholische Kirche" heißt es da, „ist die Kirche von dieser Welt; sie ist ein despotisch politisches System, welches die Weltherrschaft fordert, und in dem ungestörten Lauf der Jahrhunderte eine Usurpation des menschlichen Geistes begründete, worauf zuletzt ihre ganze Berechtigung beruht. Sie hat daher überall zu fürchten, überall zu verbergen, überall zu verfolgen, und keucht, ewig gemischt in die Händel der Welt, dahin — und ihre Forderungen sind Herrschaft über die materielle Existenz der Menschen — ihre Mittel, sie an dem Zügel der Bornirung, der Geistesknechtschaft zu halten."

Und diese Partieen in der zweiten Hälfte des zweiten Aktes sind in gut verschlungene Handlung einverwebt. Daß Urica Montrose's Vertraute ist und von dem eifersüchtigen Argyle belauert und betrogen wird führt in geschickter Romanwendung das Unglück Montrose's herbei. Hier ist wirklicher Roman und interessanter Roman. Leider versäumt es die Verfasserin stets, die angelegten Fäden straff zu halten. Sie meint genug gethan zu haben, wenn sie die Fäden gesponnen hat, und wendet sich mit einer erstaunlichen Unbekümmertheit zur Ausmalung untergeordneter Dinge und Personen. So entstehen diese Bücher, in welchen Oasen guter Romanhandlung zerstreut sind in der Wüste gemächlichen Schlenderns. Die Pläne sind immer reich, sind männlich gefaßt, ich möchte sagen zu reich, denn die Ausführung ist, mit Ausnahme jener Oasen, weiblich; es fehlt die Regierung. So sinken die Fäden schon wieder am Schlusse des zweiten Bandes, und mit dem dritten Bande beginnt zu unserm Schrecken wiederum in Amsterdam, wo wir kein Interesse zurückgelassen haben, eine ganz neue Entstehung mit einem neuen sechsjährigen Kinde, Floripes, der Tochter Angela's. Wir sind aus dem Rahmen heraus in die Winterstube versetzt, wo die Großmutter am Kaminfeuer die Familiengeschichte durch mehrere Generationen erzählt, in der alleranfänglichsten Form der Erzählung. Unser erstes Interesse war Brigitta. Sie gebiert, wird blödsinnig, wird beseitigt. Wir müssen das Kind Angela aufwachsen sehn, es erhält endlich seine Bestimmung, tritt in den Hintergrund. Jetzt, am letzten Bande fangen wir wiederum an mit einem Kinde, dem Enkelkinde Brigitta's. Könnte doch die Verfasserin zu der Ueberzeugung kommen, daß in engerer Begrenzung die größere Macht der Form liegt, und daß ein dramatisches Element der Knappheit und Steigerung dem Romane unerläßlich ist.

So haben wir denn wieder einen halben Band zutragender Arbeit vor uns, wo wir den Beginn der Ernte erwarten. Das Urbild einer Chronik ist die Gefahr dieser Romane. Bei diesen immer wieder neu anhebenden Anfängen sind wir geneigt, mit den Franzosen auszurufen „décousu! décousu!" Dies ist nun freilich nicht das richtige Wort, denn zusammengenäht wird mit der Zeit Alles. Aber nicht zu einem Gewande. Der Titel des Buchs kann der Verfasserin Aufschluß geben über diesen Vorwurf. Mit welchem Rechte heißt der Roman „van der Nees?" Ist dieser gemeine Kerl, welcher sich von Anfang bis zu Ende im engen Kreise des Hopsens, der rohen Aeußerungen und des Geizes herumbewegt, ist er der Mittelpunkt des Buches? Keineswegs. Ich glaubte, er würde in die angrenzenden größeren Verhältnisse eingeflochten werden durch seine boshaften Intriguen, er würde die angelegten Fäden fortspinnen zu einem Stricknetze, welches mit Vermögen, Testament und Adelsbriefe die Formenwelt der vornehmen Verwandtschaft

tödtlich bedrohte. Keineswegs. Die Fäden bleiben alle am Boden liegen, und van der Nees bleibt ein Genrebild im Winkel des alten Hauses, wenn auch die Verfasserin am Schluß des Romanes absichtlich ihn hervorzieht und zum Tode bringt. Er kann kein Mittelpunkt werden und der Roman hat keinen und in diesem Fehler liegen alle übrigen. Urica konnte es werden, und um sie gruppiren sich denn auch in der zweiten Hälfte des letzten Bandes schöne Scenen. Aber dann mußte die Anlage anders sein, und das Nees'sche Haus mußte nicht so in den Vordergrund gedrängt werden. Da dies Genrebild einmal zur Hauptsache gemacht wurde, und doch die größeren Interessen nicht von ihm ausgehen konnten, so war die Mißform unvermeidlich, und die Verfasserin war förmlich verlockt, ihrer Frauenneigung nachzuhängen. Diese ist nur für unser untergeordnetes Publikum von Reiz, und besteht darin: Kinder mitspielen zu lassen und mit größerem Gehalt auszustatten, als sie haben können; desgleichen die kleinlichsten Scenen ohne Perspektive neben die wichtigsten zu stellen. Aus diesen Scenen hören wir immer die Verfasserin, welche mit sicherem Lächeln fragt: Warum nicht?

Behauptet sie diese Frage, nachdem sie alles Obige gelesen, dann ist freilich für mich den Recensenten entschieden, daß wir kein passendes Verständniß für einander haben. Trotzdem wiederhole ich mit Zuversicht, daß ich die Fülle von schönen Absichten in dem Buche begriffen zu haben glaube, daß ich die Scenen in der zweiten Hälfte des zweiten und dritten Bandes auch von meinem Standpunkte aus rühmen kann, und daß ich mir getraue, aus den Fähigkeiten der Verfasserin fast alle Elemente für einen guten Roman zusammenzustellen. Ich habe bei ihr nicht das Mißverständniß zu fürchten: als ob ich ihn dann selbst schreiben könnte. Nein, Sie wird nur lächelnd entgegnen: Recensenten können mir nicht eine Form beibringen, welche eine Verläugnung meines Wesens erheischte.

Nachrichten.

Musik in Leipzig. Wer erklärt die passionirte Neigung zur Musik in unsern Tagen? Die Neigung für Künste, mag man sagen, ist jetzt überhaupt und nicht bloß für Musik in Thätigkeit und Ausbildung begriffen, denn es herrscht ein langer Friede und eine geistvolle Epoche. Wohl; aber die übrigen Künste bleiben doch in verhältnißmäßig viel bescheideneren Grenzen. Natürlich! Sie zu genießen bedarf es einer gründlicheren Bildung als sie der musikalische Genuß in Anspruch nimmt. Er ist der bequemste, und, wenn er größeren Stils ist, der erregendste. Wie sollte ihm das größere Publikum fehlen!

Eigenthümlich ist's dabei, daß die specifisch musikalischen Landschaften und Städte, Böhmen, Oestreich, Italien nicht in den Vordergrund treten bei dieser Mode, sondern daß Landschaften und Städte sich hervorthun, welche ihrem Naturel nach weniger musikalisch sind, Paris zum Beispiele und Leipzig, das sogenannte Klein-Paris. Darin liegt wohl auch ein Fingerzeig für die Zukunft, der nicht übersehen werden mag. Man verwechsle nicht die Betreibung einer Kunst mit der heimathlichen und schöpferischen Seele einer Kunst.

Ich werde an dies Thema erinnert durch ein Concert der „Euterpe", welches unter Neßer's Direktion sehr gut ausgeführt wurde. Es setzt Einen doch in Erstaunen, an einem Orte wie Leipzig neben dem Gewandhauskonzerte noch ein Institut zu finden, wo die großen Symphonieen ebenso aufgeführt und unter eben solchem Zudrange aufgeführt werden vor einem anderen Publikum der Stadt. Hier ist der eigentliche Bürgerstand, der seine Musik hält und sucht. Wenn eine Stadt von 60,000 Einwohnern zwei solche Institute halten kann, so muß doch eine ungemeine musikalische Theilnahme vorhanden sein. Für das Gewandhauskonzert hat sie sich diesen Winter vielleicht um einen Grad vermindert, aber auch nur um einen Grad. Mendelssohn fehlt, Hiller, welcher seinen näheren Bekannten sehr werth geworden und ein Mann von gutem Geschmack ist, fehlt ebenfalls, und man hat den Dirigentenstab dem jungen Dänen Gade übergeben, welcher sich durch eine schöne Symphonie hervorgethan. Eigentlich käme er wohl unserm geistreichen Concertmeister Da-

vid zu, wenn dieser nicht eben als Herr der Geige seinen Platz neben dem Orchesterthrone behaupten müßte. So ist wohl etwas Republikanismus entstanden, und dieser soll bei der Leitung eines Orchesters nicht so wünschenswerth sein als ein strenger Monarchismus. Man hofft wohl, daß über Kurz oder Lang Mendelssohn, der in Berlin seine Stellung nicht hat bilden können, zurückkehren werde. Die stets schwach gelöst'te Aufgabe des Gesanges scheint diesen Winter doppelte Schwierigkeit zu finden: durch die Eisenbahnen werden Opernsängerinnen von allen Richtungen zu den Donnerstag-Abenden zugeführt, und keine kann genügen. Endlich, hieß es in einer Zeitung, Madame Mortier de Fontaine feßle. Da Herr Mortier de Fonsaine kurz nach diesem Ausspruche ein eignes Concert gab, so hatte ich Gelegenheit, beide zu hören. Er ist Pianist, und wußte hier, wo Einige die Orthographie über den Reiz stellen, klassisch genug sich darzustellen. Ein schöner Mann, der mit Haltung einige alte Sachen spielte, und welchem man, so viel ich gehört, Virtuosität auf seinem Instrumente zuerkannte. Was ich in jenem Concerte von seiner eigenen Komposition gehört, war wüste Wirthschaft, neben welcher man wohl zur Orthographie seine Zuflucht nehmen mag, und was ich vom Gesange der Mad. Mortier hörte, das gab mir eine schlimme Idee von den Vorgängerinnen, die sie übertroffen haben solle. Glücklicherweise ist das Theater jetzt tüchtig ausgerüstet im Gesange, und Fräulein Meier gewährt uns stets einen vollständigen Genuß. Sie, Tenorist Wiedemann, die schöne Stimme Kindermann's, der Baßbuffo Ullram, und starke wie gute Chöre bilden eine vollständige Parallele zu der guten Instrumentalmusik, welche Leipzig in seinen Koncerten bietet. — Dazu kommen noch musikalische Ueberraschungen, wie uns vergangenen Sonntag das Schumann'sche Ehepaar in einem Morgenkoncerte schenkte. Die Pianistin spielte wie immer vortrefflich, und Schumann selbst brachte neue, interessante Kompositionen, besonders Lieder. Frau Livia Frege, welche leider nur selten noch öffentlich auftritt, sang sie meisterhaft und außerordentlich schön. Ihre Stimme ist kaum je so schön gewesen als jetzt, ihre Erscheinung erinnerte an ein Titian'sches Bild, und wir haben nie lebhafter als diesmal beklagt, daß solche Gaben so früh der öffentlichen Laufbahn abgewendet worden sind. Freilich muß es an Sängerinnen fehlen, wenn die schönsten und besten frühzeitig in den Schatten des Privatlebens treten.

Karl Otto genannt **Reventlow**, der moderne Gedächtnißkünstler, ist dieser Tage zum Besten eines wohlthätigen Zweckes in Leipzig aufgetreten, und hat außerordentliches Aufsehn erregt. Ich muß von mir selbst gestehn, daß ich, den Kunststücken abhold, mit sehr geringem Vertrauen nach der Buchhändlerbörse ging, wo Herr Otto seine Gedächtnißproben ablegen wollte. Es erschien ein noch ziemlich junger eleganter Mann und sagte uns in äußerst schnell gesprochenen Worten, daß er alle die alten herkömmlichen Hilfsmittel, auch die, welche mit systematischem Anspruch aufgetreten, verwerfe, und vermittelst neuer Media sich Alles einpräge, was man ihm vorlege. Dies bewahrheitete er auf erstaunliche Weise, Zahlenreihen, so lang die Zuhörer sie nur angeben wollten, prägte er sich vor unsern Augen dergestalt ein, daß er über hundert Ziffern nicht nur der Reihe nach, sondern auch in jeglicher Folge und Abtheilung herzusagen wußte. Ja, und dies scheint mir ein besonderes Lob seiner Methode zu sein, je länger es dauerte nach dieser ersten Probe, je mehr Namen, Phrasen und andre Begriffe ihm aufgelastet und von ihm behalten waren, desto fester waren jene Zahlen in seinem Gedächtnisse geworden. Wenn man später auf sie zurückkam, so flogen sie förmlich in allen möglichen Verschränkungen von seinem Munde. Auch scheint es keine Störung für sein Gedächtniß zu geben: eine Zahlenreihe von je drei Ziffern pfropft er durch den unbekannten Prozeß, welcher ungefähr eine halbe Minute dauert, in seinen Kopf, und nur während dieser halben Minute braucht er Sammlung, in aller dazwischen liegenden Zeit trägt er die Kosten aller Anfragen und Störungen, welche ein allein Vortragender tragen muß, und zeigt dadurch, daß sein Mittel ein ganz ungewöhnliches, von allem Herkömmlichen unabhängiges sein müsse. Daß es zuverlässig sei, hat er vollständig bewiesen. Ich habe nie eine solche Fähigkeit des menschlichen Gedächtnisses gesehn. Außer Zweifel ist es wohl auch, daß für die große Mehrzahl die Erlangung solcher Fähigkeit ein großer Gewinn sein kann, wenn ich mir auch vorstelle, daß sie zum Beispiele für den schöpferischen Menschen störend sein könne. Und Herrn Otto's Versicherungen so wie zahlreichen Zeugnissen nach ist das Hilfsmittel einfach und übertragbar, kann sogar in wenig Stunden erlernt werden. Einen solchen Kursus eröffnet nun hier in Leipzig Herr Otto, und dem sich kund gebenden Interesse nach wird er eine zahlreiche Zuhörerschaft haben. Er gab in der Vorlesung Andeutungen seines Verfahrens, aber natürlich nur Andeutungen, die Einhändigung des letzten Schlüssels seinen speciellern Zuhörern vorbehaltend.

Berlin, den 12. December. Die Eröffnung des Opernhauses hat am 7. glücklich stattgefunden. Was die innere Einrichtung desselben betrifft, so ist sie im wahren Sinne des Wortes prächtig zu nennen und mag wohl schwerlich in der Welt ihres Gleichen haben.

Streng im Stil ist sie freilich nicht gehalten worden, sondern im Gegentheil sie ist wie eine Variation über alle mögliche Arten desselben, sie ist eine architektonische Phantasie, eine Etüde über gegebene Themata. Aber die Keckheit, mit der sie stellenweise ausgeführt worden ist und welche von der Pomphaftigkeit der Ausstattung auf das Glücklichste unterstützt wird, ist dem Auge interessant und zieht es an. Die Beleuchtung ist vorzüglich und wird, da die Logen keine Vertiefung mehr haben, wahrscheinlich die Veranlassung zu ausgewählteren Toiletten der Damen geben, die bisher im hiesgen Theater eine Seltenheit gewesen. In dieser Beziehung ist diese innere Einrichtung des Opernhauses auch durchaus ganz modern, sie respektirt und läßt überall unbeschränkt die Individualität hervortreten. Das Publikum ist darin keine Masse mehr, es ist eine Versammlung von einzelnen Personen. Das große Versteckspielen hinter der Menge ist hier nicht mehr möglich, es muß hier jeder so zu sagen seinen Mann stehn. Dann ist ihm aber auch voller Raum, volle Bequemlichkeit gegeben. Es kann kein Gedränge mehr statthaben, kein Platz kann ferner beeinträchtigt werden. Schon der Eintritt in das Haus machte dadurch einen sehr guten Eindruck auf mich, daß man, wiewohl Tausende von Menschen hinzuströmten, bequem und ohne alle Unannehmlichkeiten seinen Platz erreichen konnte. Die vielen Ein- und Ausgänge, die Geräumigkeit der Vorhallen machen jede Hemmung, jeden unnützen Aufenthalt unmöglich. Man geht jetzt in die Oper wie man in eine anständige Gesellschaft geht, nicht mehr wie eine Pöbel-Emeute, wie einem das bei der frühern Einrichtung dann und wann einmal vorkommen konnte. — Wenn aber solchergestalt das Haus selbst auf mich einen sehr angenehmen und erfreulichen Eindruck hervorgebracht hat, so kann ich von der Festoper „das Feldlager in Schlesien", deren Text von Ludwig Rellstab und Musik von Giacomo Meyerbeer leider nicht dasselbe behaupten, sondern im Gegentheil, ich muß bekennen: daß ich mich gewiß darüber würde bis zum Tode ennuyirt haben, wenn ich mich darüber nicht geärgert hätte. Sie kommt mir vor wie ein Gelegenheitsgedicht von Friedrich Förster. Die Mittelmäßigkeit in Staat, im schwarzen Leibrock, in Glanzstiefeln, in Glacéhandschuhen, mit weißem Halstuch und dem Claque unter dem Arme. Die ganze Oper ist nichts als ein Kratzfuß gegen die königliche Loge. Das aber wollte ich ihm noch gerne verzeihn, wenn es nur kein ungeschickter, kein alberner wäre. Wenn er nur die Kunst kompromittirte, das würde ich ihm als Kritiker hingehen lassen, daß er aber die Geschichte kompromittirt, empört mich als guten Patrioten. — Ludwig Rellstab hat nämlich Friedrich den Großen und seine Zeit zum Mittelpunkt seiner Arbeit gemacht. Wenn er dies gethan hat, so konnte er doch nur die Absicht haben eine Verherrlichung von beiden zu liefern. Meine Leser werden mein Erstaunen theilen, wenn ich ihnen sage, daß dies durchaus nicht der Fall ist, sondern daß er vielmehr das Gegentheil, nämlich eine Verunglimpfung beider zu Wege gebracht. Er hat nichts von Friedrich dem Großen und seiner Zeit zu benutzen gewußt, als den Zopf, den Zopf und außerdem nur noch die Flöte. Es ist wahrhaft lächerlich, daß das von Thaten volle, von Anekdoten reiche Leben Friedrichs des Großen keinen andern Stoff zu einer Oper hat hergeben können, als diesen, der darin seine Quelle hat, daß ein junger Bursche den großen Helden, vor Feinden versteckt, unter der Brücke findet, einen Spitz im Arm. Giebt es etwas Komischeres als Friedrich den Großen unter einer Brücke verkrochen, einen Hund unter dem Mantel haltend? Aber giebt es zugleich auch etwas, was diesen Helden Preußens, zu dessen Namen das Gedächtniß seines Landes fortwährend wie zu einem Heiligthum wallfahrtet, mehr kompromittiren kann? Gewiß nicht, man hat das Höchste darin erreicht, indem man das Volk zwingt seinen Ruhm, den Stolz seiner Geschichte, zu belachen. Aber freilich, Ludwig Rellstab hat hier nicht allein die Schuld, die größere Hälfte davon muß der Prüderie, die man hier mit der Historie treibt, und die es für eine Entwürdigung ansieht die königlichen Helden der Bühne zu überlassen, die größere Hälfte sage ich, muß dieser Prüderie zugeschoben werden. Sie mag aber an diesem Beispiel ersehen, zu welchen Unwürdigkeiten sie die Veranlassung giebt. Was würde es nicht für Jubel, für Begeisterung unter das Volk gebracht haben, wenn man z. B. unter vielen andern Scenen Friedrich den Großen zu Lissa genommen hätte! Die östreich'schen Offiziere geben Ball, die Instrumente schwirren, die Tänzer wirbeln, die Gläser klingen. Die jungen Eisenfresser drehen sich den Bart, schlagen an den Pallasch und rufen: er soll nur kommen! Und er kommt wirklich, er kommt in seinem blauen übergeknöpften Rock, mit dem kleinen dreieckigen Hut, mit dem Krückstock in der Hand, nur von wenigen Leuten begleitet. Der Hausdiener leuchtet ihm mit der Laterne voran, so tritt er hinein, lüftet den Hut und sagt: meine Herren, Sie sind meine Gefangenen! Die Geigen verstummen, der Tanz zerstiebt, die Gläser bleiben leer. Es wird still im Saal, die östreich'schen Offiziere ziehen die Degen um sie dem Helden vor die Füße zu legen. Friedrich der Große lächelt und sagt: Gute Nacht! Welche Scene für die Oper, welche Scene für das Volk! Es würde jauchzen und

in die Hände klatschen, es würde rufen: das ist unser König, der alte Fritze, der Mann seines Jahrhunderts, der Held mit dem großen Herzen und den weltbesiegenden Augen! Wahrlich, hier wäre das Volk mit Freuden und aus dem Grund seiner Seele herauf Patriot. Aber so — pfui, mir läuft die Galle über, wenn ich an den auf Pappe geklebten Friedrich den Großen denke, den man am Schluß dieser Oper in den lebenden Bildern zum Vorschein brachte! Geklebt, gepinselt, auf Papier gezogen, das ist die Art, wie man dem Volk seinen Ruhm, die Glorie seiner Geschichte zeigt. Ich kam mir vor wie bei einem Guckkasten, ich hörte fortwährend Beckmann's unsterbliches: Schnurrrrr! Ein anderes Bild! Wenn ich den Text auf diese Weise als einen kläglichen dargestellt habe, wird es nicht überraschen, wenn ich die Musik von Meyerbeer nicht für außerordentlich und unübertrefflich anerkennen kann. Sie ist gewiß sehr künstlich und sauber gearbeitet, aber mit ein Paar geringen Ausnahmen durchaus weder neu noch originell. Sie schleppt sich, sie hat die Füße eines Riesen zu dem Körper eines Zwerges. Diese Musik ist nur ein Ansatz zur Musik. Sie kommt mir vor wie ein Mensch, der etwas sagen will und es vergessen hat, als er anfängt. J je, murmelt er, ich wollte doch was sagen. Was war's doch gleich? Es liegt mir auf der Zunge! ꝛc. ꝛc. Dieser Meyerbeer'schen Musik ergeht es ähnlich, sie kommt nicht ordentlich zur Sache, es kommt einem vor, als müßte man noch etwas erwarten, als müßte noch etwas folgen. — Weil ich hier einmal von Musik gesprochen, und um ein Gegenstück zu der vorberührten anzuführen, will ich hier A. B. Marx und einige seiner neuesten Kompositionen erwähnen, die ich neulich Gelegenheit hatte zu hören. A. B. Marx ist ohngefähr dasselbe für die Musik, was G. E. Lessing für die Literatur gewesen. Originell, geistreich, tief und erhaben, beide Genies der geistigen Spekulation, beides Männer der Sichtung möchte ich sagen, Männer, deren Größe in der Macht liegt, mit der sie verdammen, mit der sie aufgeben: die Schönheit über die Wahrheit, das Gute über das Rechte. Ihr Bewußtsein ist das Göttlichste in ihnen. Dies Bewußtsein sprach sich auch in den neuesten Kompositionen von A. B. Marx auf das Entschiedenste aus, besonders in einer Fantasie „Am Nordgestade" für das Piano. Es ist eine Komposition, die wie gepanzert ist, freilich deswegen etwas verschlossen, etwas zu, wie man zu sagen pflegt, aber mir gefällt das. Das Tänzeln und Schwänzeln in der Musik ist mir zuwider.

Feodor Wehl.

* **Berlin,** den 12. December. Mit dem Feldlager in Schlesien der Herren Rellstab und Meyerbeer ist es gekommen wie ich vorher gesagt: viel Geschrei und wenig Wolle. Die Musik Mosait, der Text schwächer als schwach. Wir leben wieder auf eine Woche von Aeußerlichkeiten und für die Kunst handelt sich's um keine andere Zukunft dabei als um Dach und Fach für künftige Schöpfer. Meyerbeer hat denn auch wie Mendelssohn seinen Tribut an unsern Stil gezahlt, das heißt eine Oper komponirt, die keinen Text hat und mit ein paar Aufführungen in Berlin begnügt sein muß. Die Antigone ward doch noch eine Weile von der Mode eingeführt an einigen Orten. Dr. Peter v. Cornelius hat durch die Allgemeine Preußische Zeitung — das Publikum nennt sie noch immer Staatszeitung, richtiger gäbe man ihr den Titel Geheime Staats-Zeitung — sein Dankschreiben an die philosophische Fakultät zu Münster veröffentlicht, die ihm den Doktorhut zuerkannt. Er sagt darin, daß der Pinsel das Werkzeug sei, womit er schreibe, nicht die Feder, und in der That, muß man dies glauben, nachdem man dies Schreiben gelesen. Seit langer Zeit hat hier in der Künstlerwelt nichts solches Erstaunen erregt, wie dieser Brief, der alles rechtfertigt, was Goethe und Meyer vor beinahe dreißig Jahren über die frömmelnde deutsche Kunst geweissagt. War etwa der Schreiber auch auf Wallfahrt beim sogenannten heiligen Rock?! — Ich wage nicht, mehr zu sagen, weil ich Respekt hege vor dem Talente, und weil mir einfällt was vor Kurzem ein durch Geist und Talent ausgezeichneter und hochstehender Mann über Heine's neue Gedichte hier geschrieben hat: „Heine ist wahrlich der alte geblieben, in voller Kraft, mit einer Sorte Witz, von dem die Haut herunterzieht. Er ist ein originelles Genie und schont nichts, — zwei gewaltige Eigenschaften, aber sie setzen das Individuum so ziemlich hors de la loi." Von letzterm witzigen Ausdruck dürfte sich der Dichter indeß die bürgerliche Anwendung höflichst verbitten! Dem Genie ist viel erlaubt gegenüber dem Gemeinen, dem Gemeinen aber gegen das Genie ist nichts erlaubt, als Anerkennung und Beugung! —

v. Gall's Briefe über „Paris und die Pariser Salons" sind bereits in großen Fetzen ausgezogen und legal nachgedruckt worden, welches stets ein gutes Zeichen ist für ein neues Buch. Besonders für dieses Buch, da doch Paris sonst ein abgenütztes Thema, und der Besuch, welchen Gall in Paris gemacht, schon einige Jahre alt ist. Er fällt noch in die Zeit des Ministeriums Molé. — Der Verfasser ist derselbe Hr. v. Gall, welcher uns vor Kurzem als Intendant der Oldenburger Hofbühne mit einer gediegenen Broschüre über

die Pflichten eines Theater-Intendanten überrascht hat. Oldenburg scheint die in Vergessenheit gekommene Rolle Weimars übernehmen zu wollen, und es bekundet dies nicht durch Redensarten, sondern durch Thatsachen. Man sorgt dafür, daß es einzig bleibe in solcher Eigenthümlichkeit. — Gall's Buch besteht aus zwei Bänden und hat sich die Schilderung Pariser Geselligkeit zum Mittelpunkte gewählt. Der Verfasser, nicht nur Mann von Welt, sondern auch von Bildung und Geist, hat durch solche Wahl und Beschränkung des Themas dargethan, daß er einen Wendepunkt zu erkennen weiß. Was er über den Untergang französischer Geselligkeit sagt ist vollkommen richtig und sehr wichtig. Denn es ist kein Zufall, sondern ein Symptom. Der gesteigerte Ernst des Lebens und der gesteigerte Egoismus, eine Trennung, welche noch eine ganze geschichtliche Aufgabe vor sich hat, um sich als Trennung aufzulösen in neue Umgangsformen, dies liegt auf dem Grunde der so unangenehmen zerstörten Geselligkeit. Die alte Umgangsform von Ludwig XIV. her hat die alte Staatsform um vierzig Jahre überlebt, zerbröckelt von innen nach außen und erschreckt uns erst jetzt. Gall ist ein milder Vertreter des juste milieu, und was er konservirt sehn möchte von alter Umgangsform, das ist sehr beherzigenswerth, denn das ist eine ächte Blüthe der Bildung. Wir werden in diesem Punkte noch gar viel erleben, denn ein unscheinbar Aeußerliches, das herrschsam werdende Tabakrauchen, ist ja der gefährlichste Feind alter Umgangsform. Wenn wir nicht auf orientalische Absonderung der Geschlechter hinauskommen sollen, so müssen ganz eigenthümliche Auswege gesucht werden. — Gall rechnet aber auch Säle wie die Deputirtenkammer zu seinen Salons, und dadurch erhalten wir eine vortreffliche Schilderung von Thiers als Redner, von dem antwortenden Molé, und dem nochmals erwidernden Thiers, eine Schilderung von dramatischem Interesse. Sie ist in der Darstellung ein Höhepunkt des Buches, da man den ersten Briefen anzusehen glaubt, sie rührten wohl von einem gebildeten Manne her aber nicht von einem eigentlichen Schriftsteller, weil der Ausdruck selten etwas Schlagendes hatte. Die folgenden Briefe entwickelten aber schon den großen Vorzug einfacher Wahrhaftigkeit, welche sich frei hält von den beliebten Superlativen, und so enthüllt sich mehr und mehr ein gediegenes Talent der Schilderung, völlig frei von Manier, und zeugend für ein gesundes Herz und durchgebildeten Sinn.

Das Alles, besonders das Letztere kann ich nicht sagen von einer Reiseschilderung, welche ebenfalls von Oldenburg ausgeht und den Titel führt „Bilder aus dem Norden von Theodor Webberkop." Hier ist das gute Herz manierirt und süßlich, die Auffassung übertreibend, die Darstellung geschwätzig. Dänemark und Schweden bilden den Schauplatz, welchen der Verfasser sehr gut kennt, aber sehr unrichtig schildert in aufgeblasenen Lobeserhebungen. Stockholm findet er so schön, daß es gar nicht zu beschreiben sei, und in Kopenhagen verliert er bei Schilderung eines politischen Hofereignisses und Festes ganz und gar diejenige Haltung, welche namentlich jetzt einem Deutschen anstünde neben den sich überhebenden Dänen.

Lydia. Diese neuste Novelle von Therese hat bereits den Journalen ungebührlich viel zu schaffen gegeben. Veranlassung dazu ist die illustrirte Zeitung geworden, welche Portrait und preisende Charakteristik der Verfasserin wie einer bereits namhaften und großer Auszeichnung würdigen Schriftstellerin geboten hat. Uebertreibung erzeugt Uebertreibung. Je größer das Publikum der illustrirten Zeitung ist, desto gewissenhafter muß sie bei solcher Gelegenheit in der Auswahl sein. Sie ist verantwortlich dafür, wenn sie angebende Talente dem großen Publikum als Autoritäten darzustellen versucht, und bringt sich um den Kredit, wenn sie in diesem Punkte zu wiederholten Malen fehlt. Therese selbst ist eine liebenswürdige, strebsame und bescheidene Dame, welche gewiß selbst am Wenigsten erbaut ist von solcher frühreifen Schaustellung. Sie macht sicherlich keinen Anspruch darauf, und hat keinen zu machen. Ihre „Briefe aus dem Süden", „Falkenberg", „Am Theetische" waren Studien, welche den Literaten interessiren können, für das Publikum aber noch der eigenthümlichen Kraft und jeglicher zwingenden Form ermangeln. Diese Bücher suchen. Sie bringen noch nicht. Diese Novelle Lydia zeigt einen anerkennenswerthen Fortschritt der Verfasserin: es ist die erste, in der Form nicht unebene wirkliche Novelle Theresens. Sie ist noch nicht frei von modernisirender Manier und von einem forcirten Drange in Bildung der Charaktere, noch nicht frei von dem halb tastenden, halb verschwimmenden Stile, der lyrisch in halben Gedanken gewiegt wird, und der geschlossenen plastischen Gestaltung entbehrt. Aber es ist bei Weitem mehr Komposition und weniger Gemachtes sichtbar als in „Falkenberg", und es ist also wohl möglich, daß die Verfasserin noch einmal die Illustrirung verdient, welche ihr übertreibende Freunde voreilig zugedacht.

Goethe'sche Briefe. In der Weserzeitung wird darüber geklagt, daß viele und bedeutende Briefe von Goethe noch nicht veröffentlicht worden, so sehr dies auch für die

nähere Einsicht in seinen Entwicklungsgang, so wie überhaupt in Zeitverhältnisse der Literatur und Gesellschaft zu wünschen wäre. Namentlich werden die Briefe von Goethe an Salzmann, an Lotte Kestner angeführt, als für welche, nach Verlauf von siebzig Jahren, doch wohl keine Familienrücksichten oder sonstige Bedenklichkeiten mehr stattfinden können. Außer dem vor kurzem in Weimar geschehenen Funde Goethe'scher Briefe an den Minister v. Voigt haben wir noch ein paar andere reichhaltige Sammlungen jener Anführung beizufügen. Die eine ist eine starke Folge von Briefen Goethe's an Knebel, die von der frühsten Weimarischen Zeit Goethe's anheben und bis in spätere Jahre fortgehen; sie wurden von der Herausgabe des Knebel'schen Nachlasses zurückgehalten. Eine zweite Sammlung, mehr als zwölfhundert Briefe und Billete Goethe's an seine vieljährige Freundin Frau v. Stein, befindet sich jetzt in Berlin, in guten Händen, von denen wir zwar nicht die Herausgabe sobald zu hoffen haben, aber doch der zuverlässigen Bewahrung dieser werthen Blätter, in denen Goethe's Sinnesart und Geist auf das herrlichste sich darstellen, versichert sind. Der frühere Besitzer dieser Briefe hatte schon die verstorbene Generalin Amalia von Helvig aufgefordert, sie mit einer Vorrede herauszugeben, bekam aber Zweifel, und wollte nun die Briefe sogar vernichten. Zum Glück hat er das nicht gethan, und den Fluch, den sein Andenken dafür von Tausenden erfahren hätte, noch von sich abgewendet! — Wenn aber künftig die Mittheilung stattfindet, so ist zu wünschen, daß die Herausgeber gewissenhaft verfahren, nichts anderes als die ächten Urschriften mittheilen, nichts ohne gewichtige Gründe weglassen, in keinem Fall aber etwas zusetzen, oder die Sprache ändern und den Ausdruck übertünchen! Dies ist leider mit den Briefen des Herzogs Carl August von Weimar in Knebel's Nachlaß auf unverantwortliche Weise geschehen, doch, wie wir hören, ohne Schuld der beiden Herausgeber. Eine Vergleichung einiger Briefe des Herzogs, die früher nach den Urschriften abgedruckt waren, mit den später nach den zurechtgemachten Abschriften im Knebel'schen Nachlaß erschienenen, hat auf die Figur dieser Mißhandlung geführt.

Libussa, Jahrbuch für 1845. Herausgegeben von P. A. Klar. — Dieser vierte Jahrgang steht allen frühern nach und bietet in Prosa wie in Versen wenig Erhebliches. Anastasia, die Geschichte eines durch standestolle Aristokraten zu Grunde gerichteten und ermordeten Mädchens, ist mir darum interessant, weil sie der Fürst Friedrich Schwarzenberg, der eifrigste Vertheidiger des Aristokratismus, erzählt. — „Tartüffe" von Gerle ist eine interessante, mit französischer Leichtigkeit erzählte, auf die ersten Aufführungen des berühmten Lustspieles bezügliche Anekdote. Sonst ist nichts in Prosa da, was der Rede werth wäre. Was Verse betrifft wäre es wohl besser man machte das Buch um einige Seiten dünner und ließe Gedichte aus, wie die von Schilling, Hansgirg, Gutsch, Baur ꝛc. Ebert zeigt sich in den beiden Gedichten etwas griesgrämig. Das ist kein gutes Zeichen, wenn man mit der Jugend unzufrieden ist. — Die Gedichte von Alfred Meißner sind das Beste des ganzen Buches. Sie sind voll erhabenen Schwungs und innerer Glut. Neben ihm erscheint nur noch ein guter Dichter in dieser Libussa: Moritz Hartmann, dessen Gedichtsammlung in diesen Tagen erscheint, wenn ich nicht irre unter dem Titel: Schwert und Kelch. Die vaterländischen Denkblätter bringen Statistisch-Typographisches und eine Autobiographie des böhmischen Komponisteurs Tomaschek, die etwas zu sehr in's Detail geht. Auch ist das Portrait des Letztern beigegeben. — Bei dem Namen Libussa fällt uns ein, daß eine Nachricht über Grillparzer's Drama Libussa, welche neulich in diesen Blättern erschien, zu widerrufen ist: das Drama ist weder beendigt, noch hat die Wiener Censur das Schicksal gehabt, die Aufführung derselben beanstanden zu müssen. Dies gewöhnliche Schicksal für bedeutende Stücke braucht leider nicht erfunden zu werden, man sorgt für hinlängliche Nahrung des Witzes und der Trauer. X.

Leipzig. Wilhelm Bernhardi eröffnete neulich einen Kursus dramatischer Vorlesungen mit Holberg's „Geschäftigen", einem ausgezeichneten Stück, das eben so viel zu lachen als zu denken giebt. — Für den zweiten Abend hatte der Vorleser eine Komödie von Goldoni gewählt, die ebenfalls, für das moderne Bedürfniß zugerichtet, auf jedem Repertoir stehen könnte. Bernhardi ist als dramatischer Vorleser ein sehr bedeutendes Talent; er faßt seinen Gegenstand mit Geist und Wärme auf und weiß die einzelnen Personen so scharf und sicher zu charakterisiren, daß selbst die lebhaftesten Ensembles das Ohr des Hörers nicht verwirren. Dabei hält er sich fern von aller Uebertreibung, obgleich es ihm keineswegs an ächt komischem Uebermuthe fehlt. Die feine Grazie des Vortrags und der Mimik Ludwig Tieck's, aus dessen Schule er hervorgegangen, hat er noch zu erreichen. F. Hr.

Red.: Heinrich Laube. Verl.: Leopold Voß. Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

№. 51 und 52. Pränumerationspreis für jedes Vierteljahr 1 Thlr. 6 Ngr. 1844.

Moden.

Auch für die Herren hat die Saison größerer Modesorgsamkeit begonnen und das charakteristisch Bequeme und Gehenlassen der Sommermoden weicht mehr und mehr strafferen, die Figur scharf abzeichnenden Formen. Wenigstens scheidet man jetzt streng das Négligée der Morgenanzüge von den sorgsam gewählten Besuchs- und Gesellschaftstoiletten.

Den Twine schließt natürlich die Richtung nach anliegenden Formen ganz aus und so ist er in der That als Modeartikel nicht mehr zu nennen, sollten ihn auch aus bequemer Gewohnheit noch einzelne Herren wählen. Selbst die Geschäftsmänner, die solche Bequemlichkeit lieben, sind statt des Twines mehr auf den Paletot zurückgekommen. Diesen sieht man sehr häufig auf der Straße erscheinen, von dickhaarigen Winterstoffen, als Oursone, Ouatine, oder von starkem Wintertuch von unsicherer brauner oder grauer Farbe gemacht. Aeußerlich muß der Paletot elegant unscheinbar sein, der Wind sorgt jetzt schon dafür, den Luxus eines schönen Atlasfutters aufzublasen. Bescheidner füttert man ihn jedoch auch mit Tartan.

Seit es ernstlich kalt ist und der leicht wattirte Gehrock nicht mehr ausreicht, wählt man am häufigsten den langen Ueberziehrock zum eleganten Promenaden- oder Besuchsanzug, da der sehr beliebte Mantel nur im Wagen oder des Abends zu Fuß modern gestattet wird. Die Ueberzieheröcke müssen sehr reich und sorgsam gemacht werden. Ein feines lichtfarbiges Tuch über ein Atlas- oder schweres Seidenfutter gezogen ist sehr modisch. Der Kragen und die Aufschläge sind meist vom selben Tuch, oder doch nur von gleichfarbigem Moor oder Seidenstoff bedeckt. Ueberhaupt ist im Augenblick der Sammt als Aufschlag ganz aus den Herrenmoden verbannt.

Unter dem Ueberzieh rock trägt man meist einen Phantasiefrack, dessen neueste Form sich aber entschieden dem Gesellschaftsfrack nähert, indeß ihm die Sommermode fast das Ansehen eines Gehrocks gegeben hatte. Diese neuen Phantasiefracks haben mittelgroße, unten ziemlich eckig geschnittene Schöße und Patten mit Taschen auf den Hüften. Die Tuchfarbe derselben ist durchgehends dunkelbraun, nur hin und wieder zeigt sich einer mit einem röthlichen oder goldgelben Schimmer. Man wählt wohl auch manchmal dunkelblaues Tuch dazu. Goldne Knöpfe sind für den Phantasiefrack immer sehr beliebt.

Der Gesellschaftsfrack hat kürzere und unten leicht abgerundete Schöße, die nur bis zur Kniekehle reichen und mit schillerndem Atlas gefüttert sind. Bis jetzt ist dazu das schwarze Caschmirtuch am elegantesten, doch spricht man davon, hellere Farben mit reichen Knöpfen verziert in Mode zu bringen. Die Brustform des Fracks muß gewölbt und die Figur elegant abschneidend gearbeitet sein, darf aber nirgends eine Wattirung verrathen, sondern muß im Gegentheil das dünnste Zwischenfutter haben.

Ueber das Beinkleid herrscht noch die größte Unentschiedenheit. Die Mode schreibt

sie anliegend in den Schenkeln und weit in den Beinen vor, aber allgemein trägt man sie im Zuckerhutschnitt, d. h. oben weit und nach dem Fuß zu sich mehr anschließend, da dies bei Weitem kleidsamer ist. Wer wird nun Herr werden, die Mode oder die bessere Form? Bis jetzt steht noch Jedem die Wahl frei. Fußriemen sind aber für beide Schnitte unerläßlich

Die Weste dagegen bleibt zweifellos den schon lange herrschenden Schnitten treu. Ihr gehört aber die sorgfältigste Achtsamkeit des Schneiders, da von ihrem Sitz die ganze Gestaltung des übrigen Anzugs abhängt, indem sie gewissermaßen das Schnürleib der Männer bildet. Sie wird auch in der That hinten über der Taille mit ziemlich breiten Schnürtheilen versehen. Die Weste Joinville, ein hoher bequemer Schnitt mit sich umrollenden Shawlkragen arrangirt, ist zum Stadtanzug sehr beliebt. Zur Soireetoilette sind die offnen, ganz ohne Kragen gemachten Westen immer am elegantesten. Diese letzteren wählt man natürlich meist in weißen, oder doch sehr lichtfarbigen Stoffen, statt daß die ersteren mehr in dunkel- oder grellfarbigen Sammtplüchen angefertigt werden. Doch für Herren wie für Damen sind einfarbige und oft unscheinbare Farbenzusammenstellungen, aber mit Bewußtsein harmonisch gewählt, das Zeichen vornehmer Eleganz, und die grellen Farben sind nur im einzelnen Phantasieanzug wirklich modern. Den Westen giebt man oft auf der Brusthöhe eine kleine schräge Tasche, zur Uhr oder zum Augenglas bestimmt.

Die Halsbinden trägt man meist sehr lang und voll und vielfach verschlungen. Nur zum geputzten Ballanzug sind sie am Hals enger anschließend und mit einem kleinen Knoten arrangirt.

Der schmal umgeschlagene Hemdkragen und eben solche Manchetten, die man beide voriges Jahr oft nicht zeigte, sind wieder bei jeder Art Anzug unerläßlich.

Zum Morgenanzug für Damen sind immer die offnen Peignoirschnitte am häufigsten und elegantesten getragen. Ein solcher Anzug bestand z. B. aus einem roth, grün und lila schottisch gegitterten Tartanpeignoir, der durchaus mit strohgelber Seide gefüttert war. Der vorn offne Rock dieses Peignoirs war so zurückgeschlagen, daß das gelbe Futter die Aufschläge in Schürzenform bildete. Der bis zur Taille offne Leib entsprach mit gelben Brustklappen und Stehkragen dem Rockschnitt. Die Aermel waren doppelte; nämlich eng anliegende lange Aermel, über denen halblange griechische Aermel sich wie Ueberärmel formten. Beide Aermel hatten breite gelbe Aufschläge.] Eine dicke, rothe Schnure, mit Quasten endigend, umgürtete die Taille. Darunter hatte die Dame ein ganz glattes, hohes, weißes Jaconaskleid, das den Hals mit einem kleinen, ganz glatten Umschlagkragen, wie der Kragen eines Herrenhemdes geschnitten, umschloß. Die Haube zu diesem Anzug hatte einen ziemlich großen Mullbeckel, an dem eine breite gepreßte Spitze, das Gesicht eng umfassend, angesetzt war. Ein einfaches braungelbes Atlasband lief zwischen dem Kopfbeckel und der Spitze, und fiel mit einer Schleife und zwei Enden über das Ohr. Rothe Atlasbabuschen waren die Vervollständigung dieses Morgencostüms.

Im Hause zeigt eine elegante Dame wohl auch eine gewagte Mode, und jede nur kleidsame Phantasie kann sie dafür ausführen. Der Stadtanzug dagegen darf in nichts herausfordern und ist in einfacher Unscheinbarkeit am vornehmsten. Ganz schwarz ist daher immer am meisten getragen. Z. B. man trägt viel ein schwarzes, hohes Seidenkleid, über das eine Winterhülle von schwarzem Sammt, mit Posamentierarbeit verziert, gezogen wird. Dazu steht sehr gut ein vollgrüner Sammthut mit schwarzen Spitzen außen, mit rothem Band innen im Schirm arrangirt, und ein mittelgroßer Zobelmuff mit weißem Atlasfutter versehn. Ein anderer, ebenso eleganter Stadtanzug besteht aus einem vollblauen Kleide von Peult de soie, ohne alle Garnirung gemacht. Darüber thut man eine Mantille-Echarpe von Hermelin, mit hochrothem Seidenfutter versehn und nimmt den gleichen Muff dazu. Den Hut dieses Anzugs wählt man von rothem Sammt mit weißer Feder oder von dunkelblauem Sammt mit schwarzer Feder.

Eine reizende Dinertoilette bewunderte man kürzlich. Dies war ein eng anliegendes Ueberrockkleid von weißem Moor mit weißen Atlasstreifen gemustert, und vorn auf der Brust wie den Rock entlang mit Granatknöpfen in Gold gefaßt, besetzt. Den Kopfputz dazu bildete eine weiße Blondenbarbe, an jeder Seite über dem Ohr mit einer weißen Rose befestigt. Ein anderer geputzterer Anzug dieser Art zeigte ein halbhohes Kleid von smaragdgrünem Sammt gemacht. Den Rock mit zwei Reihen Chenillefransen mit Schmelz gefaßt, besetzt. Dazu war das Haar mit einem Netz aus Chenille und Schmelz geflochten, umhüllt und eine Rosenagraffe hielt es auf der Höhe des Kopfes fest. J.

Ein Bräutigam.

Ein junger Mann von angenehmem Aeußeren, einnehmender Gestalt und galantem Benehmen, hatte im Bad zu Homburg die Bekanntschaft des Fräulein von L... Fr. gemacht. Den beiden Tanten des jungen Mädchens einige Aufmerksamkeiten zu erweisen, mit dem Vater ein eifriges Gespräch über den Cours der Rente und über die in Frage stehende Staatsanleihe zu führen, mit demselben jeden Morgen einige Spalten im „Constitutionnel" über die Parteien-Umtriebe ausführlich zu verarbeiten, war für den eleganten Dandy die leichteste Aufgabe von der Welt. Mittelst der Gewogenheit und der Sympathie der Angehörigen, welche er für sich zu gewinnen wußte, gelang es unserem jungen Badegast, sich in das Herz der jungen Dame Eingang zu verschaffen und daselbst in kurzer Zeit recht hübsche Fortschritte zu machen. Endlich, gegen Monat September, als er das Ende der Saison heranrücken sah, glaubte er einen Heirathsantrag wagen zu können, der nur zu gut aufgenommen wurde. Die Angehörigen, besonders der Vater, durch dessen Beweisgründe bei ihren Gesprächen der junge Mann sich oft den Anschein einer Ueberzeugung und Belehrung gab, wurden von dem Schritt in Kenntniß gesetzt, als sie im Begriff standen, ohne Anstand ihre Einwilligung zu einer Verbindung zu geben, mit welcher sie sich bereits unter sich beschäftigt hatten. Alle waren einverstanden und das Uebereinkommen getroffen, der Vater und die Tanten gaben zusammen dem jungen Mädchen eine Mitgift von einer halben Million Franken; der junge Mann hatte erklärt, für den Augenblick nur die Hoffnungen und das Versprechen einer ziemlich ansehnlichen Stellung in der Diplomatie zu besitzen. Der Name des Bräutigams hatte einen guten Klang, obschon die Thaler der Braut noch lieblicher klangen; beide Theile hatten Ursache, sich zufrieden zu wähnen und suchten den glücklichen Tag der Hochzeit zu beschleunigen. Der Tag war bestimmt, das Hochzeitkörbchen gekauft, die Zimmer gemiethet, das Aufgebot war geschehen und die Trauungsfeier sollte am 26. letzten Monats statt finden. Zur Sicherstellung seines Gewissens hatte der Vater Erkundigungen über Herrn Leon de C... in Paris einziehen lassen; Alles, was man über ihn berichtete, war die gewöhnliche Auskunft, welche man über die pariser Dandy's giebt: der junge Löwe war ein wenig Spieler; man erzählt sich von ihm ein Abenteuer, welches er mit der Baronin von R... gehabt haben soll; man hat ihn zuweilen à la maison dorée zu Nacht speisen sehen; eine Zeit lang war er häufig hinter den Coulissen der Oper und auf den Maskenbällen; im Uebrigen giebt man ihm das Zeugniß eines eleganten und liebenswürdigen jungen Mannes, der ganz einfach seine Jugend genossen hat. Leon hatte die Vorsicht gebraucht, Herrn von Fr... in dieser Beziehung vorläufig zu unterrichten, und dieser war der Meinung, daß Jugend austoben müsse, früher oder später, und es sei besser, wenn dies vor der Verheirathung geschähe, Also Alles war geordnet, und der Verheirathung der Verlobten stand kein Hinderniß im Wege.

Gegen Mitte October langten zwei anonyme Briefe mit dem Poststempel von Paris an: der eine hatte die Aufschrift an Herrn von Fr..., der andere an seine Tochter. Obgleich weder der Eine noch die Andere auf diese feige und unredliche Angriffsweise einen großen Werth legten, so waren die Anklagen in den beiden Briefen doch so ausdrücklich und bestimmt, daß sie das Herz des Vaters und der Tochter ernstlich beunruhigten. Man berieth sich mit den beiden Tanten und kam überein, den jungen Leon in den Stand zu setzen, sich zu rechtfertigen. Dieser war aufs Höchste entrüstet, protestirte gegen die anonyme Verleumdung und schlug vor, daß, wenn man den geringsten Zweifel hege, er dem Glück entsagen wolle, das man ihm versprochen; er weinte, heuchelte zwei Tage lang Traurigkeit und Verzweiflung; doch als er endlich glaubte, daß trotz dessen die Familie

Fr... einen Rückhalt der Ungewißheit hege, und im festen Beharren auf seinen Plan, verlangte er vom Vater die beiden anonymen Briefe, ließ den Hochzeitstag um ein paar Wochen verschieben, und reiste unverzüglich nach Paris, von wo er Zeugnisse achtbarer Leute mitzubringen versprach, welche die Falschheit jener nichtswürdigen Beschuldigungen bezeugen sollten.

Leon kannte sein Paris genau; es war ihm nicht unbewußt, daß die öffentlichen Schreiber die bequemsten und gewöhnlichsten Werkzeuge der Betrüger und der anonymen Verleumder sind. Sobald er angekommen war, schickte er sich an, die Buden dieser Secretaire der Dummheit und oft der Feigheit zu durchlaufen. Er blieb vor den mit Aushängeschilden und öffentlichen Bekanntmachungen behangenen Glasscheiben stehen und verglich die Handschriften mit denen seiner beiden Briefe. Nach vieler Mühe gelang es ihm, die Hand zu entdecken, welche vielleicht unschuldiger Weise ein Hinderniß zwischen ihn und das Glück gestellt hatte. Zuvörderst war sein Plan, vermittelst dieser Entdeckung die Quelle des Briefes zu erforschen und den Verfasser zu einem Widerruf zu veranlassen, oder sich dafür zu rächen; doch im Augenblick, als er in die Bude eintreten wollte, dachte er an die Schwierigkeiten, welche der Schreiber machen könnte, der zu seiner Firma die Worte: „Zum Grab der Geheimnisse" gewählt hatte, an das Geld, welches er verausgaben müßte, an die unangenehmen Auftritte mit dem wirklichen Verfasser des Schreibens, denen er sich unfehlbar aussetzte, u. dgl. m. Er ging also einige Augenblicke in der Straße auf und ab und grübelte über ein anderes Mittel nach. Plötzlich, wie von einem glücklichen Gedanken erleuchtet, tritt er ein, mit triumphirender Miene, wirft ein Goldstück vor den verblüfften Schreiber und sagt zu ihm: „Schreiben Sie, so gut Sie können, was ich Ihnen dictiren werde.

„Mein Herr,

Die Nachrichten, welche man mir über Herrn von C... gegeben, und die ich am .... dieses Monats Ihnen mitgetheilt habe, betreffen einen Taugenichts, welcher sich einen beinahe gleichen Familiennamen anmaßt, doch heißt er nicht Leon; was Ihren zukünftigen Herrn Schwiegersohn betrifft, so ist dieser nach der Versicherung, achtbarer Personen, die ihn kennen, ein Mann von bravem Herzen und voller Rechtlichkeit. In dem Eifer, mit welchem ich Sie hiervon in Kenntniß setze, mögen Sie die Reinheit meiner Absichten erkennen, welche mich zu meiner ersten Mittheilung bestimmten. Theilen Sie Herrn Leon de C... mein Bedauern und meine Bitte um Entschuldigung mit und genehmigen Sie die Versicherung meiner achtungsvollsten Ergebenheit.

Paris, ... Oct. 1844.

N."

Leon verglich die beiden Briefe, die Handschriften waren einander völlig gleich. Zufrieden mit diesem Mittel und sicher seines Erfolgs, beeilte er sich, die letzte Botschaft zur Post zu befördern und wartete des Erfolgs.

Wie er gehofft, brachte ihm die umgehende Post eine dringende Einladung, zurückzukommen, und die schmeichelhaftesten Entschuldigungen seiner Braut und seines künftigen Schwiegerpapa's. Man kann sich leicht denken, daß er sich nicht lange bitten ließ, sondern sofort sich auf den Weg machte. Bei seiner Ankunft wurde er mit offnen Armen empfangen, es wurden ihm noch mehr Ehren erwiesen, er wurde noch sorgfältiger gepflegt, als vor seinem Abenteuer. Man beklagte ihn sehr wegen der Namengemeinschaft, die ihn der Verwechselung mit einem Taugenichts aussetzen konnte, welcher die Verachtung der Welt und die strengste Ueberwachung und Züchtigung der Polizei verdient. Herr von Fr... schlug sogar vor, nach vollzogener Trauung dem Familiennamen Leon's den von Fr... beizufügen, um für die Folge einer so bedauernswerthen Verwechselung vorzubeugen. Man fing wieder an, sich mit den Vorbereitungen der Hochzeit zu beschäftigen und es wurde an alle Verwandte und an alle Freunde geschrieben. Alles schien nach Leon's Wunsch zu gehen, als, zwei Tage vor der Feier, ein Fremder in Homburg ankam, der, ohne sich Zeit zu nehmen, seinen Reisemantel abzulegen, sofort Herrn von Fr... zu sprechen wünschte. Unverzüglich

empfing dieſer den Ankommenden, in welchem er einen ſeiner älteſten Freunde begrüßte.

— „Welches Glück! ſagte er zu ihm, Du kommſt erwünſcht, um der Verheirathung meiner Tochter beizuwohnen.“

„Zum Glück,“ antwortete der Freund, „komme ich noch zu rechter Zeit, Deine Tochter von Entehrung zu retten.“

— „Was ſagſt Du? Leon iſt der anſtändigſte, der rechtlichſte Menſch von der Welt; man hat Dich getäuſcht, ſo gut wie Andere.“

„Leon iſt ein Gauner, ein Betrüger.“

Sofort ſchickte man nach Leon. Er verſuchte Anfangs ſich mit Dreiſtigkeit zu vertheidigen. Als er jedoch bald gewahr wurde, daß ſeine Betheuerungen Herrn von Fr... nicht zu überzeugen vermochten, erſetzte er die Heuchelei durch die feſteſte Unverſchämtheit des gemeinſten Laſters, behauptete, daß er der Liebe Fräulein von Fr... gewiß ſei, erklärte, daß er um keinen Preis der Welt ihrer Hand und ihrem Vermögen entſage, und daß, wenn ſie ihn nicht heirathen wolle, er durch Briefe, die er als koſtbare Kleinode bewahre, ſie zu verhindern wiſſen werde, jemals ſich mit einem Anderen zu vermählen.

Man denke ſich den Schmerz des unglücklichen Vaters; er beſchwor ihn, brach in Drohungen aus; Leon wollte nichts hören; er ſtand vor ihm als ein Held des Laſters, verwarf höhniſch alle Anerbietungen des Greiſes und ſpottete unbarmherzig ſeiner Thränen und ſeines Zornes.

Jedoch der Freund, der ſcharfblickender war, als der Vater, verlor nicht alle Hoffnung; er blieb allein mit Leon und ſchlug ihm pecuniäre Vermittelungen vor. Das war es, was der feine Gauner bezweckte; dennoch war er lange unerſchütterlich und wurde erſt biegſam, als eine Summe von 50,000 Franken in Rede ſtand; endlich erklärte er ſich bereit, die Briefe auszuhändigen, ſobald man ihm das Capital von 70,000 Franken in Bankbillets aufzähle. Als Bürgſchaft ſeines Stillſchweigens ließ Herrn von Fr...'s Freund den nichtswürdigen Betrüger einen Wechſel von 10,000 Franken unterzeichnen, vermöge deſſen Leon noch an demſelben Tage, an dem er ſein Schweigen bräche, und dadurch der Verheirathung Fräulein von Fr..'s hinderlich ſei, in Clichy feſtgeſetzt werden ſolle. Dieſer Wechſel ſoll Leon an dem Tage zurückgegeben werden, an welchem ſie, die ſeine Braut war, ſich mit einem Anderen vermählen wird.

Noch an demſelben Abend reiſte Herr von Fr... mit ſeiner Familie nach Italien.

Drei Tage darauf hatte Leon auf Homburg's grünem Teppich ſeine 70,000 Franken verloren. — Was wird er nun thun? werden wir ihn dieſen Winter auf dem Ball der Oper wieder ſehen? wird er fortfahren, Heirathen zu ſpielen und ſich auf dieſe Art ein kleines Einkommen zu verſchaffen? Er hat eine zu edle Ueberlegenheit in dieſem Spiel, um nicht oft zu gewinnen.

Feuilleton.

* In der Schilderung ſeines Aufenthalts in Paris im J. 1810, welche Varnhagen von Enſe neuerlich veröffentlicht hat, erzählt er unter andern folgende Anekdote von der Kaiſerin Marie Louiſe.

An dem Hofe Joſephinens war bisher ein Herr Leroi Factotum geweſen. Selbſt jetzt, da die frühere Kaiſerin ſo zurückgezogen lebt, ſieht man jeden Morgen, und ich glaube ſogar zweimal täglich, auf dem Wege nach Malmaiſon das Kabriolet deſſelben, der ſie friſirt. Dagegen muß dieſer Leroi gegen die neue Nachfolgerin unſtreitig erzürnt ſein; Günſtling bisher, Orakel des Hofes und der Stadt, bedeutend reich geworden durch ſeinen Putzhandel, mußte Leroi ſich gegen die Schläge des Schickſals geſichert glauben. In den erſten Tagen der Heirath bringt er der neuen Kaiſerin einige Kleider; ſie findet ſie zu ſehr ausgeſchnitten.

„Ach Madame, wenn man einen so schönen Hals zu zeigen hat, muß man ihn nicht verhüllen.“

Sie klingelt. „Auf der Stelle hinaus mit dem Unverschämten, und daß er sich nie wieder vor mir blicken lasse!“

Leroi, vom Donner gerührt, traut seinen Ohren nicht und steht mit offnem Munde; er war bei der andern etwas zu schmeicheln gewohnt und mit solchen Reden nie übel angekommen. —

Bei Gelegenheit der Pariser Aushängeschilder erzählt Varnhagen: Ungemein erlustigte uns eine Tafel, die uns als Deutsche näher anging. Seit der Vermählung des Kaisers waren die Deutschen im Werth gestiegen, man beachtete sie, man wünschte sie anzuziehen; ein verdorbener Garkoch glaubte den ächten Deutschheitsköder entdeckt zu haben und an seiner schmutzigen, engen Bude zwischen den Tuilerien und dem Louvre stand herrlich:

Hier Be Finden sich die Deuschen
vor das gud Saurgrauth.

Er hatte die Freude, daß neben den Handwerksburschen, die ihn besuchten, auch manche vornehme Deutsche bei ihm einblickten und wenigstens ein Trinkgeld zurückließen.

* Während des letzten Sommeraufenthalts des Königs von Sachsen in Pillnitz geht einst die Königin mit einer ihrer Damen in den, nach dem nächsten Dorfe führenden Alleen spazieren. Da begegnet ihr ein altes Mütterchen, einen Kinderwagen ziehend, in welchem neben einander zwei sich fast gleichsehende, vollwangige Kinder sitzen. Die Königin, bekanntlich eine große Kinderfreundin, tritt heran an den kleinen Wagen, sich freundlich äußernd über die muntern, frischen Kinder. „Es sind wohl Zwillinge?“ fragt sie das Mütterchen; und diese antwortet: „Ja, Ihro Majestät, das eine gehört dem Bäcker Steer, das andere meiner Tochter.“ Die Königin lächelt und entläßt mit freundlicher Miene die sich tief Verbeugende. Andern Tags geht die Begleiterin der Königin allein desselben Wegs. Da begegnet ihr wieder, von dem alten Mütterchen gezogen, das Kinderpaar. „Aber, liebe Frau,“ redet sie diese an, „wie konnte Sie gestern zur Königin sagen, daß diese Kinder Zwillinge wären, da es doch keine sind?“ „Ja, gnädiges Fräulein, ich konnte doch nicht Ihro Majestät widersprechen, das schickt sich ja nicht.“

* Die Herausgeber der französischen Zeitungen überbieten sich in wahrhaft unglaublichen Summen, um bedeutende Schriftsteller zu Feuilleton-Lieferanten für ihre Blätter zu gewinnen, und die Letzteren lassen sich das mit Vergnügen gefallen und schlagen ihre geistige Thätigkeit — dem Meistbietenden zu. Folgendes sind die wichtigsten in dieser Hinsicht bis jetzt abgeschlossenen Geschäfte. Die „Presse“ hat Herrn Alexander Dumas für ihr Feuilleton mit 60,000 Francs für 24 Bände jährlich engagirt. Dagegen hat der „Constitutionnel“ Herrn Eugen Sue ausschließlich in Besitz genommen und ihm dafür einen bedeutenden Antheil am Eigenthum des Journals überlassen. Hinwiederum hat die „Presse“ nun auch für 80,000 Fr. baar und eine Leibrente von 4000 Fr. die „Mémoires d'outre tombe“ des Herrn von Chateaubriand, die erst nach seinem Tode erscheinen sollen, an sich gebracht. Dagegen soll nun wieder „Thiers' Geschichte des Kaiserreiche“ ganz im Feuilleton des „Constitutionnel“ erscheinen; die Verhandlungen darüber sind in vollem Zuge. Endlich hat der Herausgeber des „Courrier Français“ dem Herrn Victor Hugo die volle Hälfte des Eigenthums seines Journals angeboten, wenn er dem Feuilleton dieses Blattes seinen neuen Roman „Quinquengrogne“ und seine literarische Thätigkeit zuwenden wolle.

* Die Spanierinnen. Die Damen in Valencia — schreibt ein deutscher Botaniker aus Spanien — gehen französisch gekleidet, tragen jedoch mit wenigen Ausnahmen die Mantille, welche stets schwarz, entweder von Atlas oder Spitzen ist, unbezweifelt die graziöseste Frauentracht, die es giebt. Sonst finde ich die Frauen von Valencia weniger schön, als die von Barcelona, aber ungemein graziös und gut gewachsen. Doch habe ich auf der Alameda einige ächt spanische und bedeutende Schönheiten gesehen, und es kann wohl sein, daß es deren viele giebt: denn die vornehmen Frauen fahren in ihren Tartanen, zweirädrigen, nicht eben sehr comfortablen Karren spazieren, ganz wie die Italiener auf dem Corso. Die Frauen aus dem Volke gehen wie bei uns, nur daß sie ihre bunten Kopftücher mantillenartig umnehmen.

* Von der Stellung der verheiratheten Frauen in Nordamerika berichtet ein deutscher Reisender folgendes Eigenthümliche:

Beim Frühstück, Mittagsmahl und Thee, wie hier das Abendessen genannt wird, sieht man die Hausfrau mit allen weiblichen Gliedern der Familie die eine, obere Seite des Tisches, den Hausherrn mit den männlichen Hausgenossen den untern Theil des Tisches einnehmen. Mann und Frau sitzen sich einander gegenüber und beide sind beschäftigt, die Honneurs zu machen. Diese Form wird auch bei Gesellschaftsmahlen beibehalten, und stört begreiflich die Heiterkeit solcher großen und kleinen Dinners und Suppers sehr. Nur

selten wird diese Ordnung unterbrochen, doch jetzt häufiger als sonst. In Gasthöfen ist die Sitte, daß zuerst die unverheiratheten Paare zur Tafel gelassen werden. Es wäre schrecklich anstößig, wenn Mann und Frau hier getrennt säßen. Auf diese Weise ist alle anderweite sociale Berührung der Tafel aufgehoben. Ebenso ist in den Gasthöfen für Ladies- and Gentlemen-Parlours (Damen- und Herren-Unterhaltungszimmer) gesorgt, und in die erstern darf sich selbst der, welcher eine Frau darin hat, kaum ohne Anmeldung wagen. Die ledigen Herren sind auf das allgemeine Parlour verwiesen und von aller Geselligkeit abgeschlossen, wenn nicht der Eheherr seine und seiner Frau Freunde zu einem Ausflug in die Stadt und zu Sehenswürdigkeiten einladet.

So wird die Scheidung der Geschlechter ins Lächerliche getrieben, so frei sie sonst verkehren dürfen; die Damen nennen dies ladylike und bilden sich ein, etwas Besonderes vorzustellen, wenn sie die Steifheit der Etikette bis zum Lästigwerden treiben. Es ist begreiflich, daß die Männer darunter sehr leiden, allein die höchst eigenthümliche Stellung der Frau macht sie zu unterwürfigen Knechten der weiblichen Laune. Die Frau hat bekanntlich durchaus keine politischen Rechte, sie nimmt sich daher im Hause so viel Recht, als sie immer kann; der Mann ist in der Regel sehr abhängig von ihr und muß wenigstens gegen jeden Dritten erscheinen, als trüge er die Frau auf den Händen. Daß indessen die amerikanischen Ehen glücklicher wären, als die eines andern Landes, wird Niemand behaupten, der Gelegenheit hat, hinter die Gardinen zu blicken und in diesen äußerlich leidenschaftlosen Gesichtern zu lesen.

* Indische Gaukler. L. v. Orlich schreibt in seinem jetzt veröffentlichten Reisewerke über Productionen der Eingebornen aus Bombay an A. v. Humbold Folgendes: Zuerst erschienen mehre Männer, Frauen und Kinder in unserm Garten, ihre equilibristischen Künste zu produciren. Von dieser Gewandheit, Gliederverrenkung und Biegsamkeit des Körpers können Sie sich keine Vorstellungen machen: unsere Seiltänzer würden beschämt davon gegangen sein, doch kann ich ihnen zum Troste sagen, daß sie mit mehr Grazie aufzutreten wüßten. Beinahe alle merkwürdigen Thiere wurden dargestellt, wobei oft mehrere Körper sich so in einander schlangen, daß man die Einzelnen kaum davon zu sondern wußte, und ein Mann trug sechs Andere immer zwei übereinander auf seinen Schultern.

Nach ihnen trat eine Bande Jongleurs auf, ein alter bärtiger Mann, begleitet von drei Burschen und einigen Frauen. Zuerst zeigten sie mit abgerichteten Schlangen, unter denen sich die giftige Brillenschlange befand, verschiedene Kunststücke, indem die Thiere nach dem Tone einer Pfeife bald tanzten, bald sich zusammenlegten, bald verkrochen. Dann wurden allerhand in's Unerklärliche gehende Verwandlungen vorgenommen; so verstand ein großer funfzehnjähriger Bursche sich in einen runden, noch nicht 2 Fuß hohen und 3 Fuß breiten Korbe so zu verkriechen, daß, als der Korb geöffnet wurde, nichts von ihm zu sehen war; so geschickt hatte er sich gegen die uns zugekehrte Seite zu decken gewußt. In die Kehle gestreckte Dolche und aus dem Munde sprühende Flammen beschlossen die Vorstellung.

* Die große Oper in Paris wird durch mannichfache Einflüsse der Zeit in ihren Einnahmen sehr gegen früher beeinträchtigt. Das Sängerpersonal, das im J. 1817 nur 232,000 Franks kostete, bezieht jetzt einen Gehalt von 510,000 Fr. Im letzten Sommer hat die Oper den vierten Theil weniger eingenommen, als im vorhergehenden: so sehr hat sich die Lust am Landleben vermehrt, und die Eisenbahnen haben dies begünstigt. Dazu kommt, daß Viele, welche ganze Logen gemiethet haben, dieselben wieder für einzelne Vorstellungen an Andere vermiethen: dies ist ein großer Verlust für die Administration: denn eine Loge, die auf ein ganzes Jahr gemiethet 6000 Fr. kostet, würde, für jede einzelne Vorstellung vermiethet, 11,000 Fr. einbringen.

Und nun bedenke man, daß seit dreißig Jahren die Zahl der Einwohner von Paris sich nur um 200,000 vermehrt, die Zahl der Theater zweiten Ranges aber verdoppelt hat!

* Die Revue Britanique enthält eine Mittheilung, die wohl in der müßigen Phantasie eines Spaßvogels ihre Quelle zu suchen hat und die wir trotz ihrer Fabelhaftigkeit unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Den Professor van Grusselback von Stockholm hatten die Phänomene der Lebensdauer der Thiere lange beschäftigt, und insbesondere hatte die Entdeckung einer lebenden Kröte mitten in einem Kalksteinblock, wo aller zoologischen Berechnung nach sie mehre Jahrtausende leben mußte, ihn darauf geführt, die Bedingungen zu solcher langen Lebensfähigkeit zu studiren. Nach 29 Jahre langen beharrlichen Forschungen und Experimenten an mehr als 60,000 Thieren, Reptilien, Fischen u. s. w. hat der gelehrte Physiker endlich gewagt, auch einen Versuch mit den Menschen zu machen. Sein Verfahren besteht nämlich darin, eine allmälige Minde-

rung der Temperatur herbeizuführen bis zu dem Punkte, wo die thierischen Organismen durch die Kälte in vollkommene Erstarrung gerathen, ohne daß die Organe dadurch verletzt oder die Gewebe verändert würden. Dem gelehrten Professor zufolge können nunmehr Organismen in diesem Zustand hunderte und tausende Jahre verharren und aus diesem Zustand erweckt, würden sie in derselben Lebensfrische seyn, als in dem Moment, wo sie in die Erstarrung versetzt worden waren. — Unter mehren Merkwürdigkeiten, die Van Grusselback besitzt, ist eine kleine Schlange, welche starr und eisig, wie ein Stück Marmor in einigen Minuten durch Befeuchtung mit einem Reizmittel in's Leben zurückkehrt. Der Professor hatte sie sechs Jahre in vollkommenster Erstarrung gelassen, ehe er sie in's Leben zurückrief. Das Merkwürdigste bei ihm aber ist ein junges schwedisches Mädchen von etwa 19 Jahren. Sie war des Kindermordes überführt, zum Tode verurtheilt und von der Regierung dem Professor zu seinem Experimente überliefert worden. Eine leichte Blässe auf ihrem Gesicht ausgenommen, scheint sie in friedlichem Schlummer zu liegen, wenn gleich sie in diesem Zustande vollkommener Gefühllosigkeit bereits zwei Jahre liegt. Fünf Jahre soll sie indeß in diesem Zustande verbleiben, ehe Professor van Grusselback sie in's Leben zurückruft, um dann seine einzige Entdeckung der Welt mitzutheilen.

* Der „Punch" giebt Menschenfreunden und Armenpflegern folgende ironische Verhaltungsregeln bei den Besuchen, die sie ihren Pflegebefohlenen abzustatten haben:

Wenn Ihr bei einem Armen eingetreten seid, so thut, als wäret Ihr in Eurem eigenen Hause und setzt Euch, ohne Euch erst dazu auffordern zu lassen; behaltet auch hübsch den Hut auf dem Kopfe. Den Mann redet Ihr mit einem „mein guter Freund!" die Frau mit „gute Frau!" an; doch kann das guter und die gute auch allenfalls wegbleiben. Wenn Ihr Platz genommen habt, so erkundigt Euch auf's Genaueste nach allen ökonomischen Dingen, z. B. ob man den Zucker mit sechs oder sieben Pence bezahle, von Knack- oder Schnupftaback Gebrauch mache, oder zu Zeiten gar Bier oder Branntwein trinke. In einem und dem andern Falle ist den Leuten ein tüchtiger Text zu lesen. Erkundigt Euch ferner, wenn sie aufstehen, wenn sie zu Bette gehen, und zu welchen Stunden sie frühstücken, zu Mittag und zu Abend essen, laßt Euch alle Kisten und Kasten, alle Pfannen und Töpfe zeigen, und spart Eure Bemerkungen nicht, wenn Ihr irgend etwas auszusetzen findet. Ist Alles, was Ihr gesagt und gefragt habt, mit schuldiger Demuth aufgenomen und beantwortet worden, dann weiset den Dürftigen eine Unterstützung — von sechs Hellern an.

* Eine seltene Krankheit — meldet der „Charivari" aus Wien — ist unter uns ausgebrochen: die Rebus-Manie. Bekanntlich erzählt die Geschichte von Zeiten, wo ansteckender Wahnsinn sich der Menschen bemächtigte. Auch wir scheinen in einer geisteskranken Periode zu leben: die Rebusmacherei und Löswuth hat sich bei uns auf das Gehirn geschlagen. Es grassirt hier ein förmliches Rebus-Delirium, ein wahrer Sanct-Veitstanz. Vor Kurzem ist ein hiesiger Spielkartenfabrikant auf den Einfall gerathen, den Rebus auf Tarokkarten zu verpflanzen. Jede der zwanzig Tarokkarten enthält einen elegant ausgeführten Rebus.

* Man kann sich eines unwillkürlichen Schreckens nicht erwehren — sagt der Berliner Figaro — wenn man aus der officiellen Anzeige in der Vossischen Zeitung erfährt, daß die Unterhandlungen der Theater-Intendantur mit der berühmten Tänzerin Marie Taglioni sich zerschlugen, weil dieselbe für jeden Abend 800 Thaler verlangte!!! — Allah ist groß und die Füße einer Tänzerin sind klein, ihre Börse aber ist unendlich weit! —

Hierzu zwei Kunstbeilagen:

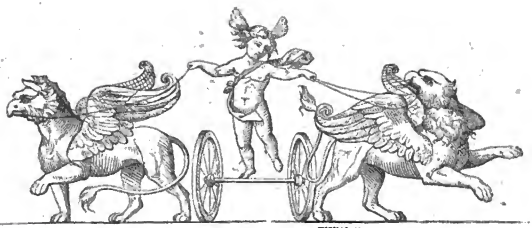
No. 101. Pariser Moden. Damen- und Herrenmoden: Der Herr links zeigt die Rückenseite eines modernen Ueberziehrocks, der Herr rechts einen grauen Paletot; beide Figuren gehören dem eleganten Stadtanzug an. Die Dame erscheint in einem sehr eleganten Hausanzug, wie um eine kleine Gesellschaft zu empfangen.

No. 103. Pariser Moden. Damenmoden. Soiréetoiletten.

Red. unter Verantwortlichkeit des Verlegers: Leopold Voß. Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hierzu: **Anzeiger № 49.**

Liebe



Zeitung für die elegante Welt.

25. December **№. 52.** 1844.

Uebersicht: Zwei Bilder (Lessing's Heinrich V. — (Die schlesischen Weber, von E. Hübner), von P. van Snyders. — Zweiundvierzig Dichter, von K. — Abschiedsworte, von Heinrich Laube.

Zwei Bilder.

Lessing's Heinrich V.

Es wurde Lessings Huß im Vergleich zu den belgischen Bildern von de Biefve und Gallait der Vorwurf gemacht, daß er schlecht gemalt, eigentlich nur eine „colorirte Bleistiftzeichnung" sei, während man auf der andern Seite die Vorzüge übersah, welche ihn charakterisirten, die geistige, ächt deutsche Tiefe, die Seele, welche dieser colorirten Bleistiftzeichnung innewohnte. Das war ein Vorwurf, den ein Künstler wie Lessing nicht ohne Erwiderung hinnehmen konnte, denn es ist nun einmal kein Künstler über die Kritik erheben. Freilich befaßte er sich nicht mit einer schriftlichen Antwort auf den Angriff, mit dem sich seine Herren Berliner Collegen selbst besudelten, er schwieg anscheinend, aber er nahm Pinsel und Palette zur Hand und schrieb auf die Leinwand: „Ihr seid Stümper. Ihr glaubt mich in- und auswendig zu kennen, aber Ihr irrt Euch. So weit ist es noch nicht mit uns. Hier seht ein ander Bild." Das schrieb er und Jeder der sich für unsern deutschesten Künstler interessirte, freute sich darauf, diese Schriftzüge zu sehen. Sie kamen endlich in seinem Heinrich den Fünften auf der Berliner Kunstausstellung in demselben Saale zum Vorschein, wo vor zwei Jahren seine beiden Gegner, die belgischen Bilder standen. Betrachten wir das Bild, das dem Huß zum großen Bedauern des Publikums schon in der Größe nachsteht, genauer, so sehen wir deutlich jene Worte daraus hervorleuchten. Diesem Bilde wird man nicht den Vorwurf machen, daß es schlecht gemalt, daß es eine colorirte Bleistiftzeichnung und nichts weiter sei. Hier sehen wir dem Streben des Künstlers auf der Stelle an, daß es dahin ging, die eigentlich äußeren Bestandtheile des Bildes mehr zu vollenden, vor allem dem süßen, bestechlichen Reiz der Farbe, der eigentlichen Poesie der Malerei nachzugeben, mit einem Wort einen klangreichen, harmonischen Accord anzuschlagen, der sich klar und deutlich ohne

detonirenden Nachhall in sich auflöst. Ob dabei Lessings größtes Talent das ihn vor allen andern Künstlern bezeichnete, die tiefe, genaue Charakteristik seiner Bilder, in diesem zu kurz kommt, ist eine andere Frage, welche wir freilich bejahen müssen. Lessings Huß war gewiß bedeutender als dieser Heinrich V.; er forderte uns zu so vielseitigen, eigentlich nie zu endenden Reflexionen auf, daß man vor dem Bilde und selbst nachher nicht zur Ruhe kam. Heinrich V. ist anders; er giebt uns von Anfang an den sinnlich angenehmen Genuß eines in sich vollendeten Bildes, er fordert uns auf in der schönen, kräftigen und doch so harmonischen Farbe herumzuwühlen, uns an dieser ausgebildeten Technik zu freuen, aber wenn wir damit fertig sind, was immer einmal kommen muß, dann bietet es uns nicht einen so tiefen Sinn, wie die meisten, der früheren Bilder Lessings. Der Stoff den der Maler diesmal gewählt hat, gehört zwar auch der Gesammtrichtung unseres Künstlers an, jener Richtung, in welcher er danach strebt in Schilderungen aus dem Mittelalter „den Kampf des selbstbewußt Menschlichen mit dem jenseitig Religiösen" darzustellen, wie sie ein anderer Kritiker nannte.

Aber er giebt hier eigentlich nur einen historischen Moment, der nicht zum Schluß kommt und dem das an Befriedigung abgeht, was uns andere, frühere Bilder Lessings gaben. Im Katalog ist das Bild folgendermaßen aufgeführt: „Dem auf der Kirchenversammlung zu Rheims mit dem Banne belegten Kaiser Heinrich V. wird vom Abte Erminold von Prüfeningen die gastliche Aufnahme im Kloster verweigert. Die Anordnung des Bildes ist folgende. Zur Rechten sehen wir durch das offene Thor in den Klosterhof hinein, zur Linken wird das Bild von wilden, halb dürren Baumstämmen begrenzt und von diesen beiden Außenseiten wird der eigentliche Mittelpunkt des Bildes, seine Handlung eingeschlossen. Aus einer wilden Landschaft von einem fast herausgekommenen Gewitter getrieben, ist der Kaiser mit einem großen Gefolge von Reisigen in das Bild hineingeritten. Der Boden ist sumpfig und naß, denn er glänzt und die Hufe der Pferde dringen fast ganz in ihn hinein. Wahrscheinlich hat der Kaiser einen Boten zur Ankündigung seiner Ankunft kurz voraus geschickt, denn als er, wie es eben geschieht, in das Thor des Klosters hineinsprengen will, tritt ihm schon der Abt Erminold mit seinen Mönchen abwehrend entgegen. Die Pferde sind zurückgescheut und stampfen ungeduldig den Boden, sie begehren Einlaß, gleich ihren Reitern, vor dem schauerlichen Wetter. Aber er wird ihnen nicht. Nun war wohl der erste, natürlichste Gedanke der kriegerischen Begleiter des Kaisers, den Einlaß durch die Uebermacht und den Muth, welche ihnen zustehen zu erzwingen. So sehen wir auch die nächsten Begleiter des Kaisers, zwei junge Ritter, im Begriff von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Der Ritter zur Linken des Kaisers hat schon den Speer geschwungen, um den frechen Abt zu züchtigen, während der Andere zur Rechten noch fragend nach dem Kaiser hinsieht. Dieser streckt wehrend seine beiden Arme aus, denn er fühlt, daß hier diesen schwachen, feigen Mönchen gegenüber, von denen die Hinteren schon die Flucht ergreifen, Gewalt brauchen, Feigheit wäre. Und bei diesem Abwehren bleibt der Künstler stehen, diesen Moment faßt er auf. Wir sehen den Zorn des Kaisers, der aus seinen dunkelen Augen blitzt, wir sehen ihn starr werden vor der Kühnheit dieses alten Mannes, wir erhalten einen Beweis seines Edelmuthes, seiner Tapferkeit darin, daß er ihn schont, aber das ist keine Handlung, die einem mächtigen Kaiser einem schwachen Abte gegenüber geziemt, der freilich auf die

Gewalt des päbstlichen Stuhles gestützt, seinem Herrscher ein gastliches Obdach verweigert. Wir erfahren nicht den Schluß der Begebenheit, wir müßten denn Raumer's Geschichte der Hohenstaufen nachschlagen.

So ist dieses Bild Lessings, in welchem er ohne Zweifel in ein neues Stadium seiner Künstlerlaufbahn eingetreten ist. Er wird sich von nun an bestreben, seine vorherrschende Neigung zum Reflectiren der Gesammtwirkung, der farbigen Harmonie des Bildes unterzuordnen, und dadurch wird er zweifelsohne mächtiger als bisher auf die Menge wirken, von welcher ihm bis jetzt nur die tiefer künstlerisch Gebildeten gehörten. Ist in diesem Werke auch nicht die Vereinigung des Bildlich-Schönen mit dem Hohen, welche die höchste Aufgabe des Künstlers ist, gelungen, so liegt das in einem Vergreifen an dem Stofflichen, das jedem Künstler passirt und das gewiß zu entschuldigen ist. Vielleicht daß Lessing sogar bewußt diesen Mißgriff that, weil er noch nicht die volle Kraft in sich fühlte, auf einmal ganz von seiner früheren Bahn abzugehen. Welche Mittel ihm zu Gebote stehen, hat er an der Durchführung dieses Bildes bewiesen. Daß Lessing auch als Landschafter groß ist, ist bekannt und es möchte wenig Historienmaler geben, wohl keinen unter den Lebenden, welcher den landschaftlichen Hintergrund, in welchem seine historische Begebenheit vorgeht, so zu malen verstände, wie er es verstand. Wie schön ist diese gewitterschwere Luft, möchte man nicht den Donner rollen hören, den Blitz zucken sehen? Wie naturwahr diese knorrigen Baumstämme, dieses kurze wilde Gesträuche, dieser feuchte, sumpfige Boden. — Es ist wahrlich ein Bild, an dem man sich trotz des unangenehmen Gefühls der nicht vollendeten Handlung erfreuen kann.

Wenn in diesem Bilde der Kampf weltlicher Macht mit der geistlichen geschildert ist, der, obgleich er auch noch in unsere Zeit hineingehört uns doch in dieser Form fremd ist, so kommen wir jetzt zu einem Bilde, das so recht in die Gegenwart hineingehört, das uns eine Scene aus dem entsetzlichen, vielleicht einst blutigen Streite der Proletarier mit den Reichen giebt, das uns das Herz zerschneidet und uns drängt die Fäuste zu ballen. Wir meinen

Die schlesischen Weber, von C. Hübner.

Hier stehen wir mit einem Mal mitten in unserer Zeit, die so reich ist an Elend und Lust, die das Wehgeschrei der Armen und Hungrigen ertödtet mit dem jubelnden Jauchzen der Uebersättigten, die erst dann daran denkt die Thränen der Armen mit den Ueberbleibseln ihrer Lust zu trocknen, wenn ihr Auge zu brechen droht. Hier haben wir eine gewaltige, tiefrührende Begebenheit an der sich Alles begeisterte, erst Freiligrath in seinem schönen Gedicht: Rübezahl, dann das Herz der Menschheit im Wohlthun, zuletzt ein Maler, Carl Hübner aus Königsberg in Preußen in Düsseldorf. Er muß sich begeistert haben an diesem Elend, denn er, von dem man bisher fast gar nichts sah, der fast zuerst auf der diesjährigen Ausstellung mit zwei, zwar talentvollen aber doch noch nicht bedeutenden Bildern auftrat, er giebt uns hier eine glühende, herzergreifende Schilderung jener herzlosen, unverantwortlichen Härte, mit welcher einzelne Fabrikherren die armen Weber behandelten. Oh! seht ihn nur diesen kalten vornehmen Mann, in dem feinen, modernen Anzuge, wie er dieser armen Familie den mondenlangen Fleiß vor die Füße wirft, weil er vielleicht einen kleinen Fehler bemerkt, den das thränende, über-

wachte Auge des Arbeiters überſah, ſeht jenen geſchniegelten Laffen, den würdigen Sohn eines ſolchen Vaters, wie er die Havanna-Cigarre in der geſchmückten Hand mit ſpöttiſchem Lächeln auf die Verzweiflung herabſieht, indem er ſich auf den Arbeitstiſch ſeines Vaters hinlehnt. Oh! Lächelt nur, feilſcht und drückt die Armen bis auf das Blut, es wird eine Zeit kommen, Ihr habt ein Beiſpiel davon gehabt, wo ſie über Euch herfallen werden wie Vampyre, wo ſie Euer Blut mit Wolluſt ſaugen, wo ſie Euch vergelten werden, was Ihr ihnen thatet. Auch dieſe werden Euch noch unterliegen, auch dieſes Weib, das leblos in die Arme ihres Mannes zurückſinkt, als ſie den harten Spruch des Tyrannen hört, auch dieſes Weib in deſſen Schooß ſich der unmündige Knabe wimmernd über den Schmerz der Eltern ſchmiegt, ſie wird unter die Erde kommen wie Hunderte vor ihr. Seht ſie! wie leblos, wie ſtarr ihr Auge blickt! Kennt Ihr dieſen Blick? Schaudert! Sie iſt wahnſinnig. — Und das koſtete Euch ein Wort, eine Bewegung der Hand, und das Glück einer Familie iſt auf immer zerſtört. Geduld! Geduld! Ihr werdet Euren Lohn empfangen! — Aber da Ihr feige ſeid, wie alle hartherzigen Leute, wie kommt es, daß Ihr nicht zittert? Fiel es Euch nie ein, daß dieſe Leute Menſchen ſind, daß ſie ſich zu Boden treten laſſen, daß ſie aber einſt doch wieder aufſtehen? Und wenn dieſer Moment jetzt einträte, wenn dieſe Leute ſich erinnerten, daß ſie Hände haben und Kraft in den Händen, wenn Alle die, die hier verſammelt ſind und die Alle von Euch gedrückt und geſchunden werden, mit Ernſt dieſen Gedanken faßten, ... was würde aus Euch und Euerm Lächeln? Ein Grinſen des Todes würde an ſeine Stelle treten, ein markiger Griff und Ihr ſchnapptet vergebens nach Luft. Dieſer Teppich auf dem Ihr ſteht und an dem die Thränen Tauſender hängen, würde Eure Bahre, dieſes Leinen Euer Leichentuch. Da ſeht! Es iſt Alles beiſammen, was Ihr braucht, nur ein Bischen Willen, ein Bischen Kraft fehlt und die erweckt Ihr durch Eure Härte.

Ich bin nicht im Stande all die Einzelnheiten dieſes Bildes zu ſchildern, ich vermag es nicht, dieſe Factoren zu beſprechen, welche durch die ſchärfſte Lupe die Leinwand muſtern, ich kann nicht dieſem Alten ſeine Geſchichte aus den feuchten Augen leſen, denn mein Auge ſieht ſelbſt durch Thränen. Ich weiß nur, daß ich Elend ſah, wohin ich blickte, treu und tief geſchildertes Elend und daneben die Habgier in dem reichen Kleide, welche dies Elend ſchafft. — Oh! wäre ihr doch die Aehnlichkeit des Portraits aufgedrückt, das wäre ihr ſchönſter Lohn!

Ob das Bild mit Fleiß, auf höhere Veranlaſſung zu ſpät zur Ausſtellung kam, weiß ich nicht, doch glaube ich es. Es iſt zu treu, zu wahr, um nicht den Eindruck auf die Menge zu machen, den es auf mich machte, und dieſer Eindruck giebt böſes Blut. So wurde es in der Gropius'ſchen Kunſthandlung ausgeſtellt, und wie der Gedanke wohl natürlich war, zum Beſten der armen Weber. Man erzwingt kein Entrée, aber, wenn man das Bild geſehen hat, wenn man ſich an dieſem gemalten Elend erquickte, dann fällt der Blick auf eine kleine Büchſe, welche daran befeſtigt iſt. Es bedarf da weiter keiner Worte, keiner Aufforderung. Es greift Jeder in die Taſche und giebt das Seine und damit wird manche Thräne getrocknet werden.

Ebenſo lobenswerth iſt die Idee, das Bild zum Beſten der Weber zu verlooſen. Wie ich an Ort und Stelle hörte, wird die Gropius'ſche Kunſthandlung eine gewiſſe Anzahl von Looſen zu einem Friedrichsd'or das Stück ausgeben, welche außer der Ausſicht auf den Gewinn des zu 600 Thalern

gekauften Bildes die Berechtigung auf eine 21 Zoll große Lithographie desselben haben. Möchten sich recht viele bei dem Unternehmen betheiligen, damit es bald zu Ende geführt wird.

P. van Snyders.

Zweiundvierzig Dichter.

Von Büchern liegt vor mir ein Perserheer.
Herwegh.

Sage zweiundvierzig Gedichtsammlungen, wie sie in letzter Zeit aus allen Gegenden Deutschlands, ja aus Schweden, der Schweiz, aus Frankreich einliefen, liegen vor mir und wollen, wie der Patriotenkaspar, ihr Recht, und wollen wir nicht, daß uns die unbefriedigten Seelen ins kommende Jahr hinüberverfolgen, so müssen wir uns endlich an die Arbeit machen und sie in Bausch und Bogen absolviren. Freilich wird hier mancher Dichter kurz genannt werden müssen, der es gewiß verdiente, daß er ausführlicher gewürdigt werde, und wieder wird mancher mit einem blauen Auge davonkommen, der es verdiente, gehörig gezüchtigt und secirt zu werden. Zu den ersteren gehören z. B. Simrock, Fedor Löwe, Lengerke, unter den letzteren würde Herr Deinhardstein eine große Rolle spielen. Aber wir haben leider keinen Raum mehr übrig und begnügen uns mit Noten, wie wir sie bei Lesung der Einzelnen aufgezeichnet, und zählen die einzelnen Sammlungen ohne alles System auf, wie sie eben vor uns liegen.

Hesperus, Gedicht in drei Gesängen von Theodor Stamm. Ein überaus zartes, ja überzartes Gedicht, viel zu ätherisch, als daß es auf einen irdisch gesunden Menschen einen großen Eindruck machen könnte. Die Urania- und Hesperuszeit ist vorüber. — Lindenblüthen von Calmann. Lindenblüthen! Wer erkennt nicht schon aus dem Titel den guten Mann und schlechten Musikus? — Auf nach Norden! von Eginhard. Ein für nordische Poesie wirklich empfänglicher Geist. — Deutsche Lieder aus der Fremde von W. Nolte. Herr Nolte hat die deutsche Tiefe in Deutschland vergessen und französische Leichtigkeit und Grazie in Paris noch nicht erlernt. — Der Paria von Fredrik Montan bewährt in schlechten, oft trivialen Versen doch einen freien, vorurtheilslosen Charakter. — Kinder der Zeit von Sievers. Wenn unsere Zeit nicht bessere Kinder hat, ist sie wahrhaftig keine gesegnete Mutter. — Allerhand seltsame Gedichte von Cornberg. Viel Schönes versteckt sich unter dem barocken Titel. Ich mache nur auf das seltsame Gedicht „Tempora mutantur“ aufmerksam. — Gedichte von Deinhardstein. Der Zopf der hängt ihm hinten, wäre eigentlich die beste Kritik, wenn es nicht reizte. Als Probe Deinhardsteinischer Poesie wäre aus seinen sogenannten Streckversen anzuführen: Nur wenn der Mann ein guter Essig ist und die Frau ein gutes Oel, ist der Salat der Ehe genießbar. Das ist Poesie!! In einem andern Streckverse untersteht sich der k. k. Censor, den Namen Börne niederzuschreiben, und die Frechheit wird um so größer, da er Börne zu loben sich untersteht. Wem sind die Gedichte gewidmet? Denn Herr Deinhardstein wird doch nicht Gedichte herausgeben, ohne sie gehörigen Orts mit einem allerniedrigsten Bückling zu überreichen! Schnell nachgesehen! Richtig, sie sind Sr. Majestät dem Könige von Preußen dedicirt. Haben Sie schon die Medaille, Herr v. Deinhardstein? — Töne des Herzens von Freiherrn v. Budberg. Schon der Titel charakterisirt diese Gedichte. Sie haben wirklich manches Herzliche, aber nichts mehr. — Gedichte von L. Christ. „Sie werden leben,

diese Lieder!“ So beginnt der Band und man muß der Zuversicht des Verfassers glauben, obwohl man auf den ersten Blick meinen sollte, der „Schweizer Schütze“ habe eben so viele Böcke geschossen, als er Gedichte geschrieben. — Gedichte von B. Dalei. Ein biederber, guter, oft sentimentaler Studentengeist der Benedikt Dalei. — Franz G. Pocci scheint der Repräsentant des Münchner Kapuzinerthums zu sein. — Carlopago, ein Oesterreicher, der, wie viele seiner Landsleute, um jeden Preis und ex officio à la Seidl gemüthlich sein zu müssen glaubt. — Fr. Lichterfeld ist ein widerlicher, gedankenloser Nachahmer Heine's. — Die Welt ein Epos von Sebastian Brunner, einem Oesterreicher, ist ein Buch voll blühenden, metaphysischen und politischen Unsinnes. „Die Kraft der Schwere und die Kraft der Dehnung“ sind darin vorwaltende Kräfte. — Zu Theophile Gräfin .....g mit ihren Klängen aus dem Norden kann man nur sagen: O wärst Du heim geblieben! Die arme Gräfin hat wahrscheinlich zu viel Französisch und zu wenig Deutsch gelernt, sonst könnte sie nicht sagen: Doch schaut den armen, blassen Knab'! — Die „Lyrischen Gedichte“ von Johann N. Vogl sind in Vers und Gedanken leicht genug, um sich zu musikalischen Kompositionen zu eignen. — Zu den Klängen und Bildern aus Ungarn haben Beck und Lenau die Schlagwörter geliefert und die Gedichte, äußerliche Nachahmungen, wären ohne diese beiden Dichter nie entstanden. — „Blätter und Trauben“ von demselben sind heitere, gesunde Lieder eines kräftigen Poeten. — In den „Neuesten Dichtungen“ ahmt sich J. N. Vogl selbst nach. Das ist immer ein schlimmes Zeichen. — Daniel Müller und seine Frau Luise bringen mitsammen ein dünnes Bändchen. Sie müssen eine glückliche Ehe führen, denn sie sind Beide sinnige, poetische Naturen; doch wünsche ich ihnen, daß ihre leiblichen Kinder kräftiger und derber seien, als ihre geistigen. — Zeitsignale, Lieder eines Publicisten. Der Dichter verkennt sich selbst. Ein Dichter kann wohl ein Publicist, ein bloßer Publicist kann aber kein Dichter sein. — Die schönen Gedichte von Ludwig v. Erfurt sind bedeutende Reliquien, durch die sich der früh verstorbene Poet sein Andenken sicherte. — Fürst zu Lynar macht seine Kritiker traurig, die ihn gern loben möchten, denn man sieht ein gutes Herz, das aber nicht das Talent besitzt, sich auszudrücken. In seinen Gedichten nimmt Fürst Lynar meist einen guten Anlauf, aber der Athem geht ihm aus und das gut Angefangne endet matt. Am besten gelingen ihm die im Goethischen Metrum geschriebenen Gedichte, z. B. der Tod, Nachtwanderung. Manche offenbare Nachahmung stört und verstimmt, z. B. der Anfang des Gedichtes: Distichon. — Franz Wigand war seiner Sache so gewiß, daß er jedenfalls seinen Gedichten den Lorbeerkranz vorsetzen ließ. Verdient er ihn vielleicht deshalb, weil er uns die Geschichte des Sklaven Androklus noch einmal erzählt? — Gustav Kretschmer hat das Verdienst, daß er seine Gedichte für nichts Anderes giebt, als für das, was sie wirklich sind, „Reime“. — Die Lebenssymptome von A. Horwitz sind mehr als Symptome; sie sind Beweise eines kräftigen, thatenlustigen, innern Lebens. — Die Gedichte von A. Pohl, betitelt „Lyrisch, Episch, Satyrisch“, sind, wie schon ein anderer Recensent bemerkte, eine Satyre auf Lyrik und Epik. — Der Rosengarten des Herzens! Dieser Titel spricht von selbst das Urtheil über Herrn Karl Nedden. — Gustav Bernhard's Fata Morgana ist ein Gemisch von fließenden und hinkenden Versen. — Karl v. Haugwitz mit seinen Poetischen Klängen ist auch einer der Kleinen von den Meinen. — J. L. F. Krauß gelingt das Didaktische besser als das Lyrische. — August Lamey schreibt Verse, als ob Uhland, Platen, Lenau nie existirt hätten. Man schwankt zwischen Zopf und Perücke. — Man kann auf

die Originalität C. A. Wolff's und seines Marienkranzes schließen, wenn man lieſt, daß er ein Gedicht auf den Geburtstag seiner Geliebten so beginnt: Abermals ist heut' ein Jahr verschwunden. So fing noch kein Geburtstagsgedicht an. — Weser-Lieder von Ludwig Heinrich Meyer: Provinzial-Patriotismus in Versen. Man kennt das. — Heinrich Weiße ist ein Nachahmer. Man lese nur: „Was ist Gedicht?" — Poetische Phantasien von E. Heusinger sehen aus, als ob sie zu den Illustrationen von Ratz gemacht wären, nicht umgekehrt. — Aus Liedern vom Bodensee von C. K. spricht jedenfalls ein offener, klarer Geist; er hätte sich nur freier entwickeln und nicht so an Herwegh klammern sollen, dann wäre ihm wohl nicht widerfahren, was ihm widerfuhr, daß er klanglos vorüberging. — Die Gedichte von K. J. Schuler mag der besprechen, der Verse wie folgende versteht: Will nicht weichen vom Berge, bis die Liebe mein Auge kann reichen; oder, wer sich nicht ärgert über Verse wie diese: Machst mein einsam Herz so sehnend weiche. Dann schreibt er auch Gedichte an Chloe!! — Nun komme ich an einen Dichter, den ich so gern loben möchte; es ist ein vorzüglicher, braver, gelehrter Mann, ein Mann von großem Verdienst, ein Agitator für die deutsche Sache im Elsaß, aber — fiat justitia — die Gedichte von August Stöber haben alles Kleine, Kleinliche der schwäbischen Schule, ohne ihre Reize zu besitzen. — Fedor Löwe ist ein Poet von bedeutendem Talente; die lyrische Epik ist sein eigentliches Genre; ganz subjektive Empfindungen versteht er weniger gut auszudrücken, obwohl er eine ungeschminkte, natürliche Rede führt. Das zweite Buch seiner Gedichte ist gewiß das beste und in diesem wieder die Gedichte „Auf der Jagd, Ein Grab im Mondschein" und die schottischen Balladen. — Cäsar v. Lengerke ist bedeutender. Wirkliche, nicht geheuchelte Tiefe des Gefühls und eine kräftige nordische Phantasie zeichnen diesen vortrefflichen Poeten aus. Wir verweisen nur auf das Gedicht „Das Richtschwert", als auf ein charakteristisches. Sonderbar ist, daß Lengerke nicht bekannter ist, wie er es doch verdiente. — Wilhelm Wackernagel in seinen Zeitgedichten zeigt, daß er dem jetzt schon etwas veralteten Liberalismus, wir meinen dem aus den zwanziger Jahren, noch treu geblieben. — Sein Trabant Balthasar Reber meint es gut. — Ende gut, Alles gut: Karl Simrock. Es wird einem wohl zu Muthe in Gesellschaft dieses alten Deutschen. Man schüttelt ihm biederb die Hand und hört ihm gern zu, wenn er von Wein, Weib und Gesang sein Lied erhebt und wenn er die schönen Mährchen erzählt, die er unsern Altvordern abgelernt. Jeder wird ihm gern den Wunsch gewähren, den er in folgender Strophe ausspricht:

Und wär' ich allzuspät gekommen,
Es ist Poetenloos, man weiß:
So sei ich gütig aufgenommen,
Poeten, denn in Eurem Kreis.

K—*)

*) Ich habe nicht den Muth gehabt, über so viel mittelmäßige Gedichte zu sprechen. Eben weil ich so wenig Lobenswerthes fand, mißtraute ich meinem eignen Takte und suchte einen jungen Dichter, welcher, talentvoll und vorurtheilsfrei, darüber sprechen könnte. Ich habe ihn spät gefunden, weil unter den Lyrikern die Kritiker eben so selten sind, als unter den Kritikern die Lyriker. Nun ging aber das Jahr zu Ende und er mußte sich entschließen, für eine Lektüre von mehreren Wochen nur eine Lektüre von einer Viertelstunde in Anspruch zu nehmen. Die Herren Simrock, Lengerke, Cornberg, Fedor Löwe mögen verzeihn, daß sie in so große und gemischte Gesellschaft gebracht worden sind und deshalb nur mit wenig Worten ausgezeichnet werden konnten. L.

Abschiedsworte.

Ich scheide mit diesen Worten von den Lesern der „Zeitung für die elegante Welt", und danke den Mitarbeitern für die Theilnahme, welche sie dem Blatte und mir getreulich an den Tag gelegt haben. Daß ich die Zahl der Mitarbeiter nicht noch mehr erweitert lag in äußerlichen und inneren Ursachen. Das Blatt sollte einen bestimmten Charakter haben: Vertretung des schöpferischen Talentes, Betheiligung an den Fragen der Zeit vom Standpunkte des Talents. Nicht vom allgemeinen Standpunkte einer Zeitung, welche nur berichten, oder nur eine Meinung vertreten will. Eine Richtung war zu vertreten: die literarische Welt mitten in einer hundertfach strebsamen Zeit. Und zwar nicht eine kastenartig abgeschlossene literarische Welt, sondern eine literarische Welt, welche innerlich, also nicht bloß durch Stichworte verbunden ist mit dem hundertfach lebendigen Streben unsrer Zeit.

Das hat uns natürlich mancherlei Mißdeutung und Anfeindung zugezogen, und wird sie uns auch noch fernerhin zuziehn, da nicht Jedermann geneigt ist, dem Nachbar Selbstständigkeit zuzugestehn. Dies wäre aber auch meine geringste Sorge, denn Dergleichen verfliegt. Möge mir nur Freund und Feind zugestehn können, daß ich nach Wahrhaftigkeit gestrebt, daß ich in diesem Journal ein ehrlicher Feind und ein offener Freund gewesen bin, und gewisse Zwecke mit Bewußtsein verfolgt habe. Ob die Zwecke selbst was taugen, werde ich hoffentlich auch ohne Redaktion noch darthun können. Hier habe ich nur sagen wollen, daß ich den Kreis der Mitarbeiter eng halten und manchen werthvollen Beitrag zurückweisen mußte, weil ich die innere Einheit des Blattes bewahren mußte, und weil ich nicht Raum genug hatte, die Einheit auch bei stoffartiger Erweiterung noch behaupten zu können. Meine Noth war immer nur der Mangel an Raum.

Mangel an Lesern übrigens haben wohlwollende Journalisten drucken lassen, sei die Ursache meines Zurücktritts. Sie mögen sich trösten, dem ist nicht also. Die Elegante hat seit zwei Jahren die Liste ihrer zahlenden Leser verdoppelt und gehört zu den wenigen am Stärksten verbreiteten schönwissenschaftlichen Zeitschriften. Mein Zurücktritt hat nichts mit der ökonomischen Frage zu schaffen; er war schon in Rede, als ich die Redaktion vor zwei Jahren übernahm, und es war damals gar nicht meine Absicht, sie so lange zu führen. Ich scheue die Zerstreuung und Zeitversplitterung, welche sie mit sich bringt, und die Sammlung, welche allein größere Produktionen möglich macht, ist für mich von weit größerem Reize. Ich bin also nicht mehr jung genug, um ein ganzer Journalist zu sein. Wenn es mir auch Bedürfniß ist, alle Strömungen und Strudel der Zeit aufmerksam zu verfolgen, so ist es mir doch nicht mehr Bedürfniß, alle einzelnen Bemerkungen darüber niederzuschreiben. Dies ist aber das eigentliche Wesen des Journalisten. Es mag nöthig und wohlthätig sein, daß auch der producirende Schriftsteller von Zeit zu Zeit dazu genöthigt werde, damit er im Gedränge unter Püffen und Stößen die inneren Triebfedern der Dinge näher sehe, damit er vor indolenter Einseitigkeit und Abschließung bewahrt und lebendig erhalten werde. Dies war der Gesichtspunkt, welcher mich zur Uebernahme der Redaktion bewog. Jetzt bilde ich mir ein, wieder auf eine Zeitlang hinreichend gepufft und gestoßen zu sein. Uebersichten und literarische Artikel werde ich übrigens nach wie vor schreiben, und wer sich für meine Auffassung so weit interessirt, um sie aufzusuchen, der wird sie in der Augsburger Allgemeinen Zeitung und in den Grenzboten finden. Die Elegante nämlich wird von nun an dem eigentlich kritischen Bestandtheile eines Journals entsagen, da er sich nicht wohl vereinigen läßt mit dem Wesen einer auf's größte Publikum angewiesenen, leichterer Lektüre bedürftigen Modezeitung. Sie wird unterhaltende Novellen- und Feuilleton-Zeitung.

Heinrich Laube.

Red.: **Heinrich Laube.** Verl.: **Leopold Voß.** Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Hierbei: **Die Mode № 51 und 52.**

In **E. H. Schroeder's** Buch- und Kunsthandlung in Berlin, Linden 23, im Jagor'schen Hause, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Album
deutscher Dichter.

Herausgegeben
von
H. Kletke.

8. Velinpapier, geh. Preis 1 Thlr. 20 Sgr. Elegant gebunden 2 Thlr., in Seide und Goldschnitt gebunden 3 Thlr. 5 Sgr.

Diese Sammlung ist, wie das Dedications-Gedicht des Herausgebers schon besagt, vorzugsweise den deutschen Frauen gewidmet, und zerfällt in 5 Hauptabschnitte: Natur, Jugend (Leid und Lust), Traum und Leben (Haus und Welt), Bild und Spruch, Andacht.

Daß der Herausgeber, mit der Tiefe des weiblichen Gemüths innig vertraut, nie aus den Augen verloren hat, daß das Album den deutschen Frauen gewidmet ist, giebt demselben schon einen wesentlichen Vorzug vor zahlreichen Unternehmungen ähnlicher Art; die Sorgfalt aber und der richtige Takt, mit welchem überall das Beste und Passendste gegeben ist, geben dieser Sammlung einen Werth, der eine möglichst große Verbreitung derselben wünschenswerth macht.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

In
Scandinavien.
Nordlichter.

Von
Eduard Boas.

8. Geh. 21 Bogen. Preis 1½ Thlr.

Leipig, Decbr. 1844.

Fr. Ludw. Herbig.

Ein sehr nützliches Buch für Jedermann.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Sammlung, Erklärung und Rechtschreibung von (6000)
fremden Wörtern,

welche in der Umgangssprache, in Zeitungen und Büchern oft vorkommen, um solche richtig zu verstehen und auszusprechen. Vom Doctor und Rector
Wiedemann.

Preis 12½ Ngr. oder 45 Kr.

Selbst der Herr Professor Petri hat dieses Buch (wovon binnen kurzer Zeit 13,000 Exemplare abgesetzt wurden) als sehr brauchbar empfohlen. Es enthält die Rechtschreibung und richtige Aussprache der im gemeinen Leben oft vorkommenden Fremdwörter, deren Sinn man häufig nicht versteht, die man so oft unrichtig auffaßt und selbst unrichtig ausspricht.

Fest-Geschenk.

C. Spindler's Taschenbuch:
Vergißmeinnicht.

Jahrgänge 1830 bis 1843.

Um den Ankauf dieses beliebten Taschenbuches, das mit vielen ausgezeichnet schönen Stahlstichen geziert ist — zu erleichtern, geben wir auf unbestimmte Zeit **jeden einzelnen Jahrgang** (früherer Preis 2 Thlr. 15 Ngr. [12 gGr.] oder 4 Fl. 30 Kr.) zu

17½ Ngr. (14 gGr.) oder **1 Fl.**

ab. Wir glauben mit dieser Ermäßigung den Wünschen einer großen Zahl von Lesern zu entsprechen, und bemerken nur noch, daß jede Buchhandlung in den Stand gesetzt ist, das Taschenbuch zu dem obigen Preise zu liefern.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

So eben erschien in unserem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus Mehemed Ali's Reich.

Vom

Verfasser der Briefe eines Verstorbenen.

3 Bände, 8. br. 7 Thlr. 26¼ Ngr. (21 gGr.) oder 13 Fl. 30 Kr.

Stuttgart, 30. November 1844.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Neue Musikalien

im Verlage von

FRIEDR. KISTNER

in Leipzig.

Du Vernoy, J. Op. 19. Pensée fugitive pour Piano. 7½ Ngr.

— Op. 20. Rêverie. Morceau de Salon pour Piano. 15 Ngr.

Eisner, C. Op. 10. Scene und Arie für das chromatische Horn mit Orchester. 1 Thlr. 10 Ngr.

— Op. 10. Dieselbe mit Pfte. 20 Ngr.

Ernst. Op. 18. Le Carnaval de Venise. Variations burlesques sur la Canzonetta: „Cara Mamma mia" pour Violon avec Quatuor et Contrebasse ou Pianoforte. 1 Thlr. 5 Ngr.

— Op. 18. Le même pour Violon avec Piano. 25 Ngr.

— Op. 18. Le même arrangé pour Piano à 4 mains. 1 Thlr.

— Op. 18. Le même arr. p. Pfte seul. 25 Ngr.

Gade. Op. 5. Erste Sinfonie für Orchester in Cmoll. Partitur gebunden 5 Thlr. Stimmen 6 Thlr. 15 Ngr.

— Op. 5. Dieselbe für Pianoforte zu 4 Händen eingerichtet. 2 Thlr. 5 Ngr.

Hoven, H. Op. 26. Der Säuferkampf, oder cüriöse und wahrhafte Beschreibung, wie der ehrenveste andennoch gottvergessene Ritter Cuno, durch den salva venia Gott sei bei uns, im Saufen überwunden und auf die Letzt geholt worden. Eine schöne tröstliche Historia, allen gottfürchtigen Gesellen und Junggesellen zu Trost und Unterricht, allen bösen, unzüchtigen, halsstarrigen Säufern zur Besserung gehalten und allen Christenmenschen fast nützlich und kurzweilig zu hören, in vergnüglichen Reimen geschrieben durch Dr. *August Eberhard Schmidt*, mit weltlicher Musica von *Hans Hoven*. 15 Ngr.

Lubin. Op. 46. Fantaisie sur un Thème de l'Opéra: Lucia di Lammermoor, de *Donizetti*, Morceau de Concert et de Salon pour Violon seul. 10 Ngr.

Mendelssohn-Bartholdy, F. Op. 40. Duett No. 3 aus dem 95. Psalm, für 2 Sopranstimmen mit Pianoforte („Denn in seiner Hand"). 10 Ngr.

— Op. 55. Musik zur Antigone des Sophokles nach *Donner's* Uebersetzung, für Pianoforte zu vier Händen eingerichtet. 2 Thlr. 25 Ngr.

— Op. 58. Sonate für Pianoforte und Violoncelle. (No. 2.) 2 Thlr. 10 Ngr. (Die Violoncelle-Stimme apart 15 Ngr.)

— Op. 58. Dieselbe Sonate für Pianoforte und Violine eingerichtet von *F. David*. 2 Thlr. 10 Ngr. (Die Violin-Stimme apart 15 Ngr.)

— Op. 60. Die erste Walpurgisnacht, Ballade von *Goethe* für Chor und Orchester. Partitur gebunden 7 Thlr. 15 Ngr. Orchester-Stimmen 7 Thlr. Singstimmen 2 Thlr. 15 Ngr. Klavierauszug 4 Thlr.

— Op. 63. Sechs zweistimmige Lieder (für zwei Sopranstimmen) mit Pianoforte. 1 Thlr. 5 Ngr.

Moscheles, I. Op. 107. Tägliche Studien über die harmonisirten Scalen zur Uebung in den verschiedensten Rhythmen. Ein Cyclus von 53 vierhändigen Characterstücken in allen Dur- und Moll-Tonarten mit vollständigem Fingersatz, zur Unterhaltung für Lehrer und Lernende. Heft 1, 2 à 2 Thlr.

— Op. 108. Deux Fantaisies brillantes sur des Airs favoris de l'Opéra: „la Bohemienne", de *Balfe*, pour Piano. Heft 1. 20 Ngr. Heft 2. 25 Ngr.

Rietz. Op. 2. Fantaisie pour Violoncelle avec Orchestre. 2 Thlr. 15 Ngr., avec Piano 1 Thlr. 10 Ngr.

— Op. 13. Sinfonie für Orchester in G-moll. 7 Thlr.

— Op. 13. Dieselbe arrangirt für Pianoforte zu 4 Händen vom Componisten.

— Op. 15. Neun Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte. 25 Ngr.

— Op. 16. Concerto pour Violoncelle avec Orchestre 3 Thlr., avec Piano 1 Thlr. 20 Ngr.

Schreinzer. Op. 7. Six Eglogues pour Piano. Cah. 1, 2. à 20 Ngr.

— Op. 11. Trois Pièces caractéristiques pour Piano. 22½ Ngr.

— Op. 15. Sehnsucht nach dem Vaterlande, von *Münzloff*, für eine Bassstimme mit Pianoforte 10 Ngr.

— Op. 19. Drei Gesänge von *W. Hauff* für eine Basstimme mit Pfte. 15 Ngr.

Wartel, Theresa. Souvenirs des Huguenots. Fant. pour Piano. 20 Ngr.

Willmers. Op. 29. Nordische National-Lieder mit freier Benutzung der Original-Melodien für Pianoforte übertragen. No. 1. Flieg, Vogel, flieg (Dänisch). No. 2. Dänische Nationalmelodie. No. 3. Norwegischer Fischergesang. No. 4. Die Wassernixe (Schwedisch). No. 5. Norwegisches Bauernlied. à 15 Ngr.

Ueber den Bau der Geige und anderer Saiten-Instrumente. Zum Gebrauche für Künstler, Dilettanten und Instrumentenmacher. Nach einem in der Académie des Sciences in Paris von *Savart* gehaltenen Vortrage ins Deutsche übertragen. 15 Ngr.

Eine für erwachsene Personen nützliche Schrift ist:

Dr. J. F. Albrecht.

Der Mensch und sein Geschlecht,

oder die Geheimnisse der Natur, hinsichtlich der Fortpflanzung und der Beibehaltung der Kräfte und der Gesundheit. (Ein für erwachsene Personen beiderlei Geschlechts höchst lehrreiches Buch.)

Vierte Auflage. Preis 15 Ngr.

Im Verlag der Unterzeichneten sind aus der Musik zu

Shakspeare's

Sommernachtstraum

von

F. Mendelssohn-Bartholdy

folgende Stücke, für das Pianoforte vom Componisten arrangirt, erschienen und durch alle Buch- und Musikhandlungen zu dem beigesetzten Preise zu beziehen:

Scherzo.	Preis 15 Ngr.
Notturno.	– 10 –
Hochzeitmarsch.	– 10 –

Leipzig, 5. Dec. 1844.

Breitkopf & Härtel.

Dr. **Albrecht**, Hülfsbuch für Alle, die an

Schwäche der Geschlechtstheile leiden.

Entwickelung ihrer Ursachen, ihre Erkenntniß und die sicherste, beste und leichteste Heilmethode. Dritte ganz umgearbeitete, sehr verbesserte und mit mehreren, durch neue Erfahrungen bewährten Hülfsmitteln versehene Auflage. Geh. Preis 10 Ngr.

Tausende von Menschen haben sich durch dieses Buch mit dem glücklichsten Erfolge geheilt.

Prospect und Probenummern des zweiten Jahrgangs 1845

des

Wöchentlichen

Literatur- und Kunstberichts

von

Oswald Marbach

sind in allen Buchhandlungen einzusehen. Das Journal giebt eine Uebersicht aller beachtenswerthen literarischen Erscheinungen, eine geistreiche Besprechung der Kunst- und Lebensinteressen der Gegenwart, Auszüge und Notizen. Man bezieht es durch alle Postanstalten und Buchhandlungen für ½ Thlr. vierteljährlich.

Voigt & Fernau in Leipzig.

Italienische Unterrichtsbücher

erschienen bei *Georg Franz* in München:

Racconti

in lingua italiana

per

usi degli studiosi di questa

con Note

di

Luigi Carrara di Firenze.

Tre Fascicoli.

Preis 3½ Ngr. (3 gGr) oder 15 Kr. das Heft. Zusammen broschirt 12½ Ngr. (10 gGr.) oder 45 Kr.

Erzählungen

in deutscher Sprache

zum

Uebersetzen aus dem Deutschen ins Italienische.

Mit Noten

von

Ludwig Carrara.

Drei Hefte.

Preis 3½ Ngr. (3 gGr.) oder 15 Kr. das Heft. Zusammen broschirt 12½ Ngr. (10 gGr.) oder 45 Kr.

Le nouveau Vergani

ou

grammaire de la langue italienne

reduite à 24 leçons

par

Luigi Carrara.

10 Ngr. (8 gGr.) oder 36 Kr.

Ferner erschienen folgende nützliche Lehrmittel für die italienische Umgangssprache:

La Locandiera

Commedia di tre atti in prosa

di *Carlo Goldoni.*

I Malcontenti

Commedia di tre atti in prosa

di *Carlo Goldoni*

Il Tutore

Commedia di tre atti in prosa

di *Carlo Goldoni.*

La donna irrequieta

Commedia in cinque atti in prosa

di *Alberto Nota.*

Il Bugiardo

Commedia di tre atti in prosa

di *Carlo Goldoni.*

Preis eines jeden Stückes nur 3½ Ngr. (3 gGr.) od. 15 Kr.

C. Cantù,

Margherita Pusterla.

Racconto.

12. 3 vol. cart. 1 Thlr. 7½ Ngr. (6 gGr.) oder 2 Fl.

Omma, J.,

l'art de la correspondance

française et italienne.

In Umschlag. 8. 1 Thlr. od. 1 Fl. 30 Kr.

Azeglio, M. d.,

Niccolò de' Lapi ovvero i Palleschi e i Piagnoni.

4 Vol. 8. 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Alle diese Artikel, auf deren correcten Druck alle Sorgfalt verwendet wurde, sind sehr zur Einführung in Schulen und Instituten geeignet und haben bereits schon in mehreren gute Aufnahme gefunden.

Bei **Leopold Voß** in Leipzig ist erschienen:

Glückseligkeitslehre

für das

physische Leben des Menschen,

oder

die Kunst, das Leben zu benutzen und dabei Gesundheit, Schönheit, Körper- und Geistesstärke zu erhalten und zu vervollkommnen.

Von weil. **Prof. Dr. Phil. Karl Hartmann.**

Dritte verb. Aufl. 8. geh. 22½ Ngr.

Druck von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.